







Autograph.

Schlaisswer am.

dearly yours  
— — —  
Wm. Lloyd Garrison

# Allgemeine Missions-Zeitschrift.

---

Monatshefte

für

geschichtliche und theoretische Missionskunde.

---

In Verbindung mit

**D. F. W. Bahn,**  
Missions-Inspektor in Bremen

und

**D. H. Grundemann,**  
Pastor in Mörz bei Belzig

herausgegeben

von

**D. Gustav Warneck,**  
Professor in Halle a. S., Gütchenstraße 20.

Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker und dann wird das Ende kommen.

Matth. 24, 14.

Fünfundzwanzigster Band.



Berlin 1898.

Verlag von Martin Warneck.



v. 25  
1898

# Das Missionswerk der Vereinigten Presbyterianer von Schottland.

Von P. Strümpfel in Herrengosserstedt.

Am 13. Mai 1847 bewegten sich zwei feierliche Züge durch die Straßen von Edinburgh. Die Vertreter der Secession Church und der Relief Church hatten ihre letzte getrennte Synodalsitzung gehalten und schritten nun zur Vereinigung nach Tanfield Hall, demselben Raume, in welchem vier Jahre vorher die Freikirche sich konstituiert hatte. Stehend hörten hier die Versammelten die Verlesung der Basis of Union, welche die gemeinsamen Grundsätze sowohl der im kirchenpolitischen Kampfe bewährten Secession Church als der pietistisch-weitherzigen Relief Church zu klassischem Ausdrucke brachte. Am Schlusse dieses denkwürdigen Schriftstückes werden der United Presbyterian Church drei charakteristische Aufgaben gestellt: 1. als eine missionary church zu wirken für die allgemeine Ausbreitung der Segnungen des Evangelii in der Heimat und draußen, 2. als eine voluntary church ihren Gliedern Recht und Pflicht zuzuteilen, den Dienst am Evangelio durch freiwillige Beiträge zu unterhalten und auszudehnen, 3. als eine catholic church alle gläubigen Nachfolger Christi als Brüder anzusehen und mit dem ganzen Leibe Christi die Einheit aufrecht zu halten durch williges Zusammenwirken in allem, worüber sie mit dessen Gliedern einig ist. Fünzig Jahre sind seither vergangen und die Kirche hat im Mai 1897 ihr Unionsjubiläum gefeiert. Dabei konnte bezeugt werden, daß jenes dreifache Programm eingehalten worden, ja daß man immer mehr in dasselbe hineingewachsen sei. Der Geist der Katholizität zeigt sich in immer freundlicheren Beziehungen zu den presbyterianischen Schwesterkirchen. Der Gedanke einer Union mit der Freikirche nimmt immer greifbarere Gestalt an, man beschickt wechselseitig die Synodalversammlungen und fühlt sich immer mehr eins im Geiste. Das neue Gesangbuch ist z. B. von beiden Kirchen gemeinsam ausgearbeitet worden. Vor allem äußert sich die brüderliche Gemeinschaft in der Heidenmission. In Kafferland hat die U. P. Ch. ihre Gemeinden mit denen der Freikirche, in Japan schon seit 1877 mit denen der amerikanischen Presbyterianer zu einem Kirchentörper vereinigt. Dr. Laws von der freikirchlichen Livingstoniainmission ist ein Kind der U. P. Ch. und wird von ihr unterhalten. Ebenso unterstützt die Kirche,



weil sie keine eigene Judenmission treibt, die freikirchliche Arbeit in Safed und Tiberias, die englisch-presbyterianische in Aleppo. Das Prinzip der Selbsterhaltung durch freiwillige Beiträge hat sich ebenfalls in diesen 50 Jahren immer mehr befestigt. Es ist nun einmal „ein religiöser Instinkt des schottischen Charakters,“ daß die Kirche frei von allen weltlichen Mächten, einzig Christum als Haupt anerkennend sich selbst regiere und darum auch durch freiwillige Darbringungen sich selbst erhalte. Fast überschwenglich wird der Segen des freikirchlichen Lebens gepriesen. „Keine Kirche ist spontaner in ihren Bewegungen als die unsere, keine bereitwilliger, ihre Methoden den Bedürfnissen der Zeit anzupassen und eifriger im Evangelisiren, keine rechnet so zuversichtlich auf das Interesse und die Hingabe ihrer Glieder.“ In der That steht die U. P. Ch., was Opferfreudigkeit und Erziehung zum Geben anlangt, fast einzig da. Uns Deutschen, denen der Gedanke einer kirchlichen Selbsterhaltung größtenteils ein völlig fremder ist, muß es bewundernswürdig erscheinen, daß eine aus 580 Gemeinden mit 194 463 abendmahlsberechtigten Gliedern (members) bestehende Kirchengemeinschaft im Jahre 1896 eine Gesamteinnahme von 8825 300 Mk. hatte, sodaß auf jedes selbständige Kirchenglied ein Durchschnittsbeitrag von 45 Mk. kommt! Ungefähr  $\frac{1}{5}$  der obigen Summe sind Beiträge für die Heidenmission, nämlich (105 320 Mk. für Senanamission eingerechnet) in Summa 976 740 Mk. Das ergibt für jedes volle Kirchenglied einen durchschnittlichen Missionsbeitrag von 5,02 Mk.! Dabei wird noch geklagt, daß jährlich mehrere Hunderttausend Mark für Missionszwecke fremder Denominationen abfließen.<sup>1)</sup>

Als Missionskirche steht denn auch die U. P. Ch. in den vordersten Reihen. Man kann sagen, die Mission nimmt den besten Teil ihres ganzen kirchlichen Lebens in Anspruch. In den Gemeinden ist es ein anerkannter Grundsatz, daß die Mission die zum Leben notwendigste Pflicht (the most vital duty) der Kirche in der Gegenwart ist. „Gegenwärtig durchdringt der Heidenmissionsgeist unsere Kirche vom Centrum bis zur Peripherie“ (Record 1897, S. 10). Fast jede Gemeinde hat ihren jährlichen Missionstag, die Vortagsreisen der beurlaubten Missionare sind wohlgeordnet, so daß in gewissen Fristen jedes Presbyterium besucht wird, öfters wird auch von dem Missionskomitee eines Presbyteriums ein

<sup>1)</sup> Vgl. Warnke, Belebung des Missionssinnes, S. 94 ff. Grundemann, Entwicklung der evangelischen Mission im letzten Jahrzehnt 1878—88, S. 32. Bei uns leistet nur die Brüdergemeine ähnliches. Vgl. A. M.-Z. 1896, S. 87.



allgemeiner Kanzelaustausch (exchange of pulpits), ähnlich unseren Missionspredigtreisen, arrangiert, so daß 40—50 Gottesdienste in einer Woche gehalten werden. Im übrigen bedarf die mannigfaltige Pflege des heimischen Missionslebens keiner Schilderung. Erwähnt sei, daß die Kinderwelt seit Jahrzehnten zu jedem Neujahr für einen besonderen Missionszweck (Missionsdampfer, Hospitäler u. s. w.) sammelt. Neujahr 1896 ergab die Sammlung zur Wiederinstandsetzung der Stationen in der Mantschurei 24 880 Mk. Der trefflich redigierte Missionary Record, welcher zugleich die Stelle einer Kirchenzeitung einnimmt, zählte 1896 70 000 Abonnenten, es mögen wenig mehr Haushaltungen zur U. P. Ch. gehören! Besonders lebendig erhalten wird der Missionsfönn durch die reichen persönlichen Verbindungen mit dem Missionsfelde, zumal die ordinierten Missionare aus derselben Schule wie die Pastoren hervorgehen. Der Fall, daß aus einer Familie mehrere Glieder im Missionsdienste stehen, ist nichts Seltenes, z. B. drei Brüder Martin, von denen zwei in Indien, einer in Jamaika standen, drei Schwestern Johnstone und die Brüder Baillie in Kalabar, u. s. w. Was endlich die Gemeinden zum Bewußtsein der Missionspflicht erweckt, ist das stetige, einmütige Zeugnis der Kirche. Auf der Synode ist der vom Sekretär des Foreign Mission Board erstattete Jahresbericht das Hauptereignis und schon durch seinen Umfang ein Zeugnis von der Wichtigkeit, welche ihm beigelegt wird. Auf der Jubiläumssynode d. J. erschienen als Überbringer der Grüße von den heidenschristlichen Gemeinden je ein eingeborener Pastor der verschiedenen Gebiete. Als der Kalabarpastor Ukpabio mit einer Zunge, die des Englischen nicht ganz mächtig schien, zu reden anfang: „Es ist eine Ehre für Schottland, daß Utkalabar heute einen senden kann, der vor Ihnen steht,“ da brachen die Tausende in stürmische Begeisterung aus; tiefe Rührung trat an deren Stelle, als er auf die Bitte das Vaterunser in Esit zu sagen, seine Hände faltete und sein Haupt neigte: „Lasset uns beten!“ so daß die fremde Sprache ganz vergessen wurde und alle wirklich im Gebete sich vereinigten. Aus freien Stücken erhob sich darauf die Versammlung und sang den Segen. Dieser Tag erschien allen Synodalen als der Höhepunkt der Festwoche.

Ihre Missionsgebiete hat die U. P. Ch. zum Teil schon von ihren Vorgängerinnen übernommen; während aber bis zur Union 1847 die Arbeit beider Kirchenteile nach außenhin vorwiegend den Kolonien, namentlich Nordamerika galt, trat gerade seit 1847, als diese Arbeit durch Bildung selbständiger Kolonialkirchen zum Abschluß kam, die Heiden-

mission in den Vordergrund. Die Anfänge der letzteren datieren von 1796. Die von Carey ausgehende Bewegung hatte damals in Schottland zwei Gesellschaften ins Leben gerufen, welche nach dem Beispiel der Londoner Mission nicht denominationell begrenzt waren, sondern nach den Mittelpunkten Edinburgh und Glasgow sich schieden. Thatsächlich ruhte die Edinburgher „Schottische Missions-Gesellschaft“ hauptsächlich auf der Secession Church, welcher nachmals fast alle Missionare angehörten. Ihr Sendbote George Blyth war, nachdem ein Versuch unter den Tartaren durch Ulas des Zaren vereitelt war, 1824 nach Jamaika gegangen und fünf andere, darunter Hope Waddell, waren ihm bald nachgefolgt. Sie sammelten bald Gemeinden und schlossen sich 1832 zum Presbyterium zusammen. Gleichzeitig aber erlahmte die Kraft der Schott. Missions-Gesellschaft, so daß die Missionare sich mit dringenden Hilferufen an ihre Mutterkirche wandten und die Secession Church sich zu einer eigenen Kirchenmission entschloß, deren Sendboten sich eng an die älteren Arbeiter angeschlossen. Noch einmal raffte sich die Schott. Missions-Gesellschaft auf, als nach der Sklavenemanzipation sich der Mission die Thüren weit öffneten; sie entsandte 1843 den Rev. Carlisle und nannte dessen neue Station nach ihrem Sekretär Brownsville. Aber schon kam für sie eine neue Krise durch die in Jamaika beschlossene Westafrika-Mission. In einer Schrift Sir Burtons, des Freundes von Wilberforce, hatte der bald nach der Emanzipation erwachte Gedanke durch westindische Neger an der Christianisierung Afrikas zu arbeiten, neue begeisterte Vertretung gefunden. Als das Presbyterium von Jamaika 1841 nach brünstigem Gebete sich von Waddell darüber referieren ließ, erhoben sich der Reihe nach die acht anwesenden Geistlichen und erklärten, wenn Gott sie rief, nach Afrika gehen zu wollen. In Schottland stand man der Sache kühl gegenüber, die Verluste an Menschenleben schreckten von Westafrika zurück. Trotzdem entschloß man sich in Jamaika 1844 auf die von Dr. Ferguson-Liverpool vermittelte schriftliche Einladung aus Kalabar einzugehen. Waddell reiste nach Schottland, um sich von der Schott. Missions-Gesellschaft zu trennen und nötigenfalls eine eigene Gesellschaft zu gründen. Die Beiträge flossen reichlich und wieder war es die Secession Church, welche in den Riß trat und die neue Kalabarmission als kirchliche Arbeit übernahm. Am 6. Januar 1846 ging die Warree, ein unentgeltlich geliehenes Segelschiff, mit Waddell, Edgerley und drei Jamaikachristen nach Kalabar ab. Im nächsten Jahre löste sich endlich die Schott. Missions-Gesellschaft auf und übergab ihre Stationen der U. P. Ch.



Ähnlich erging es der Glasgower Missions-Gesellschaft, welche hauptsächlich in der Relief Church ihre Kräfte suchte. Nachdem sie ein Vierteljahrhundert in mißlungenen Versuchen hingebracht, gelang es ihr 1821 etwas Bleibendes zu beginnen. William Thomson, durch eine Predigt Fletchers über den Tod van der Kemp's gewonnen, ging nach Kafferland und übernahm hier die Station Tschumie am Kat River, als deren Gründer Brownlee sich enger an die Londoner Mission angeschlossen und einen neuen Platz aufsuchte. Schon 1830 folgte er aber einem Rufe an die holländische Gemeinde Balfour und Chalmers trat an seine Stelle. Inzwischen hatten 1824 Noß und Bennie im Ncerathale eine zweite Station angelegt und zu Ehren des Sekretärs der Glasgower Missions-Gesellschaft, Rev. Dr. Love, Lovedale genannt. Der nachmals so berühmt gewordene Name ging bei Verlegung der Station nach dem Kafferkriege von 1835 auf den jetzigen Platz über. Das Jahr 1837 brachte infolge einer voluntary controversy die Spaltung der Missions-Gesellschaft; der eine Teil schloß sich an die Staatskirche an, um 1843 mit zur Freikirche überzugehen; dazu gehörten die Missionare von Lovedale und Burnshill, daher ist Lovedale jetzt freikirchlich; der andere Teil, dem die Missionare Chalmers und Niven verblieben, gründete die Glasgow African Miss.-Soc. und arbeitete auf drei Hauptstationen, Tschumie, Glen-thorn und Iquibigha. Im Kriege 1846 wurden alle Stationen zerstört; Chalmers konnte seine Familie retten und seinen Schüler Tiyo Soga nach Glasgow senden, wo dieser am 7. Mai 1848 getauft wurde, er selbst erkältete sich in den Ruinen von Tschumie und fand dort 1847 im Alter von 54 Jahren sein einsames Grab. Als nunmehr die Missions-Gesellschaft ihre Kaffernmission mit 20000 Ml. an die U. P. Ch. übergab, stand letztere vor der Aufgabe die Arbeit ganz von neuem zu beginnen.

Seit ihrer Union 1847 hat die U. P. Ch. nur zwei Arbeitsfelder hinzugefügt. Der indische Aufstand 1857, welcher der gesamten großbritannischen Christenheit einen neuen Anstoß zur Mission in Indien gab, führte auch in der Presbyterianersynode zu einem entsprechenden Antrage. Wie oft gerade in solchem Momente, fehlte es an Geld, aber ein Aufruf fand offene Hände und nach 5 Jahren war die indische Mission in den Etat fest aufgenommen. Mit Zustimmung anderer Gesellschaften wurde Nadschputana gewählt und bis jetzt durch stillschweigendes Einverständnis für die U. P. freigelassen.

Ein Regat von 80000 Ml. veranlaßte den Mission Board 1861



zum Beginn einer chinesischen Mission. Dr. Parker in Ningpo wurde nach Auflösung der „Evangelischen Gesellschaft“ zu London als presbyterianischer Missionar übernommen. Aber schon 1872 überließ man Ningpo den reichlich vertretenen anderen Missionsgesellschaften und konzentrierte sich in Tschifu, wo Dr. Henderson und Rev. Macintyre an der Seite des schottischen Bibelagenten Dr. Williamson eine hoffnungsvolle Arbeit hatten. Indessen fand der junge thatkräftige Rev. John Roß, als er 1872 nach Tschifu kam, diese Gegend zur Genüge versorgt und segelte bald über den Golf von Tschili nach Niutswang, wo 5 Jahre zuvor William Burns nach kurzer Arbeit sein Grab gefunden und Dr. Hunter, Missionsarzt der Frischen Presbyterianerkirche, in einem weiten noch unbesehten Gebiete ganz allein stand. Durch Roß ist dann die Mantschurei zum reichgesegneten Arbeitsfelde der U. P. Ch. geworden, welches nach der Zahl der Getauften schon fast die kaffrische Mission erreicht hat. Im eigentlichen China blieb schließlich als Missionar der U. P. Ch. nur Dr. Williamson, welcher nach Shanghai übersiedelte und dort bis zu seinem Tode 1890 litterarisch thätig war. Ein „Leben Jesu“ ist das bekannteste seiner chinesischen Bücher.

Im Folgenden halten wir nun eine Rundschau über die fünf großen Arbeitsfelder.

I. Jamaika und Trinidad. Am 1. August 1838 war die Emanzipation der Sklaven in ganz Jamaika mit Dankgottesdiensten gefeiert worden. Die Mission hatte an den noch fast heidnischen Massen eine schwere Arbeit. Vielfach suchte man sie in Kolonien zu sammeln, so gründete Blyth das Dorf Goodwill, Waddell die Stationen Mount Horeb und Mount Hermon. In Montego Bay entstand eine „Akademie“ zur Ausbildung von Katechisten. Ein arges Hindernis wurde aber der die Schwarzen mächtig erregende Teufelsputz der Obiah- und Myalschwärmerei, in welcher der durch die Emanzipation gleichsam frei gewordene afrikanische Aberglaube mit christlichen Elementen sich verschmolz. Leider entzog auch die neubegonnene Kalabarmission den Jamaikagemeinden eine ganze Anzahl der besten Kräfte. Trotzdem festigte sich die presbyterianische Mission, zumal als die ursprünglich der schottischen Staatskirche angehörigen Gemeinden Montego Bay und Kingston sich an die 1849 konstituierte Presbyterianersynode angeschlossen. In vier Presbyterien: Hampden, Lucea, Port Maria und New Broughton, zählte man 1849 17 Missionare, 5 Katechisten als Vorsteher von Gemeinden, 5 europäische Katechisten und Lehrer, 4 Lehrerinnen, 12 eingeborene Lehrer, über 4000 Kommunikanten

und 2000 Schüler. Eine neue Periode begann mit der großen Erweckung des Jahres 1860, welche von den Herrnhuterstationen ausgehend rasch die ganze Insel ergriff und, wo sie gut geleitet und von gründlicher Unterweisung begleitet war, dauernd schöne Früchte hinterließ. In einem Jahre wuchs die Kommunikantenzahl der U. P. um 1500, ebenso die Geldbeiträge. Leider wurde die Entwicklung bald darauf durch die große Teuerung und die politisch-soziale Krisis des Jahres 1865, welche zu Negeraufständen und scharfen Maßregeln der Regierung führte, schmerzlich gestört. Die Hoffnung auf eine mit der Zeit unabhängige Kirche von Jamaika war getäuscht. Man zählte 1866 noch immer bloß 24 Gemeinden mit 4738 Kommunikanten, die Beiträge, 10 Schilling pro Kopf, waren bei der großen Armut der Christen immerhin ehrenwert. Endlich brachte das Jahr 1870 eine Wendung zum Besseren. Der wirtschaftliche Aufschwung ermöglichte es, die Gemeinden zu größeren Leistungen anzu-spornen und die Bemühungen der Visitatoren aus Schottland, Missionssekretär Dr. Mac Gill und Mr. Young um Entlastung der Missionskasse waren von Erfolg. Leider wurde durch falsche Sparsamkeit der geistigen Selbständigkeit Jamaikas ein schwerer Schade zugefügt, indem die Akademie von Montego Bay, welche der heimatischen Kirche jährlich 10000 Mk. kostete, zu Gunsten des neuen staatlichen Queens College in Spanishtown aufgelöst wurde.

In 25 Jahren hatte diese Anstalt 563 Schüler gegen Schulgeld unterrichtet und außerdem 108 Missionschüler ausgebildet; von den letzteren diente über die Hälfte der Mission, meist als Lehrer, 4 als Pastoren. Bei der Auflösung waren 24 Zöglinge der Mission und 56 andere Schüler vorhanden. Es zeigte sich, daß eine theologische Ausbildung im Anschluß an Queens College nicht möglich war. Der bisherige Leiter von Montego Bay nahm 8 Zöglinge mit nach der Station Ebenezer. Nach seinem Tode 1876 wurde der aus Kalabar heimgekehrte Dr. Robb, der schon früher auf Jamaika gearbeitet hatte, nach Kingston gesandt, um dort eine theologische Schule zu eröffnen. Seine Thätigkeit war reich gesegnet, ging aber 1888 aus Mangel an Studenten wiederum zu Ende. Gegenwärtig haben die Studenten (1894: 4) auf der Station Ebenezer einen vorbereitenden und auf New Broughton einen praktisch-theologischen Kursus, jeden auf zwei Jahre berechnet, durchzumachen.

Eine weitere Visitation wurde 1881 von Rev. Dr. Brown und Rev. Mac Innes ausgeführt, nachdem der furchtbare Typhon von 1880  $\frac{5}{7}$  der Ernte vernichtet und allen Gemeinden große Verluste gebracht hatte. Es galt nicht bloß Gebäude wiederherzustellen, sondern auch einem Rückgang im Streben nach Selbsterhaltung vorzubeugen. Zur Ausführung der von den Visitatoren getroffenen Anordnungen wurde Rev. Gilles 1882—87

als besonderer Sekretär eingesetzt. Dreierlei wurde jetzt wirklich erreicht: 1. daß die Jamaikasynode den gesamten Unterhalt ihrer auf Außenstationen angestellten eingeborenen Katechisten übernahm, 2. daß die Synode das Schulwesen ganz auf sich nahm, keine geringe Last, da auf Regierungsgrants grundsätzlich verzichtet wird, 3. daß das Missionsinteresse in den Gemeinden neu belebt wurde.

Dr. Robb, dessen „Herz in Kalabar geblieben“ war, sowie Missionar Andersons Besuch erweckten neue Begeisterung für Kalabar. Zwei Studenten Robbs gingen dahin als Missionare. Zwar ist von diesen der eine zurückgekehrt und Baptist geworden, der andere Rev. Jarrett nach treuem Dienste 1890 in Kotana gestorben, aber noch gilt die Station Kotana als besonderer Pflegling der Jamaikagemeinden. Außerdem unterhalten sie die Vorsteherin der Mädchenschule in Nasirabad (Radschputana), eine in Jamaika geborene Missionarstochter. Endlich haben sie eine aussichtsvolle Missionsarbeit unter den 14 000 indischen Kulis auf Jamaika unternommen. Das Missionsfest ist in jeder Gemeinde das große Ereignis des Jahres. Die Kirchen sind dazu geschmückt und dicht gefüllt.

Zur Vertiefung des geistlichen Lebens sind wiederholt evangelistisch begabte Männer aus Schottland gekommen z. B. 1889 D. George Robson und D. Boyd aus Glasgow, 1890 der Jurist Wallace. Dem inneren Leben entspricht der Fortschritt des äußeren Wachstums. Von 1866—94 sind 25 Gemeinden teils aus Außenstationen hervorgegangen, teils auf neuem Gebiete entstanden, z. B. in dem armen verkommenen Bezirke von Hannatown, Kingston; 4 Gemeinden sind von der Amerik. Missions-Gesellschaft übernommen worden. Schnelleres Wachstum verhindert der Mangel an Geld und Arbeitskräften sowie vor allem die in den Gemeinden noch zu erfüllende Aufgabe. Die Nachkommen der alten Sklaven leben meist in bitterer Armut. „Mit einer zufälligen Ausnahme,“ heißt es 1882, „sind die Glieder der Landgemeinden kleine Bauern, deren Gürtchen nicht über 6 Acker, in den weitaus meisten Fällen nur  $1\frac{1}{2}$ —3 Acker umfassen, ferner Tagelöhner, deren Wochenverdienst nicht über 5 Mk. hinauskommt, die aber nebenbei kleine Gärten haben, welche zum Unterhalt ihrer Familie beitragen. Selbst die 4—5 Stadtgemeinden liefern nur wenig Ausnahmen größeren Wohlstandes.“ Ihre Gefreudigkeit ist relativ größer als die der heimischen Kirche, aber ihre Mittel reichen nur gerade zur Besoldung der Katechisten aus. Bauten und Grunderwerb muß die Missionskasse tragen. Doch ist mit einem Augmentationfonds und einem Reliktenfonds ein Anfang gemacht. Die Abhängigkeit von der Heimat ist übrigens von großem Segen; eine künstlich gemachte Selbständigkeit würde bedenklichen Rückgang in der Qualität der Prediger und der geistlichen



Pflege des Volkes zur Folge haben. Sowohl der alte Negerabergglaube als die sittlichen Zustände, das moralische Vermächtnis der Sklavenzzeit, machen Jamaika noch immer zum Missionsgebiete, die an dem Volke abzutragende Schuld ist noch nicht bezahlt. Immerhin ist in kaum 50 Jahren Großes erreicht. Die Presbyterianergemeinden zeichnen sich vor denen der Bischöflichen, Baptisten und Wesleyaner besonders durch dreierlei aus: Durch die Tüchtigkeit ihrer Geistlichen, durch die Gründlichkeit des religiösen Volksunterrichts und durch die sorgsame pastorale Pflege und Leitung. Intelligenz und christlicher Charakter geben dieser Kirche eine weit über ihre numerische Größe hinaus reichende Stellung in Jamaika.

Anhangsweise sei noch besonders die zu Jamaika gehörige Insel Grand Cayman erwähnt, unter deren Bewohnern, einstigen Seeräubern und Mischlingen, die U. P. seit 1846, ungestört von anderen Kirchen, eine blühende Gemeinde pflegen. Die Statistik der U. P. Ch. zählt am 1. November 1896 in Jamaika: 60 Gemeinden, 16 Außenstationen, 11370 Kommunikanten, 85 Wochentagschulen mit 8608 und 107 Sonntagschulen mit 11046 Schülern; 22 europäische und 11 eingeborene ordinierte Missionare, 34 Katechisten und 85 eingeborene Lehrer.

Nach Trinidad entsandte 1835 die Greyfriars-Gemeinde in Glasgow den Missionar Kennedy. Die römische Kirche, durch den Bischof und 10 Priester vertreten, hatte unter den Weißen (meist spanischer und französischer Herkunft) die Stellung der Staatskirche und lebte von Staatsmitteln, aber für die Neger, die reichliche Hälfte der damals 45 000 Seelen zählenden Bevölkerung, war noch fast nichts geschehen, jedenfalls gab's noch keine einzige Schule. Kennedy begann 1836 in Port of Spain, Brodie 1841 in Aruka, einige Stunden östlich, die Gemeinde in San Fernando wurde 1862 von der schottischen Freikirche übernommen. Auf diese drei Gemeinden beschränkt sich die Mission noch jetzt. Sie tragen den Charakter von Kolonialgemeinden mit starker Majorität kreolischen Blutes und stehen an Intelligenz und Sittlichkeit höher als der Durchschnitt in Jamaika. Sie nähern sich der gänzlichen Selbsterhaltung, Port of Spain hat dies Ziel schon erreicht, dank der günstigen materiellen Lage in Trinidad. Als im Jahre 1871 eine staatliche Dotierung aller Kirchen erfolgte und Bischöfliche wie Wesleyaner im Bunde mit den Römischen eilten, sich diese Vorteile zu sichern, protestierten die Presbyterianer mit den Baptisten gegen solch „immoral system“ und erhoben ihre Stimme für „ein schriftgemäßerer Verhältnis zwischen Kirche und Staat.“ Eine interessante Episode war der Aufenthalt der durch Dr. Kallay auf

Madeira erweckten und von dort geflüchteten Portugiesen, welche von 1845—49 in Kennedys Kirche eine Zuflucht und treue Pflege fanden, bis sie meist nach Illinois übersiedelten. Ein Versuch durch einen aus Adschputana zurückgekehrten Missionar unter den jetzt 50000 Kuli zu arbeiten, ging bald wieder zu Ende. Man unterstützt nun um so mehr die kanadischen Presbyterianer, welche mit Eifer und Erfolg die Kulimission treiben und jüngst in San Fernando ein College gründeten, um Indier zu Evangelisten und Lehrern unter ihren Landsleuten auszubilden. Die 4 Gemeinden der kanadischen Presbyterianer, 1 Gemeinde der schottischen Freikirche und die 3 Gemeinden der U. P. stehen unter Leitung eines gemeinsamen Presbyteriums, welches namentlich in finanziellen Fragen den einzelnen Kirchen Freiheit läßt, aber doch so sehr auf innere Harmonie sich gründet, daß es vor der großen Öffentlichkeit in Trinidad nur eine presbyterianische Kirche giebt.

Statistik 1896: 3 Gemeinden und 3 Außenstationen mit 415 Kommunikanten, 7 Sonntagschulen mit 465 Schülern; 1 europäischer und 1 eingeborener ordinierter Missionar.

## Die Neufkirchener Missionsanstalt.

Von Missions-Inspektor J. Stursberg.

Die evangelische Missionsanstalt in Neufkirchen bei Moers, über deren Arbeit hiermit zum erstenmale in diesen Blättern zusammenhängend berichtet wird, gehört zu den jüngeren deutschen Missionsunternehmungen, deren Reihe i. J. 1876 durch die Schleswig-Holsteinische Mission eröffnet wurde. Mit dieser hat sie gemein, daß sie

### ihr Entstehen

zunächst der Glaubens- und Gebetsenergie eines einzelnen Mannes verdankt, des Pastor Doll. Auch sie nennt eine kleine, aber gesegnete Dorfgemeinde ihre Heimat.

Hier, inmitten der von alters her reformierten Grafschaft Moers am Niederrhein, nicht weit von der holländischen Grenze, eine Stunde westlich der Kreisstadt, hatte seit dem Jahre 1835 Pastor Andr. Bräm, der weitbekannte Bibeltheologe und Gründer des Neufkirchener Erziehungsvereins wie der mit ihm verbundenen Anstalt Elm, fast vier Jahrzehnte lang in reichem Segen gewirkt. Zu Anfang 1873 erhielt er als Emeritus

(† 11. Januar 1882) seinen bisherigen Hilfsprediger Ludwig Doll zum Nachfolger. Dieser war also Pastor der Landeskirche, und für seine Person dem evangelisch-reformierten Bekenntnis entschieden zugethan, legte aber den Hauptnachdruck auf die persönliche lebendige Glaubensverbindung des einzelnen mit Christo wie auf die Gemeinschaft der wahren Gläubigen und umfaßte auch die Gläubigen anderer Bekenntnisse, kirchliche wie freikirchliche, in weitherziger christlicher Bruderliebe und pflegte gerne mit ihnen Gemeinschaft. Dabei war er ein gesegneter Erweckungsprediger, der immer wieder mit Nachdruck das Blut Jesu pries und anpries, voll brennender Liebe zu seinem Heilande, dessen Namen er vor Hoch und Niedrig ungeschert bekannte, je und je rücksichtslos scheinend, oft auch unvorsichtig und wenig überlegend, aber allezeit von Herzen die Ehre des Herrn suchend, von den einen heftig getadelt und angegriffen, von den andern um so mehr geliebt, ein Mann kindlich einfältigen, blind wagenden Glaubens und kühner Gebetsenergie. Das ist das Bild des Begründers der Anstalt, von dessen Zügen einzelnes auch in dem von ihm begründeten Werke und seiner ersten Entwicklung sichtbar wird.

Nachdem ihn die Frage: „Das that ich für dich, was thust du für mich?“ oft bewegt hatte, gelobte er, der schon als junger Mann vielfach tränklich war, in einer schweren Zeit dem Herrn, etwas besonderes für die Mission zu thun, wenn er wieder gesund würde. Das hat er nicht wieder vergessen. Wäre er nicht zu schwach gewesen, so hätte er sich bei seiner Liebe zur Mission vielleicht dieser zur Verfügung gestellt. Im Jahre 1877 hielt der bekannte Georg Müller aus Bristol in verschiedenen Städten am Niederrhein Vorträge mit Mittheilungen über die von ihm begründete und geleitete große Waisenanstalt und die mit ihr verbundene umfangreiche Thätigkeit der inneren und äußeren Mission, die ja nach seinem Wunsch zur Stärkung des Glaubens derer, die es sehen und hören würden, in erster Linie ein Denkmal der versorgenden Treue des Gebete erhörenden Gottes sein sollen, der heute noch ein solches Werk unterhalten kann, ohne daß man Menschen um Gaben bitten und Schulden machen muß. Was Müller erzählte, machte vor allem auf Doll tiefen Eindruck. Auch er hatte praktisch erfahren, wie schwer es oft ist, für ein Waisenkind Unterkommen zu finden, wenn kein Pflegegeld bezahlt werden kann. Auch er hatte darüber geseufzt, daß „Gläubige“ in den Verlegenheiten des täglichen Lebens oft so wenig Glauben beweisen. Und nun mußte er gar von lieben Freunden hören, ein Werk wie das in Bristol könne wohl in England bestehen, vielleicht auch in



Holland, wo die Christen vielfach vermögend seien, nicht aber in Deutschland, wo sie meist wenig Reichthum besäßen. Das schmerzte ihn um der Ehre des Herrn willen tief; und alles miteinander trieb ihn monatelang ernstlich ins Gebet, ob es dem Herrn nicht gefallen wolle, auch unter uns zur Verherrlichung seines Namens und zur Stärkung des Glaubens seiner Kinder solch ein Werk ins Leben treten zu lassen wie das gesegnete Werk in Bristol. Binnen Jahresfrist (Mai 1878) war alles soweit reif, daß ein Hauselternpaar aus Gütersloh in einigen gemieteten Zimmern mit zwei Waisenkindern einen höchst bescheidenen Anfang machen konnte. Unter viel Glaubensproben und immer neuen Erfahrungen von der Gnade und Treue des Herrn breitete sich das Werk stetig aus. Schließlich mußte ein größeres Haus gebaut werden. Im Frühjahr 1880 wurde der Grundstein gelegt, und im nächsten Frühjahr der Bau bezogen. Seit mehreren Jahren schon zählt das Waisenhaus, dessen Räumlichkeiten inzwischen vielfach erweitert wurden, für gewöhnlich 70—75 Kinder, die in einer besonderen Waisenhausschule von einem Lehrer unterrichtet werden, unter einem Inspektor mit mehreren Erziehungsgehilfen und -gehilfinnen. Pflegegeld wird nicht gefordert, und bei Menschen um Gaben nicht gebeten.

Von Anfang an war es der Gedanke von Pastor Doll gewesen, daß sich an die Waisenanstalt nach göttlicher Führung, deren er sich im Gebete immer mehr gewiß wurde, einmal eine Missionsanstalt nach gleichen Grundlinien anschließen müsse. Der Mission hatte sein Herz von jeher gehört. Juli 1879 gab er die erste Nummer des „*Missions- und Heidenboten*“ heraus, eines sehr bescheidenen allgemeinen Missionsblattes von 8 Seiten monatlich, äußerst schlicht, aber liebewarm und in frischer Ursprünglichkeit geschrieben. Es fand bei den zahlreichen Freunden des Herausgebers und in den weiteren Gemeinschaftskreisen Rheinlands, Westfalens und Hessen-Nassaus bald eine Zahl dankbarer Leser. Bei Dolls Heimgang (23. Mai 1883) zählte es bereits 3200 Abonnenten.<sup>1)</sup> Die Berichte über den Fortgang des Waisenwerkes, welche je und je für dessen Freunde im *Missions- und Heidenboten* erschienen, in Dolls kindlich frischer Weise geschrieben, haben gewiß die Teilnahme für das Werk auch in weitere Kreise tragen helfen.

<sup>1)</sup> Jetzt wird der „*Missions- und Heidenbote*“ in ca. 7000 Exemplaren verbreitet. Er erscheint noch monatlich in 20 Seiten Klein-Quart mit Umschlag, geheftet, 4—6 Abbildungen in jeder Nummer, für Mk. 1,60 durch die Post, den Buchhandel oder direkt von Neufürchen zu beziehen.

Bei der Grundsteinlegung des Waisenhauses (Mai 1880), bei welcher Schreiber dieses als angehender Kandidat zum erstenmale in wunderlicher Führung nach Neukirchen gekommen war, sprach Doll zuerst öffentlich den Gedanken an die Begründung einer Missionsanstalt aus, in seinem Blatt zuerst Sept. 1880. Natürlich erhob sich da viel Widerspruch von Freunden und Gegnern, vor allem um der Rheinischen Mission willen, durch den Pastor Doll aber wenig erschüttert wurde. Er war von jeher ein Freund der Barmer Mission gewesen, mit vielen ihrer Missionare eng verbunden. Er dachte auch jetzt nicht daran, durch sein Vorgehen jener Arbeit zu schaden. Er meinte nach seiner Art, es müsse noch viel mehr für die Mission geschehen, und glaubte, der Herr sei reich genug, sowohl für Barmen, wo man damals gerade unter einem großen Defizit seufzte, alles Nötige zu geben, als auch in Neukirchen eine Mission daneben zu unterhalten. Sept. 1880 trat Schreiber dieses als Dolls Gehilfe im Pfarramt und der Anstaltsarbeit ein, vor allem im Blick auf das zu begründende Missionswerk.<sup>1)</sup> Nach und nach kamen einzelne der künftigen Missionszöglinge, zunächst um beim Ausbau des Waisenhauses zu helfen, in welchem auch sie mit mir ihre erste Wohnung finden sollten. Herbst 1882 wurde ein früheres Wirtshaus mit Tanzsaal mitten im Dorf unser Missionshaus. Endlich fanden auch die lang hingezogenen Verhandlungen mit Regierung und Konsistorium über das Recht zur Begründung der Anstalt ihre gewünschte Erledigung, und August 1882 wurde das Missionshaus (im Beisein Georg Müllers) eingeweiht. Wenige Wochen darauf begann der offizielle Unterricht mit 11 Zöglingen, in welchen sich im wesentlichen der Schreiber dieses mit seinem kurz vorher eingetretenen Mitarbeiter, Kand. H. Schiefer (jetzt Inspektor des Missionshauses), theilte. Am 23. Mai 1883 ging Pastor Doll, nur 36 $\frac{1}{2}$  Jahre alt, heim — in der kindlichen Zuversicht, daß des Herrn Gnade und Treue das Werk fortführen werde. Schreiber dieses übernahm nach des Verstorbenen Wunsch die Oberleitung der Waisen- und Missionsanstalt.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Es sei hier eingefügt, daß ich, obwohl ganz anders angelegt und geführt, als Pastor Doll, völlig unabhängig von ihm und zum Theil aus ganz andern Gesichtspunkten mich doch in Bezug auf die Gedanken an die Begründung einer Missionsanstalt nach den von ihm ins Auge gefaßten Linien vielfach mit ihm berührte. Die Art der Ausgestaltung des ursprünglichen Gedankens ist im einzelnen die Frucht vielfacher gemeinsamer Verhandlungen und betender Überlegung. St.

<sup>2)</sup> Der Nachfolger Dolls im Pfarramt hat, abgesehen davon, daß die größte Zahl der Anstaltsangehörigen zu seiner Gemeinde gehört, keine offizielle Beziehung zu den Anstalten. Er ist aber den Anstaltsleitern freundschaftlich verbunden. St.

## Die Grundlinien der Arbeit

waren jetzt nach mannigfacher Abklärung und viel betender Erwägung im wesentlichen festgelegt. Da jene in manchem von der gewöhnlichen Weise abweichen, so stellen wir das Wesentliche hier zusammen, indem wir das Eigenartige durch den Druck hervorheben. Doch fassen wir das, was sich erst später herausgestaltet hat gleich mit hinzu:

1. Die Anstalt will nicht einer Einzelskirche oder Kirchengemeinschaft, sondern, wie es in ihrem Prospekt heißt, „dem Herrn Jesu Christo und dem himmlischen und ewigen Reiche Gottes im Glauben nach der Lichtschnur des Wortes Gottes dienen. Sie nimmt Brüder verschiedener kirchlicher und freikirchlicher Richtung auf, welche sich unbedingt auf den Boden des göttlichen Wortes stellen und in der Liebe Christi dem Herrn als seine Heilsboten und Zeugen mit Wort und Wandel zu dienen begehren, sofern sie im übrigen tauglich befunden werden. Es wird von den Aufgenommenen erwartet, daß sie bei mancherlei Verschiedenheit doch die Einheit des Geistes durch das Band des Friedens festzuhalten und in Demut und Liebe hier miteinander und voneinander zu lernen willig und beflissen sind.“ — In der Missionsarbeit hat die verschiedene Stellung der ausgesandten Brüder in Bezug auf die Kindertaufe zu einer bestimmten Verteilung der Missionsfelder geführt; nach Java gehen nur solche Brüder, welche bereit sind, Kinder gläubiger Eltern zu taufen, während in Ostafrika die Linien zunächst so gezogen sind, daß den Missionaren in Bezug auf ihre Kinder Freiheit gelassen ist, Kinder Eingeborener aber erst getauft werden sollen, nachdem sie, wie der Konferenz-Beschluß in Ostafrika lautet, „kindliches Wissen von ihrem Heilande haben und kindlichen Glauben an denselben bezeugen.“

2. Nach dem Wunsch des Stifters soll die Waisen- wie die Missionsanstalt neben dem, was ihr Name besagt, ein Denkmal der Barmherzigkeit, Allmacht und Treue eines Gebete erhörenden Gottes sein, der für die Bedürfnisse der Armen und Elenden zu sorgen weiß, wenn Menschen auch nicht darum gebeten werden. Alles Bitten um Gaben bei Menschen, welches wir an sich durchaus für erlaubt halten, wird darum für unsere Anstalten von uns grundsätzlich vermieden. Doch haben wir eine Reihe von Jahren nur äußerst selten davon geredet und geschrieben, daß wir nicht bitten wollen, damit auch solches Reden nicht als indirektes Bitten gedeutet werde. Dabei war es dem Gründer der Anstalten wesentlich darum zu thun, daß dieselben so zur Verherrlichung unseres großen Gottes und unseres Heilandes Jesu Christi sein möchten, dem allein alle Ehre gegeben werden soll. Zugleich sollen sie den Sinn zu wecken suchen, welcher, wie im christlichen Leben überhaupt, so besonders in der Arbeit fürs Reich Gottes nicht auf Fleisch baut, sondern in der Glaubensabhängigkeit vom Herrn alles thun möchte. Wollen wir nun auf solchem Wege ohne Schulden bleiben, so gilt es gewiß vor allem, die Bedürfnisse dem Herrn der Mission im gläubigen Gebete vorzutragen, auch immer wieder im Glauben voranzugehen, dabei aber im einzelnen stets die Ausgaben nach den Einnahmen einzurichten. Das ist gleichfalls unser ernstliches Bestreben. Dem entsprechend haben u. a. die Anstaltsmitarbeiter hier erst dann auf ihre monatlichen Bezüge Anspruch,



wenn das Geld dafür vorhanden ist, und die Missionare dürfen von uns nur das erwarten, was wir für sie erhalten oder von den zu unserer Verfügung stehenden Geldern für sie erübrigen können. Die Verteilung draußen geschieht auf jedem Arbeitsgebiet von einem dazu bestimmten Bruder nach zuvor vereinbarten Maßstäben. Bei außergewöhnlichen Bedürfnissen verfügt die Konferenz der Brüder, unter Umständen nach Rücksprache mit uns.

3. Weiter haben die Missionare entsprechend der auf ihnen liegenden finanziellen Verantwortung auch ein größeres Maß von Freiheit gegenüber der heimatlichen Missionsanstalt, als es wohl bei den meisten deutschen Missionen vorhanden ist. Indes findet die Bewegungsfreiheit des einzelnen ihr entsprechendes Korrektiv schon draußen in dem Zusammenschluß mit den Brüdern der Konferenz, welche ja auch gemeinsam die finanziellen Verhältnisse ordnet. Und als letzte Instanz bleibt immer noch der Anstaltsvorstand daheim, dessen Ratschläge und Wünsche erfahrungsmäßig stets dankbar entgegengenommen werden.

In Bezug auf die beiden letzten Punkte bemerkt der Anstalts-Prospekt: Die Brüder sollen sich, wenn sie in die Arbeit getreten sind, „in besonderer Weise dem Herrn verantwortlich wissen, in besonderer Weise in Glaubensabhängigkeit von ihm die Leitung und Weisung für ihren Weg und ihre Arbeit suchen, und für ihre äußeren und inneren Bedürfnisse in besonderer Weise ihm vertrauen . . . Sicherlich wird der Vater im Himmel auch so diejenigen, welche berufen sind, solchen Weg zu gehen, zu erhalten wissen, — er, der weiß, was die Seinen bedürfen; aber es ist auch gewiß, daß es auf diesem Wege der nackten Glaubensabhängigkeit von ihm manches wird zu verlassen und manches wird zu erfahren geben, was für Fleisch und Blut bitter ist. Darum gilt es auch nach dieser Seite wohl, die Kosten des Turmbaus zu überschlagen, ehe man mit dem Bau beginnt, und sich recht mit dem Sinn der Genügsamkeit zu wappnen. Luk. 14, 28 ff., 1. Tim. 6, 6; Phil. 4, 11 f. . .“ „Jeder muß sich noch besonders fragen, ob er berufen ist, nach der Weise unserer Anstalt und der von ihr ausgehenden Brüder zu arbeiten.“

4. Den privaten Charakter, welchen die Waisen- wie die Missionsanstalt von Anfang an trug, und nach ihrer Eigenartigkeit auch wohl tragen mußte, hat sie bis heute noch nicht abgestreift. Kein „Neukirchener Missionsverein“, wie man öfter liest, noch eine „Missionsgesellschaft“ stützt sie, kein außerhalb stehender Vorstand hilft die Verantwortlichkeit tragen. Schreiber dieses steht mit seinen Mitarbeitern am Missions- und Waisenhaus (menschlich geredet) allein in der Leitung und Verantwortung. Es giebt auch keine irgendwie organisierte Missionsgemeinde, an die wir uns halten könnten;<sup>1)</sup> aber wohl haben wir einen weiten Kreis zerstreuter Freunde und Freundinnen, meist Leser unseres Blattes, die treu für uns beten und in Gottes Hand das Werkzeug sind, daß uns immer wieder zur rechten Zeit das Nötige freiwillig zugeht. — Wie schon Pastor Doll, so werden auch die gegenwärtigen Vorsteher und Lehrer der Waisen- und Missionsanstalt von Freunden hin und her mannigfach eingeladen, ihnen auf Festen und bei Versammlungen mit

1) Der weiter unten genannte holländische Verein zur Unterstützung unserer Java-Missionare hat auch keinerlei weitergehende Organisation aufzuweisen. Außer aus Holland empfängt unsere Anstalt aus Belgien, England, Frankreich, der Schweiz, Österreich, Rumänien, Rußland und Amerika gelegentliche Unterstützung. St.

dem Worte Gottes zu dienen. Meist handelt es sich dabei nicht um Feste, welche unsern Anstalten gelten. Grundsätzlich nehmen wir auch in unseren Ansprachen nur selten auf die Anstalten Bezug, da es uns anliegt, alles direkte Werben für die eigene Sache möglichst zu meiden, dies auch um der Darmer Mission willen, welche in den von uns besuchten Gegenden meist von alters her ihre Freunde hat.

5. Unsere Missionsanstalt soll in erster Linie der äußeren Mission dienen. Doch ist von Anfang an, soweit der Raum uns gestattete, auch Brüdern Aufnahme gewährt worden, welche für die innere Mission, insbesondere zum Evangelisirendienst ausgebildet zu werden beehrten. Solcher sind im Lauf der Jahre über 30 in die verschiedensten Arbeitsfelder der inneren Mission gegangen und stehen jetzt theils auf kirchlichem, theils auf freikirchlichem Boden in Deutschland, Amerika, Belgien, Holland, Oesterreich und Rußland, durchweg in gesegneter Thätigkeit. Die meisten sind von Vereinen, Gesellschaften oder Gemeinden angestellt worden, ein kleiner Theil steht noch frei, für die äußeren Bedürfnisse mit uns auf des Herrn versorgende Treue wartend. Solche erhalten gelegentlich von hier aus kleinere Unterstützungen.

6. Der Unterricht des Missionshauses dauert jetzt 4—5 Jahre, für Missionare etwas länger als für Evangelisten. Bei demselben liegt es uns vor allem an, unsere Zöglinge in die Heilige Schrift einzuführen und sie tüchtig machen zu helfen, das einfache göttlich geoffenbarte Evangelium von Jesu Christo und die gesunde apostolische Lehre zu verkündigen, und zwar in Demut und Bescheidenheit, in Liebe und Einfalt auf Christum. Dabei erwarten wir von unserm Unterricht, daß er zur Milderung etwaiger Extreme beitragen wird. Das Griechische des Neuen Testaments wie das Englische müssen der Regel nach alle Brüder lernen, das Hebräische nur die Begabteren, das Lateinische ist der Freiwilligkeit überlassen; Holländisch bekommen nur die für Java Bestimmten. Zur Zeit zählt das Missionshaus in der älteren Klasse 8 und in der jüngeren 17 Zöglinge. Am Missionshaus unterrichten 3 Theologen<sup>1)</sup> und 3 seminaristisch gebildete Lehrer, von denen 2 zugleich am Waisenhaus thätig sind und einer Musiklehrer ist.

Die Zöglinge leben, wie der Prospekt sagt, „während ihres Aufenthaltes in unserem Hause in und mit der Anstalt, jedoch so, daß sie mit uns auf das zu warten haben, was der Herr uns auf unser Gebet beschert. Schulden machen wir grundsätzlich nicht. Die Sorge für Kleidung und sonstige Bedürfnisse — außer Kost, Logis und Wäsche — bleibt zunächst den einzelnen überlassen, doch dürfen sie erforderlichen Falles erwarten, daß der Herr auch hierfür, wenn nicht auf andere Weise, durch die Anstaltskasse sorgen wird. Da das ganze Werk durch freiwillige Liebesgaben, darunter manche Scherlein der Armen, unterhalten wird, so müssen wir es dem einzelnen zur prüfenden Erwägung vor dem Herrn anheimgeben, ob er nicht bei günstigen Vermögensverhältnissen, sonderlich wenn er später nicht in den Missionsdienst tritt, für den hier frei empfangenen Unterricht und Unterhalt betreffenden Falls der Anstalt eine billige Rückvergütung leisten solle.“

<sup>1)</sup> Ihrer theologischen Richtung nach vertreten dieselben in freier Weise die von den alten Württembergern und von dem Tübinger Beck gepflegte realistische Bibeltheologie. Einer ist früherer Pfarrer, der längere Jahre in Liverpool wirkte. Ein vierter jüngerer Theologe hilft dem Schreiber dieses bis jetzt wesentlich nur in den Sekretariatsgeschäften.

## Professor Legge †.

Am 29. Nov. 1897 starb zu Oxford der berühmte Professor der Chinesischen Sprache und frühere Missionar James Legge. Er war im Dezember 1815 zu Huntly in Aberdeenshire (Schottland) geboren, studierte seit 1831 auf der Universität zu Aberdeen, begann seine Chinesischen Studien unter der Anleitung des Professors Ridd an der Londoner Universität und wurde 1839 von der Londoner Missionsgesellschaft ausgesandt. Da China damals verschlossen war, so blieb er fast vier Jahre in Malakka, wo ihm die Leitung der höheren englisch-chinesischen Schule (Anglo-Chinese-College) übertragen wurde. Im Jahre 1844 siedelte er nach Hongkong über, wo er über 30 Jahre als Missionar gewirkt hat. 1876 wurde er auf den Lehrstuhl des Chinesischen an der Universität Oxford berufen, den er noch 21 Jahre lang inne gehabt hat.

Schon im Jahre 1840 gewann er die Überzeugung, daß es für seinen Beruf als Missionar unerlässlich sei, die klassischen Bücher der Chinesen gründlich zu studieren, in denen er die Grundlage des sittlichen, sozialen und politischen Lebens der Chinesen erkannte. Die Herausgabe, Übersetzung und Erklärung der Chinesischen Klassiker ist denn auch sein Lebenswerk geworden. In acht Bänden erschienen in Hongkong mit kritischer Textausgabe die Konfuzianischen „Analecten“, „große Lehre“ und „die goldene Mitte“, die Werke des Mencius und von den fünf King oder kanonischen Schriften der Schiking (Buch der Lieder), Schuking (Buch der Urkunden) und „Frühling und Herbst“. Vier weitere Bände, die in Oxford herausgekommen sind, bieten die beiden noch übrigen King, nämlich den Tziking (Buch der Wandlungen) und Iki, leider ohne den Chinesischen Text. In dem letztgenannten Buche, das im Jahre 1885 das große Werk beschloß, erklärte der greise Verfasser, daß Li nicht nur die „Anstandsregeln“ bedeute, sondern auch die Religion mit einschließe. — Von andern Büchern Dr. Legges sei nur noch das über das berühmte Nestorianische Denkmal in Szi-ngan-su, der Hauptstadt der Provinz Schen-si erwähnt.

Es lebt wohl kein Europäer, der sich eingehender mit der Chinesischen Sprache beschäftigt hat, ohne durch das Studium der genannten Werke gleichsam zu Professor Legges Füßen gesessen zu haben. Auch in der bekannten Jesuitenanstalt Szi-fa-we bei Sanghai wurde dem Schreiber



dieser Zeilen bei einem Besuche in der dortigen Bibliothek sofort Legges Klassiker gezeigt.

Es ist Professor Legge beschrieben gewesen, bis ins höchste Alter seine volle Geistesfrische zu bewahren, wovon u. a. auch vor nicht langer Zeit ein Brief an den Sohn seines Freundes, des älteren Missionars Genähr, noch Kunde gab.

Nicht uninteressant ist es, daß ein Schüler und Freund Legges, der als Leiter der Missionsdruckerei schon die Ausgabe des ersten Bandes der Klassiker besorgt hat, noch jetzt in Hongkong als sehr geachtetes Glied der selbständigen chinesischen Christengemeinde lebt. Da er auch ein Mitglied des gesetzgebenden Rates der Kolonie ist, so nennt man ihn den „ehrenwerten“ („the honourable“) Herrn Wong Sching. Auch unter den hervorragenden chinesischen Kaufleuten Hongkongs sind noch einige Zöglinge Legges. Durch Professor Legges Tod hat die chinesische Mission und Wissenschaft einen schweren Verlust erlitten. Hartmann.

## Die fünfte nordisch-lutherische Missions-Konferenz

(von Pastor Berlin in Zabelsdorf)

wurde vom 26.—29. August 1897 abgehalten. Die Konferenzen sind abwechselnd in den skandinavischen Ländern gehalten worden (1863 Malmö, 1885 Gothenburg, 1889 Christiania, 1893 Kopenhagen), diesmal nahm statt des ursprünglich in Aussicht genommenen Gothenburg Stockholm die Konferenz auf, das durch das Regierungsjubiläum König Oskars II. und die skandinavische Kunst- und Industrieausstellung in diesem Jahre besonders das Interesse auf sich zog. Und gastlich war die Aufnahme, welche die Konferenzmitglieder fanden, im höchsten Maße; der vorbereitende Ausschuß unter dem Vorsitz des Prof. Rudin von Upsala hatte alles aufgeboten, um den Teilnehmern, namentlich den aus fremden Ländern, die Konferenztage so schön wie möglich zu machen. Die Teilnahme war groß, an 1000 Teilnehmer hatten sich angemeldet, 600 davon aus Schweden, die anderen aus Norwegen, Dänemark und Finnland, und auch eine Anzahl schwedische Amerikaner waren anwesend. Gleichwohl repräsentiert die Missions-Konferenz nicht die gesamte skandinavische Heidenmission; durch ihre Bezeichnung als nordisch-lutherische ist eine Schranke gegen alle diejenigen Missionskreise gezogen, welche dem Bekenntnis gleichgiltig gegenüberstehen. Besonders in Schweden hat die bekenntnislose Richtung viele Anhänger, sie ist aber auch in die andern skandinavischen Länder eingedrungen, und sie ist es besonders, die der Zahl der skandinavischen Missionare in diesem Jahrzehnt einen erheblichen Zuwachs verschafft hat. Wie sehr diese zugenommen

hat, zeigt ein Blick in das den Konferenzteilnehmern dargebotene Schriftchen von Pastor Lögstrup, dem Sekretär der dänischen Missions-Gesellschaft, welches unter dem Titel „Nordiske Missionärer 1897“ eine mit großer Sachkenntnis und vieler Sorgfalt aufgestellte Übersicht über den Personalstand der verschiedenen skandinavischen Missionen, auch der von Amerika aus betriebenen, enthält. Danach gehört von den 526 männl. und weibl. skandinavischen Missionaren, welche hier aufgeführt werden, etwa der dritte Teil den konfessionellen skandinavischen Missionsunternehmungen an; die andern zwei Drittel hängen mit den konfessionslosen Missionen zusammen, oder stehen in Diensten fremder Missionsgesellschaften. Man würde freilich gegen die konfessionellen Missionen ungerecht werden, wenn man lediglich die Zahl der Missionare der Beurteilung zu Grunde legen wollte. Die Konferenz selbst war ein schönes und wirkames Zeugnis für den in ihnen lebenden Geist und die in ihnen waltenden Kräfte.

Das Programm der Konferenz war reichhaltig; es bewegte sich in drei Richtungen: Erbauung, Missionsbericht, Diskussion über Missionshemata. Ein weisevoller Gottesdienst in der schön restaurierten St. Jakobskirche leitete die Verhandlungen der Konferenz ein. Bischof von Scheele hielt die Eröffnungspredigt über Pauli Predigt in Athen und führte an der Hand dieser großen Missionspredigt die Hörer ein in den großen Gottesrat, der nach der Zeit der menschlichen Unwissenheit, zugleich einer Zeit langmütigen göttlichen Übersehens, den Menschen durch den Ruf zur Buße neues Heil und Leben erschließt, sowie in die Missionsaufgaben der Gegenwart, die in Folge der Öffnung neuer Missionsfelder so viel Ursache hat, Christus zu verkündigen. Erbauliche Verkündigung des Wortes geleitete die Konferenz durch ihre Arbeitstage, und am letzten Tage sammelte sich die große Festgemeinde zu einer erhebenden Abendmahlsfeier, wonach Bischof Almann nach dem Sonntagstexte über Pharisäer- und Zöllnersinn in der Mission predigte.

Einen breiten Raum nahmen die Missionsberichte ein. Auf der Kopenhagener Konferenz 1893 waren geschichtliche Überblicke über die verschiedenen skandinavischen Missionen gegeben worden, zum Teil sehr ausführlich, mit dem Zwecke, die skandinavischen Missionsfreunde gegenseitig mit ihren Missionsarbeiten vertraut zu machen. Auf der diesjährigen Konferenz wurde nun die Entwicklung der letzten vier Jahre dargestellt, und zwar die der norwegischen Mission durch Pastor Gundersen, der dänischen Mission in Indien und China durch Propst Bahl, der Mission der Vaterlands-Stiftung durch Miss.-Vorst. Kolmodin, der schwedischen Kirchenmission, durch Miss.-Sekr. Dannel, der finnischen durch Pastor Hirn und der Santalmision durch den ehemaligen Santalmissionar Berg; die letzte kann gewissermaßen als eine gemeinsame skandinavische Mission angesehen werden, da ihre Arbeiter aus Norwegen, Dänemark und Schweden stammen und in allen drei Ländern Hilfsvereine Mittel für sie sammeln. Aus allen Berichten ging ein — freilich nicht gleichmäßiges — Fortschreiten hervor. Allerdings hatte jedes Unternehmen auch mehr oder minder seine Schwierigkeiten: Krankheiten und Todesfälle, die Kinderpest mit ihren Verheerungen und Verkehrsstörungen, Hungersnot und Pest, kriegerische Verwickelungen und jesuitische Untriebe, aber unter und trotz allen Schwierigkeiten konnten die Berichte manches erfreuliche Wachstum innerlich und äußerlich rühmen, und überall fand sich Ursache, dem Herrn zu danken, der sein Reich vorwärts führt, auch durch

„Heiden zum Siege“. <sup>1)</sup> Das bezeugen auch die von Lögstrup mitgetheilten Zahlen, wonach die Zahl der von skandinavischen Missionen getauften Heidenchristen von 44532 (1892) auf 58407, und die Summe der für die Mission auf gekommenen Gelder von 1 147 697 Kr. auf 1 449 725 Kr. gestiegen ist.

Hatten diese Berichte an den beiden ersten Tagen die Entwicklung der einzelnen Missionen in großen Zügen geschildert, so gab der dritte Tag dazu eine willkommene Ergänzung. An diesem Tage, der nach den beiden ersten stark besetzten Tagen eine Art Ruhetag bildete, fand die Ausfahrt nach dem am Mälarsee in einem schönen Naturpark gelegenen Missionsinstitut der Vaterlands-Stiftung Johannelund statt. Auf mehreren großen, flaggengeschmückten Dampfern sammelten sich die Teilnehmer zu der Fahrt durch den See, der mit seinen blauen Fluten, seinen ersten Ufern und den daran zerstreuten Landhäusern im Glanze der Morgensonne dem Auge einen herrlichen Anblick bot. In Johannelund war an einem sanften Bergabhange unter Eichen und Kiefern der Festplatz bereitet, der bald von den herbeiströmenden Gästen dicht gefüllt war. Ihnen wurden von den auftretenden Rednern, meist auf Urlaub befindlichen Missionaren, Bilder aus den verschiedenen Missionen dargeboten, welche das Heidentum in seiner unberührten Roheit, den Kampf zwischen Heidentum und eindringendem Christentum, die Standhaftigkeit bekehrter Heiden, die erlösende und erneuernde Macht des Evangeliums an Beispielen aus der Redner eignem Erfahrungsgebiete schauen und somit die Hörer gewissermaßen an der Arbeit der Missionare teilnehmen ließen, während die dazwischen gesungenen Lieder die in ihnen angeregten Stimmungen zum Ausdruck brachten. Eine solche, die Mission zu lebendiger Anschauung bringende Veranstaltung hatte ich bei der Kopenhagener Konferenz sehr vermißt; sie wird hoffentlich in den Programmen der späteren Konferenzen eine Stelle behaltten.

In loserem Zusammenhang hiermit stand ein (ursprünglich nicht im Programm vorgesehen) Bericht, den der Präses der schwedischen Augustanasynode in Nordamerika, Dr. Swärd, über diese Synode und ihre verschiedenen Thätigkeiten, (auch ihre Mission in Indien und unter den Mormonen) hielt. In der Augustanasynode sind die kirchlich gerichteten schwedischen Gemeinden in Nordamerika zusammengefaßt, und es ist schön zu sehen, wie zwischen diesen und der Mutterkirche durch persönlichen und schriftlichen Verkehr das Band der Gemeinschaft festgehalten wird. Vor einigen Jahren hatte Bischof von Scheele diese Gemeinden besucht, jetzt schickten sie ihre Vertreter in das Mutterland, um König Oskar zu seinem Regierungsjubiläum ihren Gruß zu überbringen und gleichzeitig der Missionskonferenz beizumohnen. Die Mitteilungen von Dr. Swärd fanden große Teilnahme, und so wird gewiß dieser Besuch das bestehende Band fester knüpfen. Unsere deutschen Gemeinden im Ausland, die zu selbständigen Kirchenkörpern zusammengefaßt sind, haben es zu einer solchen innerlichen Verbindung mit der heimatlichen Kirche leider nicht gebracht.

Was nun endlich die Diskussions-themata betrifft, so waren folgende aufgestellt: 1. die neue englisch-amerikanische Missionsauffassung, 2. das Verhältnis zwischen Heiden- und Judenmission in der Missionsarbeit der Neuzeit, 3. die

<sup>1)</sup> Genom lidande till seger — Beginn eines vielgesungenen schwedischen Missions-Liedes.



Bedeutung des Zusammenhanges zwischen den Missionsarbeitern und der missionierenden Gemeinde. Beim letzten Thema, das bei der Versammlung in Johannelund verhandelt wurde, kam es wohl mehr darauf an, den versammelten Missionsfreunden die Wichtigkeit dieses Zusammenhanges, die auch nachher von einigen Missionaren betont wurde, ans Herz zu legen, als denselben von neuen Seiten her zu beleuchten. Bei der Verhandlung über den zweiten Gegenstand trat eine große Neigung für die Judenmission hervor, die gegen die Heidenmission nicht zurückgesetzt werden dürfe; heißt es doch Römer 1, 16: die Juden vornehmlich. Paulus als ein Israelit sei ein Zeugnis dafür, wie sehr ein aus Israel gewonnener der Sache des Herrn dienen könne, und so eine Hinweisung auf das „Leben von den Toten.“ Daß bei der Berührung der Zeitverhältnisse (Unterminierung des talnuditischen Bodens, Zionismus, Reformjudentum u. s. w.) auch der Antisemitismus berührt wurde, war selbstverständlich; daß er nicht ganz gerecht beurteilt wurde, war erklärlich, wenn man bedenkt, wie gering Zahl und Einfluß der Juden in den skandinavischen Ländern ist, weshalb denn auch die dort einkommenden Mittel zur Unterstützung der Judenmission im Auslande dienen.

Der wichtigste Verhandlungsgegenstand war die „neuere englisch-amerikanische Missionsauffassung“. Den einleitenden Vortrag hielt Lic. Uffing aus Kopenhagen. Er ging aus von der Entstehung dieser Bewegung für die Weltbevangelisation innerhalb dieses Geschlechtes, die jetzt durch das ganze Missionsfeld geht, aber auch viel Kritik erfahren hat, namentlich durch Sörensen in Dänemark<sup>1)</sup> und D. Warneck auf der Bremer Missionskonferenz. Engländer und Amerikaner gehen in ihrer praktischen Richtung darauf aus, etwas zu erreichen, die Deutschen theoretisieren und erwarten ein gutes Resultat nur von gesunder und richtiger Theorie. Vielleicht sind die mit Engländern und Deutschen verwandten, zwischen ihnen wohnenden Nordländer imstande, beide zu verstehen und so die streitigen Fragen zu lösen; weder Eifer ohne Verstand, noch Verstand ohne Eifer taugen für die Mission. Der Redner ging nun tiefer in die Bewegung ein, die viel Schaum aufrührt, wie bei jeder Bewegung auf geistlichem Gebiete, wo in der Tiefe starke Kräfte wirksam sind. Aber es ist kurzfristig, darin nur Schaum zu sehen. Den Grundgedanken der englisch-amerikanischen Bewegung sah Redner in der Erwartung von Christi baldiger Wiederkunft. Die Zeit ist kurz, „die Sache des Königs ist eilend“. Dieser Gedanke darf nicht als Schwärmerei angesehen werden, sonst sind Paulus und alle Apostel auch Schwärmer. Man muß sich vielmehr freuen, daß der Gedanke an die Wiederkunft in der Christenheit lebendiger geworden ist. Daß Schwärmerei sich damit verbinden kann und thatsächlich damit verbunden hat (vergl. die Berechnungen über Christi Wiederkunft), erkannte Redner an, ebenso, daß die von den betr. Missionskreisen befolgte Praxis nicht immer die richtige gewesen; aber die zu Grunde liegende Hoffnung ist nicht aufzugeben, sie wird auch — dafür bürgt Paulus' Beispiel — kein Hindernis der rechten Arbeit sein. Jesu Wiederkunft sich noch in weiter Ferne zu denken und anzunehmen, daß noch Jahrhunderte für die Missionsarbeit gegeben sind, ist unberechtigt. Das Wort: „ihr wißt nicht Zeit und Stunde,“ ist gegen sie gerichtet. Veruft man

<sup>1)</sup> Vor tids missionsfirventninger og missions resultater. Kjbh. 1895.

sich für die Annahme, daß die Wiederkunft fern ist, auf die bisherige hundertjährige Entwicklung, so vergißt man, daß die Untreue der Christenheit mit schuld ist an dem langsamen Gange der Missionsarbeit, und daß die Entwicklung nicht immer in derselben Weise fortschreitet. Darum gilt es, sorgfältig und treu in der Mission zu arbeiten, als ob man noch Jahrhunderte vor sich hätte, aber auch so zu leben, als wenn der Herr morgen schon käme, und für unser Geschlecht zu thun, was sich nur irgend thun läßt. Die gegenwärtigen Zeitverhältnisse machen die Mission zu einer wichtigen Sache. Die Eröffnung neuer großer Länder, theils durch Entdeckung, theils durch veränderte politische Verhältnisse, die Bedeutung gerade von England und Amerika für den Weltverkehr, die kolonialen Erwerbungen der christlichen Staaten auf der einen Seite, die Erschütterungen der heidnischen Religion auf der andern Seite verpflichten die Gemeinde des Herrn zu einer umfassenden Missionsarbeit, wenn nicht die Laster und der Unglaube der civilisierten Völker in die eröffneten Länder eindringen sollen. Der Ruf: „komm herüber und hilf uns,“ bringt in unserm Geschlecht lauter als je ans Ohr der Christenheit, und so ist das Wort von der Verkündigung des Evangeliums in diesem Geschlecht in der That von größter Wichtigkeit. Was die „Verkündigung“ angeht, so legt man darauf Gewicht, daß der Herr nur befohlen habe, das Evangelium zu predigen, nicht die Welt zu bekehren. Der daraus sich ergebenden hastigen Missionsweise konnte der Redner keine Sympathie entgegen bringen, vielmehr forderte er gründliche Arbeit, er konnte aber diese Weltpredigt nicht als Schwärmerei ansehen und berief sich auf die Reformation u. a. Erneuerungszeiten, um zu zeigen, daß Entwicklungen schnell die ganze Welt beeinflussen können. Daß hastige Entwicklungen Gefahren mit sich bringen können, zeigt die englisch-amerikanische Missionsbewegung, welche schnell große Resultate hervorzwingen möchte; gleichwohl muß die Mission allezeit große Dinge von Gott erwarten. Es handelt sich um eine Krisis im Missionsleben. Die Gebete um Ausbreitung der Arbeit sind erhört, alle Thüren sind aufgethan: soll die Gemeinde des Herrn da nicht genug Glauben haben, um durch die geöffneten Thüren einzutreten? Will man bloß nach menschlichen Erwägungen rechnen, so muß die Missionsarbeit überall eingeschränkt werden, bis die erforderlichen Mittel gesichert sind. Aber der Herr gebietet vorwärts — da bedarf es Selbstverleugnung und weltüberwindenden Glaubens, um vorwärts zu gehen.

Der mit großer Wärme gehaltene Vortrag rief eine mehrstündige Besprechung hervor, welche bezeugte, daß die behandelte Frage im Vordergrunde des Interesses steht. Zwei Richtungen machten sich in der Besprechung geltend, die eine trotz mancher Anerkennungen mehr ablehnend, die andere trotz mancher Bedenken mehr zustimmend. Als Vertreter der ersteren trat besonders Pastor Sörensen hervor. Er erkannte die impulsive Kraft in der neuen Bewegung an, erklärte sie aber für unbiblisch, weil sie an dem *μαθητεύσατε πάντα τὰ ἔθνη* vorüberginge und das „lehret“ durch Evangelisation ersetzte. Er vermisse in ihr den Sinn für historische und organische Entwicklung: nicht vom mechanischen, sondern vom organischen Gebiet müsse man die geistlichen Entwicklungsgesetze hernehmen; Buße, Glaube, geistliches Leben kommen nicht zustande wie eine Eisenbahn. Es ist segensreich für die Gemeinde, auf das Kommen des Herrn zu warten, aber auf amerikanische Weise das Ende der Welt vorzubereiten, sei eine gefährliche Schwärmerei. Ihm schlossen sich Pastor Knudsen von Drammen, der künftige Sekretär der schwedischen Kirchenmission, Pastor

Hogner, der Herausgeber der Lundschen Missionszeitung, Pastor Robin u. a. an. Sie konnten sich für eine Missionspraxis nicht erwärmen, welche von festen Stationen und geordneter gründlicher Unterweisung absehe, und beriefen sich auf die Frucht, welche die von den Engländern zuerst wegen ihrer Langsamkeit getadelte Missionsweise der Norweger auf Madagaskar gebracht habe, deren Gemeinden unter den Stürmen besser standgehalten als die englischen, und sahen in der neuen Missionsbewegung den Versuch des englisch-reformierten Geistes, den lutherischen Geist auf dem Missionsfelde zu verdrängen. Dagegen sprachen sich Propst Vahl aus Dänemark, Professor Michelet aus Norwegen u. a. mehr im Sinne des Referenten aus. Hob der letztere besonders die Verpflichtung der Christenheit hervor, die geöffneten Thüren zu benutzen, um durch eine umfassende Predigt des Evangeliums die mancherlei Schäden wieder gut zu machen, welche durch die Kulturvölker in die Heidenwelt hinein gebracht seien, so freute sich ersterer insbesondere über das Wehen des Geistes, der in die Missionskreise gekommen sei durch die stärkere Betonung der Lehre von der Wiederkunft Christi. Die älteren Missionsgesellschaften bedürfen mehr Leben und Wärme. Das Kritilisieren ist leicht, aber auch an den alten Gesellschaften findet sich manches zu kritisieren. Was unmöglich scheint, kann doch geschehen. Vor 30 Jahren mußte man eine Entwicklung des Missionslebens in Dänemark, wie sie jetzt vorliegt, für ganz unmöglich halten, und doch, wie viel kann und muß in Dänemark noch geschehen! Gottes Geist ist vorwärtsgegangen und vorwärts wird es mit Gottes Hilfe gehen. In vermittelndem Sinne äußerte sich der Missions-Vorst. der Vaterlands-Stiftung Kolmodin. Er fand die hervorgetretene Verschiedenheit der Auffassungen in verschiedener Auffassung der kirchengeschichtlichen Entwicklung und der Missionsaufgabe begründet, sah durch die neue Missionsauffassung eine bisher vergessene Wahrheit mehr zu ihrem Rechte gebracht, das Warten der Gemeinde auf die Ankunft des Bräutigams, und versprach sich davon für die Missionsarbeit nur Segen. Insofern begrüßte er die Bewegung mit Freude, obwohl er vieles aus ihrer Missionspraxis nicht billigen konnte, aber lieber ein bißchen Schwärmerei als Trägheit und Tod. Der Vorsitzende schloß die sehr angeregte Besprechung mit dem Hinweis darauf ab, daß die hervorgetretenen verschiedenen Richtungen aus der gleichen Liebe zur Mission und ihrem großen Ziele hervorgegangen sind; wir können das nicht zustande bringen, was der Herr ausführen will, aber wir können den Weg bereiten, daß der König der Ehren komme.

Die Frage über die alte und neue Missionsweise ist durch die Konferenz gewiß nicht abgeschlossen, sondern in weitere Missionskreise hineingetragen worden, und so dürfte diese Konferenz mit der Bremer einen wirklichen Anstoß gegeben haben, diese für die Zukunft der Mission wichtige Frage ihrer Lösung näher zu bringen. Sorgfältig vorbereitet, zahlreich besucht, geschickt geleitet von ihrem geistvollen Vorsitzenden Bischof von Scheele, der allezeit das rechte Wort zum Abschluß einer Verhandlung zu finden wußte, und getragen von einer Teilnahme, welche die weiten Räume der Blasiehoimkirche bei den Gottesdiensten wie bei den Verhandlungen stets gefüllt erhielt, und auch begünstigt durch das schönste Wetter, verlief die 5. skandinavische Missions-Konferenz als ein Zeugnis einmütigen Glaubens und einträchtiger Liebe zum Herrn, als ein neues Band der Gemeinschaft zwischen den skandinavischen Völkern.



## Missionsrundschau.

### Die evangelischen Missionen am Kongo.<sup>1)</sup>

Von Pastor Berlin in Zabelsdorf.

Zu den in der letzten Rundschau über den Kongo (N. M. Z. 1892 S. 479 ff.) erwähnten evangelischen Missionen: Die englischen und die amerikanischen Baptisten, die Guineische Balolomission, der schwedische Missionsbund, die episkopalen Methodisten unter Bischof Taylor, die amerikanischen Presbyterianer des Südens, kommen noch hinzu: die Internationale Allianzmission (seit 1888), die schwedischen Baptisten (1891), deren Missionar sich den amerikanischen Baptisten angeschlossen hat, die Bostoner Adventisten (1891), sowie die Baptisten des 7. Tages (1893); ab und zu findet sich auch noch ein „unabhängiger“ Missionar. Man sieht, der Kongo hat seine Anziehungskraft auf die evangelischen Missionen nicht verloren.

Über die Entwicklung des Kongostaates berichtet der Staatssekretär an König Leopold: Der Handel ist von 3½ Millionen Franks auf 21½ gestiegen, die Staatseinkünfte von 74000 Franks (1886) auf 6 Millionen (1897). Negerhandel und Sklavenjagden sind verschwunden, die Befreiung der Neger ist vorwärts gegangen. Der Staat hat seine äußersten Grenzgebiete besetzt und hat jetzt 115 Stationen, das Land ist in 14 Distrikte eingeteilt, deren jeder ein geordnetes Gericht besitzt mit einem Obergericht in Boma. Die Zahl der Beamten, 1891 289, beträgt jetzt 684. Die Eingeborenen erhalten Schutz gegen die Übergriffe der Beamten, einige Beamte sind wegen solcher bestraft worden. Wege und Wasserverbindungen werden verbessert, in Matadi können Dampfer von 3500 Tonnen anlegen. Auf dem oberen Kongo verkehren 25 Staatsdampfer. Die Eisenbahn soll 1898 bis zum Stanley pool fahrbar sein. Die Einführung von Spirituosen wird beschränkt, der Eingangszoll soll von 15 auf 25 Franks pro Hektoliter erhöht werden. Gesundheitskommissionen sind eingesetzt, die schwarzen Arbeiter werden geimpft. 15 religiöse Korporationen sind thätig mit 223 Missionaren, davon 115 katholische, 108 evangelische. — Dieser Bericht klingt recht erfreulich, aber die Thatsachen reden manchmal doch eine andere Sprache. Die Verwüstungen durch die Spirituosen sind groß, fast überall begegnet man Klagen darüber (Engl. Bapt. Rep. 95 S. 68. Am. Bapt. Rep. 94 S. 172. The Afr News 93 No. 8. Reg. bey. 96 No. 3). Es muß schlimm sein, wenn ein Engländer schreiben kann: Afrika würde sich mit allen Greueln des Sklavenhandels besser fügen, wenn es den weißen Mann mit seinem Rum, Gin und Schießpulver los werden könnte, oder wenn ein eingeborener König den Befehl geben muß, jedes Haus, wo Gin verkauft wird, niederzubrennen und jeden Betrunknen totzuschlagen! Es scheint jedoch, als wenn die Klagen darüber nicht vergeblich gewesen wären. Der Handel mit Branntwein wird erschwert und hat abgenommen, auf der Strecke zwischen

<sup>1)</sup> Ich mache auf diese Rundschau besonders aufmerksam, da noch niemals in dieser Ausführlichkeit über die gesamten evangelischen Kongomissionen berichtet worden ist.

Inkissi und Nwilu ist er des Eisenbahnbaues wegen gänzlich verboten (The Ill. Afr. 96 No. 6). Daß ist gewiß erfreulich. Dagegen haben die Mißverhältnisse in der Behandlung der Eingebornen, namentlich am oberen Kongo, nicht bloß zugenommen, sondern einen gradezu erschreckenden Umfang genommen (Am. Bapt. Rep. 95 S. 210). Ein im Dienst des Kongostaates stehender Engländer, Kapitän Salisbury, hat in „United States Magazine“ Mitteilungen veröffentlicht, von denen Daily Chronicle sagt, daß, wenn nur die Hälfte davon wahr ist, die türkischen Gräueltaten dadurch übertroffen werden. Als Arbeiter angeworbene Neger sind an Bord der Schiffe erschossen, welche sie nach dem Kongo bringen sollten, weil sie sich weigerten, als Soldaten ins Innere des Landes zu gehen. Farbige Soldaten haben in Boma hunderte von Schlägen mit der Flußpferdpeitsche erhalten. Angeworbene Arbeiter werden über die Zeit im Dienst zurückgehalten und, wenn sie zu krank und schwach geworden sind, in die Wälder gesagt, daß sie da umkommen. Die Verwaltung des ganzen Staates nennt S. eine einzige große Betrügerei, seine Kulturarbeit bestehe in Mord, Unsitlichkeit und unerreichter Grausamkeit. Die sogenannte Befreiung der Sklaven sei vielmehr eine Einführung und Erhaltung der Sklaverei und zwar unter brutalsten Verhältnissen. Die Hilfsquellen des reichen Landes bestehen in importierten Konserven, Brantweinflaschen und Schobdy. Felsen, Sümpfe und Wälder — sonst sei nichts zu finden (Sv. Morgonbl. 1896 No. 23 Wochenausgabe). Mag hierbei ein Teil englische Eifersucht die Berichterstattung einseitig machen, so dürften schwedische und amerikanische Missionare gegen den Verdacht, aus politischer Voreingenommenheit einseitig zu urteilen, durchaus gesichert sein. Man kann kaum Missionsberichte aus dem Kongogebiet lesen, ohne auf Klagen über die Kongoregierung und ihre Maßregeln zu treffen (nur Bischof Taylors Organ giebt dem Kongostaate das Zeugnis: admirably governed. The Afr. N. 92 No. 8). Im Jahre 1895 trat der Missionar Murphy (am. Bapt.) in den Times mit Anklagen gegen die Kongoregierung hervor, welche diese veranlaßte, an Ort und Stelle im Äquatorialdistrikt Untersuchungen durch einen ihrer Beamten anzustellen. Dieser soll mündlich die Berechtigung der auch von dem schwedischen Baptistenmissionar Sjöblom bestätigten Klagen anerkannt haben, ist aber bald darauf gestorben. Der Generalgouverneur Wahis kam selbst in den Distrikt, nahm aber eine andere Stellung ein: er erklärte die Angaben für unbegründet — weil die Zeugen, eingeschüchtert und gar am Leben bedroht, mit ihren Aussagen zurückhielten — und drohte dem Missionar Sjöblom selbst mit einer Anklage wegen Aufhekung der Schwarzen, was für ihn 5 Jahre Gefängnis bedeutet hätte. Da Sjöblom bei den Autoritäten des Kongostaates kein Gehör fand, so trat er nach seiner Rückkehr aus Afrika in London wie in Schweden öffentlich mit Anklagen hervor. (Sv. Morgonbl. 97. No. 39. Halbwochenausg.) Dadurch kam die Sache ins englische Parlament und in die Presse, auch die deutsche Presse hat Notiz davon genommen (Reichsbote 97, Nr. 136).<sup>1)</sup> Natürlich fehlte es auch an Versuchen nicht, seine Darstellungen als übertrieben darzustellen (Sv. Morgonbl. 97. No. 30).

---

<sup>1)</sup> Auch das Berliner Tageblatt hat aus deutscher Quelle Mitteilungen über Grausamkeiten im Kongostaate gebracht (Sommer 1897), welche Sjöbloms Angaben bestätigen.

Es handelt sich dabei um folgende Punkte. Die Beamten des Kongostaates zwingen die Eingeborenen durch Absendung von Truppen, durch Auferlegung hoher Bußen im Weigerungsfalle, zur Einsammlung von Kautschuk sowie zu andern Diensten. Werden diese nicht geleistet, wird Kautschuk nicht in genügender Quantität und Qualität geliefert — und letzteres, heißt es, ist wegen der die ganze Kautschukproduktion ruinierenden Überforderungen in manchen Gegenden garnicht mehr möglich —, so werden die Dörfer verbrannt, die Eingeborenen niedergeschossen, nicht bloß Männer, sondern auch Frauen und Kinder, und den Getöteten wird die rechte Hand abgehauen, wobei es natürlich auch vorkommt, daß das auch bei solchen geschieht, die noch nicht tot sind. Die abgehauenen Hände werden dann am Feuer gedörst und von den Soldaten oder den Gefangenen nach den Stationen gebracht, um dort als Ausweis für den Verbrauch von Patronen zu dienen! Sjöblom zählte in einem Bezirke 45 verbrannte Dörfer, er und andere Missionare haben Leichen, die der rechten Hand beraubt waren, auch noch Lebende mit derselben Verstümmelung gesehen, sowie Körbe voll gedörster Menschenhände, so daß es sich nicht bloß um Schreckensgerüchte handelt, aufgebracht von Eingeborenen, deren Wahrheitsliebe ja nicht zu groß ist, sondern um eine durch das Zeugnis von ernstern weißen Männern erhärtete Thatsache.<sup>1)</sup> Unter den Eingeborenen ist Schrecken eingerissen, sie haben sich an ihren Drängern gerächt und dann natürlich noch härtere Rache erdulden müssen, sie haben ihre Dörfer in Stich gelassen und sich in die Wälder geflüchtet, sie sind in Scharen über die Grenze gegangen und haben im französischen Kongogebiet Sicherheit gesucht. Auch am unteren Kongo hat es an Gewaltthatigkeiten nicht gefehlt, so ist die schwedische Außenstation Ribanga (bei Ribunsi) 1896 von räuberischen Soldaten und anderm Gesindel überfallen worden, wobei der Häuptling, der Lehrer u. a. einfach niedergeschossen wurden. Das war ein bloßer Raubzug, der seine gebührende Ahndung fand. Aber die Kautschukjagden gehen von den (wie es heißt mit 12% beteiligten [Sv. M. Bl. 97. No. 28]) Beamten aus und sind eine Verwaltungsmaßregel, und darum ist hier die Abhilfe schwieriger. Ganz vergeblich ist ja das Eintreten der Missionare nicht gewesen. Offiziell ist das Abhauen der Hände und das Abbrennen der Dörfer verboten und Vorsicht im Benehmen mit den Eingeborenen geboten worden; aber damit ist noch keine Gewähr für ein maßvolleres und gerechteres Auftreten der Kongo-Soldaten gegeben, die, wie es heißt, bei ihrer geringen Löhnung ohne Räuberei nicht leben können. Es ist auch eine aus 3 kath. und 3 evang. Missionaren bestehende Kommission zum Schutz der Eingeborenen eingesetzt worden, was gewiß als ein Sieg humanerer Anschauungen und als ein äußerer Fortschritt angesehen werden kann, doch wird bezweifelt, ob es der Kommission möglich sein wird, durchgreifende Maßregeln zu treffen. Und wenn man liest, daß Dr. Grattan Guineß, Leiter der Balolomission, auf Grund von Sjöbloms Enthüllungen sich an König Leopold selbst gewendet hat, wenn man den Kampf bedenkt, der in der Öffentlichkeit um die Grausamkeiten im Kongo hin und her wogt, und den Eifer, mit dem die Kongo-

<sup>1)</sup> Auch der Rep. der engl. Baptisten 1895/96 S. 82 erwähnt abgehauene rechte Hände von 2 Schulmädchen der Station Monsembi, wo ein ähnlicher Kampf sich zugetragen.



behörden die unbequemen Thatfachen abzuleugnen oder abzumildern sich bestreben, so muß man doch fürchten, daß in der That sehr vieles dort im Argen liegt und daß die in den einzelnen Distrikten und staatlichen Stationen leitenden Beamten trotz mancher ehrenvollen Ausnahme es doch an vorausschauender Verwaltungsweisheit wie an der bei christlichen Europäern vorauszusetzenden Gerechtigkeit und Menschlichkeit fehlen lassen.<sup>1)</sup>

Es soll gewiß nicht geleugnet werden, daß der Kongostaat trotz dunkler Schatten-seiten auch für die Kultur etwas leistet. Dahin gehört die Hinderung der kleinen Kriege unter den zum Teil sehr kampflustigen Stämmen, das Einschreiten gegen die Giftpalaver, die Einsetzung von Gerichtshöfen in jedem Distrikt, die Überlassung von Land oder auch von Gebäuden an Missionsstationen, und vor allem die Verbesserung der Verkehrswege zu Lande und zu Wasser. Hier ist ganz besonders der Bau der Eisenbahn zu nennen, welche von Matadi aus die Wasserfälle umgehen und eine schnellere und billigere Verbindung mit dem Stanleypool<sup>2)</sup> und den von ihm ins Innere ausgehenden Wasserwegen ermöglichen soll. Der Bau dieser Bahn war namentlich bei den Bergen von Palabala mit großen Schwierigkeiten verbunden, kostete viel Geld und viel Menschenleben und stellte der Verwaltung wie der Mission durch die Anhäufung von großen Menschenmassen — selbst Chinesen waren darunter — große Aufgaben. Sie wird nach ihrer Vollendung in dem gesamten Transportwesen des unteren Kongo eine Umwälzung hervorbringen, und die Missionen haben schon jetzt, wo sie 190 km weit im Betrieb ist, angefangen, durch Verlegung von Stationen, Aufgabe von überflüssig gewordenen Transportstationen und dergl. sich auf sie einzurichten. Auch für den oberen Kongo wird die Nachwirkung davon nicht ausbleiben, und wenn es möglich wird, die Stanleyfälle mit Hilfe des Lomami zu umgehen und dann durch eine Eisenbahn von Vena Kamba aus die Verbindung mit dem Kongo herzustellen, so ist eine großartige Verkehrsstraße vom Atlantischen Ocean bis ins innerste Afrika geschaffen (Reg. bey. 1896. S. 436).

Bedenklich für die Zukunftspläne ist freilich die auffallende Abnahme der eingeborenen Bevölkerung die auf 8—15 Millionen geschätzt wird. Die Missionare reden schon von einem „aussterbenden Volke“ (Miss. F. 95 S. 18; 96. S. 131); in Nukimbungu sind 1895 10% der schwarzen Gemeindeglieder gestorben. Sehr häufig begegnet man in den Berichten Hinweise auf verödete Landschaften und verlassene Dörfer (z. B. Miss. F. 96. S. 138 f.). Bei der Station Bwemba (amer. Bapt. Rep. 94. S. 180) hat die Bevölkerung seit Beginn der Arbeit dort (1889) um die Hälfte abgenommen, und von Missionar Grenfell wird dort das Wort berichtet, daß seit seiner Anwesenheit in Afrika sich in seinem Bezirk die Einwohnerzahl auf ein Drittel vermindert habe. Als Gründe für die Abnahme der Bevölkerung führt Missionar Billington (amer. Bapt.) an: 1. Die Veränderung des Elfenbeinhandels durch das Eintreten der Europäer, 2. die Verhinderung der Sklaveneinfuhr durch die Regierung, 3. die Unsittlichkeit der Eingeborenen, 4. die Kämpfe zwischen den Eingeborenen und dem Staate, 5. die Verheerungen der Schlaf-

<sup>1)</sup> Bergl. Afrika 97, 193: Die Greuel im Kongostaate.

<sup>2)</sup> Die Reise dort, in von der Küste aus dauert dann 3—4 Tage, statt 3—4 Wochen.

krankheit. Einmal hieß es, ein Mittel gegen diese geheimnisvolle Krankheit sei aufgefunden, aber die Hoffnung war trügerisch, das Mittel bewährte sich nicht, und so ist es den Missionsärzten noch immer nicht möglich gewesen, dem Kongovolke eine wirksame Waffe gegen diesen gefährlichen Feind darzubieten. Ein anderer Bericht fügt diesen Todesursachen noch die unverständige Lebensweise und die ungesunde Lage mancher Dörfer hinzu. Diesem traurigen Bilde gegenüber ist es eine Freude zu hören, daß bei den schwarzen Christen die Sterblichkeit geringer, die Geburtsziffer aber höher ist als bei den Heiden (Am. Bapt. Rep. 95. S. 215).

Was die Gesundheitsverhältnisse unter den Missionaren angeht, so kann man ja Missionsberichte aus dem äquatorialen Afrika nicht lesen, ohne Nachrichten über Erkrankungen und Todesfälle am Klimafieber zu finden, oft so zahlreich und so schmerzlich, daß es einen im innersten Herzen bewegt. Zwar hat im Laufe der Jahre die Verbesserung der Wohnungen, die größere Vertrautheit mit den aus den klimatischen Verhältnissen sich ergebenden Lebensregeln,<sup>1)</sup> die durch Anpflanzungen bewirkte größere Belichtung des Bodens im allgemeinen den Gesundheitszustand gebessert; aber es kommen doch immer wieder Jahre mit schmerzlich großen Todesziffern vor, und nicht selten werden Missionskräfte hingerafft, ehe sie eigentlich zur Thätigkeit kommen, und alle auf ihre Ausbildung verwandte Mühe ist umsonst. So hatte der Taylorsche Mission ein junger Sprachgelehrter sich angeschlossen, um nach jahrelanger Ausbildung in Amerika, England und Belgien nach der phonetischen Methode in Afrika zu arbeiten — kurz nach Ankunft in Afrika starb er 1893 in Bivi, und in demselben Jahre verlor diese Mission noch 4 ihrer Arbeiter. Der schwedische Missions-Bund hatte 1895 6 Todesfälle zu verzeichnen, die Balolomission 1896 ebenso viel; in Wopoto (engl. Bapt.) starben 1894 2 Missionare in 3 Tagen, eine Erinnerung an das „schwarze Jahr“ dieser Mission, 1887, in dem sie 6 Missionare verlor. Das sind Todesfälle, und nun die zahlreichen Krankheitsanfälle, welche die Missionare aus der Arbeit reißen, die Gesunden nötigen, den Kranken beizustehen oder sie heimzuleiten oder ihre Arbeit mit auf sich zu nehmen. Da begreift man das Wort: es ist, als ob jeder Schritt vorwärts einen Mann kostet (Centenary of the Bapt. M. S. S. 175), und es scheint ein praktischer Gedanke zu sein, eine Anstalt zu gründen, welche Missionsarbeiter für Afrika in einer dem dortigen Klima mehr entsprechenden Lebens- und Ernährungsweise vorbereitet, wie das Miß Esterbrooks 1894 auf der Insel Barbados gethan hat (Bishop Wm. Taylor Tropical Training School, von Taylor als eine providentielle Antwort auf das steigende Bedürfnis nach mehr und zweckmäßiger vorbereiteten Boten des Evangeliums angesehen).<sup>2)</sup> Gott sei dank fehlt es aber auch nicht an Missionaren,

<sup>1)</sup> Bischof Taylor huldigt eigenen Grundsätzen über die körperliche Arbeit in Afrika, er sieht sie als Gesundheitsmittel an, weil dadurch die Hautkanalisation offen erhalten werde. Seine Missionare leisten in körperlicher Arbeit etwas. „Wir arbeiten angestrengt von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang“ schreibt Frau Walrath (The Afr. 92 No. 5; vergl. 94 No. 2. 10). — Der amerik. Missionsarzt Dr. Sims hat eine Schrift über das Malariafieber herausgegeben, gedruckt in Lufolela.

<sup>2)</sup> Sie sollte self-supporting sein, scheint aber an finanziellen Schwierigkeiten zu leiden (The Afr. N. 94, No. 8. 95, No. 6. 97, No. 1).

welche eine längere Reihe von Jahren in Afrika gewirkt und das Klima ertragen haben, wie Harvey und Hofte von den amerikanischen, Bentley und Grenfell von den englischen Baptisten, Pettersen von den Schweden u. a.

Welchen Stand haben nun unter diesen so schwierigen Verhältnissen die evang. Missionen gewonnen?

1. Die englische Baptist Missionary Society ist ihrem Grundsatz, sich über einen möglichst weiten Raum auszudehnen, getreu geblieben, indem sie ihre Stationen über Bopoto (22° östl. L.) nach Jakusu (25½° östl. L.) an der Mündung des Lindi,<sup>1)</sup> dicht bei den Stanley-Fällen, vorgeschoben hat. Damit soll die Reihe der Stationen abgeschlossen sein. Missionar White, Begründer der Station (nach einem Donator Sargent-Station gen.) hat hier allerdings eine neue Sprache vorgefunden, aber diese wird bis zum Urwimi gesprochen und ermöglicht also eine weitere Ausbreitung, und was die Hauptsache ist, die Bevölkerung ist zahlreich (10000 Seelen geschätzt) und friedlich und hat White gut aufgenommen. Einige Schuljünglinge aus Bopoio sind ihm bei den ersten Arbeiten behilflich. Neben den dort gesprochenen Dialekten findet sich in dieser Gegend schon das Suaheli, ein Zeichen, wie weit der arabische Einfluß von Osten her schon gedrungen ist, und angesichts dieser Thatsache, sowie der Absicht der römischen Mission, bei Riba sich anzusiedeln, erscheint das weite Vordringen der Baptisten nicht als Kühnheit, sondern als Notwendigkeit.

Auf den älteren Stationen ist weiter gearbeitet worden. In San Salvador, das freilich außerhalb des Kongostaates liegt, geht es erfreulich vorwärts, die Gemeinde zählte 1896 mit ihren 3 Außenstationen 101 Mitglieder, davon 35 im letzten Jahre getauft, 324 Kinder in den Schulen, wobei die Mädchen an Zahl die Knaben überflügelt haben, und 208 in den Sonntagschulen. Eingeborene Evangelisten waren thätig, die Gemeinde zum Bau einer Steinkirche und anderen Gemeindefürsorge willig, auch für die Förderung der Mission in China (infolge der Teilnahme von Chinesen am Bahnbau) thätig. Das Verlangen nach Gottes Wort war in den Dörfern im Wachsen, Zeugnisse für die Entschiedenheit des Glaubens blieben nicht aus. Die Stationen am Kongo sind so weit noch nicht gekommen. Underhill ist Transportstation, ohne eigentliche Missionsthätigkeit, doch mit Predigt für die dort verkehrenden Träger; die Handelsfaktoreien erschweren das Werk der Evangelisation. Ein erfreuliches Wachstum zeigt Ngombe (Wathen), wo die Gemeinde (49 Mitglieder, meist aus den Schulen hervorgegangen) sehr rührig ist, nach dem Grundsatz, daß von jedem Mitgliede die Teilnahme an christlicher Thätigkeit erwartet wird. Evangelisation geschieht auf Kosten der Gemeinde, soweit sie nicht durch Medizin-Ausstellung gedeckt werden. Die 6 Außenstationen versprochen zum Teil bald Laufen. Die Schulen besuchen 273 Kinder, darunter nur 19 Mädchen, die Sonntagschulen 170. Missionar Bentley, seit 1879 im Dienst, hat ein Konversationsbuch und Vocabularium in Kongo, Französisch, Portugiesisch und Holländisch zusammengestellt, das die schwarzen Drucker nach ihrer Rückkehr von der Ausstellung in Antwerpen gedruckt haben. Sein Appendix to the Congo Grammar and Vocabulary ist dem König Leopold überreicht worden, der dankbar seine und

<sup>1)</sup> In Grundemanns Atlas Mbura.



Grenfell's Verdienste um den Kongostaat anerkannt hat. Auch andere litterarische Arbeiten sind hier entstanden. Das N. T. ist übersezt, die erste Auflage ist schnell verkauft worden. Auch für den Unterricht ist gesorgt durch ein geographisches und ein Rechenbuch; Dr. Webb, dessen Tod 1895 leider die umfangreiche medizinische Thätigkeit eingeschränkt hat, hat Grundlinien der Physiologie herausgegeben. Einige neue Gebäude dienen der Station zur äußeren Förderung, ihren geistlichen Fortbau hofft man von der nächsten Zukunft.

Die Stationen weiter aufwärts (Stanleypool oder Arthington, Bolobo, Lukolela, Monsambi, Bopoto) haben es noch mit grundlegender Arbeit zu thun. In Stanleypool, wo Transport und Korrespondenz viel Arbeit machen, ist fleißig gebaut worden, die eingeborenen Knaben haben Ziegel gestrichen. Der General-Gouverneur hat 1894 die Station besucht und seine Anerkennung über ihre Leistungen ausgesprochen. Bolobo, wichtig als Stationsort für die Missionsdampfer Peace und Goodwill, wird erhöhte Wichtigkeit gewinnen durch die Verlegung der Druckerei von Lukolela dorthin. Lukolela, wo die Arbeit sich hoffnungsvoll anließ, das erste Weib sich zum Glauben bekannte und 50 Schüler Fortschritte machten, sollte für den oberen Kongo, wie Ngombe für den unteren, ein Mittelpunkt litterarischer Arbeit werden, aber durch die Auswanderungen über die französische Grenze ist die Einwohnerzahl dort von 2000 auf 200 gesunken, und so soll es Nebenstation unter einem eingeborenen Evangelisten werden, wenn Missionar Whitehead seine Arbeit über Grammatik und Wörterbuch in der Bobangisprache vollendet hat. Die Druckerei mit 5 eingeborenen Gehilfen hat bisher gedruckt: in Bobangi die 4 Evangg., 181 Lieder, ein Lesebuch, in Monsambi das Ev. Matth. und Lukas, bibl. Geschichten des N. T.s., Patriarchengeschichten, und ein Lesebuch für die Balolomission u. a. In Monsambi (seit 1890) und Bopoto (seit 91) wird die Schularbeit fleißig getrieben; die Schulknaben zeigten großen Eifer im Lernen und im Mittheilen des Erlernten. 1895 konnten in Monsambi die Erstlinge getauft werden, darunter ein Sklavenmädchen von Lomami, das — als ein Protest gegen die Sklaverei — zuerst ins Taufwasser stieg. Als im Mai 95 die Soldaten die Hütten von Monsambi in Brand steckten und die Leute ins Dickicht flohen, kamen die Schulknaben vollzählig zur Schule zurück — solchen Halt hatte die Schule schon in den Kindern gefunden. In Bopoto hat sich die Hoffnung auf Tausen noch nicht erfüllt; die Mächte, welche von der Befehrung zurückhalten, erwiesen sich noch als zu stark. Der Besuch der Gottesdienste war gut, die Schreibkünste der Kinder erregten das Erstaunen der Alten. An Besuchen in den umliegenden Ortschaften zu Wasser und zu Lande haben es die Missionare, soweit ihre Kräfte ausreichten, nirgends fehlen lassen.

Der frühere bapt. Missionar Hughes, wegen geschwächter Gesundheit vom Kongo zurückgekehrt, hat in dem Gedanken, daß bei der Christianisierung Afrikas die Neger hervorragend beteiligt werden müssen, in Colwin Bay in Wales eine Anstalt gegründet, in der Afrikaner theils zu Missionaren und Lehrern, theils zu Handwerkern ausgebildet werden sollen, und ist bestrebt, in Westafrika selbst eine Reihe solcher Anstalten zu gründen. Der König von Belgien ist Protektor der Anstalt, die 1896 20 Schüler zählte aus Westafrika von Sierra Leone bis zum Kongo (Nord. M. T. 97. I).

Statistik.

Stationen	Miss.	Evangelisten	Getauft im 1. Jahre	Zahl der Mitglieder	Schüler Knaben Mädchen	Sonntagschüler Knaben Mädchen
S. Salvador . . . .	3	2	35	101	146 178	106 102
Underhill (Tundua)	4	—	2	2	— —	— —
Ngombe (Wathen)	5	—	18	49	254 19	150 20
Lufunga (Trans- port) . . . . .	1	—	—	—	— —	— —
Stanleypool (Ar- thington) . . . .	2	—	2	8	23 4	23 4
Lufolola . . . . .	1	1	5	10	20 5	— —
Bolobo . . . . .	7	2	1	7	30 20	20 20
Konsembi . . . . .	3	—	4	4	36 35	36 10
Bopoto . . . . .	3	—	—	—	60 20	15 10
Zusammen	31	5	67	181	569 281	350 166

2. Die American Baptist Missionary Union hat sich nicht so weit ausgedehnt wie die englischen Baptisten, ihre äußerste Station ist Bolengi (bei der Äquatorstation), doch hat sie 1894 noch die Station Iko am Ntumbasee angelegt. Sonstige Erweiterungen haben finanzielle Schwierigkeiten verboten, welche zur Herabsetzung der Ausgaben (von ca. 111 000 Dollar in 1893 auf etwa 44 000 in 1896) und zur Verminderung der Missionsarbeiter (von 50 auf 40) genötigt haben; doch ist man sich klar, daß entweder die Ausgaben wieder gesteigert oder die Stationen beschränkt werden müssen, um sie hinreichend besetzen zu können.<sup>1)</sup> Die Stationen liegen im Kongostaat, bis auf Mukimvika, an der portugiesischen Seite der Kongomündung, wo seit 1882 eine mühsame Arbeit unter einem gleichgiltigen Geschlecht durch Predigt, Schule und ärztliche Thätigkeit geübt wird. Die Station hat als Sanatorium für Missionare ihren Hauptwert. Ein kleines Krankenhaus ist angelegt und die Eingeborenen haben wenigstens die Furcht vor dem ärztlichen Messer verloren. Matabi, Transportstation mit geringer Missionsthätigkeit, hat mit dem Fortschreiten des Eisenbahnbaues seine Bedeutung mehr verloren; das Transportwesen ist jetzt nach Tumba verschoben. Palabala war während des Eisenbahnbaues ein Sammelpunkt vieler Leute von allermwärts her, die mit Gottes Wort bedient werden sollten. Ein eingeborener Christ aus Sierra Leone hat dabei treulich mitgeholfen. Es war dort ein schwieriger Boden. Geheime Opposition der Häuptlinge, Unordnung unter den Arbeitenden, Änderungen in der Schule brachten allerlei Nöte mit sich. Jetzt ist nun eine Reaktion zum Bessern eingetreten, die Gemeinde ist zu neuem Leben gekommen, 15 konnten 1896 getauft werden. Eine Freude ist es, die Entwicklung von Banza Mantefe zu verfolgen. Hier ist das Evangelium „fest gewurzelt“, zwei Filialgemeinden wurden 1893 eröffnet, Biaza mit 23, Riaha

<sup>1)</sup> Vielleicht wird Lufunga den Schweden überlassen.

mit 57 Mitglieder, die ihren Pastor selbst unterhalten wollten. 1896 sind in Kinkonza, dem größten und „härtesten“ Orte im Bezirke, durch die Thätigkeit eines eingeborenen Predigers 69 getauft. Überhaupt sind die Zahlen der Getauften groß, 1894 waren es 248, 1896 212, die ganze Gemeinde zählt jetzt 832 Mitglieder. Die zahlreichen Taufbewerber müssen eine Probezeit von 6—12 Monaten durchmachen. Das zerstreute Wohnen der Christen erschwert die Übersicht über die Gemeinde, doch sind in den Bezirken Älteste, welche die Christen beaufsichtigen und Montags zu Konferenzen mit Missionar Richards zusammenkommen. Die Civilisation bei den Christen nimmt zu, aber auch die christliche Erkenntnis und der christliche Ernst, der sich namentlich in einer starken Enthaltensbewegung und in der Gründung einer endeavor society zeigt. Auch den Heiden geht mehr und mehr ein Verständnis für christlichen Lebensernst auf. 17 eingeborene Prediger verkündigen Gottes Wort in den Dörfern; eine training school mit einem Kursus von 9 Monaten bildet sie aus, auch in Gesundheitslehre, um dadurch der heidnischen Unvernunft in der Lebensweise entgegen zu wirken. Eine Frauenschule ist 1894 entstanden, die Frauen haben selbst das Gebäude dazu errichtet und den Lehrer besoldet. Die Zahl der Schüler, die 1894 6—700 betrug, ist 1896 auf 988 (darunter 557 Mädchen) in 21 Schulen gestiegen, eine außerordentlich große Zunahme, die der im Bezirke eingetretenen, größeren Beruhigung zu verdanken ist; 18 Lehrer und 2 Lehrerinnen sind thätig. Dr. Leslie hat eine wachsende ärztliche Thätigkeit entfaltet (eine Wegbereitung für das Evangelium, der namentlich in Biaza der Fortgang zu danken war) und 1896 über 15 000 Kranke behandelt. Ein Auftreten der Pocken 1894 wurde durch fleißiges Impfen, wozu selbst aus der Ferne Leute kamen, weniger schädlich gemacht. Doch ist die Sterblichkeit groß gewesen, 1894 starben 59 Christen (darunter 28 an der Schlafkrankheit), 1896 61. Ohne diese starke Sterblichkeit wäre die Gemeinde noch mehr gewachsen. Die Opferwilligkeit der Gemeinde für kirchliche Liebeswerke ist erfreulich, sie beläuft sich auf über 200 Dollar jährlich. Das Streben der Missionare geht darauf, die Gemeinden selbständig zu machen und sich mit der Oberraufsicht zu begnügen. Auch in Lukunga hat Missionar Hoste, der nach einer gesegneten Thätigkeit — er hat über 1000 Leute taufen können — 1896 leider den Dienst in Afrika hat aufgeben müssen, dieses Ziel im Auge behalten. Eine „Lukunga home mission“ ist 1894 gegründet, um in den Dörfern zu evangelisieren, auch eine christian endeavor society, doch hat man hierbei die Wahrnehmung gemacht, wie schwierig es ist, die Eingeborenen an verantwortliche Stellen zu bringen: sie ließen sich Ämter übertragen, aber sie thaten nichts — ein Hinweis, daß man nicht zu schnell mit der Verselbständigung der Gemeinden vorgehen darf. Die Zahl der Taufen ist etwas zurückgegangen, dies und die große Sterblichkeit haben die Gemeinde, die Ende 1893 schon 591 Mitglieder und 600 Schüler zählte, in den letzten Jahren zurückgehen lassen. Von Hostes Nachfolgern hat einer nach dem andern die Arbeit aufgeben müssen, unter diesem Wechsel der leitenden Missionare hat die Gemeinde gelitten. Der letzte Bericht nennt nur 333 Mitglieder und 100 Schüler. Die seit 1890 hoffnungsvoll sich entwickelnde Station Kinjila, wo freilich die Frauen noch sehr zurückhielten, ist der Eisenbahn wegen nach Kisua verlegt worden, was allerlei Bauarbeit für Missionar Fredericksen mit sich brachte. Die Verhältnisse liegen hier günstig, 4 Außen



posten und eine Anzahl Dörfer mit kleinen Versammlungshäusern geben den eingeborenen Evangelisten Gelegenheit zu Thätigkeit und Erfolgen. Monatlich sammeln sie sich auf der Station zu Bericht und neuer Anleitung; 11 konnten getauft werden.

Leopoldsville, Bwemba, Irebu, Ikoto, Bolengi sind die Stationen am oberen Kongo. In Leopoldsville herrschte unter Dr. Sims ein recht reges, im letzten Jahre freilich etwas beeinträchtigtes Leben. Die Maßregeln des Staates haben die Mission genötigt, sich unter den Bambunu, die als halb Tseke und halb Kongo bezeichnet werden, ein neues Arbeitsfeld zu suchen, auf dem der Eifer der evangelisierenden jungen Bakongochristen Erfolg zu finden scheint. 70 Ortschaften wurden mit Verkündigung besucht, die Kosten dafür bringt die Gemeinde auf. Die Schule findet unter den Bambunu nicht viel Anklang, sie behalten ihre jungen Leute lieber zur Bereitung und zum Verkauf von Maniofbrod zu Hause, Handel und Verkehr nimmt sie in Anspruch. Dr. Sims wirkt unter den Kranken, sein Ansehen kam Missionar Adams zu gute, wenn er auf Predigtreisen in fremde Dörfer kam. Auch kulturell ist hier gearbeitet, eine Farm ist hier angelegt, Fruchtbäume sind hier gepflanzt, industrielle Anleitung wird den Christen gegeben, wobei 2 Leute von Sierra Leone helfen. Bwemba, der Haienplatz für den Missions-Dampfer Henry Reed, liegt in einer verödenen Gegend, die Arbeit ist schwierig, die Hoffnungen, welche zahlreiche Besuche in den Dörfern früher erweckt haben, scheinen nicht recht in Erfüllung zu gehen. In Irebu und der Umgegend am Mtumbasee, wo die neue Station Ikoto gegründet ist, haben teils die Pocken, teils besonders die unglückseligen Kautschukexpeditionen die Leute über die französische Grenze getrieben und erfreuliche Anfänge zum Stillstand gebracht. In Irebu, das früher mehr verschont geblieben, haben Aufrührer 1896 die Station geplündert. Ein Besuch des General-Gouverneurs hat die Hoffnung auf Reformen und Besserung der Verhältnisse erweckt; die Arbeit ist trotzdem erfolgreich gewesen. Auf 3 Predigstättten wird das Evangelium verkündigt und Schule gehalten, Taufbewerber, auch Frauen, sind vorhanden, so hofft man bald christliche Familien zu haben. Eine Ärztin, Miß Flemming, wirkt auf der Station, ein kleines Krankenhaus soll errichtet werden. In Ikoto nahmen Bau- und Spracharbeiten die Kräfte zunächst in Anspruch, dann litt die Arbeit eine Zeitlang unter den Unruhen der Gegend. Dem Volke, welchem „Sünde“ wie „Liebe“ unbekannte Dinge waren, ist das Verständnis so weit aufgegangen, daß es merkt, wer zum Volke Gottes gehören will, müsse von der Sünde lassen. Die Schule hat in Zahl und Leistungen gute Fortschritte gemacht, 5 kleine Büchlein in der Seesprache stehen für den Unterricht zur Verfügung. Ärztliche Thätigkeit hilft auch hier, Vertrauen zu gewinnen und den Aberglauben zu untergraben. Man hofft, bald taufen zu können, auch Frauen. In Bolengi war unter den Kindern ein guter Anfang gemacht worden (1891). Diese Kindergemeinde aber konnte sich während der Abwesenheit des Missionars nicht behaupten und den Respekt der Heiden nicht gewinnen. Nachher wurde die Thätigkeit neu aufgenommen. Die Missionare Banks und Sjöblom haben fleißig auf der Station und in den Dörfern gearbeitet, soweit die Unruhen und die Wasserverhältnisse es zuließen. Hoffnungen und Enttäuschungen an Getauften wechselten und mahnten zur Vorsicht beim Tausen. Trotzdem die Station seit 1884 besteht, zählt sie erst 16 Mitglieder.

## S t a t i s t i k.

Station	Miss.	Evange- listen	Getauft im letzten Jahre	Mitglieder	S c h ü l e r		Sonntags- schüler
					Knaben	Mädchen	
Balabala . . . .	—	15	40	—	—	—	—
Banza=Mantefe .	18	212	832	431	557	19	Schulen
Lufunga . . . .	9	?	333	100	—	—	—
Mufimvika . . .	—	—	—	—	—	—	25 Kinder
Leopoldsville . .	1	12	25	40	40	—	"
Bolengi . . . .	—	—	16	30	20	50	
Bwemba . . . .	—	—	1	6	3	10	
Riswa . . . . .	8	11	43	55	9	—	
Trebu . . . . .	—	—	6	38	9	55	
Ifofo . . . . .	1	—	3	61	22	80	
Zusammen	40	37	250	1299	1381	200	

3. Über die Thätigkeit des Schwedischen Missionsbundes ist kürzlich erst ausführlich berichtet worden (Jahrg. 1896. Nr. 8, 9). Es sei darum hier nur bemerkt, daß diese durch so viel Prüfungen hindurchgegangene Mission jetzt in eine Erntezeit eingetreten zu sein scheint, welche für viel frühere Traurigkeit entschädigt. Das Jahr 1896 ist ein Segensjahr gewesen, das die 4 Gemeinden dieser Mission (mit 19 Außenstationen) von 309 auf 621 Mitglieder gebracht hat.<sup>1)</sup> Einzelne Dörfer fangen an, fast ganz christlich zu werden. Die Weihnachtsfeier konnte in Ribunsi wegen des Wachstums der Gemeinde nicht mehr in der früheren familienhaften Weise begangen werden. Selbst in dem früher so harten Diabia geht es vorwärts, die Gemeinde ist mehr als verdoppelt. Christliches Familienleben kann mehr und mehr sich herausbilden, da schon eine ganze Anzahl christlicher Ehen eingegesegnet sind und die früher so zurückhaltenden Frauen eifriger nach Unterweisung begehren, so sind in Nganda 30 Frauen in der Schule. Die Enthaltensbewegung ist vorwärts gegangen. An Erbbsalen hat es in der letzten Zeit freilich auch nicht gefehlt, Todesfälle sind unter den Missionaren vorgekommen, leider ist kürzlich auch der Apotheker Palmer, welcher in Mufimbungu die ärztliche Thätigkeit leitete, dem Klima erlegen, als er in Begriff stand, Erholung in der Heimat zu suchen. Ein neuer Missionsarzt ist noch nicht wieder ausgesandt. Von dem Überfall der Außenstation Ribanga ist schon früher die Rede gewesen. Aber überall thun sich die Thüren auf und die Mission muß es erfahren, daß die Vergrößerung der Schar der Taufbewerber auch besondere Sorgen mit sich bringt. — Die Einrichtung, durch Aussendung von praktischen Arbeitern die Missionare von äußerlichen Arbeiten zu entlasten, hat sich bewährt.

Mit Bezug auf die Beschneidungsfrage (Jahrg. 1896. S. 435. Warnack, Ev. Miss.-Lehre III. 1. S. 273) sei hier berichtend nachgetragen, daß die heimische Missionsleitung keineswegs mit der Festhaltung der Beschneidung einverstanden ist.

<sup>1)</sup> 1897 ist eine neue Station, Rinkenge, 2 Tagereisen N. W. von Diabia, angelegt worden.

## S t a t i s t i k.

Station	Miss.	Evange- listen	Getauft im letzten Jahre	Gem. Gl.	S c h ü l e r		Sonntags- schüler
					männlich	weiblich	
Mufimbungu . . .	5	15	134	237	253	119	—
Kibunji . . . .	6	10	119	182	191	151	18
Diadia . . . .	5	8	84	142	163	82	—
Mganda . . . .	4	9	29	60	114	69	30
Londe . . . .	2	2	—	—	—	—	—
Zusammen	22	44	366	621	721	421	48

4. Die Mission der bischöflichen Methodisten unter Bischof Taylor ist über die in der Rundschau von 1892 angegebenen Grundsätze nicht hinausgekommen, äußerlich ist sie zurückgegangen. Taylors Hoffnung (M. M. 3. 91, S. 191), die Basis für 1000 sich selbst unterhaltende Stationen in Afrika zu schaffen, ist bis jetzt ihrer Erfüllung noch nicht näher gekommen, er selbst aber ist in seinem achten Jahrzehnt noch derselbe geblieben, unermüdet im Planen und Hoffen, wie im Reisen und Evangelisieren, ein Gegenstand der Bewunderung und Liebe für seine Missionare, der „Apostel von 4 Weltteilen,“ größer als der Apostel Paulus in seinen Missionsreisen (Ill. W. 97 Nr. 2). Afrika braucht nach ihm eine besondere Missionsmethode. Er will 10—20 Knaben und Mädchen von 3—6 Jahren (die zu Gott in derselben Beziehung stehen sollen wie die Kinder christlicher Länder, 1. Kor. 7, 14 [?]) auf jeder Station adoptiert und von der geschickten Hand einer Missionsmatrone erzogen wissen, in häuslicher und farmwirtschaftlicher Thätigkeit, in den elementaren Schulfächern und christlicher Erfahrung zu aufrichtiger Bekehrung und endlich in evangelistischer Thätigkeit unter ihrem Volke (dem sie dann vermutlich ganz entfremdet sein werden); dieser Plan, sorgfältig ausgeführt, garantiert ihm frühen und vollständigen Erfolg. Eingeborene Gehilfen sind notwendig, um Afrika für Christus zu gewinnen, und zwar muß jeder von ihnen in seiner Heimat bleiben um recht wirken zu können. Von Missionsgesellschaften hält er nichts; er schlägt vor, Africa Industrial Bands zu bilden, kleinere Vereinigungen von solchen, welche für Afrika opfern und beten, undenominationell, römische Katholiken, Protestanten, Juden oder Griechen — und das soll der sichere und kurze Weg sein, Afrika für Jesus zu gewinnen! (The Afr. N. 93, Nr. 1.) Seine Missionare erhalten kein Gehalt, sie sollen ihren Unterhalt und sonstige Missionskosten aus dem Ertrage der Stationen gewinnen, nur Ausrüstung und Reise, sowie erste Errichtung der Missionsgebäude sollen aus dem Africa Industrial Mission Fund bestritten werden. Er ist so begeistert für seine Missionsweise, daß er auch eine Zambesi Industrial Mission gegründet hat (1892), welche, von Missionar Richards geleitet, im Laufe der Jahre einige Stationen an der Inhambane-Bay gewonnen hat; ja neuerdings wird durch einen Anhänger Taylors, Rev. Ward, diese self-support-Missionsbewegung auch nach Indien verpflanzt (The Ill. W. 97, No. 4). Die Selbstunterhaltung beherrscht praktisch die Mission und legt es nahe, zumal mit Rücksicht auf die Aufziehung adoptierter Kinder, an die katholische Mission in Bagamoyo u. a. zu denken. Es liegt ja in der Natur der Sache, daß Missionsstationen durch Gartenbau u. dgl. zu ihrer Unterhaltung beitragen, den Eingeborenen, wo es not ist, Anleitung zu geordneter



Arbeit geben u. s. w., aber bei Taylor ist die Selbstunterhaltung eigentlich die Hauptsache, die Missionsarbeit tritt dahinter zurück. Sein Blatt (das mit seinen verschiedenen Namen The Africa News, dann The Illustr. Africa, nun The Ill. World seine Unruhe und seine ins Weite gehenden Gedanken abspiegelt) macht zum Teil mehr den Eindruck einer Kolonialzeitung als eines Missionsblattes. Wieviel Acker Land bestellt, wie viel Bananen u. s. w. gepflanzt sind, wie schwer die Jamswurzeln sind, wie viel Drahtsäune gezogen sind, das erfährt man ganz genau, aber von missionierender Thätigkeit erfährt man eigentlich recht wenig. In Boma ist ein Grundstück gekauft, um ein Warenhaus darauf zu bauen, der Dampfer Anne Taylor hat in Banana eine Holzstation, um die vorüberfahrenden Dampfer mit Holz zu versehen, holt Behm von Banani nach Matadi, wo ohne künstliche Erdausschüttung keine Vegetation möglich ist, und bringt von Matadi wieder Steine nach Boma — alles um Geld für die Mission zu verdienen. Mit Stolz zeigt Mary Kildare, eine Frau von robuster Gesundheit und unverwundlicher Arbeitskraft, in Natombi bei Banana ihre Farm — aber schließlich (1896) sehnt sie sich doch nach Hilfe, um sich mehr der evangelistischen Thätigkeit zu widmen; ähnliche Wünsche bei anderen Missionaren (The Afr. N. 93, No. 3). Isangila unterhält sich selbst — aber wo ist der Markt, um die überschüssigen Produkte abzusetzen?

Es ist schwer, der Entwicklung dieser Mission zu folgen; Stationen mit leichten Hütten werden angelegt und wieder aufgegeben. Krankheit und Todesfälle haben unter den Missionaren viel Wechsel herbeigeführt, eine Anzahl ist enttäuscht zurückgetreten, andere haben mit Begeisterung und Hingabe von Leben und Gesundheit gearbeitet, so lange es möglich war — allen Respekt vor solchen Männern und Frauen! Aber die ganze Art der Mission ist unruhig. Die Pläne sind von vornherein in die Weite gegangen, das bezeugen schon die erhofften „1000 Stationen,“ das bezeugt auch das weite Vorschieben der Posten bis in das Kasaigebiet, wo Dr. Summers in Luluaburg eine Station anlegte. Nach seinem Tode (1887) wurde die Station nicht wieder besetzt, sie muß als aufgegeben gelten trotz des erworbenen Landbesitzes. Mit 3 Fahrzeugen sollte der Verkehr bewältigt werden, mit dem Dampfer Anne Taylor auf dem unteren Kongo, einem Stahlboot, das seit 1892 auf der Strecke oberhalb Isangila verkehrt, und einem Dampfer für den oberen Kongo — der aber ist (glücklicherweise) noch nicht gebaut, weil das Geld dazu nicht zusammenkam. Das große in Aussicht genommene Gebiet enthält verschiedene Sprachen, neue Aufgabe für die Missionare, die es mit dem Erlernen der Sprachen doch nicht so leicht hatten. Zwar werden einzelne wegen ihrer Beherrschung der Sprache gerühmt, wie der Däne Rasmussen, der seiner Meisterschaft im Fiot wegen 1894 zum dritten Male nach Afrika ausging und 1895 dem Klima erlag;<sup>1)</sup> aber dann hört man wieder von Dolmetschern, wo man sie nicht erwarten sollte, und findet Hinweise darauf, daß es nötig ist, mehr kritische Spracharbeit zu treiben (The Afr. N. 93. Nr. 3). Taylor tröstet sich stets mit dem Gedanken: „die Schwierigkeiten sind groß, aber der Plan ist gut.“ Die Taylorschen Stationen liegen zumeist am rechten Ufer des unteren Kongo, die äußerste ist Kimpoko am Stanley Pool. Eine liegt im französischen Kongogebiet an der Küste, Namby; hier ist die Arbeit durch

<sup>1)</sup> Nachrichten über ihn bringt Nord Miss. T. 1897. S. 305 ff.

den Tod des aus der französischen Schweiz stammenden Fr. Burckhalter und durch das Auskommen einer französischen Schule gestört. Von den Kongostationen zeigen wirkliche Missionsarbeit nur Natombu, Bivi, Sangila, und auch hier ist es bei kleineren Schulanfängen, Dorf- und Stationspredigten geblieben. Daß von den seit Ende der achtziger Jahre aufgenommenen Kindern schon irgendwie Evangelisten oder dergleichen gewonnen wären, tritt nicht hervor. In Sangila hat Missionar Snape, der die Station schon als selbstunterhaltend übernahm, eine eifrige missionierende Thätigkeit ausgeübt, auch einzelne Bekehrungen berichtet, aber Krankheiten, Todesfälle, Wechsel der Missionare beeinträchtigten die gleichmäßige Entwicklung der Arbeit. Das Ergebnis all der Taylorschen Pläne und Arbeiten am Kongo ist bis jetzt minimal: 26 Kinder auf den verschiedenen Stationen, von einer Gemeinde ist nirgends die Rede! Wie viel mehr haben die Schweden mit ihrer Beschränkung auf ein kleineres Gebiet geleistet, und doch haben sie die Kulturarbeit auch nicht vernachlässigt.

Die jüngste Vergangenheit hat in der Taylorschen Mission einen wichtigen Wechsel herbeigeführt. Die Generalkonferenz der bischöflichen Methodisten von 1896 hat dem 75jährigen Taylor in J. C. Harzell einen Nachfolger als „Bischof von Afrika“ gegeben, und Taylor hat selbstverläugnungsvoll ihm sein Werk übergeben. Ein feierlicher Augenblick, als der Greis auf der Plattform vor den Augen der ganzen Versammlung dem jüngeren Nachfolger die Hand entgegenstreckte! Aber als wollte er zeigen, daß er trotz seiner Jahre noch keine Abnahme seiner Kräfte fühlte, machte sich Taylor gleich darauf nach Südafrika auf, um dort, wo er einst in einem kurzen Feldzuge 7000 Kaffern bekehrt hatte (?), noch einmal einen Evangelistenzug zu unternehmen.

Es war wohl kein ganz leichtes Werk, die Auseinandersetzung in Bezug auf Missionen und Finanzen bei der vielseitigen Thätigkeit Taylors durchzuführen. Das Missionskomitee der bischöflichen Methodisten hat, trotz manches Dissensus über die Methoden, die Taylorschen Selbstunterhaltungsstationen als äußere Missionen der Methodist Episcopal Church übernommen. Afrika südlich vom Äquator bildet die Kongokonferenz mit den 3 Distrikten des unteren Kongo (mit 8 Stationen, 8 Missionaren und 26 Kindern in den Missionshäusern und einem Missionseigentum von 12 900 Dollar inkl. Dampfer), Ostafrika (Inhambane-Bai bis Johannesburg, 4 Stationen) und Angola. Bischof Harzell ist Ende 1896 nach Afrika abgereist, um die Stationen zu visitieren und dabei eine Kongokonferenz zu organisieren. Die Mittel, die für die Kongomission zur Verfügung gestellt sind, werden freilich als unzureichend anerkannt (The Ill. W. 1897, No. 1). Es scheint, als ob die Missionare in Afrika mit der eingetretenen Wendung nicht ganz zufrieden seien. Bei der großen persönlichen Verehrung, die Taylor bei ihnen genießt, ist das wohl erklärlich, aber hoffentlich versöhnen sie sich mit ihr. Gott gebe, daß diese eingreifende Veränderung der Mission zum Heil diene, daß unter der neuen Leitung der große Schatz von Glauben und Opferfreudigkeit, der ihr gehört, in neuer, fruchtbarer Weise zur Wirksamkeit komme und nach der langen Saat- und Vorbereitungszeit nun eine Zeit der beginnenden Ernte für sie anbreche!<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Nach Miss. Förb. 97 S. 258 soll die Mission am Kongo aufgegeben werden, Bivi ist den Schweden angeboten worden.

5. Die Kongo Balolo-Mission hat 1890 ihre erste Station gegründet. In den ersten 6 Jahren sind von ca. 50 Ausgesandten 14 dem Klima erlegen. 1896 war ihr verlustreichstes Jahr, aber die Freude ist weder bei den Leitern noch bei den Arbeitern gebrochen. „Der Tod der Brüder muß das Mittel zum Ausgehen anderer werden, das ist unser Gebet.“ Am unteren Kongo sind 3 Stationen, Matabi, Lufunga, Leopoldsville, die Hauptarbeit aber geschieht im oberen Kongogebiet, in Lulonga, Bonginda, Itau und Bongandanga (am Lulonga und Lopori) unter wilden, dem Kannibalismus ergebenen, mit Weißen noch weniger in Berührung gekommenen Stämmen mit 3 Sprachen (MONGO, Elefo, Ngombe). Die Missionare haben teils mit dem Dampfer Pionier, der neuerdings vergrößert ist, teils zu Boot vielfach Reisen, den Lulonga, Lopori, Bolombo, Itelamba u. a. aufwärts gemacht, um Land und Leute zu erkunden und neue Stationspunkte zu ermitteln. Am Lopori haben sie die Verwüstungen kennen gelernt, welche das Vorbringen der Araber bezeugen. Nach Norden zu haben sie Reisen durch die pfadlosen Wälder gemacht, in denen die wilden Ngombe hausen, wo nur der Kompaß ihnen den Weg wies, und die Baptistenstation Bopoto erreicht. Unbewaffnet kommen sie zu den Kannibalen, die Trommeln geben ihre Signale von Dorf zu Dorf, Leute sammeln sich, auf den Schultern der Ngombeleute wird Missionar Wilkes durch die Wasser hindurchgetragen, und kann dann vor etlichen Hunderten „die alte, alte Geschichte“ erzählen. Die Freundlichkeit der Häuptlinge sieht manchmal freilich etwas verdächtig aus. Es ist, als wollten sie die Missionare am Weiterziehen verhindern, wenn sie ihnen von den Gefahren des Weges, von der Wildheit der benachbarten Stämme erzählen. Aber es ist dort ja erst Anfangsarbeit, das Vertrauen muß erst gewonnen, der Unterschied zwischen Missionaren und Händlern oder Kongobeamten klar gestellt werden. Die Missionare besuchen auch in ihrer Nachbarschaft die wilden Abendversammlungen der Heiden, wo sich „in Sünden verhärtete Männer, gedrückte und niedergedrückte Frauen und unfindliche Kinder“ zu Musik und Tanz zusammengefunden haben, und treiben fleißig Missionsarbeit auf den Stationen. Sie beklagen nur den Mangel an Kräften, der sie hindert, in die offenen Thüren einzutreten oder unter den Frauen zu wirken, wie es nötig wäre. Auch diese Mission geht darauf aus, durch eingeborene Evangelisten zu wirken, die das Klima gewohnt sind, Sprache und Anschauungen des Volkes kennen und zudem billiger sind als die englischen Missionen (20 = 1 engl. Missionar), aber sie übersieht auch die Schwierigkeiten nicht, die gerade aus der sittlichen Beschaffenheit der Eingeborenen sich ergeben (Reg. bey. 96, S. 209). Auch andere Schwierigkeiten giebt es. Feuer und Sturm haben an Gebäuden Schaden gethan, die Kautschuknöte machen sich auch hier geltend, das Verderben unter den Leuten ist so groß und tief, daß oft das erste Wort, das ein Kind lernt, ein Fluch ist; das Verständnis für die Arbeit der Missionare ist so gering, daß die Frauen in Lulonga als Lohn für ihr Hören ein Stück Salz begehren. Trotzdem gewinnt die Mission Einfluß und bringt vor. In Lulonga sind 1896 beim Tode eines Häuptlings keine Sklaven mehr getötet. Wahrheitsfucher finden sich 30 in Bongandanga, 50 in Bonginda, wo es den Leuten nicht überraschend war, daß Christus für andere gestorben, wohl aber, daß er es freiwillig gethan hat (Reg. bey. 96, S. 330); Taufbewerber sind vorhanden, in Bongandanga sind 4 getauft, darunter 1 Weib, eingeborene Evan-



gelisten arbeiten zur Zufriedenheit, Außenstationen bilden sich, Bitten um Lehrer kommen von vielen Eiten. Eine Tagereise von Ikau hat ein junger Bekehrter ein Versammlungshaus gebaut und 200 Leute um sich gesammelt, denen er das Wort Gottes verkündet. Jünglinge gehen in die Dörfer und sagen ihren Landälteuten, was sie gehört haben. Auf den Stationen wird mehr oder weniger regelmäßig Schule gehalten, die Zauberer verlieren an Einfluß, die jungen Christen gewöhnen sich an Opfer und eigene Mitarbeit, in Bongandanga ist ein Verein junger Männer im Entstehen. Besonders erfreulich gestaltet sich eine christliche Bewegung unter den Bawaka, an deren Entwicklung sich freilich ihre Begründerin, Miß Judd in Bongandanga, nicht mehr erfreuen konnte, weil sie dem Fieber erlag. Hier weigerten sich die Christen, an Kriegszügen gegen die Nachbarn teilzunehmen, weil Gottes Wort das Töten verbiete, und mußten sich wegen dieser „Feigheit“ Verfolgungen gefallen lassen. Überhaupt scheint Bongandanga unter Missionar Ruskin die Station zu sein, die sich am kräftigsten entwickelt.

16 Missionare, 4 Frauen und 6 Fräulein sind auf den 7 Stationen, 2 Fräulein unterwegs, 6 Missionare auf Urlaub. Im Oktober 1894 zählte man etwa 200 Kirchenmitglieder, die Zahl ist seitdem wohl noch gewachsen. Die heimische Missionsleitung treibt vorwärts und sucht das Interesse für die Mission unter den Balolostämmen, deren Rand erst berührt sei, anzuregen, auch durch Hinweis auf Araber und Katholiken. Frau Lucy Guinneß hat dazu kürzlich 2 Schriften erscheinen lassen, *Which House?* (Welches Haus? Deutsch bei Bertelsmann in Gütersloh) und *To help to heal*, welche es an allerlei Veranschaulichungsmitteln für die Größe und den Ernst der Aufgabe nicht fehlen lassen.

6. Für die International Missionary Alliance, welche am Nordufer des Kongo mit 25 Missionaren, 20 Missionarinnen und 7 eingeborenen Evangelisten arbeitet, kann auf S. 24 f. des vor. Jahrganges verwiesen werden. Der neueste Bericht zeigt eine erhebliche Verminderung in der Zahl der Gläubigen, die auf 50 gesunken ist. Die „jungen“ Bekehrten scheinen größtenteils ihre Wege gegangen zu sein — wahrscheinlich hat man sie zu früh getauft. Im Sommer 1897 sollte auf dem südlichen Kongoufer der geplante Vorstoß unternommen werden.

7. Die American Southern Presbyterian Mission hat sich 1891 das Gebiet des Kassai zum Arbeitsfelde gewählt. Ihre Station ist Luebo am Lulua (Nebenfluß des K.), 1300 Fuß über dem Meere, relativ gesund mit günstiger Vegetation. Um dieses wichtige Verkehrszentrum wohnen die Bakete, ein intelligentes und freundliches Volk, in der Nähe die Bafuba, geistig und körperlich hochstehend, aber grausam, mit einem entwickelten, auf alter Tradition beruhenden und mit eiserner Disziplin aufrecht erhaltenen Staatswesen. König Lufenga leidet keinen Fremden in seinem Reich, Händler und Beamte dürfen seine Hauptstadt nicht berühren. Evangelische Mission ist am Kassai gänzlich unbekannt. Die ersten Missionare der Presbyterianer, Lapsley, (der bald starb) und Sheppard, ein amerik. Neger, verlangten und erhielten bald Verstärkung; im ganzen sind bis 1896 16 Männer und Frauen, etwa zur Hälfte amerikanische Neger, ausgegangen; 2 mußten bald zurückkehren, 3 sind gestorben. Sheppard merkte bald, daß die Bafuba das wichtigste Volk waren und ihre Sprache die Gegend beherrschte, darum setzte er alles daran, in ihr verschlossenes

Land einzubringen, und Dank seiner Sprachgewandtheit sowie dem Aberglauben der Bakuba, die den schwarzen Eindringling für einen Geist der Vorfahren hielten, gelang es ihm auch, durch einen kühnen Wagezug in die Hauptstadt zu kommen und dort ehrenvoll aufgenommen zu werden.<sup>1)</sup> Er bewunderte die in Viertel eingetheilte, mit breiten Straßen versehene Stadt, die Geseze, die Geschäftsgewandtheit und Lebensweise der Bakuba und erblickte in ihnen sein Hauptmissionsfeld. Inzwischen ging die Arbeit in Luebo weiter. Große Transportschwierigkeiten stellten sich heraus, 6 Monate war man vom Verkehr abgeschnitten! Auch gesundheitlich war nicht alles so günstig. Auf der Station sammelten sich 70—80 Sklaven, freigekauft für je 1,75 Dollar in Zeug, zur Hälfte Kinder. Diese wurden unterrichtet, die älteren zur Arbeit angehalten, um durch Feldbau Unterhalt zu gewinnen. Morgen- und Abendandacht und sonntägliche Verkündigung in der Stations- wie in der größeren Stadtkapelle und unter freiem Himmel halfen zur Verbreitung von Gottes Wort. Einige Nieder wurden übersezt, der Westminster = Katechismus gelehrt, die Schüler machten gute Fortschritte. Rev. Snyder übte auch mit Erfolg ärztliche Thätigkeit. Missionar Adamson und seine Frau haben den König Lukenga in seiner Hauptstadt besucht, so daß also der Bann der Abiperrung dort gebrochen zu sein scheint. Hierfür ein Nachtrag einzusetzen, der auf der Rückseite von S. 21 des Manuscripts sich findet.

8. The American Advent Foreign Missionary Board ist seit 1891 am Kongo thätig und hat eine Station am Sumba Creek, 30 Meilen von der See (Reg. bey. 1896. S. 488). Der Adventistenmissionar Harvey verunglückte 1896 mit seiner Frau auf einem Dampfer im Kongo durch eine Pulverexplosion, welche 25 Passagieren und einer Anzahl von Schwarzen das Leben kostete. Missionar Ruffel und Frau waren noch auf der Station und erwarteten Verstärkungen.

9. Die Seventh Day Baptists arbeiten mit 2 Missionaren in der Nähe von Mutimvika; näheres ist mir nicht bekannt.

Die Zwergvölker im Inneren Afrikas haben eine Freundin an Miß MacLean in England gefunden, welche sich bemüht hat, eine Mission unter ihnen zustande zu bringen. Da sich das nicht hat ausführen lassen, so hat Miß MacLean sich mit den amerikanischen Presbyterianern (Nord) in Verbindung gesetzt, daß diese den in der Nähe des Gabun lebenden Zwerg-Stämmen das Evangelium bringen, was allerdings nicht ganz leicht sein dürfte. Sie hat dazu eine Summe von 1500 Ltr. und einen jährlichen Beitrag von 500 Ltr. überlassen. (Chic. Bl. 1897. Nr. 16.)

Das gegenseitige Verhältniß der verschiedenen Missionen und Missionare muß nach den vorliegenden Berichten als gut bezeichnet werden. Zwar ist kein besonderes Band der Vereinigung vorhanden. Es ist wohl einmal der Gedanke aufgetaucht, eine Konvention der Missionare zu begründen (The Afr. N. 1892, Nr. 9), aber der Gedanke ist nicht zur Ausführung gelangt. Trotzdem zeigt sich ein herzliches Zusammenhalten der verschiedenen

<sup>1)</sup> Eine ausführliche Darstellung in Dansk M. Bl. 1896 No. 1. Almiad. K. T. 1895 Nr. 19 bringt Mittheilungen über Sheppard.

**Missionen.** Die Reisen am unteren Kongo haben Verkehr auf den verschiedenen Stationen ermöglicht, in Krankheitsfällen hat man sich brüderlich geholfen, die Transportstationen sind zum Teil gemeinsam und bei der Verkündigung des Wortes auf diesen Stationen haben oft verschiedene Missionare zusammengewirkt. Bei sprachlichen Arbeiten hat sich ja nicht immer Gemeinsamkeit erzielen lassen, was die Sache wohl erleichtert hätte, gleichwohl ist manche Anregung von der einen zur anderen Mission ausgegangen, und mit ihren sprachlichen Arbeiten wie mit ihren Druckereien haben sie einander auch gedient als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes. Noch steht die Arbeit ja im Anfange, z. T. noch in den ersten Anfängen noch harren weite Strecken der evangelischen Verkündigung; aber wenn man die Kürze der Zeit und die großen Schwierigkeiten der Arbeit bedenkt, so darf man sagen, die 2—3000 schwarzen Christen am Kongo sind das Angeld eines größeren Segens, und die vielen Gräber am Kongo bürgen dafür, daß die Christenheit eine Stätte von so viel todüberwindendem Glauben und heldenmütiger Liebe nicht lassen wird.

### Zusammenstellung.

	Missionare einschl. Frauen	Evangelisten	Christen	Schüler
Englische Baptisten . . . . .	31	5	181	850
Amerikanische Baptisten . . . . .	40	37	1299	1381
Schwed. Miss.-Bund . . . . .	22	44	621	1142
Bischöfl. Methodisten (Taylor). . .	8	—	—	26
Valolo-Mission . . . . .	26	6?	200?	?
Int. All. Miss. . . . .	45	7	ca. 50	163
Südl. Presbyt. . . . .	8	?	ca. 60	40?
Adventisten . . . . .	2	?	?	?
Baptisten des 7. Tages . . . . .	2	?	?	?
<b>Zusammen</b>	<b>144</b>	<b>102</b>	<b>2411</b>	<b>3602</b>

### Litteratur-Bericht.

1. **Grössel:** „Die Mission und die evangelische Kirche im 17. Jahrhundert.“ Gotha, Perthes. 1897. Schon 1894 (S. 385) hat diese Zeitschrift aus der Feder Grössels einen von den Missionshistorikern sehr gewürdigten Aufsatz veröffentlicht: „Missionsgedanken in der lutherischen Kirche Deutschlands im 17. Jahrhundert.“ Das vorliegende Buch ist eine bedeutend erweiterte und namentlich durch ausführliche Wiedergabe der Quellen (S. 127—235) vermehrte so gründliche Neubearbeitung dieses Aufsatzes, daß man sie als eine abschließende Behandlung des betreffenden Gegenstandes bezeichnen darf. Der erste Teil (S. 3—123) enthält eine mit bewundernswertem Sammelfleiß zusammengetragene Übersicht über die Zeugnisse gegen und für die fortgehende Missionsverpflichtung der Kirche in dem genannten Jahrhundert besonders in Deutschland, aber auch in Holland und England. Das Contra und Pro dieser Missionsstimmen und -Stimmchen ist in folgende



sechs Kapitel geordnet: 1. Die Stellung der deutschen Lutheraner zur Mission bis 1650. In dieser Zeit ist die Zeugnung der Missionspflicht ganz überwiegend. Von besonderem Interesse sind hier die Paragraphen 5—7, welche sich mit dem Ausblick auf die römische Kirche und der Missionspolemik zwischen ihr und der protestantischen beschäftigen. 2. Ausblick auf die Missionsthätigkeit Hollands und Englands, der nicht so lückenlos ausgefallen ist, wie die deutsche Rundschau. 3. Freiherr von Welz und seine Freunde. 4. Die Dogmatik. Hier ist es vornehmlich die Lehre vom Apostolat, welche der Anerkennung einer fortgehenden Missionsverpflichtung den Boden entzieht. 5. Missionsfreunde und 6. das collegium orientale. Als Lektüre ist das Buch trocken, aber als historische Sammelarbeit von hohem Werte. Man kann es dem Verfasser nicht genug danken, daß er die bezüglich des Missionslebens dürre Steppe des Zeitalters der Orthodoxie so gründlich durchforscht und damit eine Arbeit gethan hat, welche man im wesentlichen nun als abgethan betrachten darf. Nimmt man zu dieser Arbeit von Grössel die ebenso fleißige von Drews: „Die Anschauungen reformatorischer Theologen über die Heidenmission“ (Luther, Melancthon, Bugenhagen, Bucer, Zwingli, Calvin), welche in der Zeitschrift für praktische Theologie 1897 Heft 1 ff. erschienen ist, so hat man jetzt das gesamte Quellenmaterial über die Vorgeschichte der Mission in der evangelischen Kirche bis zum Zeitalter des Pietismus. Beide: Grössel (S. 70) und Drews (S. 307) machen auf den reformierten Theologen aufmerksam, der innerhalb des Protestantismus auf Grund seiner Anschauung von dem Fortbestande des Apostolats zuerst die fortgehende Verpflichtung der Kirche zur Heidenmission entschieden vertritt. Es ist das *Sadrianus Saravia*, von Geburt ein Spanier, der 1582 als Professor und Prediger nach Leiden berufen wurde und später nach England ging. Gegen ihn hat schon Theodor Beza polemisiert und ist die viel schärfere Polemik Joh. Gerhards (vgl. meinen Abriß, 3. Aufl. S. 24) gerichtet. Wir hoffen in dieser Zeitschrift über diesen ältesten protestantischen Missionszeugen bald einen Spezialartikel bringen zu können.

2. **Schneider:** „Theologisches Jahrbuch auf das Jahr 1897“ (des Antikaltenders für evangelische Geistliche, 2. Teil). Gütersloh. 1897. An diesem inhaltsreichen Jahrbuch, das mir leider erst ziemlich spät zugegangen ist, interessiert uns vornehmlich der von Pfarrer Schöner verfaßte ausführliche Abschnitt (S. 149—207) über die Heidenmission, der in 2 Teilen eine brauchbare Übersicht a) über die einzelnen Missionsgebiete, b) über die deutschen Missionsgesellschaften enthält, von denen namentlich der letztere eine recht gelungene Arbeit ist. Abgesehen von einigen Druckfehlern sind mir erhebliche Irrtümer nicht aufgefallen; der erste Teil ist allerdings nicht lückenlos, giebt aber doch im Ganzen ein befriedigend orientierendes Bild. Wünschenswert für die künftigen Jahrgänge wäre ein Anhang, der die bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Missionsliteratur registrierte.

3. **Fritschel:** „Geschichte der lutherischen Kirche in Amerika.“ 2. Teil: Geschichte der Entwicklung der lutherischen Kirche von Mühlendorfs Tode bis zur Gegenwart. Gütersloh. 1897. Es ist keine Originalarbeit, welche uns Fritschel mit dieser Geschichte liefert, sondern wesentlich eine für deutsche Leser unternommene Bearbeitung der History of the Evang. Luth. Church in the Unit.

States von Prof. Jacobs, aber diese Bearbeitung ist eine willkommene Orientierung über die Geschichte und den gegenwärtigen Stand der lutherischen Kirche in Amerika, über welche bei uns soviel Unklarheit herrscht. Nun kann man ja von dem Buche nicht sagen, daß es durchweg eine fesselnde Lektüre sei, es enthält manche recht trockene Partie, aber es ist klar und übersichtlich. Lehrreich sind selbst die den Hauptinhalt bildenden vielen unerquicklichen Lehrstreitigkeiten, in denen man sich mit viel fleischlichem Eifer gegenseitig verkehrt und separiert. Leider tritt über der Darstellung dieser teilweise recht kleinlichen Lehrstreitereien der Einblick in das kirchliche Leben, über das man gern mehr erführe, zu sehr zurück. So ist auch, was uns besonders interessiert, die Beteiligung der amerikanischen Lutheraner an der Heidenmission nicht so ausgiebig dargestellt, wie wir gewünscht; nur die alte Indianermission in Michigan und Nebraska ist ausführlich behandelt und auch in einem 39 Seiten umfassenden Separatabdruck herausgegeben, der aber seinem wesentlichen Bestande nach nur ein Abdruck aus Karsten: „Geschichte der evangelisch-lutherischen Mission in Leipzig“ (I, 427—443) ist. Über die Missionsthätigkeit der Generalsynode (345, 376), des Generalkonzils (360, 396, 398) und der Synodalkonferenz (405, Missouri 406, Wisconsin 412, der norwegischen Synode 416) finden sich nur Andeutungen. Freilich es ist da auch nicht viel zu berichten; aber immerhin hätten in einem so umfangreichen Buche wenigstens die selbständigen ostindischen Missionen um so mehr etwas ausführlicher behandelt werden können, als sie gerade nicht zu den bekannten gehören und doch bekannter zu werden verdienen, da sie ergiebig sind. Der Mühlenberg-Mission in Liberia (346 f.) ist relativ der größte Raum gewidmet. Zur Gesamtorientierung über den Bestand der lutherischen Kirche in Nordamerika thut das 2. Kapitel der 6. Abteilung (376—420) vortreffliche Dienste.

4. **Correvo:** „Am Sambesi. Eine afrikanische Reise.“ Aus dem Französischen. Frankfurt a. M., Schergens. Eine populäre und erbauliche Schilderung der französischen Mission unter der Barotsi am Sambesi, welche unter Führung des heroischen Missionars Coillard als ein Absenker der gesegneten französischen Bassutomission 1884 begründet wurde und nach geduldiger Überwindung vieler Mühseligkeiten, Leiden, Widerstände und getäuschter Hoffnungen jetzt einige Frucht zu tragen beginnt. Der Nebentitel: Eine afrikanische Reise ist nicht recht zutreffend, da das Schriftchen keine bloße Reisebeschreibung, sondern eine missionarische Monographie ist.

5. **Thoonton:** Africa waiting- or the problem of Africas evangelization. London, Stud. Vol. Miss. Union. 1897. Der englische Studenten-Missionsbund hat einen besonderen educational secretary angestellt, welcher u. a. die Aufgabe hat, missionarisches Studienmaterial für die Bundesmitglieder zusammenzustellen. Wenn wir recht unterrichtet sind, soll jedes Jahr über ein großes Missionsgebiet ein Bändchen herausgegeben werden, das den Stoff für die Studien dieses Jahres darbietet. Ein solcher Zeitfaden ist das vorliegende, 148 Seiten umfassende, nach englischer Art geschmackvoll ausgestattete, und mit einer hübschen übersichtlichen politischen Karte von Afrika versehene Büchlein, das einen mit vielem Fleiß zusammengetragenen vielseitigen Inhalt hat. Es enthält nämlich zuerst litterarische, geographische, ethnographische, linguistische und

religionsgeschichtliche Gesamtübersichten über Afrika (S. 28), dann mit missionsgeschichtlichen und statistischen Angaben durchwobene Spezialübersichten über Nordafrika, Ägypten und Abyssinien (19—46), Negerland: den großen Sudan (47—71), Bantuland: Centralafrika (71—96) und Süd- und Britisch-Centralafrika (97—120). Hieran schließt sich je ein Kapitel über den Sklaven- und Branntweinhandel (121—134) und — das dürftigste von allen — über die Evangelisation Afrikas (135—140). Den Schluß bilden 4 Anhänge: Gesundheitsregeln für das Leben in den Tropen, Bibelübersetzungen, westafrikanische Missionsstatistik und das moderne Missionswunder (eine Statistik der Uganda-Mission in 1896). Es ist mit Freuden zu begrüßen, daß die studentischen Freiwilligen ein Bedürfnis nach Missionsstudien haben und daß zur Anleitung für diese Studien ihnen Wegweisung und Material geboten wird. Nach unserer deutschen Art, welche Solidität und Gründlichkeit liebt, läßt ja das vorliegende Büchlein manches vermissen; es bringt zu vielerlei und dieses Vielerlei oft zu abgerissen, zerstückelt und zu sehr durch einander, während es die Missionen zu dürftig und zu allgemein behandelt, es enthält auch manche übertriebene Behauptungen, Irrtümer und in der Statistik Unkorrektheiten — aber ich will die Kritik lassen und ein paar Wünsche äußern: 1. statt der wahllos zusammengestellten vielen Büchertitel ist es viel praktischer, nur eine beschränkte Anzahl von Schriften anzugeben, deren Studium für den Missionar wirklich fruchtbar und daher zu verlangen ist. 2. Die Missionspartieen sollten ausführlicher, lückenloser, zuverlässiger werden und etwas mehr auf die wirklichen Probleme des Missionsbetriebes eingehen und 3. wenn einmal Statistik gegeben wird, so muß diese auch nach klaren missionsstatistischen Grundsätzen aufgestellt werden, lückenlos und zuverlässig sein. Am wenigstens einmal zu exemplifizieren, so ist mir unerfindlich, wo die S. 135 registrierten 210 englischen und amerikanischen evangelischen Missionare in Nordafrika mit Einschluß der Sahara und die 229 im großen Sudan herkommen sollen, abgesehen davon, daß ich nicht begreife, wie die betreffende Tabelle unter die Überschrift: „Das afrikanische Problem“ gestellt werden kann. Und dann nur noch eine Bemerkung. Wiederholt kommen Äußerungen vor, daß bis jetzt nichts dergleichen wie das vorliegende Büchlein in Druck erschienen oder daß die Litteratur über afrikanische Missionen sehr dürftig sei. Solche Urteile sind nur erklärlich bei Ignorierung der deutschen Litteratur. Hätte der Verfasser auch nur Burckhardt's Grundemann's 4bändige „Kleine Missionsbibliothek“ oder Gunders's „Evangelische Mission“ 3. Aufl. gekannt, so würde er das nicht haben schreiben können.

6. **Uhlhorn:** „Kämpfe und Siege des Christentums in der germanischen Welt.“ Stuttgart, Gumbert. 1898. Geb. 4 Mk. Diese neue schöne Arbeit Uhlhorns soll ein Pendant oder wie das Vorwort sagt „eine Fortsetzung“ des vor 23 Jahren zuerst und seitdem in einer ganzen Reihe von Auflagen erschienenen klassischen Kampfes des Christentums mit dem Heidentum sein und soll „die Kämpfe und Siege des Christentums in der germanischen Welt so darstellen, daß hervortritt, wie wunderbar Gott seine Kirche geleitet hat dem Ziele zu, auf welches das ganze Mittelalter vorbereitend hinstrebt, die Reformation.“ Auch dieses Buch trägt die bekannten Vorzüge Uhlhorn'scher Geschichtsschreibung, nur ist der Geschichtsstoff selbst weit weniger erbaulich als der früher behandelte und an



geweihten christlichen Persönlichkeiten unvergleichlich ärmer. Das erschwert natürlich die gestellte Aufgabe und legt bei der apologetischen Tendenz: „Gott hintennach zu sehen,“ zugleich die Versuchung nahe, in eine etwas idealisierende Geschichtskonstruktion zu geraten. So sehr wir das Bestreben würdigen, die mittelalterliche Missions- und Kirchengeschichte trotzdem „ihr Pfad oft in großen Wassern ist“, als Wege Gottes verstehen zu lehren und so sehr uns die großen Gesichtspunkte imponieren, welche bei diesem Bestreben der Verfasser geltend macht, so können wir uns doch des Eindruckes nicht entschlagen, daß auf die Wege der Menschen dabei manches zu günstige Licht fällt. Auch wenn man in der Macht des römischen Stuhls und in dem Anschluß der missionarischen und kirchlichen Arbeit in Deutschland an diese Macht eine geschichtliche Erziehung zu begreifen sucht, so scheint uns die Uhlhornsche Apologie der geschichtlichen Entwicklung doch zu weit zu gehen und auf der anderen Seite den romfreien Faktoren, z. B. der iredjottischen Mission und vielleicht auch den Katharern und Waldensern nicht gerecht genug zu werden. Verglichen mit der Arbeit über die Helidenzeit der Kirche in den ersten Jahrhunderten vermissen wir an dem vorliegenden Buche die parallelen Kapitel über das Heidentum in der germanischen Welt und die Zusammenstöße desselben mit dem Christentum. Ein durch konkretes Detail illustrierter Einblick in beide, wie er in dem früheren Buche so meisterhaft gegeben ist, würde eine lebensvolle Bereicherung des jetzigen gewesen sein.

7. **Giesebrecht:** „Die Behandlung der Eingeborenen in den deutschen Kolonien.“ Berlin, Fischer. 1897. Eine Sammlung von Urteilen seitens angesehenen Kolonialbeamter und Reisender, auch einiger Missionsfachleute und Theoretiker über das im Titel genannte Thema, die zu unserer Freude in ihrer großen Majorität nicht bloß Strenge, sondern ebenso entschieden Gerechtigkeit und Menschenfreundlichkeit gegenüber der unserer Herrschaft unterworfenen Neger fordern. Gegenteilige Stimmen, welche in dem Neger lediglich ein blutdürstiges, grausames Raubtier erblicken, das nur durch die Peitsche des Vändigers in Respekt gehalten werden kann, werden nur ganz vereinzelt laut. Der Herausgeber selbst ist ein energischer Bekämpfer der „Kolonialgreuel“ und schließt sein Nachwort mit der Hoffnung, daß „in absehbarer Zeit die Behandlung der Eingeborenen in den deutschen Kolonien nicht mehr zu denjenigen Kapiteln aus unserer Kolonisationsgeschichte gehören werden, deren wir uns zu schämen haben.“ Möge diese Hoffnung in Erfüllung gehen.

Warneck.

## Quittung.

Für die Norddeutsche Mission sind noch nachträglich eingegangen: 20 Rubel von Pastor Stuber aus Brunnenthal und 4,50 Mk. von P. Schmidt aus Krautheim. Besten Dank.

Warneck.



Kürzlich erschien:

# Abriß einer Geschichte der Protestantischen Missionen

von der

Reformation bis auf die Gegenwart.

Ein Beitrag zur neueren Kirchengeschichte

von

G. Warneck,

Professor und Doktor der Theologie.

I. Abteilung:

Das heimatliche Missionsleben.

Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage.

Preis Mk. 2.50.

So liegt denn diese längst ersehnte Missionsgeschichte D. Warnecks wieder vor und zwar als ein ganz neues Buch, bedeutend erweitert und durch viele Litteraturangaben vermehrt.

Die zweite Abteilung, welche die evangelischen Missionsgebiete behandelt, wird im Frühjahr erscheinen, sie ist eine total neue Arbeit.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung, sowie auch die Verlags- handlung entgegen.

Kauf der ersten Abteilung verpflichtet auch zur Abnahme des 2ten Bandes.

Berlin W. 9.

Martin Warneck,  
Verlagshandlung.

Druck von C. v. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

# Das Missionswerk der Vereinigten Presbyterianer von Schottland.

Von P. Strümpfel in Herrngosserstedt.

II. Kalabar.<sup>1)</sup> Auf einer Anhöhe zwischen den Gifftstädten Duketown und Henshawtown gründeten 1846 Waddell und Edgerley ihre Station. Der Gifftstamm, Küstenhändler ähnlich den Dualla, bot ein sehr schwieriges Arbeitsfeld. In den Häusern der Häuptlinge prangten zwar alle möglichen Artikel europäischer Kultur, aber die zahlreiche Sklavenbevölkerung war durch die Macht des Egbo, eines abergläubischen Geheimbundes, geknechtet und die finstersten Greuel des Heidentums erfüllten das Land. Hunderte von Sklaven und Frauen wurden als Totenopfer an den Gräbern der Häuptlinge hingeschlachtet, das Gottesurteil der Giftbohne wurde in entsetzlicher Weise gehandhabt, der Mord der Zwillingsskinder und die Verstoßung ihrer Mütter war festgewurzelte Sitte. Die Missionare nahmen den Kampf gegen diese Unsitte heldenmütig auf und fanden dabei an dem edlen, religiös empfänglichen King Eyo von Creektown einen Freund und Helfer. Schritt für Schritt wurde der Sieg errungen. Die Geschichte des ersten Jahrzehnts ist voll spannender Szenen und aufregender Momente, bei denen auch die Kanonen des britischen Konsuls nicht fehlten. Daß die Missionare dies Ausroden heidnischer Unsitte als Vorarbeit für die christliche Gemeindegründung vor allen Dingen betrieben, hat man aus dem geschlichen Zuge des schottischen Christentums erklärt und die langsamen Fortschritte der Mission darin begründet gefunden.<sup>2)</sup> Allerdings verleugneten die Missionare ihren schottischen Charakter nicht, z. B. auch in der Einführung strenger Sonntagsruhe, aber gerade die sozialen Wirkungen der Missionsarbeit sicherten ihr Dauer und gewannen ihr die Teilnahme der Heimat. Neben Predigt und Schultätigkeit galt die Pionierarbeit der ersten Jahrzehnte besonders der Sprache und der Abfassung christlicher Schriften. Der sprachbegabte Dr. Goldie lieferte der Druckerpresse fortgesetzt Stoff. Von den 63 Nummern, die der Katalog von 1873 aufzählt, sind 23 aus seiner Feder, darunter das

<sup>1)</sup> Vgl. die Mission in Kalabar. N. M.-Z. 1891, 314. — Fünfzig Jahre an den Ufern des Kalabar. Ev. Miss.-Magazin 1896, 385.

<sup>2)</sup> Ev. Miss.-Mag. a. a. O. S. 398.



Neue Testament, Wörterbuch, Grammatik, biblische Geschichten, Katechismus; von den 316 Nummern des Gesangbuchs tragen 260 Goldies Namen. Aber auch Anderson und Edgerley waren fleißige Übersetzer. Nachdem die Gottesdienste schon länger gut besucht und durch die Presse ein gut Teil christlicher Erkenntnis verbreitet war, wurde endlich 1853 von Goldie in Creektown der Erstling getauft: der noch heute als Pastor in Segen wirkende Upabio.

Mit der Gründung von Gemeinden trat die Mission in eine neue Periode ein. Durch die gleichzeitig eintreffende Verstärkung konnte sie sich nach dem Inneren ausdehnen. Goldie durchbrach den Ring der Küstenhändler und besetzte 1856 Ikonetu, wo er sehr schnell Eingang fand. Noch weiter flußaufwärts drang 1858 der thatkräftige Zerub Baillie und gründete auf einer Höhe mit weiter Fernsicht am Großflusse die Station Ikorosiong; von hier aus besuhr er den Flußlauf und trug weithin den Samen des Evangelii. Während diese neuen Stationen aufblühten, machte in den Efitstädten die Durchdringung des Volkslebens mit dem Christentum weitere Fortschritte: anständige Frauenkleidung wurde durchgesetzt, die Stellung der Sklaven gebessert, geräumige Kirchen gebaut. Waddell hatte 1858 für immer Abschied genommen und Edgerley war 1857 gestorben, aber neue tüchtige Kräfte traten an die Stelle: Edgerleys Sohn, welcher nachmals durch seine Reisen zur Erforschung des Landes und Ausbreitung der Mission viel beitrug; Dr. Robb, welcher von Jamaika herüber kam, um die Bildung eingeborener Helfer zu übernehmen und als gelehrter Hebraist die Übersetzung des Alten Testaments 1868 vollendete; Dr. Hewan, der seit 1855 ein Jahrzehnt als Missionsarzt wirkte.

Leider riß das Klima immer wieder schmerzliche Lücken. Zerub Baillie verlor Weib, Kind und Bruder und kam als Sterbender 1865 in Liverpool an; Hewan und Thomson wurden 1866 invalide, 1870 starben rasch nacheinander 3 Missionare, 1871 folgten weitere Opfer, 1873 mußte auch Dr. Robb nach Jamaika zurück. Diese gehäuften Verluste versetzten die Mission in eine ernste Krisis; ein Jahrzehnt relativen Stillstandes trat ein, während dessen mit unzureichenden Kräften gearbeitet werden mußte und die Stationen oft unbesetzt waren.

Die verschiedensten Pläne tauchten auf. Ein Architekt aus Glasgow, Mr. Thomson, wollte auf dem Kamerunberge eine Gesundheitsstation gründen, fand aber nicht die genügenden Mittel und starb 1878. Dr. Robb wies statistisch nach, daß die direkt von Europa kommenden Missionare viel mehr vom Klima gefährdet seien

als die, welche sich vorher in Jamaika akklimatisierten. Besonders lebhaft wurde in der Heimat wieder die Idee besprochen, junge Neger aus den Südstaaten oder Westindien zu Missionaren für Kalabar auszubilden. Zum Glück unterblieb der Versuch. Die Missionare hielten es für wichtiger aus Kalabar selbst eingeborene Gehilfen heranzuziehen; sie ordinierten 1872 Esien Ukpabio, 1874 Ubuqua Ekanem und suchten die Selbständigkeit der Christen soviel als möglich zu fördern.

Endlich kam auch wieder eine Zeit des Aufschwungs. Ein Disziplinarfall, welcher 1881 die Entsendung einer Deputation veranlaßte, erregte die Gemüther, besonders als der ausgeschiedene Missionar Noß eine Gegenmission eröffnete und einer der Visitatoren, David Williamson, auf der Rückreise starb. Die Folge dieser Ereignisse war ein gesteigertes Interesse an der Kalabarmission. Durch die Neujahrsgabe der Kinder 1894 wurde ein Wunsch des kurz zuvor entschlafenen Edgerley erfüllt; die Mission erhielt ein Dampfboot „David Williamson“ und konnte nun den Großfluß hinauf einen kräftigen Vorstoß wagen. Drei neue Stationen Kkotana, Emuremura und Angwana wurden 1885—89 gegründet, die letztere am Knie des Großflusses unter dem Ibo-Stamme, der schon nach dem Binue zu Handel treibt. Obgleich hier überall der alte Kampf gegen Eghobann, Totenopfer und Zwillingesmord wieder zu führen ist, so giebt es doch erfreuliche Zeichen von Empfänglichkeit und es hätten wohl Gemeinden entstehen können, wenn das Klima nicht gerade auf diesen Inlandplätzen die Arbeiter immer wieder niedergestreckt hätte. Besonders tief wurden die Missionskreise erschüttert, als 1892 rasch nach einander der begabte Rev. Porteous und der eifrige Arzt Dr. Rae hingerafft wurden. Die dreizehnhündige Bootfahrt des sterbenden Porteous nach Kkorofiong bewies die Notwendigkeit besserer Verbindung der Stationen. In der Zeit des Hochwasserstandes geht zwar der „David Williamson“ alle drei Wochen nach Ankunft der englischen Post den Fluß hinauf, aber in der trockenen Jahreszeit ist es ihm nicht möglich. Darum wurde jetzt noch ein kleines Stahlboot mit geringem Tiefgange, der „Porteous-Rae“ in Dienst gestellt. Reichlichere Ausfendungen ermöglichten jetzt auch mannigfaltigeren Bedürfnissen gerecht zu werden; namentlich wurde die ärztliche und die Frauenmission mit Eifer aufgenommen. Wir nennen unter den Ärzten unseren Landsmann Dr. Fischer aus Langensalza, welcher leider schon nach 3jähriger Thätigkeit mit gebrochener Gesundheit aus Kalabar heimkehrte und bald darauf in Kafferland heimging.

Gleichzeitig mit der neuen Ausdehnung der Mission erfolgte eine wichtige Änderung der politischen Lage. Die deutsche Kolonialära nötigte England Kalabar zum Schutzgebiete zu machen. Der Verwaltungsbezirk

des „Nigerküstenprotektorates“ hat jetzt sein Hauptquartier in Duketown. Seither ist die Willkür der Häuptlinge gebrochen; die Bestrafung störrischer, fehdelustiger Stämme schafft Raum für friedlichen Verkehr; durch Förderung des Kaffee- und Kakaobaues wird dem Lande eine neue Kultur gebracht. Sir Claude Macdonald (jetzt Gesandter in Peking) wußte die Mission zu schätzen und erwarb sich bei den Missionaren die höchste Achtung. Leider ließ aber auch er dem wachsenden Branntweinimport, dessen Eingangszoll eine Haupteinnahme der Verwaltung bildet, freien Lauf, sodaß die Klagen der Missionare darüber immer lauter und schmerzlicher klingen.

Nach wie vor gilt die Hauptarbeit der Mission dem Efikstamme. Obgleich man eine Stunde Gehens von Duketown im Busche noch eine Ukponghütte und Schädel im Palaverhause sehen kann, so wird doch der Landbezirk mehr und mehr evangelisiert. Immer mehr Dorfskapellen werden eröffnet, eingeborene Lehrer dehnen ihre Thätigkeit bis nach dem Qua und Rio del Rey aus. Im Bezirke Oloyong übt Miß Eleffor ein erfolgreiches Werk. In Ikonetu ist an Stelle des verstorbenen Asuqua Etanem ein Nachfolger Itam Olyo Itam ordiniert. In Ubiabo hat Ukpabios Gemeinde durch die Wahl von Ältesten sich mehr konsolidiert. Besonders aber ist in Duketown und Creektown der Wandel der Zeiten unverkennbar. Hier sind große Gemeinden, in denen der christliche Geist eine Macht geworden ist. Hausandachten und Bibellesen ist allgemein und am Sonntag ist's so still wie nur irgendwo in Schottland. Selbst auf ihren Handelsreisen am fremden Orte treiben die Christen Sonntags keine Geschäfte, sondern lesen in der Bibel und predigen den Heiden.

Mit besonderer Freude rüstete man sich in den Gemeinden das 50 jährige Jubiläum der Mission zu feiern. Gottes Gnade hatte es gefügt, daß drei ehrwürdige Väter der Kalabarmission noch am Leben waren und bei dem steten Wechsel ein persönliches Band zwischen Einst und Jetzt erhalten konnten. Aber noch vor den Jubeltagen sind sie — alle drei in einem Jahre — heimgegangen. Hope Waddell, der Gründer der Mission, seit einem Menschenalter außer Dienst, starb 90jährig am 18. April 1895 in Dublin. Goldie, noch immer der Vorsteher von Creektown, hatte trotz des westafrikanischen Klimas das Alter von 80 Jahren erreicht. Nicht mehr so litterarisch fruchtbar wie früher, war er doch geistesfrisch geblieben, ein Freund gründlicher systematischer Volksunterweisung; sein letztes Schriftchen, ein Lebensbild King Gyos VI. in Efik und Englisch hatte eben die Presse verlassen. Da starb er nach 48jährigem Missionsdienste 18. August 1895. Besonders rührend war der Heimgang seines 84jährigen Kollegen Anderson. Im Alter von 77 Jahren hatte er sich nach Schottland zur Ruhe begeben, aber sein ganzes Sinnen galt der geliebten Arbeit. Das Ruhegehalt von 2400 Mk.



erschien ihm zuviel, er wollte nur die Hälfte annehmen, dafür schenkte er 12000 Mk. Ersparnisse zum Pensionsfonds für invalide Missionsarbeiterinnen. Als endlich das Jubiläum herankam, konnte er der Sehnsucht nicht widerstehen, sondern zog noch einmal dahin, wo er 40 Jahre gearbeitet hatte. Noch vor dem Jubiläum entschlief er am 28. Dezember 1895 und wurde an der Seite seiner Gattin in Duketown begraben.

Drei neue Gebäude bewahren in ihren Namen das Andenken der heimgegangenen Patriarchen: Die Anderson-Gedächtniskirche in Duketown, das Goldie-Hospital und das Hope-Waddell-Institut. Die letztgenannte großartig angelegte Anstalt ist nach dem Vorbilde des kaffrischen Lovedale jüngst eingerichtet worden, um in erster Linie das gesteigerte Bildungs- und Civilisationsbedürfnis zu befriedigen. Bereits hatte ein Rev. Hughes mehrere Efitischüler weggeholt, um sie in einer Anstalt in Nordwales für die Mission in Afrika auszubilden,<sup>1)</sup> — ein Verfahren, welches Goldie scharf tadelt, weil anglißierte und aus ihrem Volkszusammenhange gerissene Leute wenig brauchbar seien. Der als Glied der U. P. Ch. von ihr besoldete Dr. Rams von Livingstonia und der Jamaikamissionar Rist Thompson gingen nach Kalabar und entwarfen den Plan.

Man baute zunächst die Seitenflügel, einen für Knaben, einen für Mädchen; dazwischen soll künftig das Hauptgebäude erstehen. Für die Knabenanstalt wurden durch die Kinder Sammlung zu Neujahr 1894 26000 Mk. gespendet. Neben der üblichen Schulbildung empfangen die Knaben von 6 Handwerkern Ausbildung, um den bisher nur von Handel lebenden Efitmännern neue Berufswege zu eröffnen, auch eine Ackerbauabteilung ist eingerichtet; die Begabteren werden für höhere Bildung bestimmt, um aus ihnen Lehrer und Evangelisten zu gewinnen. Die Mädchen lernen alle weiblichen Handarbeiten, einige spielen recht gut Harmonium. Früher erzog man in den Missionarshäusern ganze Scharen von Kostschülern und erzielte damit schöne Früchte; außerdem hatten die Ziegelei in Iforofiong und die Druckerei in Creektown schon bisher viel „Industriemission“ getrieben; es steht aber zu hoffen, daß das neue Unternehmen unter der praktischen Leitung von Rist Thompson für die christliche Erziehung des Volkes noch viel durchgreifender wirken wird.

Wir können uns freilich der Frage nicht erwehren, ob es richtig ist, daß die Mission immer gesteigerte Kraftentfaltung den Küstenstädten und ihrem Bezirke zuwendet, während die hoffnungsvollen Inlandstationen schwach oder gar nicht besetzt sind. Emuremura war 1896 2 Jahre, Ungwana und Ifotana 1½ Jahr ohne ordinierten Missionar meist einigen Helfern überlassen. Unter den 12 Mann, die im Februar 1895 ausgesandt wurden, war kein einziger Ordinierter, sondern fast lauter Arbeiter

<sup>1)</sup> Baptist vom Kongo, vgl. A. M. Z. 1898, 32.

für das Waddell-Institut. Und doch ist das Innere viel dichter bevölkert als die Küste! Für die Sprachen des Inlands ist noch wenig geschehen; Luke hat die Evangelien in Afunakuna übersetzt, in der Umonsprache sind Bibeln gedruckt. Rev. Deas schreibt: „Wir arbeiten jetzt unter 4 Stämmen: Efit, Umon, Afunakuna, Ungwana (letzteres nur eine Stadt des Ibo-stammes). Was ist das unter so viele? Unser Einfluß erreicht gegenwärtig weniger als  $\frac{1}{8}$  der Entfernung zwischen Duketown und den Rapids und weniger als  $\frac{1}{10}$  der Bevölkerung. Warum nehmen wir nicht die Nachbarstämme Ique, Arun, Atam, Ndisi mit hinzu?“ Hoffentlich bringt die nächste Zukunft die dringend nötige Verstärkung im Inneren. Kalabar ist, vielleicht gerade wegen der vielen Opfer, so sehr das Lieblingskind der heimischen Missionskreise geworden, daß es für seine Bedürfnisse immer neues Gehör findet. Man vergleiche z. B. die 14 Senana-arbeiterinnen in Kalabar mit den 13 in Nadschputana!

Statistik 1896: 8 Haupt- und 13 Außenstationen mit 545 Kommunikanten, 12 Wochentagschulen mit 837, 14 Sonntagschulen mit 799 Schülern; 4 europäische, 2 eingeborene ordinierte Missionare, 2 Missionsärzte, 10 europäische Laienmissionare, 14 Senana-arbeiterinnen, 10 Katechisten, 13 eingeborene Lehrer, 4 andere Helfer.

III. Kafferland. Die hervorragendste Erscheinung auf diesem Gebiete ist zweifellos Tiyo Soga.<sup>1)</sup> Niven, der einzige von der U. P. Ch. übernommene Missionar, hatte die Bedeutung dieses Häuptlingssohnes der Gaika wohl erkannt und die Treue, mit welcher er als Katechist ihm zur Seite stand, schätzen gelernt. Als wieder der Krieg 1851—53 die Stationen zerstörte, nahm Niven seinen jungen Freund zur theologischen Ausbildung mit in die Heimat. Trotz verlockendster Anerbietungen hatte dieser nicht in Regierungsdienste gehen wollen. „Ich will lieber mein Brot an den Thüren betteln,“ sagte er, „als die Hoffnung aufgeben, meinen heidnischen Landsleuten Christum predigen zu dürfen.“ Sein Wunsch ward erfüllt; als die durch den Lügenpropheten 1857 verursachte Hungersnot vorüber war und Sir Grey am Emgwali einen Sammelpunkt für die Reste der Christen schuf, wurde Tiyo Soga ihr Missionar. Er baute die Kirche, zu welcher selbst Sandili einen Beitrag gab und das heute noch stehende Pfarrhaus. Hier traf Dr. Duff, als er Südafrika besuchte, „den ersten Kafferpastor in seinem komfortablen Pfarrhause nahe an einer großen, wohlausgestatteten Kirche und

<sup>1)</sup> Vgl. N. M.-Z., 1879, 3.

umgeben von theils christlichen, theils heidnischen Kafferkraalen, ein Anblick, der eine Reise von der Kapstadt wohl verlohnt.“ Als dann im Laufe der Jahre die Stationen wuchsen, ging Soga noch einmal in ungebrochenes Heidenland. Er ließ sich 1868 im Galekalande beim Oberhäuptling Krili nieder, dessen erster Rat durch die ärztliche Kunst Rev. Girdwoods gewonnen wurde. Aber die Einweihung der Kirche in Tutura war Tiyo Sogas letzte Freude. Am 12. August 1861 starb er. Unter das Manuscript von Apostelgeschichte 14—23, welches er der Bibelrevisionskonferenz einsandte, hatte er geschrieben: „Meine Kraft ist zu Ende“. Mit Recht ist er als eine Pflanze der Kaffermision gepriesen worden. Er war nicht bloß ein theologisch wohlgebildeter Mann, dessen Übersetzung von Bunyans Pilgerreise ein klassisches Buch genannt wird, sondern vor allem eine liebenswürdige, demüthige Persönlichkeit voll Heilandsliebe und Hingabe für sein Volk.

Eine andere anziehende Erscheinung in dieser Mission ist der edle Major Malan,<sup>1)</sup> welcher von 1873 an jenseits des Kei als freiwilliger Missionar wirkte, die Station Urolo aus eigenen Mitteln unterhielt und den Anstoß zu gesegneten Erweckungen gab.

Im Jahre 1874 schlossen sich die Kolonistengemeinden Abelaide und Somerset East an die Mission an, ihre Pastoren waren zugleich Missionare für die Umgegend. Hierdurch, sowie durch weitere Gründungen war die vor 20 Jahren fast vertilgte Mission zu 11 Haupt- und 30 Nebenstationen unter Gaika, Galeka und Fingu zu beiden Seiten des Kei herangewachsen, als der letzte Kafferkrieg 1877 nochmals vorübergehendes Unheil brachte; 5 Stationen wurden zerstört, der Schade an Gebäuden betrug 80 000 Mk.

Seitdem hat sich die Mission in Ruhe entwickeln können. Sie umfaßt jetzt 13 Stationen von Somerset East am kleinen Fischflusse bis Gillestpie weit im Norden von Transkei, welche in die beiden Presbyterianien Abelaide und Raffraria geordnet sind.

In Raffraria liegen die eigentlichen Missionsposten: 1. Emgwali, das Verbindungsglied zwischen beiden Presbyterianien, heute noch die wichtigste Station 319 Kgl. Die Regierung vergrößerte 1878 den Platz von 5000 auf 10 000 A. Fünf Dörfer liegen um das Plateau herum, hier leben Sogas Mutter und Schwester und die Mutter Sandilis. Eine Ladies Raffrarian Soc., welche sich 1839 in Glasgow bildete, unterhält in Emgwali eine stattliche Mädchenschule mit Schlafrum für 75 Mädchen und insgesamt über 150 Schülerinnen. 2. Paterson oder Mbulu, 1867 angelegt, mit 20 000 Fingu im Bezirke und einem Kranze blühender Außengemeinden, 1000 Kgl. Daß die Fingu auch im

<sup>1)</sup> A. M.-Z. 1882, Beibl. 81.



Irdischen gefördert werden, beweisen die Wasserleitungen und die 28 Pflüge, die ein Besucher in der Außenstation Lutuli fand. Doch verzogen noch 1885 200 Kgl., um als Kolonisten andermwärts sich anzusiedeln. Auf eigene Kosten begann 1886 Frau Forsyth an den Raffern von Ober-Kolobe zu arbeiten; sie waltet wie eine Königin unter dem rohen Volke; die Greenock Ladies Raffr. Soc. hat ihr neuerdings prächtige Gebäude errichtet und eine Helferin zugesandt. 3. C o l u m b a, 178 Kgl., in den Bergen so nahe der Küste, daß man das Rauschen des Oceans vernimmt, wurde 1879 unter den stolzen Gaita gegründet, die ihre politisch gebrochene Hartnäckigkeit nun dem Evangelio entgegensetzen, doch haben sie die Kirche ohne Hilfe der Missionskasse gebaut. 4. M a l a n, 438 Kgl., im Todesjahre Major Malans 1881 angelegt für 20 000 Galeka und 10 000 Zingu. Auf mehreren Außenplätzen hat das Volk kleine Kirchen erbaut, die Christen sind eifrig in der Kralpredigt. 5. L u t u r a, 277 Kgl. Hier sammelte um das vom Busch überwucherte Grab Tiyo Sogas 1884 sein Halbbruder etliche Gaita und Zingu, im nächsten Jahre begann Birdwood den Wiederaufbau, die Gemeinde wuchs rasch. Eifrige Evangelisten unterstützten den Missionar, der durch ärztliche Kunst und Vertrautheit mit dem Volke sich auszeichnet. Auch hier eine Anzahl Außentapellen. 6. B u c h a n a n, 555 Kgl., entstand als erster Vorstoß nach dem Norden 1886 im Pondoland, jetzt Griqualand East, als die Regierung weite Strecken des unterworfenen Gebietes den rührigen Zingu überwies, die sich in Transkei ebenso schnell wie früher in der Kapkolonie vermehren. Dadurch hatte Buchanan wie das von der Freikirche gegründete Sommerville den Vorteil, sogleich einen starken christlichen Kern des Volkes vorzufinden. Unter 37 000 Eingeborenen des Bezirks sind 6 000 Zingu, 3000 Bassuto, das übrige Pondomifi und Baka. Unter den zahlreichen Außenstationen ist ein Botshabelo, wo eine Basutokolonie sich eine schöne steinerne Kirche erbaut hat. Als der Miss.-Schr. Buchanan 1892 Rafferland visitierte, fand er in der nach ihm benannten Station im Sulekamathale schon 695 Kgl. und 228 Anhänger, sowie 15 Tageschulen mit 18 Lehrern und 552 Schülern. Inzwischen ist Buchanan die Mutter der beiden folgenden Stationen geworden und hat viele Christen dahin abgegeben. 7. G i l l e s p i e, 112 Kgl., 1890 besetzt, im fruchtbaren Lande der Kefibe, deren Häuptling Dschoddscho seit 1876 um Missionare gebeten hatte. Versprengte aus dem Süden, die sich Amakristu (Leute Christi) nannten, hatten dies Verlangen geweckt. Dschoddscho starb leider bald und konnte wenigstens christlich begraben werden, aber seine große Frau, Tochter und Enkelin waren unter den ersten Bekehrten, sein Sohn und Nachfolger ist in Lovedale erzogen. Auch hier wurden Christen von der französischen Basutomission mit ihrem Evangelisten übernommen. 8. M o u n t F r e r e, 483 Kgl., am Tanariver 1893 gegründet, indem ein großes Stück des Bezirks von Buchanan abgetrennt und 12 Älteste mit 318 Kgl. der neuen Station überwiesen wurden. Die Christen sind meist Zingu, die Bewohner sind aber hauptsächlich Baka; eine Außenstation unter den Glubi (den Zingu verwandt) hat eine Kirche. Henderson Soga, der zweite von Tiyo Sogas drei Söhnen, die 1870 nach Schottland kamen, ist leitender Missionar und hält auch monatlich Gottesdienste für Europäer. 9. M i l l e r, 85 Kgl., nach einem Ältesten in Glasgow benannt, wurde 1886 von Dr. William Anderson Soga, Tiyo Sogas Sohn, im waldbreichen Bomwanalande angelegt. Hier unter 30 000 Pondo, die nie im Kriege mit den Weißen gestanden, lebt der alte Krili als Verbannter mit dem Rest seiner

Galeakrieger, noch immer unempfänglich. Dr. Soga übt als Arzt immer mehr Einfluß, aber es ist sehr harter Boden.

Das Presbyterium von Adelaide ist unabhängig von der heimischen Leitung, aber die Gemeinden sind Sammelpunkte für die Kaffern der Umgegend und ihre Glieder sind treue Missionshelfer. 1. Glen thorn, 164 farbige Kgl. aus Kaffern, Basuto, Hottentotten und Mosambikern gemischt. Unter 1600 Einwohnern 200 schottische Auswanderer. 2. Adelaide, 216 farbige Kgl., Europäerkirche seit 1862. 3. Somerset East, 143 farbige Kgl. in 3 Gemeinden, die sich aber durch Wegzug nach Transkei oft verringern. 4. Tarkastad, 143 farbige Kgl., denen in drei Sprachen (Holländisch, Kaffir, Sesuto) gepredigt wird.

Die Statistik der Kaffermision giebt für 1. November 1896 an: 13 Stationen, 119 Außenstationen mit 4113 Kgl. und 1645 Anhängern, 57 Tagsschulen mit 2746 und 53 Sonntagschulen mit 2240 Schülern; 18 ordinierte und 1 Laienmissionar, 1 Arzt, 5 weibliche Missionsarbeiterinnen, 43 eingeborene Evangelisten und 66 Lehrer.

Trotz ihres geringen Umfanges nimmt die Mission der U. P. Ch. neben den anderen in Kafferland thätigen Missionen einen ehrenvollen Platz ein. Am Werke der Bibelrevision hat sie durch Soga und Chalmers hervorragenden Anteil. Ihre Gemeinden stehen durch die sorgfältige Prüfung der Aufzunehmenden in gutem Ansehen und zeichnen sich durch ihre Gefesfreudigkeit aus. Für die Kirchen in Transkei haben die Christen  $\frac{2}{3}$  der Kosten getragen; die neue steinerne Kirche am Unter-Kolobe wurde mit 2200 Mk. an einem Tage bezahlt und als für den Porteous-Rae-Dampfer in Kalabar gesammelt wurde, fehlten die Beiträge aus Kafferland nicht. Die Majorität bilden allerdings Fingu; unter den alteingesessenen Stämmen ist weiter viel Geduldarbeit nötig. Obgleich der Stab der ohne Ausnahme von den Gemeinden unterhaltenen Nationalshelfer nicht klein ist und die Ältesten meist unbesoldete Evangelistendienste thun, so macht sich doch das Bedürfnis nach regelrecht gebildeten Kafferpastoren geltend. Die Neujahrssammlung 1897 war für einen Tiyo-Soga-Fonds bestimmt, welcher zur Ausbildung geeigneter Kräfte in Lovedale dienen soll. Zunächst hat man schon im vorigen Jahre einen Zögling von Lovedale, Candlish Koti, ordiniert.

IV. Radschputana. Die ersten Stationen ihrer indischen Mission gründeten die U. P. in den britischen Distrikten Merwara und Abschmir, während die umliegenden 20 Radschputenstaaten erst sehr allmählich sich öffneten und zum großen Teil heute noch unbesetzt sind. Dr. Schoolbred begann 1860 in Biamr, unfern der ausblühenden Stadt Raja Nagar, mit Dorfschulen und einem kleinen Waisenhause; es folgten auf britischem

Gebiete 1861 Nasirabad, 1862 Abschmir, 1863 Todgarh. Auf merkwürdige Weise wurde im ersten Nativestaat Eingang gewonnen, indem Dr. Valentin 1866 die Gemahlin des Maharadscha von Dschampur heilte und dessen vertrauter Ratgeber wurde. Die Erfolge der Mission blieben aber im ersten Jahrzehnt sehr geringe, Ende 1869 50 Getaufte, darunter 26 Kgl. Eine Wendung brachte dann die große Hungersnot 1868—70. Über  $1\frac{1}{4}$  Million Menschen wurden in Radschputana weggerafft; die britische Regierung that nur für die britischen Bezirke etwas, das britische Publikum im ganzen that gar nichts, aber die Glieder der U. P. Ch. sammelten 110 000 Mk., außerdem für Waisenkinder 95 000 Mk.; 500 Waisenkinder wurden auf vier Stationen aufgenommen. Von dieser Liebesarbeit durfte die Mission reichen Segen ernten, aus den Waisenhäusern erwuchs thatsächlich ihre erste Christengeneration. Nur 7 Prozent ergaben unbefriedigendes Resultat, die Mehrzahl bildete fortan das Rückgrat der Gemeinden und lieferte die zuverlässigsten Helfer. Die Knaben wuchsen zu Ackerbauern, Händlern und Lehrern heran und gründeten mit ehemaligen Waisenmädchen christliche Familien. In Abschmir ließ die Mission von den Hungernden zwei Teiche (Tanks) graben und legte an diesen ein Christendorf an, Balakpura („Kinderdorf“, weil aus Kindergaben erbaut). Noch großartigere Thätigkeit entwickelte W. Martin in Nasirabad. Er erwarb große Grundstücke, ließ einen Teich graben und verpflanzte dahin eine christliche Bauernkolonie. Der Ort Aschapura ist seit 1873 selbständige Station. Auch neue Ausdehnung erfuhr das Werk im 2. Jahrzehnt: 1870 wurde die britische Enklave Deoli besetzt, 1877 Udaipur, 1880 Alwar.

Namentlich die ärztliche Mission wurde reichlich entwickelt. Doch sah sich Dr. Valentine, der vom Fürsten in Udaipur ein hohes Gehalt bezog und wegen seiner Doppelstellung als Missionar und Minister eines Radschputenstaates in Schwierigkeiten mit dem Missionskomitee geriet, 1878 veranlaßt, seine Verbindung mit der Mission zu lösen. Diese und andere Differenzen veranlaßten 1879—80 eine Visitation, welche mehrfach gute Wirkung übte. Ihr Resultat war u. a. die Bildung eines Presbyteriums und die Einrichtung halbjährlicher Konferenzen. Gleichzeitig schritt man zur Anstellung eingeborner Pastoren, die ersten 5 wurden 1884 ordiniert; drei von ihnen waren schon länger praktisch thätig und von ihren Missionaren unterrichtet, die beiden anderen waren Waisenhausezöglinge und der eine im College der amerikanischen Presbyterianer zu Saharanpur, der andere im Methodistencollege zu Bareilly gebildet.



Ferner wurde die Senanamission seit 1880 regelrecht organisiert. Das dritte Jahrzehnt brachte zwei weitere Stationen hinzu: 1885 Dschodhpur, 1889 Kotah, so daß nunmehr 5 Stationen in britischem Gebiete, 5 in den 5 Hauptstaaten liegen. Am 23. August 1896 verlor die Mission ihren Begründer und Leiter D. Schoolbred. Im übrigen sind die Verluste durch Krankheit und Tod in neuerer Zeit, seit die Eisenbahnen ein schnelleres Auffuchen der Berge ermöglichen und mit der zunehmenden Kultur alle Lebensverhältnisse sich bessern, wesentlich geringer als früher.

Die Arbeitsweise ist zunächst durch die stark vertretene ärztliche Mission gekennzeichnet; neben 11 Theologen stehen 7 Mediziner! So manches Vollwerk des Hinduismus hat sich zuerst nur für den Arzt aufgethan; auf britischem Gebiete galt es auch der Anstellung von Regierungsärzten zuvorzukommen, um sich dieses Mittel zur christlichen Beeinflussung des Volkes nicht entgehen zu lassen. Evangelisation unter Kranken wird geübt in 4 großen Hospitälern zu Adschmir, Nasirabad, Udaipur und Dschodhpur. Weniger als man für Indien erwarten möchte, ist die Frauenmission ausgebildet; doch wird in Mädchenschulen, Frauenhospitälern und Senanabesuchen fleißig gearbeitet. Außerordentlich hoch entwickelt ist das Schulwesen. Jede Station hat ihre Anglo-Bernacular-Schule, die zur Universität vorbereitet. Wie überall, so hat auch hier die Kastenfrage öfters zu Krisen geführt. Die Mehtarkaste ist z. B. durch Druck der anderen Kasten gar nicht mehr vertreten, für sie sind besondere Schulen nötig. Sehr zahlreich sind die Bernacular-Schulen in Dörfern und Basaren, in denen anfangs nur Hindus und Muhammedaner unterrichteten, während der Missionar oder Katechist wöchentlich einmal zur Prüfung und Bibelerklärung erschien. Die Lehrer wurden auf der Station fortgebildet und manche gute Bekehrte aus diesen Dorfspandits gewonnen. Immerhin ist's kein idealer Zustand, wenn Nichtchristen in einer Missionschule unterrichten und man ist in der Ausbildung christlicher Lehrer etwas zu säumig gewesen. Eine Normalschule im alten Waisenhaus zu Biamr sucht diese Lücke jetzt auszufüllen; Kostschulen für Christenkinder bestehen in Nasirabad. Über 3500 Kinder werden in den Sonntagschulen gesammelt. Reichlich geübt wird Basar- und Reisepredigt, wobei Gesang und Lichtbilder beliebte Hilfsmittel bilden. Traktate und Bibeltheile werden (teilweise auch von Buchläden aus) verbreitet; die Druckerpresse in Adschmir giebt eine Hindizeitschrift „Hitarth Patrika“ jetzt wöchentlich heraus. Doch wird geklagt, daß auf litterarischem Gebiete zu wenig geschehen sei.

Im Folgenden geben wir eine Übersicht über die Stationen.

Im britischen Distrikte Merwara: 1. Biamr, 179 Aql. Dicht an der Stadtmauer die Missionsschule mit großem Spielplatz, zu deren Gunsten die Regierung ihre Schule von Raja Nagar zurückgezogen. Auf einer Anhöhe die stattliche Kirche weithin sichtbar, „ein stummer Missionar auf Meilen in die Runde.“ Ein gelehrter Brahmane von Mathura, Paul Bhisham, war 1863 der erste Tauf-ling. Weitere Bekehrte lieferte besonders das Merbataillon, unter ihnen Amrah, der 1886 zum Pastor ordiniert wurde. Die Mer, eine Mischrasse aus Mina und Radschputs, mit Dämonenkult und Kinderopfer, sind jetzt sehr hinduisiert. „Für viele Missionare war Biamr das erste indische Heim, wir lehnen immer gern zurück zu seiner ruhigen Schönheit und gesunden Frische.“ 2. Todgarh, 24 Aql., 2800 Fuß über dem Meere, der Schlüssel zu den Bergpässen, entstand aus dem nach Col. Tod genannten Fort, früher sehr isoliert gelegen, jetzt auf neuer Straße bequem zu erreichen. Dr. Robb mit seiner Frau, einer Tochter des Rev. Waddell von Kalabar, arbeitete hier 13 Jahre ohne Urlaub, sammelte 1869 über 100 Waisen, baute 1871 eine schöne Kirche, dehnte seine Arbeit weit in die Umgegend aus und kehrte 1876 nach Schottland zurück. Sein Erstling, der gewesene Moslem Menawar Khan, 1892 ordiniert, verwaltet seit 1884 ganz allein die kleine Station. Die brotlos werdenden Bekehrten ziehen häufig fort. Im britischen Distrikte Adschmir: 3. Adschmir, 128 Aql. am Fuße des Taragarh (Kastell 1200 Fuß über der Stadt) wundervoll gelegen, außer den Hindus bigotte Moslems, deren Hauptmoschee über dem Grabe des heiligen Kwadscha eine der besterhaltenen in Indien ist; die Dschain sind durch reiche Bankiers vertreten. Erstling der Mission der Dschainpriester Jsa Das. Das Wachstum der Gemeinde wurde gefördert durch die Waisen (Balatpura) und durch die Eisenbahnwerkstätten, welche den Christen Unterhalt bieten, so daß der materiell selbständige Teil der Gemeinde hier größer ist als irgendwo. Leiter ist seit 1871 Dr. Husbands, lange Zeit auch Mayor der Stadt. In 2 Außenposten, dem 1½ Stunde entfernten Wallfahrtsorte Potkhar und der durch Eisenbahn verbundenen Stadt Rischangarh (15000 Einwohner, Hauptstadt des gleichnamigen Städtchens) sind Katechisten stationiert. Neuerdings sind in Adschmir noch zwei andere Missionen thätig: die Ausbreitungsgesellschaft (1890: 43 Kommunikanten) und die amerikanisch-bischöflichen Methodisten (1890: 25 Kommunikanten). 4. Nasirabad, 51 Aql. Das große Militärlager, 1 engl. und 3 Native-Regimenter, hatte 1860 in der Cholerazeit keinen Kaplan, darum übernahm William Martin die Pflege und gründete die Station; sein Bruder Gavin war 1864—74 eine treue Hilfe. Unter den ersten Bekehrten der hochbegabte Moslem Hassan Ali; einige der poesievollsten Lieder, welche die Christen der Nord-westprovinzen singen, sind Ghazelen in Urdu, die er komponiert hat. 5. Aschapura, 51 Aql., die Frucht der Arbeit W. Martins in der Hungersnot. 1883 trugen ihn seine Waisen zu Grabe. Der Pastor Devi Ram, aus den Waisen hervorgegangen, wird von der Gemeinde unterhalten (1896 nach Adschmir versetzt). Leider auch hier viel Wegzug des irdischen Fortkommens wegen. In einer britischen Enklave: 6. Deoli, 17 Aql., Sitz des Residenten für die Sarautistaaten (nach der Herrscherfamilie der Saras benannt) und Quartier des aus hinduisierten Parihar-Minas gebildeten Regiments. Rev. Bonnar fand 1889

von hier den Weg nach Kotah und machte Deoli zu seiner Außenstation; jetzt aber ist es wieder von einem Missionar besetzt, auch ist Dr. Huntly eben dabei in Schapura, Hauptstadt eines Scharotistaates, eine Station anzulehnen.

In Nativestaaten: 7. Dschapur, 69 Rgl. Das Reich ist die Schöpfung des geistvollen Dschai Singh, welcher Anfang des vorigen Jahrhunderts die Bergfeste Amber verließ und die jetzige Stadt in der Ebene mit der Gracchtheit des Mathematikers erbaute. Mehr als  $\frac{1}{6}$  der Einwohner gehört zu religiösen Orden, von den Staatseinkünften fließt über die Hälfte den Tempeln und Brahmanen zu. Dr. Valentines hoffnungsreiches Wirken ging zwar mit dem Tode seines Gönners 1880 zu Ende, er siedelte nach Agra über, wo er seine Arztebildungsanstalt in großem Segen weiterführt. Aber obgleich der jetzige Fürst ganz in den Händen der Brahmanen ist, so wächst doch die Christengemeinde und 1895 ist der lange versagte Bauplatz für die Kirche endlich gewährt worden. In den Dörfern mehrten sich die Anzeichen einer christlichen Bewegung. 8. Udaipur, 38 Rgl. Auf Wunsch des Fürsten von Mewar trägt das prächtige Hospital den Namen Dr. Shepherds. Zur Zeit Akbars fand Udai Singh, der letzte Königsproß, Zuflucht bei den wilden Bhil im Aravalligebirge und rettete mit ihrer Hilfe sein Reich gegen die Moslem, daher die Bhil noch jetzt gewisse Rechte besitzen. Shepherd wurde in ihre Bruderschaft aufgenommen, gründete zur Erziehung ihrer Söhne ein Bhil-Home, dem der Fürst Uckerland schenkte, und hofft den Stamm zu christianisieren, ehe er ganz hinduifiziert ist. Mit der Bhilmission der englischkirchlichen M.-G. wurde eine Grenzlinie 50 englische Meilen südlich von ihrer Station Rherwara verabredet. 9. Alwar, 31 Rgl., genau in der Mitte zwischen Dschapur und Delhi, in heißem Klima mit starkem muhammedanischen Bruchteil der Bevölkerung; auch die Meos oder Mewatti sind durch den Verkehr mit Delhi halb muhammedanisch geworden, jedoch noch mit viel Götzendienst. Die U. P. übernahmen die Station 1879 nach dem Abschied des Baptisten St. Dalmas, dessen Helfer Hassan Ali gewesen war. Kirchbau 1885 mit 500 Plätzen. Die Außenstation Bandikui liegt an der Vereinigung der Agra- und Delhi-Bahnlinien, wo sich eine starke Europäer- und Eurasierbevölkerung sammelt. 10. Dschodhpur, 15 Rgl. Ärztliche Mission noch die Hauptsache, ein Brahmane 1888 der Erstling, in dem Bezirke von der Größe Schottlands viel Reisepredigt. 11. Kotah, 15 Rgl., in äußerst fruchtbarer Gegend („der Garten von Radschputana“). Eine vom Radscha unterhaltene Sigh School steht unter christlicher Leitung, daher gründete die Mission keine Anglo-Bern. Sch., sondern nur einen Klub zu Diskussionen über religiöse Fragen in englischer Sprache, wobei letztere den Anziehungspunkt bildet. Rev. Bonnars Frau, eine Missionsärztin, übernahm die Leitung des vom Radscha gegründeten Frauenhospitals und starb an den Pocken; die zu ihrem Gedächtnisse überwiesenen 1000 Rs. bilden den Grundstock zum Kirchenbau. Die Mission ist noch sehr in den Anfängen.

Statistik der Radschputanamission 1. November 1896:

10 Haupt- und 5 Außenstationen mit 618 Rgl., 11 ordinierte 7 ärztliche, 2 Laien-Missionare, 13 Senanaarbeiterinnen, 3 ordinierte Eingeborene, 36 Katechisten, 208 Lehrer, 104 Senanahelferinnen, 110 Tageschulen mit 5444, 105 Sonntagschulen mit 4506 Schülern.



Wie man sieht, sind die ziffermäßigen Resultate gering, so wertvoll manche Einzelbekehrung an sich ist und so wichtig die „Untergrundarbeit“ in Indien sein mag. Wie vielfach in Indien, so bereitet auch hier der Unterhalt der Bekehrten viel Not; die Missionare sehnen sich nach einer geeigneten Industrie. Es fehlt an eingeborenen Geistlichen, tüchtige Leute gehen meist in die Dienste anderer Missions-Gesellschaften, welche höhere Gehälter zahlen. Es giebt aber auch noch kein theologisches Seminar, sondern nur jährliche Kurse von wenig Wochen. Der größte Mangel ist die zu schwache Besetzung des weiten Gebietes, für welches die Kräfte der U. P. nicht ausreichen. Ganz Radschputana so zu besetzen wie es mit dem Bezirke Abschmir der Fall ist, würde mindestens 160 Missionare erfordern; dabei haben gerade in Abschmir andere Missionen noch Platz gefunden. Selbst wenn die 4 südlichen Staaten Banswara, Dangerpur, Partabgarh und Dschalawar den kanadischen Presbyterianern, Karaoli, Dholpur und Bhartpur den von Agra ausgehenden Missionskräften überlassen würden, so blieben außer kleinen Gebieten noch 5 Staaten, die bis jetzt unbesezt sind. Die U. P. würden also andere Missionen willkommen heißen, um die bisher von ihnen besetzten Gebiete desto kräftiger zu bearbeiten. Denn ihr Ziel ist „nicht Radschputana für sich, sondern für Christum zu gewinnen.“

V. Mantshurei.<sup>1)</sup> Dies Gebiet ist eins der interessantesten und fruchtbarsten Missionsfelder des Ostens geworden. Günstige Umstände, z. B. die Empfänglichkeit und Beweglichkeit einer das Land durch stetig fortschreitende Kolonisation gleichsam erobernden Bevölkerung, mögen dazu mitwirken. Das Hauptverdienst gebührt aber dem praktischen, rührigen und besonnenen Wirken der Mission, in erster Linie ihres Pioniers D. John Ross. Gesund an Leib und Seele, ungewöhnlich sprachbegabt und fähig sich in chinesische Eigenart einzuleben, taktvoll und freundlich, zielbewußt und ausdauernd, vereinigt dieser Mann in sich die Eigenschaften eines tüchtigen Missionars. Ohne die Illusionen eines Glücklaff hat er Lehrgabe und Missionstrieb seiner chinesischen Christen so verwertet, daß die Ausbreitung des Wortes jetzt fast ganz in ihren Händen liegt und fast ohne Zuthun des Missionars Kapellen und Gemeinden entstehen.

Während die Frischen Presbyterianer von Niutschwang westlich vordrängen, folgte Ross, sobald er die Sprache beherrschte, der großen Straße,

<sup>1)</sup> Aug. M.-Z. 1894, S. 402 ff.

die über die Hauptstadt Mukden nordwärts führt. Unter den gleichen, überall sich wiederholenden Kämpfen eröffnete er in den Städten Kapellen, in denen er mit eingebornen Evangelisten täglich predigte. Die 1876 begonnene Arbeit in Mukden wurde von entscheidender Bedeutung. Hier konnte die in der Verfolgung erstarbte Gemeinde sich bald Diakonen und Älteste geben; die Christen zeigten hier besonders einen großen Missionseifer, so daß schon 1885 unter 104 Getauften in Mukden kein einziger war, der seine Befehrung nicht den eigenen Landsleuten verdankte. Von Mukden aus wurde bei dem regen Verkehr der Hauptstadt mit allen Landesteilen überallhin der Same des Wortes Gottes verbreitet. Liaoyang, die ältere Hauptstadt, 40 Meilen südwärts, wurde besetzt, ebenso Haitsheng und das 50 Meilen nördlich gelegene Tieling. Von unschätzbbarer Wirkung wurde die Not, welche 1886 und 1888 durch die Überschwemmungen besonders im Gebiete des Liao hervorgerufen wurde und den Missionaren Gelegenheit gab, durch ausopfernde Hilfsthätigkeit einen Umschwung in der Volkstimmung herbeizuführen. Rev. Westwater starb dabei am Hungertieber. Gleichzeitig begann die ärztliche Mission ihren Dienst. Dr. Christie baute mit Hilfe der Kindersammlung 1887 das stattliche Hospital in Mukden, welches viele geistliche Frucht bringt; im Mai 1892 wurde von Dr. Westwater in Liaoyang auf dem Grund und Boden eines alten Tempels, dicht an einer Hauptstraße, ein Hospital errichtet. Für das weibliche Geschlecht war durch eine Kostschule und ein Frauenhospital in Mukden, durch Mädchenschulen an verschiedenen Orten, zuletzt seit 1892 durch eine Anstalt zur Ausbildung von Bibelfrauen in Liaoyang ein guter Anfang gemacht. Die Früchte der unermüdblichen Arbeit blieben nicht aus. Namentlich im Norden von Mukden entstand seit 1886 eine lebhafte Bewegung. In Kaiquen schlossen sich viele Glieder einer alten buddhistischen Sekte an die Kirche an, in Taipingkau ging von einem bekehrten Blinden eine Erweckung aus, in Yilu that sich unerwartet die Thür auf, der nördlichste Posten Maimagai berührt sich schon mit der Arbeit der Frischen Presbyterianer in der Provinz Kirin. Auch im Osten von Mukden in der Gegend der ältesten Mantschuisse und Kaisergräber, wo die noch junge chinesische Kolonisation nach und nach die Thäler erschließt, wurden Gemeinden gesammelt. Kosß, welcher schon 1873 die Grenze Koreas aufsuchte und durch Bibelverbreitung sowie persönlichen Verkehr von Mukden aus jahrzehntelang die unschätzbaren Pionierdienste für die Mission in Korea verrichtete, drang endlich auch in die Grenzhäler am Oberlaufe des Yalu und taufte dort die erweckten Seelen aus der koreanischen Bevölkerung. Einen neuen

Vorstoß unternahmen 1891 die Missionare Robertson und Dr. Young, indem sie jenseits von Kirin, wo die Irischen Presbyterianer Eingang erkämpft haben, im Gebiete des Sungariflusses, sich niederließen und in Schwangschengpu und Aschiho Gemeinden sammelten. So hatte die Mission vor Ausbruch des japanischen Krieges ihre Stationenkette über alle drei Provinzen der Mantschurei ausgedehnt und gerade in den wichtigsten größeren Städten festen Fuß gefaßt. Die Irischen Presbyterianer arbeiteten in herzlichem Einvernehmen mit den Schotten, teilweise sogar dicht nebeneinander, z. B. in Mukden, wo auch die Iren eine Kapelle und eine Anzahl Außenposten haben. Seit 1891 haben die Iren und die Schotten ihre Gemeinden zu einem Presbyterium vereinigt, dessen Verhandlungen von den Ältesten mit großem Ernst und Eifer geführt werden.

Ihre erstaunlichen Erfolge führen die Missionare selbst nächst Gottes Gnade besonders auf zwei Gründe zurück: die rücksichtsvolle Schonung chinesischer Ansichten und Gefühle und die gründliche Unterweisung und Erziehung der Christen zur Ausbreitung des Evangeliums. Je mehr es einen patriotischen, chinesischen Beamten erbittern muß, wenn ihm durch Anrufung europäischer Konsuln irgend etwas abgerungen oder ein Christ seiner Macht entzogen wird, wie es bei den Römischen oft der Fall ist, um so wichtiger ist es, daß Missionare die Autorität der Beamten ehren. Lieber Haß und Schaden leiden als die fremde Macht anrufen, ist der von Noß befolgte Grundsatz. Mit Recht durfte 1892 der britische Konsul der Mission wegen ihrer „policy of conciliation“ lautes Lob spenden. Auch in anderer Hinsicht sucht die Mission dem nationalen Empfinden gerecht zu werden; während die Römischen gotische Kathedralen bauen, baut sie ihre Kirchen in chinesischem Stil, der Pagodenturm der Kirche zu Mukden fügt sich würdig in das Stadtbild ein; die Frauen haben, der Landesitte entsprechend, in den Kirchen besondere Zugänge und Hallen, in denen sie die Männer weder sehen noch von ihnen gesehen werden. Auch die Art, wie die Christen zur Mitarbeit erzogen werden, ist chinesischen Sitten angepaßt. Vielfach sind verwandtschaftliche Verbindungen die Wege weiterer Ausbreitung. Von Anfang an wurde durch die Heranziehung brauchbarer Kräfte zur Predigt in den Straßenkapellen, durch Bibelklassen und theologische Kurse auf eine solide christliche Erkenntnis hingearbeitet, so daß die Christen überall als Lehrer auftreten und ohne den Missionar Taufbewerber vorbereiten können. So ist's gekommen, daß die Missionare, wo sie an einem Orte einen wahrhaft Bekehrten wissen, ohne



weiteres auch 2—3 Anhänger zu finden erwarten und ihre Reisen gar nicht mehr der Heidenpredigt, sondern dem Unterrichten und Prüfen der Taufbewerber gelten. Oft sieht der Täufling beim Tauseramen zum erstenmale das Gesicht des Europäers.

Ihre Feuerprobe hat die Mission bestanden im japanischen Kriege 1894, welcher gerade ihr Arbeitsgebiet zum Schauplatz blutiger Kämpfe machte. Die Massen chinesischer Truppen aus fernen Provinzen, namentlich auch die aus Kirin im Norden heranziehenden Mantschukorps setzten durch ihr rohes Betragen die eigene Landesbevölkerung in Schrecken und verursachten viele Christen zur Flucht in abgelegene Thäler. Thatsächlich ist aller Schaden, den die Mission erlitt, auf die zügellosen Truppen zurückzuführen, gegen welche die Beamten selbst machtlos waren. So wurden die Kapellen in Nilu und Weijuenpu zerbrochen. Am schmerzlichsten war der Märtyrertod des jungen, liebenswürdigen Missionars Wylie in Liaoyang, welcher von durchmarschierenden Mantschusoldaten auf offener Straße ermordet wurde. Gerade hierbei bewährte sich die Treue der Christen und das Wohlwollen der Ortseingesessenen in rührender Weise. Das Hospital in Mukden wurde mehr und mehr zum Kriegslazaret; erst als die Japaner die Grenze überschritten, folgten die Missionare dem Rufe des Konsuls und sammelten sich in Niutschwang, wo sie ein Spital zum roten Kreuz eröffneten und sowohl den Chinesen wie den Besatzungen der englischen und amerikanischen Kriegsschiffe Gottesdienste hielten. Noch war der Süden von den Japanern besetzt, als sie schon wieder auf ihre Stationen eilten. Sie fanden freundliche Aufnahme sogar bei den Truppen beider Teile, vor allen Dingen sahen sie, daß die Gemeinden sich wacker gehalten hatten und nur eine kleine Zahl Christen zur römischen Kirche übergetreten waren. In kürzester Frist war die Arbeit überall wieder im alten Geleise.

Mit freudigem Staunen sahen die Missionare sehr bald, daß das Kriegsjahr zu einem Jahre der Gnade geworden war. Zum Teil hat das Volk an den Japanern die gute Wirkung europäischer Civilisation gesehen und einen tieferen Respekt vor Europäern gewonnen, zum Teil treibt die Unfähigkeit der Beamten und ihre nach dem Kriege doppelt gesteigerte Erpressung die Leute zu den Fremden hin, hauptsächlich aber kommt nun die Frucht der bisherigen treuen Missionsarbeit zum Vorschein; genug, in der ganzen Manschurei hat eine fortwährend wachsende Bewegung zum Christentum begonnen, so daß die Missionare alle Hände voll zu thun haben und von einem „Vorabend großer Veränderung“, einem

„weitgehenden religiösen Erwachen“ sprechen. Wo drei Jahre früher in einem Thale die ersten Taufen stattfanden, da waren Anfang 1896 schon 30 Kommunikanten; eine Rundreise durch einen Stationsbezirk bringt hunderte von Taufen; im Januar 1897 hat Koß in Yili an einem Tage 119 Personen getauft. Infolge dieser Erweckung ist die Zahl der Kommunikanten im Laufe des Jahres 1896 von 2413 auf 3069, die der Taufbewerber von 289 auf 1009 gestiegen. Schon hat man Sorge, daß der Strom nicht ganz rein bleibe und ist ernstlich darauf bedacht, daß es nirgends am nötigen Unterricht fehle. Die römischen Priester, welche es schon früher an Verfolgung der Evangelischen nicht fehlen ließen, haben sich aufgemacht, die Lage auch für sich auszunutzen und an allen Orten, wo die evangelische Mission Erfolge hat, sich ebenfalls eingeschoben. Hier und da gelingt es ihnen, die Beamten durch die Furcht vor politischen Verwickelungen mit einer fremden Macht sich gefügig zu machen, so reklamierten sie z. B. den Mörder eines Evangelischen für sich und verhinderten dessen Bestrafung. Indessen lernen gerade dadurch die Beamten den Unterschied zwischen der evangelischen und römischen Mission recht kennen und vom Volke kann Koß berichten, daß die evangelischerseits abgestoßenen unlauteren Elemente, Spieler und Opiumraucher, wohl römisch werden, aber die ernsthaft Besseres suchenden soliden Kaufleute, Bauern und Handwerker sich der evangelischen Mission zuwenden.

Durch eine reichliche Verstärkung aus der Heimat haben nicht nur die alten Europäerstationen Hailsheng, Liaoyang und Mukden voll besetzt werden können, sondern auch Raiyuen und Tieling sind von Missionaren bezogen worden, der Bezirk von Hailungsheng im Osten von Mukden wird vorläufig noch von der Hauptstadt aus gepflegt. In Raiyuen ist eine ärztliche Mission im Werke, in Tieling eine neue geräumige Kirche, in Liaoyang ein Opium-Refuge erbaut worden. Mehr und mehr wendet sich die Mission, nachdem sie anfangs fast ausschließlich Städte zu Centren gemacht, auch den Dörfern zu. Zum erstenmale ist auch 1896 ein eingeborener Pastor, Liu in Mukden, ordiniert worden. Man hofft durch die regelmäßigen theologischen Frühjahrs- und Herbstkurse die Helfer so zu bilden, daß aus ihrer Mitte jede Gemeinde ihren Pastor erhält. Die Frauenarbeit war durch den Krieg etwas gestört worden, zumal drei der ausgesandten Damen sich mit Missionsärzten verheirateten. Durch neu ausgesandte Kräfte, unter ihnen zwei weibliche Doktoren der Medizin, ist das Werk wieder frisch aufgenommen.

Statistik 1. November 1896: 10 Haupt- und 5 Außenstationen mit 3069 Agl., 40 Tagsschulen mit 465, 7 Sonntagsschulen mit 404 Schülern; 10 ordinierte, 4 ärztliche, 7 weibliche Missionare, 1 eingeborener Pastor, 40 Evangelisten, 36 Lehrer, 21 Helferinnen.

Nur anhangsweise wird in den Missionsberichten der U. Pr. Japan

als besonderes Arbeitsfeld noch aufgeführt. Die zugehörigen beiden Missionare in Tokio haben unter sich 7 Gemeinden mit 898 Kgl., 2 eingeborenen Pastoren, 2 Evangelisten und 2 Lehrern. Ihre Arbeit ist aber so eng mit der gesamten japanischen Presbyterianerkirche verwachsen, daß sie gar nicht mehr gesondert betrachtet werden kann.

Die gesamte Mission der schottischen Vereinigten Presbyterianer auf allen Arbeitsfeldern einschl. Japan, zeigte am 1. November 1896 folgenden Stand: 63 ordinierte, 14 ärztliche, 39 weibliche, 13 Laien-Missionsarbeiter (von letzteren kommen 10 auf die Industriemission in Kalabar), 20 eingeborene Ordinierte, 165 Katechisten und Evangelisten, 410 Lehrer; 111 Haupt- und 183 Außenstationen mit 21028 Kgl. und 4648 Taufbewerbern, 304 Tageschulen mit 18100, 293 Sonntagschulen mit 19451 Schülern.

## Die Neufirchener Missionsanstalt.

Von Missions-Inspektor J. Stursberg.

### II.

Richten wir jetzt unsern Blick auf die beiden Missionsfelder, welche der Neufirchener Mission zu teil geworden sind! Zunächst auf

Die Salatiga-Mission in Mittel-Java,

in welcher Neufirchener Missionare seit dem Jahre 1885 stehen. Sie kamen da in eine ältere Arbeit, die im Jahre 1854 von einer holländischen Dame auf ihrem Landgute Simo (Residentie Surakarta, Mittel-Java) mit einem javanischen Gehilfen des holländischen Missionars Jellesma (von der Rotterdamer Missionsgesellschaft) begonnen worden war. Anfang 1855 siedelte jene Dame nach Salatiga, der hochgelegenen Bezirks-hauptstadt im Süden der Residentie Samarang, von der die Mission jetzt den Namen trägt, über, und bald konnte Jellesmas Nachfolger Hoezoo erst 10 und dann 14 Eingeborne taufen. Eine kleine Schule mit 10 Knaben und Mädchen war auch eben im Gang, als jene Dame im Jahre 1857 durch den Tod ihres Gatten genötigt wurde, nach Holland zurückzukehren. Auf ihre Bitte wurde nun jener kleinen Christenschar mit ihrem Helfer 3½ Stunden nordöstlich von Salatiga in dem Dörflein Njemoh von der Regierung ein Stück Land zur Urbarmachung angewiesen, wo sie vor den Versuchungen des Stadtlebens bewahrt, sich in der Stille erbauen und für andere ein Segen werden möchten. 1859 wurde in Njemoh ein



Bambukirchlein erbaut. Ende 1860 zählte man dort 47 Getaufte. Von 1863 an hörten die gelegentlichen Besuche des Missionars ganz auf, 1864 zog auch der Helfer weg, und die Gemeinde schien dem Untergang geweiht.

Doch jene Dame hatte ihre einstigen Pfleglinge nicht vergessen. Sie wußte den treuen Missionsbeter Pastor Wittenveen in Ermeloo bei Harderwijk mit seiner „Missionsgemeinde“ für die verwaiste Schar Javanen zu interessieren, und eine Frucht der Gebetsstunden in Ermeloo war das Anerbieten eines Bauernsohnes aus der Gemeinde, R. de Boer, für die Arbeit unter den verlassenen Christen in Njemoh. Nach kurzer Vorbereitung wurde er im Oktober 1868 mit seiner jungen Frau für den Missionsdienst eingesegnet, und am 4. Juni 1869 zog er in Njemoh ein, wo von der Christengemeinde nur noch Trümmer zu finden waren. Unter außerordentlichen Schwierigkeiten arbeitete de Boer sich ein und durch. Seine Frau starb, bald darauf auch ein Kindlein, das sie ihm geschenkt. In einer Tochter des Mennoniten-Missionars Janß fand er eine neue Lebensgefährtin, die, unter den Javanen aufgewachsen, ihm auch in der Sprache wichtige Dienste thun konnte. Nun ging es langsam aufwärts. In den Jahren 1879—80 erhielt de Boer eine steinerne Kirche und ein steinernes Wohnhaus. Da ihm nun auch reichlichere Mittel zur Verfügung standen, vor allem durch die Hand der Begründerin des Werkes, jetzt Frau van Vollenhoven in Utrecht, so wandte er sich auf den Rat seines Schwiegervaters der Evangelisation durch Kolonisation zu. Hin und her suchte er, sei es durch Kauf, sei es durch Zuweisung urbar zu machenden Landes seitens der Regierung, Grundstücke zu bekommen, über die er ein gewisses Verfügungsrecht hatte. Auf diesen siedelte er zunächst einige seiner älteren Christenfamilien, dazu aber auch eine Anzahl solcher an, welche dem Evangelium geneigt schienen; erforderlichen Falles unterstützte er sie durch Saatreis, Werkzeug, Zugvieh u. s. w. Dafür mußten sie sich verpflichten, zum Gottesdienst zu kommen, ihre Kinder zur Schule zu schicken u. s. w.<sup>1)</sup> Im Jahre 1882 wurde der Weiler Njemoh, dessen Landbesitz sich inzwischen in die benachbarte Ortschaft W o n o r e d j o hinein ausgedehnt hatte, mit dieser zusammen unter dem Namen der letzteren zu einem Dorf unter einem christlichen Bürgermeister erhoben. Immer mehr wurde de Boer nach auswärts gerufen,

<sup>1)</sup> Von den Neufirchener Brüdern sind ihm in dieser Weise der Arbeit nur die beiden ersten eine Zeitlang gefolgt. Später ist dieselbe gänzlich verlassen worden.

und in immer neuen Dörfern thaten sich ihm Thüren auf. Er hätte der Arbeit schon längst nicht mehr genügen können, wenn nicht sein Schwiegervater, mit den Vorarbeiten für eine neue japanische Bibelübersetzung beschäftigt, bei ihm in Wonoredjo gewohnt hätte.

Auf die Dauer konnte Vater Janß aber nicht in Wonoredjo bleiben. De Boer mußte Hilfe haben. In Holland fand sich kein geeigneter Helfer. Witteveen war schon leidend († 9. Mai 1884). Sein letzter Zögling, Horstman, war Anfang 1884 als Lehrer fürs Holländische nach Neukirchen gekommen. Das führte zu einer Verbindung zwischen den holländischen Freunden, welche de Boer stützten, und Neukirchen. Infolge derselben gingen zunächst (Juni 1884) Geschw. Horstman, ein halbes Jahr später Geschw. Heider, im Jahre 1886 Geschw. Kamp und Jüngst und Ende 1888 Geschw. Zimmerbeutel von Neukirchen zu de Boers Unterstützung aus, der entsprechend seiner Begabung und Führung sich mehr und mehr darauf beschränkte, Pionierdienste zu thun, und den nachgekommenen Brüdern von den durch ihn erschlossenen Posten einen nach dem andern überließ. Zuletzt (1887—88) siedelte de Boer mit den Seinigen nach Salatiga über, legte noch den Grund zu seiner letzten Missionskolonie  $\frac{3}{4}$  Stunde südlich von Salatiga und ging Januar 1891 heim, von vielen japanischen Christen aufrichtig betrauert. Die Zahl der Getauften, welche Ende 1890 in der Pflege de Boers und der Neukirchener Brüder standen, betrug an 24 Orten 300 Erwachsene mit 200 Kindern. Von den Neukirchenern waren bis Ende 1890 insgesammt ca. 100 Erwachsene mit 70 Kindern getauft worden; darunter gewiß auch einzelne, welche durch de Boer auf seinen Reisen ihnen zugewiesen waren, und etliche werden durch Tod oder Verziehen in Abrechnung zu bringen sein.

Um zu größerer Einheitlichkeit in der Arbeit zu gelangen und zugleich ihre Interessen besser gemeinsam vertreten zu können, schlossen sich die Neukirchener Javamissionare (Juni 1888) zu einer Art von Konferenz, einem „Bund von Missionaren der Salatiga-Mission“ zusammen, dem sich de Boer aber nicht anschloß. Es sei hier gleich angefügt, daß sich nach längeren Verhandlungen am 17. Dezember 1889 auf Betrieb der holländischen Freunde in Utrecht ein „Verein zur Unterstützung der Missionare der Salatiga-Mission auf Java“ gebildet hat, welcher unter dem 13. März 1891 durch königlichen Beschluß für Holland Korporationsrechte erlangte und die Missionsgrundstücke und -gebäude auf Java, die fast alle durch Liebesgaben aus Holland bezahlt waren, auf seinen Namen einschreiben lassen konnte. Dieser Verein, dessen Zweck statutengemäß ist, „die Missionare, welche zu dem Missionsbund der Salatiga-Mission gehören, geistlich, moralisch und finanziell zu unterstützen, Gebetsstunden zu veranstalten und Missionsberichte zu veröffentlichen“, besteht zur Zeit nur aus 6 Per-

jonen, welche zugleich den Vorstand bilden. Die „finanzielle Unterstützung“ beschränkt sich bestimmungsgemäß darauf, daß der Verein freiwillige Liebesgaben für das Werk in Java in Empfang nimmt, weiterschißt und die Richtigkeit dieser Beforgungen verbürgt. Des Bittens bei Menschen und des Rundmachens vorliegender Bedürfnisse will man sich auch in Holland enthalten, doch müssen die dortigen Freunde, deren Liebe zum Werk uns oft sehr bewegt, von Zeit zu Zeit an diesen Grundsatz unserer Brüder neu erinnert werden. Im übrigen steht der Verein Neukirchen durchaus selbständig gegenüber, wie er andrerseits auch auf den Gang der Dinge in Java keinerlei rechtlichen Einfluß hat.

Anfang 1890 gingen Geschw. Horstman nach friedlicher Lösung der bisherigen Verbindung in die Arbeit des holländisch-reformierten Missionsvereins in Mittel-Java über. 1891 traten Geschw. Sellaer von Neukirchen her in die Lücke. Leider gab's schon 1892 eine neue Vakanz: Geschw. Seider mußten aus der Arbeit ausscheiden. 1894 gingen abermals zwei Brüder hinaus, Droste und Kühnen, denen ihre Bräute in Jahresfrist folgten; aber auch Geschw. Droste konnten nicht bleiben, ihr Austritt wurde zur traurigen Notwendigkeit. April 1897 traten abermals zwei junge Brüder in die Lücke ein, doch mußte Zimmerbeutel schwerkrank mit Familie in die Heimat reisen. So sind z. Bt (Sept. 1897) 6 Brüder in der Salatiga-Mission, darunter aber nur vier, die der Sprache mächtig sind, eine Zahl, die schon den gegenwärtigen Bedürfnissen keineswegs genügt.

Die Residentien Samarang und Rembang (im nördlichen Mittel-Java), welche die Salatiga-Mission im allgemeinen als ihr Arbeitsfeld betrachten darf (in ersterer hat auch die Niederländische Missionsgesellschaft in Rotterdam seit 1849 eine wenig ausgebreitete Arbeit), hatten nach den letzten uns zugänglichen Angaben eine Bevölkerung von nahezu  $2\frac{3}{4}$  Millionen Javanen, 37 000 Chinesen und etwa 11 000 Arabern, bei einer Größe von ca. 230 Quadratmeilen (etwa  $\frac{1}{8}$  der Oberfläche Hollands). Die Residentie Rembang wurde erst März 1891 durch Zimmerbeutel besetzt, der sogleich bei seinem Einzug in Biora offene Thüren fand und nach der letzten Statistik bereits in drei von einander stundenweit entfernten Gemeinden 56 Erwachsene mit 24 Kindern gesammelt hat, bei deren Pflege ihn 4 eingeborne Helfer, 2 Lehrer und 2 Ältesten unterstützten. Leider ist sein Arbeitsfeld augenblicklich verwaist; Kamp und Sellaer suchen es soweit möglich mit zu versorgen.

In der Residentie Samarang zählt die letzte Statistik (für Ende 1896) fast über alle Distrikte verteilt 32 Gemeindlein, deren Glieder zum Teil noch in verschiedenen Dörfern zerstreut wohnen. In der Luftlinie gemessen ist die nördlichste von der südlichsten 55 km, die westlichste von der östlichsten gar 100 km entfernt. An all den Orten zusammen zählte man Ende 1896 an Getauften 385 Erwachsene mit 305 Kindern, welche zur Zeit von 4 Missionaren mit 15 eingeborenen Helfern, 4 Lehrern und 2 Ältesten bedient werden. Die beiden ältesten Missionare Kamp und Jüngst haben der Gesundheit wegen (seit 1893 bezw. 1894) in dem hochgelegenen Süden ihren Wohnsitz nehmen müssen, in den Bezirkshauptstädten Salatiga und Ambarawa, wo sie inzwischen kleine Gemeinden aus den Javanen sammeln und dabei den europäischen und eingeborenen Soldaten wie den andern Europäern in mancherlei Weise dienen durften. Die zu ihrem Arbeitsgebiet gehörenden 2 bezw. 5 Außenposten besuchen sie regelmäßig zu Pferde oder mit der



Eisenbahn. Zwei derselben (darunter auch *Wonorebo*, die Muttergemeinde der ganzen Mission) waren früher Hauptstationen, Wohnorte eines Missionars, mußten aber der Gesundheit wegen verlassen werden. — Nur ein einziger der älteren Hauptplätze ist noch besetzt, *Kalitjeret*, ziemlich in der Mitte der Residentie *Samarang* gelegen, dieser hat aber seit 1885 schon den vierten Missionar, *Rühnen*. *Kalitjeret* ist als kleines Dörflein mit wenig günstigen Verhältnissen im Grunde auch nur darum noch Hauptstation, weil kein höher gelegener Platz näher bei dem weiten Arbeitsgebiet *Rühnens* zu finden ist. Dessen Außenposten, 14 an der Zahl, einer 6 Stunden weit entfernt, liegen fast sämtlich im Tiefland, einen Teil des Jahres um des Reisbaus willen rings von Sumpf umgeben; eine in jenem Gebiet im Jahre 1887 angelegte Hauptstation, *Klampok*, mußte bereits 1890 wegen der häufigen Fieber völlig aufgegeben werden. — Ähnlich wie mit *Kalitjeret* stand es auch mit dem seit Drostes Weggang zum zweitenmale verwaisten *Tjemeh*, der drittältesten Hauptstation, vier Stunden östlich von *Kalitjeret* gelegen. Hier ist gleichfalls die Stationsarbeit in dem kleinen Dörflein von wenig Belang, aber der Ort ist verhältnismäßig gesund und hoch gelegen, dazu in nächster Nähe einer Eisenbahnstation, von welcher aus das zugehörige weite Arbeitsgebiet verhältnismäßig leicht zu erreichen ist. Jetzt wird *Tjemeh* mit seinen 5 Außenposten von Jüngst nach Kräften mit versorgt.

Der vierte der noch in der Residentie *Samarang* stationierten Missionare, *Heller*, arbeitet seit 1894 im Bezirk *Kendal*, im äußersten Nordwesten der Residentie, wo einige Gruppen von Javanen, zusammen etwa 150 Erwachsene, eine eigene Art „Christentum“ angenommen hatten. Sie folgten nämlich einem höchst zweifelhaften Javanen *Sadrah* aus *Karangdjo* im südlichen Mittel-Java, welcher in den 80er Jahren, ehe man ihn durchschaute, als ein eingeborner Helfer der holländisch-reformierten Mission dieser wohl 6000 Javanen zugeführt hat, die in ihm ihr Haupt und ihren Lehrer sahen. Jetzt haben sich jene früheren Anhänger *Sadrachs* in *Kendal*, zum Teil auf dessen eignes Zureden, in größerer Zahl dem von *Heller* verkündigten lautern Evangelium zugewandt; er hat schon 22 Erwachsene mit 14 Kindern taufen können, und 55 weitere sind im Taufunterricht.

Schon nach dem bisher Dargelegten liegt auf der Hand, wie wichtig es bei der großen Ausdehnung des Werkes und der geringen Zahl europäischer Kräfte für die Arbeit der *Salatiga*-Mission ist, daß den Missionaren eine genügende Zahl tüchtiger eingeborner Helfer zur Seite steht. Das wird noch deutlicher, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die Javanen infolge der Jahrhunderte langen Bedrückung seitens der verschiedensten Herrscher dem Europäer gegenüber zwar etwas überaus Unterwürfiges und Kriechendes, aber doch Verschlossenes, schwer Durchsichtiges und im Grunde schwer Zugängliches haben. Die soziale Kluft, welche nicht nur nach altjavanischer Weise zwischen dem gemeinen Volk und den vornehmen Javanen (den Nachkommen der alten Hindu-Eroberer), sondern auch nach holländischer Regierungsmaxime zwischen Javanen und Europäern bestehen soll, und welche dem Javanen jeden Europäer als einen Menschen höherer

Gattung erscheinen lassen will, erschwert die Arbeit sehr; ebenso die tief ins Bewußtsein übergegangenen vielfachen Äußerungen früherer holländischer Politik, daß „der Islam die Religion der Javanen, das Christentum aber nur die Religion der Europäer“ sei.<sup>1)</sup> Gottlob ist die gegenwärtige Haltung der Regierung gegenüber der Mission sehr freundlich; aber jenes Gerede ist bei den höheren und niederen javanischen Beamten immer noch nicht völlig verstummt.

In den allermeisten Fällen steht der Savane dem ihm nicht näher bekannten Missionar, so freundlich und höflich er ihn auch aufnehmen und sogar bewirten mag, doch im Grunde fremd und mißtrauisch, ja innerlich abgeschlossen gegenüber. Darum überlassen die Missionare auch für gewöhnlich die ersten Bemühungen, Eingang in Häusern und Orten zu gewinnen, ihren Helfern. Diese folgen dabei meist den sich ihnen bietenden Anknüpfungen und Beziehungen, gehen aber auch hier und da ohne solche in ein noch unerreichtes Dorf und gewinnen manchmal recht erfreulichen Eingang. Wenn möglich nimmt auch der Missionar zu seinen Besuchen einen Helfer mit; hat er seine Ansprache gehalten, so kann der Helfer das Gesprochene seinen Landsleuten noch einmal wiederholen, weiter auseinanderlegen und verdeutlichen. Ihm gegenüber äußern sie eher ihre Bedenken, ihre Mißverständnisse und ihre Einwendungen, als dem Missionar. — Neben diesem Evangelistendienst haben die Helfer in den Gemeinden auf den Außenposten in Abwesenheit des Missionars, zum Teil in ihren Hütten, Gottesdienst zu halten. Einzelne thun das in recht erfreulicher und für ihre Zuhörer erbaulicher Weise, bei andern dagegen geht es recht schwach zu. Den Helfern fehlt eben im großen und ganzen die genügende Vorbildung. Und mit den eingebornen Lehrern (ihrer zählt unsere Java-Mission nur 6) steht es nicht anders. Mehrfach haben die Missionare Fortbildungskurse für Helfer und Lehrer angefangen. Aber immer wieder nötigten Krankheiten und andere Zwischenfälle zur Unterbrechung. Jetzt sind einige Jungen nach Depot bei Batavia gesandt, um das dortige Seminar durchzumachen und da die äußere Vorbildung für den Helfer- oder Lehrerdienst zu empfangen. Die Errichtung einer Vorschule für künftige Helfer und Lehrer ist seit einiger Zeit für unser Arbeitsgebiet ernstlich ins Auge gefaßt.

Bei dem zur Oberflächlichkeit und zum bloßen Scheinwesen neigenden Volkscharakter der Javanen ist eine gründliche, stetige Einführung der

---

<sup>1)</sup> Bekanntlich sind die Javanen, über 25 Millionen zählend, fast ausnahmslos Mohammedaner. Doch ist ihr Mohammedanismus nur ein oberflächlicher Firnis über den alt-heidnischen Geisterglauben und die Überreste des brahmanistischen und buddhistischen Heidentums ihrer einstigen Beherrscher. Viel bedeutet unter den Javanen noch der Besitz einer elmu (arabisch = Wissenschaft) d. h. irgend einer Zauberformel, oder die Kenntnis irgend einer geheimnisvollen Handlung, wodurch man unverwundbar wird, Krankheiten heilen oder einem andern solche anhängen kann und dergl. Auch der oben genannte Sadrach besitzt zwei solcher elmus, wie man glaubt, nämlich „Kinderseggen zu geben“ und „Frieden ins Herz zu bringen“. Um dieser elmus willen hat er auch solch großen Einfluß. St.

Taufbewerber wie der Getauften in Gottes Wort doppelt nötig, wenn anders ein feuerbeständiges, solides Werk zustande kommen soll. Wie es scheint, war de Boer nach Neigung, Vorbildung und Beruf, vor allem in dem letzten Jahrzehnt, zu sehr Missionspionier, als daß er sich dieser Seite der Missionsaufgabe sonderlich hätte annehmen können. So war vielleicht das Werk schon beim Eintritt der Neufkirchener etwas zu sehr in die Breite gewachsen. Es hatte zu viel von dem Charakter der Reisepredigt und der Evangelisation und zu wenig von dem der Gemeindepredigt und der Stationsarbeit ausgeprägt bekommen. Darin kam auf den älteren Stationen erst nach und nach einige Veränderung, wenn schon nicht überall in gleichem Maße. Und auch die Missionare, welche ihre Arbeit ernstlich nach dieser Seite richteten, wurden darin durch die vielen Krankheiten in der Familie und den durch sie bedingten häufigen Wechsel des Wohnorts immer wieder gehemmt. Doch zeigt uns eine Reihe erfreulicher Beispiele, daß auch an den Javanen das Evangelium seine wirklich erneuernde Gotteskraft beweist.

In den letzten zwei Jahren hat eine römische Propaganda traurigster Art mit wenig edlen Mitteln in die Gemeinden der Salatiga-Mission einzubrechen versucht. Man darf aber gottlob im allgemeinen sagen, daß die Christen aus den Javanen der Mehrzahl nach ihre Probe Rom gegenüber gut bestanden haben. Sonst fehlt es leider immer wieder nicht ganz an Rückfällen zum Islam und an Vorkommnissen anderer Art, wo ernste Zucht geübt werden muß.

Dank der treuen Hilfe holländischer Freunde besitzt die Salatiga-Mission jetzt an 8 Orten solidere Fachwerk-Kirchen und an mehreren anderen leichtere Bambu-Kirchlein, welche alle zugleich als Schullokal dienen; an 7 Orten stehen solidere Missionshäuser. In Blora war eine Zeitlang ein leichteres Krankenhaus vorhanden, von Zimmerbeutel mit Unterstützung eines holländischen Beamten zur Behandlung solcher eingebornen Kranken gebaut, die länger unter seinen Augen bleiben mußten. Alle Brüder suchen nach Kräften den Kranken zu dienen; die ausgebreitetste Arbeit in dieser Beziehung haben bezw. hatten wohl Zimmerbeutel, Heller und Kühnen. Letzterem steht dafür auch ein besonderes Haus, das nach Kalitjeret hinübergebrachte frühere Missionshaus von Klampok, zur Verfügung.  
(Schluß folgt).



## Ein Brief des Freiherrn von Welz.

Durch die Güte des Herrn Pastor Erdmann ist mir der folgende meines Wissens noch nicht (auch von Grössel nicht) veröffentlichte Brief des Freiherrn von Welz an den Bremischen General-Sup. Havemann aus dem Jahre 1664 mitgeteilt worden und ich veröffentliche das interessante Schreiben, da es ein willkommener Beitrag zur Vervollständigung unserer Kenntnis der Bestrebungen ist, welche der eifrige Welz zur Erweckung des Missionsfinns unter seinen Zeitgenossen, leider vergeblich, machte. Havemann war einer von den wenigen Theologen, die es schmerzlich beklagten (Jüdische Wegleuchte S. 588), daß „zu ihren Zeiten die Begierde, das Evangelium fortzupflanzen, gar eiskalt“ sei. Vergl. Grössel: „Die Mission und die evangelische Kirche im 17. Jahrhundert.“ Gotha. 1897.

Des Baron von Welz Schreiben an den Generalsup. Havemann, wegen Fortpflanzung der evangelischen Religion in fremde Länder.<sup>1)</sup>

Wohl-Edelwürdiger, Großachtbarer, und Hochgelehrter Herr.

Daß ich mich unterstehe, E. W. zu schreiben, hat mich veranlaßet ein guter Freund, bey den Schwedischen H. Abgesanten sich aufhaltend, insonderheit aber auch mein Vorhaben, unsere reine Evangelische Lehre in fremden Ländern fortzupflanzen. Damit aber E. W. mein Vorhaben besser verstehe, so übersicke ich hiermit, so wol mein gedrucktes Tractätlein, als auch einen Special Bericht, wie die Sache möchte werkstellig gemacht werden,<sup>2)</sup> welches alles ich den gesambten evangelischen Ständen alhier auch übergeben, und absonderlich an der Kron Schweden Sollicitiren werde, sich der Sache recht anzunehmen, als welche das meiste dabey thun könnte, sonderlich mit recommendation an die Staten von Holland wegen des dritten puncten No. 4. Herr Bart, Dänischer Hoff-Prediger alhier, wil die Sache durch einen guten Freund Ihro Majestaet in Denemarck recommendiren, wan doch E. W. auch dasjenige thäten, und zu Stockholm durch einen guten Freund urgiren ließen, und zwar nicht mir zu gefallen, sondern Jesu Christo, unsern allerseits liebsten Herren und Meister zu Ehren, auf das sein Reich ausgebreitet werde. Sonsten bin ich bey unterschiedlichen H. Abgesanten alhier wol gehöret, sonderlich bey dem Gotha Sachsischen, dessen gnädigster Herr vor einem Jahr schon einen Studenten, der sprach erfahren, in das Abissiner Land geschicket, auf seine eigne Unkosten. Ich zweifle auch nicht, gemelter Herzog Ernst würde viel bey der Sache thun,

<sup>1)</sup> Brem- und Verdische Bibliothek, worin zur Aufnahme der Wissenschaften, insonderheit der theologischen, philologischen und historischen, allerley brauchbare Abhandlungen und Anmerkungen mitgetheilt werden. Zweiter Band. Hamburg bei Christian Wilhelm Brandt. 1756. p. 207—210.

<sup>2)</sup> Vergl. meinen „Abriß einer Gesch. der protest. Missionen“ 3. Aufl. S. 26.

wann ihme Könige und Fürsten an die Hand gingen. Hr. D. Wellern habe ich auch ermahnet, samt D. Lilio Bareutischen Hrn. Hoffpredigern, welche sich allhier befinden. D. Calovio zu Wittenberg, D. Joh. Müllern in Hamburg, D. Bebelio zu Strasburg, D. Joh. Ernst Gerhard zu Jena habe ich auch der Sache halben geschrieben, welcher letztere mit mir correspondiret, wie auch H. Joh. Erasmus Blum, Evangelischer Prediger zu Amsterdam, und der berichtet mich, es werde die Bibel in Türkischer Sprache zu Leiden gedruckt. Vielleicht Gott eine Veränderung vor hat im orient wie G. W. melden in seiner Begeleuchte Fol. 587, welches gar schön mit übereinstimmt, was D. Phil. Nicolai Lib. 2. Cap. 2. saget von des Sogitischen Reichs Untergang. Weiter so verspricht Hr. Blum, er wolle bald ein ander Tractaetlein in Druck geben, gleiches Inhalts mit dem meinigen. Wolte Gott ein anderer Theologus thäte ingleichen! Dann die erkaltete Liebe bey uns Evangelischen eines ziemlichen Anregens bedarff, sonderlich unsere wollüstige Studenten fragen nur nach dem Beruff, welches Stück wol nöthig were, daß mans ihnen recht vor Augen stellet. Auch wären fein, doch ohne Maaßgebung, absonderliche exhortationes an die Obrigkeiten und vermögliche Kaufleute, das sie auch etwas bey der Sache thäten. Wäre also dieses eine feine Materia zu einem kleinen Tractaetlein, doch müste man gewarsam gehen, daß nur allein Quaestio, an Evangelium propagandum sit. affirmative erörtert würde. Aber nicht Quaestio: Quomodo? berührtet würde, damit uns die Papisten nicht auf die Sprünge kämen, weswegen ich dan auch nichts Specials in mein Tractaetlein gesetzt habe, und nur privatim einen jeden evangelischen meine Meynung entdecke, wie dieses Werk zum Stande kommen möchte. Hiesiger H. Superintendentens gehet damit um, wie ein jeder Evangelischer Stand möchte so viel Unkosten anwenden, daß ein oder zween Theologi unterhalten würden in ihrem Gebiet, die weder predigen noch andere officia verrichten dürfften, sondern nur dahin trachteten, wie unser Evangelisches Christenthum möchte zu einem Zunehmen gebracht werden, und dieses zeige ich auch No. 4 in IV. puncten. Wolte Gott, dieses könnte bey der Kron Schweden auch erhalten werden, daß sie solche zween Theologos denominirte, einen zu Stockholm oder Upsal in Schweden, wiederum einen zu Stetin in Pomern, oder zu Stade. Wissen G. W. etwas neues, welches sich in Religions-Sachen möchte zugetragen haben anderwärts, so bitte ich freundlich um einen Bericht, und Antwort auf dieses mein Schreiben.<sup>1)</sup>

Verbleibe also

G. W.

Dienstwilligster

Justinianus Ernestus

Liber Baro a Weltz.

Regensburg

den 6 Martii Ao. 64.

<sup>1)</sup> Über diese Antwort vergl. Grössel, Just. v. Welz, ein Vorkämpfer der luth. Mission. Leipzig 1891. S. 20.

# Übersicht über den Stand der deutschen

Von Pastor Döhler,

Missionsgesellschaften mit Angabe der betreffenden Missionsgebiete.	Jahr der Gründung	I.	II.
		Stationen	Seibengrößen
NB. Die gesperrt gedruckten Namen bezeichnen die hauptsächlichsten Gebiete der betreffenden Gesellschaft.			
1. Mission der Brüdergemeine: Grönland, Labrador, Alaska, Indianergebiet von Nord-Amerika, westindische Inseln, Moskito-Küste, Demerara, Suriname, Kapkolonie, Deutsch-Ostafrika (Kondeland), Australien (Victoria, Nord-Queensland), Himalaya.	1732	135	94812
2. Basler Missionsgesellschaft: Südindien (Malabar), China (Kanton), Goldküste, Kamerun.	1815	53	33740
3. Berl. Missionsgesellsch. (Berlin I.): Südafrika (Kapkolonie, Kafferland, Oranje, Transvaal, Natal), China (Kanton), Deutsch-Ostafrika (Kondeland).	1823	57	29999
4. Rhein. Missionsgesellsch. (Barmen): Deutsch-Südwestafrika (Nama-, Herero- und Ovamboland), Kapkolonie, Borneo, Sumatra, Nias, China (Kanton-Distrikt), Neu-Guinea.	1828	79	64317
5. Nordd. Missionsgesellschaft (Bremen): Skavanküste (Engl. u. Deutsch. Ebohe- oder Togoland).	1836	4	1814
6. Gofnersche Missionsgesellschaft (Berlin II.): Nordindien (Kols- und Gangesmission).	1836	19	37221
7. Leipziger Missionsgesellschaft: Südindien (Tamulen), Bangun; Englisch-Ostafrika (Wakamba); Deutsch-Ostafrika (Kilimandscharo).	1836	36	16078
8. Frauenv. für christl. Bildung des weibl. Geschlechts im Morgenlande: Nordindien (Gangesgebiet), Jerusalem.	1842	—	—
9. Hermannsbürger Missionsgesellschaft: Südafrika (Natal, Suthland, Betschuana), Ostindien (Telugu).	1849	56	35250
10. Berliner Frauenverein für China: Findel- und Erziehungshaus in Hongkong.	1850	1	[ca. 200]
11. Jerusalemverein: [Bethlehem, Betdjala, Hebron].	1852	3	ca. 300
12. Schleswig-Holsteinische evang.-luth. Missionsgesellschaft zu Breklum: Ostindien (Telugu und Urisa-Jeypur).	1877	6	458
13. Neufürcher Missionsgesellschaft: Java; Engl. Ostafrika (Tana-Fluß, Insel Samu).	1881	9	784
14. Allgemeiner evang. protestantischer Missionsverein: Japan; China.	1884	2	216
15. Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika (Berlin III): Deutsch-Ostafrika (Usambara, Usaramo und Küste).	1885	7	68
16. Neuendettelsauer Missionsgesellschaft: Neu-Guinea, Queensland; (ausschließlich der Stationen der australischen Immanuelssynode).	1886	4	7

Summa: || 471 | 315064

# evangelischen Missionen Ende 1896.

Großtorkwitz b. Pögnau.

III.	IV.		V.	VI.	VII.	VIII.		IX.	X.
Europ. Missionare	Eingeborene Gehilfen		Lehrkräfte	Schulen	Schüler	Einnahme		Ausgabe	Böglinge i. Missions- haus oder sonst zum Missionsdienst bereit
	a. ordinierte	b. sonstige Gehilfen				a. In d. Heimat nach Abzug des vorläufigen Kassenbestandes	b. Aufsöringungen auf den betr. Missionsgebiet.		
						Mark	Mark	Mark	
184	19	1110	414	262	24759	522283	989289	627841	24
170	36	427	523	406	15049	1002588	137777	1087076	112
83	—	614 ca. 410	c. 204	c. 160	5867	391494	212780	379219	34
109	23	844	256	230	10982	497920	79525	540028	60
19	1	49 ca. 18	ca. 31	34	873	130000	ca. 6130	136000	5 [+6]
37	19	384	210	ca. 60	c. 2800	167647	ca. 11000	207437	14
40	22	235	362	217	6323	405001	50980	412755	25
—	—	—	6	8	ca. 200	17366	—	15453	—
56	—	402 ca. 282	c. 120	108	5579	242330	74954	242302	32
1	—	—	3	1	98	14779	751	15250	—
2	1	5	6	3	ca. 350	50111	—	35170	—
12	—	17	32	ca. 6	360	81526	?	80174	ca. 8
9	—	23	8	8	267	52650	?	47925	28
5	—	ca. 6	1	ca. 4	ca. 200	47761	?	48661	—
13	—	5	—	6	164	54849	4715	88507	—
und 2 Diak. 9	—	—	—	4	ca. 90	59987	—	60424	ca. 4
751	121	3766	2176	1517	73961	3738292	1567901	4024222	346



## Erläuterungen.

**Zu Kol. II.** Als „Heidenchristen“ sind nur die Getauften gezählt, auch bei der Brüdermission und bei der Göknerischen Mission, wo bisher die Katakumenen mit eingerechnet zu werden pflegten. Hieraus erklärt sich bei den beiden genannten Missionen der scheinbare Stillstand oder gar Rückgang in der Zahl der „Heidenchristen“.

**Zu Kol. III.** Als „Missionare“ sind nur Männer gezählt. Die in den Missionsdienst ausgesandten Frauen sind meist unter die „Lehrkräfte“ mit eingerechnet.

**Zu Kol. IV und V.** Es ist nicht ausgeschlossen, daß ein Teil der „Lehrkräfte“ hier und da unter den „eingeborenen Gehilfen“ mitgezählt ist. Eine Scheidung scheint nach den Berichten nicht allenthalben streng durchgeführt zu sein.

**Zu Kol. VI.** Unter „Schulen“ sind nur die Tagesschulen, nicht auch die Sonntagschulen gemeint. Es sind aber die höheren Schulanstalten mit einbegriffen.

**Zu Kol. VII.** Es sind Schüler und Schülerinnen, gleichviel ob christliche oder heidnische, gezählt.

**Zu Kol. VIII und IX.** Bei Einnahme und Ausgabe von Nr. 16 (Neuenbettelsau) sind ansehnliche Beträge, die nicht eigentlich auf Heidenmission entfallen, mit einbegriffen. Ähnlich beim Jerusalemverein und beim Allg. prot. Missionsverein, die auch für die Pastorierung deutscher evangel. Gemeinden in Palästina, bezw. in Shanghai und Tokio sorgen.

**Zu Kol. VIIa.** Bei den „Einnahmen in der Heimat“ sind nicht nur die Kassenbestände aus dem vorigen Jahr ausgeschieden, sondern, soweit angänglich, auch die Beträge von vorübergehenden Darlehen oder zeitweiligem Verkauf von Reservewerten, die augenblicklich sich nötig machten.

**Zu Kol. VIIb.** Die auf den betr. Missionsgebieten aufgebrauchten Summen sind dort wieder mit verausgabt. Kol. VIIb. und IX zusammen genommen repräsentieren daher den eigentlichen Aufwand für den gesamten Missionsbetrieb.

Im allgemeinen zeigt sich eine bemerkenswerte Stetigkeit im Wachstum der deutschen Missionen. Doch bezeichnet gerade das Jahr 1896 einen besonderen Fortschritt. — Namentlich auf dem Gebiet der Schule (vergl. Kol. V, VI und VII) entfaltet die deutsche Mission fortgesetzt eine intensive Thätigkeit. — Das geringere Wachstum in der Zahl der ordinierten eingeborenen Gehilfen (Kol. IVa.) spiegelt die Vorsicht wieder, die die deutsche Mission in der Erteilung der Ordination obwalten läßt.

Die auf der vorletzten kontinentalen Missionskonferenz in Bremen von D. Grundemann gegebene Anregung zu möglichster Einheitlichkeit in der deutschen Missionsstatistik hat vielfach dankenswerte Beachtung gefunden. Der Jahresbericht der Neukirchener Mission enthält sogar besondere Zusammenstellungen „für Statistiker.“ Jedenfalls ist durch dieses bisherige Entgegenkommen der meisten deutschen Missionsgesellschaften die Aufstellung einer einheitlichen Statistik jetzt wesentlich mehr erleichtert, als dies noch vor 10—15 Jahren der Fall war. Möchte eine vereinzelt noch sich zeigende Abneigung bald überwunden werden.

— Zuzugeben ist, daß jährlich aufgestellte spezielle Statistiken einen ungenügend orientierten Leser leicht einmal zu falschen Schlüssen veranlassen. Aber dadurch wird nichts an der Thatsache geändert, daß dergleichen Aufstellungen in engem Rahmen rasch ein übersichtliches Bild gewähren. Die Unrisse derselben immer noch schärfer gezogen zu sehen, d. h. möglichst übereinstimmende Grundsätze in der Zählung und Benennung der einzelnen Faktoren vereinbart zu finden, wird daher noch weiterhin ein bescheidener Wunsch bleiben. Von Wichtigkeit dürfte für späterhin namentlich auch die übereinstimmende Zählung der „Nebenplätze“ (Außenplätze, Predigtstationen) sein, woraus ersichtlich sein würde, an wie vielen Orten im Missionsgebiet die Verkündigung des Evangeliums regelmäßig erfolgt. Auch die Zahl der im Dienst der Mission ausgesandten weiblichen Personen (Lehrerinnen, Diakonissen) festzustellen, könnte von Interesse sein. Die Missionarsfrauen, deren Mithilfe zwar vielfach selbstverständlich ist, werden dabei wie bisher außer Betracht bleiben. — Einer schärferen Präzision bedarf namentlich auch der Begriff „eingeborene Gehilfen“ (Nationalgehilfen), nämlich daß ersichtlich werde, in wie weit dabei auch „Älteste, Gemeindevorsteher“ u. a. eingerechnet, bezw. ob die im Dienst der Missionschule stehenden Eingeborenen allenthalben gesondert gezählt sind. Bei der Bedeutung und dem Wachstum des Missions schulwesens verdient dieses auch in der Statistik bereits besondere Beachtung. — An die in den Jahresberichten unter „Einnahme“ und „Ausgabe“ verzeichneten Summen dürfte noch strenger der Maßstab der eigentlichen missionarischen Leistung anzulegen sein. — Was endlich den Nachwuchs an missionarischen Kräften betrifft, so wäre es ratsam, wenn bei der Zahl der „Missionszöglinge“ diejenigen möglichst außer Betracht bleiben könnten, die nachweislich für den Dienst des geistlichen Amtes in Amerika oder für sonstige nichtmissionarische Thätigkeit sich vorbereiten lassen.

Allen Missionsgesellschaften sei für Darreichung der Berichte herzlich gedankt.  
Großstorkwitz bei Pegau. P. Döhler.

## Mein Missions sammelbuch.<sup>1)</sup>

Von P. Kähler in Stellanau.

### I. Was die Mission einstmals unserem eigenen Volke gebracht hat.

- A. Religiös=sittliche und sozial=ökonomische Lage unserer heidnischen Vorfahren.
- B. Ausbreitung und segensreiche Wirkung des Christentums in unserem Volk.

<sup>1)</sup> Wiederholt (zuletzt in meiner Ev. Missionslehre II 120) habe ich auf die Unentbehrlichkeit der Anlegung eines „Sammelbuches“ für das missionarische Selbststudium hingewiesen, in welchem man unter bestimmte Gesichtspunkte geordnet und mit Angabe des Fundorts, sich aus der missionsberichtlichen und Buchliteratur, wie aus Zeitungen, Zeitschriften, Reisebeschreibungen zc. als Lesefrüchte eine Fülle von charakteristischen Einzelzügen notiert. Ein solches selbstangelegtes Sammelbuch ist eine Schatzkammer, aus der man für mündliche Missionsberichterstattung oder

Vergleiche L. Nottrott: „Aus der Wendenmission,“ worin derselbe die Hoffnung ausspricht, daß durch Kenntniß der Missionsgeschichte der eigenen Heimat auch das Interesse für die Mission unter den fernen Heidenvölkern angeregt und auch den Missionaren Stärkung und manche gute Anweisung gegeben werde.

## II. Die Not unter Heiden und Mohammedanern.

### A. wirtschaftliche,

Not durch Naturereignisse (Dürre, Überschwemmung, Stürme, Erdbeben und ihre Folgen mit Hungersnot), durch Tiere (Raubtiere, Schlangen, Heuschrecken, Ameisen 2c.), durch Krankheiten an Tieren (Viehseuchen) und Menschen (Cholera, Pest, Ausfall, Blattern, Blindheit, Geschlechtskrankheiten 2c.).

### B. gesellschaftliche,

Staatswesen (Despotismus, Korruption, Zersplitterung wie bei den Negervölkern, Polynesiern, Melanesiern), Gesellschaftsordnung (Kastenwesen, Klassengegensätze durch Geburt, Vermögen, Bildung, Beschäftigung), Justizwesen (Gesetze und Sitten, Gesetzesanwendung, Strafen). Stellung der Frauen und Sklaven (Sklavenfrage). Anschauung von Arbeit und Eigentum (Trägheit, Bettel, Kommunismus).

### C. geistige,

Mangel an Schulen (insbesondere für Niedere und Frauen), mangelhafte Beschaffenheit des Unterrichts (z. B. einseitige Gedächtnisübung wie bei Chinesen und Mohammedanern), Resultate solcher Mängel. Schriftlose Sprachen, Litteraturlosigkeit.

### D. sittliche.

4. Gebot: Behandlung von Eltern und Kindern.
5. Gebot: Mißachtung des leiblichen Lebens (Blutrache, Kriege, Menschenfresserei 2c.), von Armen und Kranken. Selbstmord. Trunksucht.
6. Gebot: Unzucht. Anschauung über die Ehe.
7. Gebot: Puz- und Genußsucht, Leichtsinns und Verschwendung, Habsucht und Diebstahl.

Schriftstellerische Missionsarbeiten sich auf die bequemste Weise konkrete Stoffe holt. Wer seine Missionsstudien konsequent mit der Feder in der Hand und dem Sammelbuch neben sich treibt, der wird bald ein reicher Mann und kommt aus der Verlegenheit heraus, nichts zu haben, wenn er über Mission etwas geben soll.

Aber exempla trahunt. Vielleicht ist der Entwurf eines solchen Sammelbuches, den ein mir unbekannter Pastor aufgestellt und zur Mitteilung an die Amtsbrüder übergeben hat, eine wirksamere Anregung als meine bloße Empfehlung. Ich hätte vielleicht etwas anderes disponiert und exemplifiziert, aber ich veröffentliche die Arbeit des Verf. ganz nach seiner eigenen Gruppierung. Es ist ja auch nicht nötig, daß man solche Entwürfe kopiert; das Schema kann sehr vielgestaltig sein — wenn die Schubkästen nur recht voll werden, das ist die Hauptsache. Es wäre uns beiden: dem Verf. und mir eine große Freude, wenn es von recht vielen Lesern bald hieße: so ein Sammelbuch, das haben wir uns auch angelegt. Und dann ist unser Zweck erreicht.

Warneck.

8. Gebot: Unwahrhaftigkeit und Unzuverlässigkeit, Argwohn und Mißtrauen, Ehrbegriffe (Überspannung desselben, Ehrgeiz, Mangel an Ehrgefühl).

Überhaupt allgemeine Anschauung von Sittlichkeit und Sünde in Tradition und Litteratur.

## E. religiöse,

1. Götzenglaube. Polytheismus. Fatalismus. Pantheismus. Atheismus. Ahnenverehrung. Fetischismus (heilige Orte, Personen, Tiere — Speisegebote und Verbote —, Pflanzen, Dinge z. B. Reliquien, Gözenbilder, Amulette). Religionsmengerei. Dämon- und Gespensterfurcht. Todesfurcht. Anschauung von Himmel und Hölle (Seelenwanderung). Heidnische religiöse Litteratur.
2. Gözendienst. Gözenstätten. Gözenfest. Gözenopfer. Gebetsleben (Platzerei vgl. Gebetsmühlen in Tibet; Verbrennen von Gebeten, China; Rosenkränze). Wallfahrten. Sonstige Cerimonieen (Beschnaidung, Hochzeitsgebräuche, Gottesurteile, Zauberwesen, Bestattungsfeierlichkeiten). Opferwilligkeit.
3. Gözendienner. Gelehrte. Priester. Mönche. Büsser. Zauberer. Tempeldiener und Dienerinnen. Ihre Stellung, Einkommen, Ansprüche, Auftreten und Arbeit.
4. Sehnsucht nach höherem (Wahrheitsmomente und Wahrheitsfuchen).

## III. Mission unter Heiden und Mohammedanern.

### A. Geschichte der Mission.

1. Allgemeine Missionsgeschichte (Ereignisse, Biographisches).
2. Engere Missionsgeschichte (Geschichte der eigenen Mission, im Ganzen und nach den einzelnen Stationen betrachtet).

### B. Gegenwärtige Missionsarbeit.

1. Ziel und Grenzen der Arbeit. Ziel, die Heiden und Mohammedaner zu Christo zu führen, daher Grenzen
  - a) gegen einseitige kulturelle civilisatorische Bestrebungen (Kultur und Civilisation ohne, über und gegen das Christentum z. B. Holländer in Niederländisch-Indien 2c.);
  - b) gegen einseitige nationale und koloniale Bestrebungen (Schutz des volkstümlichen z. B. in den Schulen gegen Vergewaltigung der Volkssprache, Häufung überflüssigen Stoffes, Schutz des Volks und seiner Rechte gegen jede Übervorteilung).
2. Träger der Arbeit. Missionare, Missionarsfrauen, Missionarinnen, Ärzte, Diakonissen, Eingeborene Katecheten, Lehrer, Kolporteure 2c.; ihre Ausbildung (in Missionshäusern, Krankenhäusern, Katechetenseminaren 2c.) und Versorgung (Gehälter, Invaliden-, Witwen-, Waisen- und Kinderfürsorge).
3. Art der Arbeit.
  - a) Schulthätigkeit.
  - b) Predigtthätigkeit (in der Kirche, auf Märkten, Reisen 2c.).
  - c) Seelsorge und Kirchengnucht.
  - d) Sonstige amtliche Thätigkeit (Tausen, Trauungen, Beerdigungen, Abendmahlsfeiern 2c.).
  - e) Litterarische Thätigkeit (Übersetzung, Druck und Verbreitung von Schriften für Kirche, Schule und Haus).



- f) Kunstthätigkeit (Pflege von Gesang und Instrumentalmusik, wie Posaunenchor. Kirchenschmuck etc.).
  - g) Armen- und Krankenpflege.
    - aa) Ärztliche Hilfe.
    - bb) Krankenhäuser, Asyle (Auszügige etc.).
    - cc) Waisenhäuser.
    - dd) Wohlfahrtsbestrebungen (industrielle, landwirtschaftliche, Handelsunternehmungen zum Besten des Volks und der Mission z. B. Basel, Brüdergemeinde etc.).
  - h) Frauenmission von und durch Frauen (Harems, Senanas).
  - i) Organisierung und Selbständigmachung der Heidengemeinden und Kirchen.
4. Hindernisse der Arbeit.
- a) sachliche; Klima und Landesbeschaffenheit, Schwierigkeit und Vielheit der Sprachen, Reisen nach und auf dem Missionsgebiet (Größe und Art der Ausgaben, Missionsdefizits).
  - b) persönliche,
    - aa) von Heiden und Mohammedanern. Passiver (Gleichgültigkeit, Gewohnheit, Vorurteile, Selbstgerechtigkeit) und aktiver Widerstand (öffentlicher und versteckter; Fanatismus, Gegenmissionen).
    - bb) von Christen insofern
      - α) religiös sittlichen Gegensatzes; Unglaube, Trunksucht, Unzucht, Gewinnsucht (Verkauf von Brauntwein, Opium, Waffen etc.), Gewaltthätigkeit.
      - β) konfessionellen Gegensatzes; Angriffe und Übergriffe von der römischen Kirche (Wesen und Wert ihrer Missionsthätigkeit) und von Sekten (Art und Wirkung ihrer Arbeit).
      - γ) nationalen Gegensatzes; z. B. Franzosen in Tahiti, Madagaskar etc.
5. Förderungsmittel der Arbeit.
- a) sachliche; Entdeckungen und Erfindungen und ihre Anwendung. Kulturelle Bestrebungen rechter Art zur Hebung der wirtschaftlichen und sanitären Lage der heidnischen Länder (z. B. Engländer in Indien).
  - b) persönliche; bewusste oder unbewusste Hilfsleistung staatlicher Macht, Gesetzgebung und Verwaltung für Zulassung, Beschützung und Förderung der christlichen Missionen. Zivilisatorische Bestrebungen rechter Art zur Hebung der geistigen und sittlichen Lage der heidnischen Völker (z. B. Dänen in Grönland etc.).
6. Erfolg der Arbeit.
- a) unmittelbarer. Bekehrung von Nichtchristen und Sammlung zu christlichen Gemeinden und Kirchen. Überwindung ihrer religiösen, sittlichen und sozialen Nöte. Bedeckung von Bekenntnistreue, Missionseifer, Opferwilligkeit und Sterbensfreudigkeit.
  - b) mittelbarer.
    - aa) für die Mission selbst. Schaffung einer gesunden Grundlage für die Missionsthätigkeit in Erwerbung von Grundstücken, Erbauung von Stationen etc., Erkundung des Volkscharakters und der Volksitten, Be-

meisterung der Sprachen in Schrift und Wort und Herstellung einer Litteratur.

bb) für die Heidenwelt. Erschütterung des Bösenwesens, Hebung des allgemeinen sittlichen Zustandes, Beförderung der Volksbildung und Wohlfahrt.

cc) für das heimatliche christliche Leben. Belebung des Glaubens- und Liebeslebens in den christlichen Gemeinden. Äußere und innere Mission in ihrem Zusammenhang und Wechselwirkung (z. B. A. S. Francke, Christentumsgesellschaft, Oberlin, G. Müller, Ziehlner 2c.)

c) zahlenmäßiger. Frühere und gegenwärtige Zahlen von Nichtchristen und Christen (Katechumenen, Getaufte, Abendmahlsgäste), von Missionsarbeitern und Missionsstationen (Kirchen, Schulen 2c.).

7. Anerkennung und Verkennung in Büchern, Zeitungen, Worten; von Behörden und Privaten (Kaufleuten, Reisenden, Gelehrten); von Heiden selbst.

#### IV. Missionsarbeit daheim.

##### A. Einschärfung der Missionspflicht.

###### 1. Sammlung von Stoff zu diesem Zweck.

a) Sammlung des auf die Sonn- und Festtagsevangelien und Episteln bezüglichen Missionsmaterials (Missionsgedanken des Textes und in Beziehung zum Text stehende Missionserlebnisse.)

b) Sammlung sonstigen Missionsmaterials aus Bibel, Geschichte und Gegenwart. (Missionsweisagungen, Missionsgedanken und Thätigkeit Christi und seiner Apostel; Texte, Themata, Dispositionen; Gleichnisse, Bilder, Geschichten, Gedanken, Aussprüche, Lieder 2c.)

c) Anlegung eines Missionskalenders mit missionsgeschichtlichen Notizen für jeden Tag. (Zur Einleitung und Belebung von Missionsreden.) (Fortführung und Ergänzung des Hesseschen Missionskalendariums besonders durch Daten aus der engeren Missionsgeschichte.)

###### 2. Suchen von Gelegenheiten zu diesem Zweck.

Missionskonferenzen und Missionskurse; Missionspredigten, Berichte, Stunden, Vorträge, Feste, Predigtreisen; Kinderlehre und Kindergottesdienst, Kindermissionsfest, Konfirmandenunterricht, Fortbildungsschule, Christenlehre; Schulunterricht (besonders in Religion, Geschichte, Geographie); Missionschriften, Einwirkung auf die Presse und Litteratur (Schullesebücher).

##### B. Ausübung der Missionspflicht.

###### 1. Missionsgebet, im Kämmerlein, Haus, Schule, Kirche.

###### 2. Missionsgaben.

a) Sachen; Geld — Kollektenwesen, Einnahmen — Kleidung, Lebensmittel, Geräte für Kirche und Schule, Haus und Beruf (z. B. Schenkung von Missionschiffen).

b) Personen; Selbsthingabe als Missionar 2c. (Schwere und Segen solchen Entschlusses und seiner Aus- und Durchführung). Opfer von Zeit und Kraft für die heimische Missionsarbeit.

##### C. Organisation der Missionspflicht.

Missionsgesellschaften, Missionsvereine, Frauenvereine, Nähvereine, Kindermissionsvereine. Ihre Einrichtung und Thätigkeit.

## Die Mission der Brüdergemeine und die Morton'sche Erbschaft.

Von Missionsdirektor Buchner in Berthelsdorf.

Das Dezemberheft des Missionsblattes der Brüdergemeine brachte einen Nachruf für den Wohltäter unserer Mission, Mr. J. T. Morton. Durch verschiedene politische und kirchliche Blätter ist nun in letzter Zeit die Nachricht gegangen, daß Herr Morton, der im November vorigen Jahres gestorben ist, in seinem Testament der Brüdergemeine ein bedeutendes Vermächtnis hinterlassen habe. Diese Notiz ist in ihrer Kürze geeignet, allerlei Mißverständnisse hervorzurufen und den Schein zu erwecken, als ob die Mission der Brüdergemeine nach Empfang einer so bedeutenden Erbschaft der Unterstützung ihrer Freunde nicht mehr in dem Maß wie bisher bedürfe. — Diese Erbschaft ist aber so eigentümlicher Art, und es walten bei derselben so eigene Umstände ob, daß wir es für angezeigt halten, in dieser Zeitschrift weiteren Missionskreisen einige Mitteilungen über dieselbe zugehen zu lassen.

Der verstorbene Herr Morton hat allerdings in seinem Testament zum Besten der Brüdermission einen Teil seiner Hinterlassenschaft bestimmt, dessen Höhe im Augenblick nicht genau anzugeben ist. Unserer Schätzung nach dürfte sie 4—5 Millionen Mark betragen. Diese Summe gelangt aber keineswegs ohne weiteres in die Hände der Missionsbehörde. Mr. Morton hat vielmehr 3 Vertrauensmänner (trustees) als Verwalter seines gesamten Nachlasses eingesetzt, welche denselben nach den von ihm gegebenen sehr genauen Anweisungen zum Besten verschiedener geistlicher Gesellschaften zu verwalten haben. Diese Bestimmungen gipfeln in Bezug auf unsre Mission darin, daß die trustees in einem Jahre nicht mehr als höchstens  $\frac{1}{10}$  der vermachten Summe zur Verwendung gelangen lassen dürfen. Ihnen steht auch die völlig unbeschränkte Bestimmung zu, für welches besondere Missionsgebiet die jedesmal gezahlte Summe zu verwenden ist. Unsererseits können ihnen nur Vorschläge unterbreitet werden. Dabei scheint — die Meinung der Rechtsgelehrten geht über diesen Punkt auseinander — eine Kapitalisierung der gezahlten Gelder seitens unserer Missionsdirektion ausgeschlossen. Die Hauptbedingung aber ist die, daß kein Pfennig des gezahlten Geldes für unsere alten Arbeitsgebiete verausgabt werden darf, d. h. zur Pflege und Erhaltung schon bestehender Stationen, sondern daß dasselbe vielmehr nur zur Anlage neuer

Stationen und zum Unterhalt der dafür nötigen Arbeiter verwendet werden muß. Wie oben gesagt, darf das zur Disposition stehende Geld frühestens in 10 Jahren aufgebraucht werden. Offenbar darf aber die Auszahlung auf eine längere Reihe von Jahren ausgedehnt werden. Soweit die hauptsächlichsten Bestimmungen des Testamentes.

Zunächst steht nun noch keineswegs fest, ob das Testament unangefochten bleiben wird, oder ob nicht die Anverwandten des Verstorbenen gerichtliche Entscheidung herbeiführen werden. Geschieht dies — und dies scheint fast unvermeidlich zu sein — so ist jedenfalls ein langwieriger Prozeß zu erwarten, während dessen kein Geld zur Auszahlung gelangen kann. Der schließliche Ausgang eines solchen Prozesses ist zweifelhaft, denn gerade bei Erbschaftsprozessen, zumal in England, ist ein bestimmter Ausfall sehr schwer vorherzusagen. Noch können wir also nicht mit Sicherheit auf die Auszahlung des Geldes rechnen. Aber auch angenommen, daß das Testament nicht angefochten würde oder der Prozeß zu unsern Gunsten ausfiele, so bliebe doch immerhin die Lage unserer Mission dieser Erbschaft gegenüber eine eigenthümliche und nicht ganz leichte.

Klar ist es ja, daß unsere jetzt bestehende Mission, deren Anforderungen stetig steigen, einen Vorteil von dieser Erbschaft nicht haben würde. Wir würden vielmehr genötigt sein, unser Missionswerk in den nächsten Jahren nach allen Seiten hin auszudehnen und neue Stationen zu gründen. Dies würde uns zwingen, nicht nur die Zahl unserer Arbeiter, sondern auch unsere ganze Verwaltung um ein Beträchtliches zu vermehren, also ganz bedeutende Anforderungen an unsere Kräfte stellen. Sollte aber dabei wirklich jegliche Kapitalisierung und finanzielle Fundierung der neu gegründeten Stationen für die Zukunft ausgeschlossen sein, so würde dann, nach Verbrauch der ausgesetzten Summe, mit einem Male an uns die Forderung herantreten, die durch die Ausdehnung um ein sehr Beträchtliches erhöhte Unterhaltung auf uns zu übernehmen, eine Anforderung der wir menschlich gesprochen kaum würden gerecht werden können.

Noch herrscht über die ganze Angelegenheit nicht die volle Klarheit, die es uns ermöglicht, zu einem festen und klaren Beschluß zu kommen. So viel ist uns aber heut schon klar, daß diese unerwartete Gabe eine Aufgabe in sich schließt, an die man nur herantreten kann, wenn man innerlich überzeugt ist, daß der Herr sie uns in die Hände legt. Es ist und bleibt ein wunderbarer Gott und verlangt von uns nur das Eine,



daß wir Ihm glauben, Ihm nachgehen, wohin Er uns führt. Man wird es jedoch verstehen, wenn ich es ausspreche, daß nicht nur Freude, sondern auch bange Sorge durch diese merkwürdige Erbschaft bei uns wachgerufen wird. Der Herr lenke in Gnaden alles ferner nach Seinem Willen und gebe uns Mut und Kraft, im Glauben zu wagen, was Er uns wagen heißt. Sicherlich aber dürfen wir mit Recht sagen, daß unsere Brüdermission ihrer Freunde mit ihrer Fürbitte und mit ihren Gaben jetzt weniger als je entbehren kann.

## Missionsrundschau.

### West-Afrika.

Von F. M. Zahn.

Die Auftheilung von Afrika, insbesondere Westafrika, von der in der letzten Rundschau (N. M.-B. 1895, S. 37 ff. und S. 80 ff.) die Rede war, ist immer noch nicht zu Ende. Geleitet von dem Gedanken, daß die christlichen Länder um so glücklicher seien, je mehr afrikanisches Land sie besitzen, und die Kolonien um so wertvoller, je tiefer ins Innere hinein man sich durch Verträge mit eingeborenen Fürsten Land gesichert habe, von diesem epidemisch auftretenden Gedanken beherrscht haben die Vertreter der weißen Völker ein Wettrennen angestellt, wer am ersten weit ins Innere gelangt und von da ein Papier mitbringt, auf dem ein afrikanischer Fürst sich und sein Volk und Land an den Weißen verkauft hat. Man sieht nicht ein, warum nicht die Sache einfacher, billiger und mit weniger Aufregung an der Küste oder in den Kabinetten in Europa abgemacht wird, wo man sich mit der Karte in der Hand einigen könnte, wie Afrika unter die Weißen verteilt werden soll. Jetzt giebt es nachträglich doch immer wieder gereizte Verhandlungen. In der letzten Zeit ist so das Togogebiet gegen Frankreich abgegrenzt, wie das Gleiche schon früher in Bezug auf Kamerun geschehen war. Auch jetzt wieder sind einige deutsche Stimmen nicht zufrieden mit dem Theil, der Deutschland zugefallen ist. Gegenwärtig führt Frankreich ziemlich aufgeregte Verhandlungen mit England über die Grenzen im Nigergebiet. Die Times veröffentlichten am 12. November eine ganze Reihe von innerafrikanischen Verträgen, die Englands Rechte begründen sollen. Das Gerücht wollte wissen, daß unterdessen in Afrika zwischen Engländern und Franzosen bereits Blut geflossen sei. Es wird hoffentlich ohne das möglich sein, sich über die Grenzen zu verständigen. Ist das geschehen, so wird die Verständigung zwischen Deutschland und England wegen der Westgrenze von Togo an der Reihe sein. Für die Arbeit der Norddeutschen Missionsgesellschaft würde es eine Erleichterung sein, wenn bei dieser Gelegenheit die ungeschickte Teilung des Togelandes beseitigt werden könnte. Wenn man den Engländern Südwestafrika anböte, so würden sie wohl das viel wertvollere Stück Togeland, das sie noch besitzen, Deutschland überlassen. Im übrigen hat der evangelische Missionsfreund an diesen Teilungen kein Interesse, als daß Frankreich nicht zu viel bekommt, da dieses sich überall und ohne Aufhören als einen Feind der evangelischen Mission beweist. Es wäre wünschenswert wenn bei diesen Verhandlungen, wie im Kongovertrag für das Kongobecken, die volle Missionsfreiheit

für alle Nationen ausbedungen, und auch ausdrücklich festgesetzt würde, daß dieselbe nicht unter dem Vorwand beseitigt werden dürfe, daß man die Schularbeit in der Sprache der Kolonialmacht fordert und in der Landessprache verbietet.

So viele unerfreuliche Erscheinungen mit dieser Völkerbewegung verbunden sind, darüber kann kein Zweifel sein, daß sie unter der regierenden Hand Gottes mit zu den Faktoren gehört, welche unsre Zeit zu einer Missionszeit gemacht haben und machen; es muß „vielmehr zur Förderung des Evangelii“ ausschlagen. Augenscheinlich ist das, wo die christlichen Völker die Schranken und Ärgernisse, welche durch heidnische Mächte auf- und angerichtet werden, wegräumen. In unserer letzten Rundschau konnten wir schon die Zertrümmerung der Tyrannenherrschaft von Dahome durch die Franzosen erwähnen. Seitdem sind mehrere solche befreiende Thaten hinzugekommen. Die Niger-Kompagnie hat die Herrschaft von Morin sich unterworfen. Sehr weise und human war es, daß in diesem Kriege den Offizieren und Soldaten von dem Oberkommando das rücksichtsvollste Verhalten gegen die Eingeborenen eingeprägt und für die, welche sich durch gute Behandlung derselben auszeichneten, besondere Belohnungen in Aussicht gestellt wurden. Ein andres Nest heidnischer Barbarei hat die Kolonialregierung von Lagos ausgenommen, indem sie Benin zerstört und dann auch den König gefangen hat. Noch schlimmere Greuel als von Dahome und Asante werden von diesem Königreich am rechten Ufer des unteren Niger erzählt. In kleinerem Maßstabe ist auch das eine solche Befreiungsthat, daß die Deutschen den Priester des Odente, der die Bevölkerung von Kratji unterdrückte, haben erschießen lassen. Selbstverständlich hat Dr. Bruner diesen Strafsakt nicht wegen der religiösen Stellung des Priesters vollzogen, sondern weil der Mann ein mehrfacher Mörder war und seine Priesterstellung zu Verbrechen mißbrauchte. In Fällen, wie dieser, wo der Nutzen der Befreiung direkt der Mission zu Gute kommt, ist freilich die größte Vorsicht nötig, daß nicht die äußerst zarte Grenzlinie zwischen weltlichem und geistlichem Thun, die so oft im Laufe der Missionsgeschichte überschritten ist, verletzt werde. Eine ähnliche Strafthat hat ein englischer Offizier im Fantegebiet vollzogen, indem er zwei Saine der Gottheit Katawere, um deren willen ein blutiger Aufstand ausgebrochen war, zerstörte. Wenn wir uns recht erinnern, hat dann aber ein Offizier einen anderen Priester mit seiner Gottheit beschützt, als er eingeführt wurde, um zu zeigen, daß die Obrigkeit nicht gegen den heidnischen Gottesdienst, sondern nur gegen die damit verbundenen Verbrechen aufgetreten sei. Wichtiger als diese kleinen Hilfen gegen Verbrechen und Gewaltthat ist die endgültige Auflösung des Asanereiches, welche die Engländer im Harmattan 1895 bis 1896 ausgeführt, womit sie das im Asantekrieg 1873—1874 begonnene Werk vollendet haben. Als der Goldküsten-Gouverneur von Kumase weiter ins Innere rückend in einer Stadt die Militärmusik spielen ließ, tanzten und sangen die Weiber dazu. Als er sich nach der Bedeutung ihres Refrains erkundigte, erfuhr er, daß sie gesungen: Kein Messer mehr! Kein Messer mehr! Das ist auch eine Freudenbotschaft, wenn auch noch nicht die höchste. Über Kumase hinaus sind die Engländer auch schon mit dem viel genannten Samory, zunächst nicht ganz glücklich zusammen gestoßen. Vielleicht ist es ihnen gegeben, auch diesem großen mohammedanischen Sklavenhändler das Handwerk zu legen. Das sind Vichtsseiten der sonst nicht gerade sehr lichten Kolonialbewegung, die auch mit ihren Mitteln den Adventsbefehl ausführen muß: Machet Bahn! Machet Bahn!

Viele Thüren sind aufgethan in Westafrika, und nicht an Arbeitsfeldern, sondern an Arbeitern fehlt's. Wenn wir uns nach denselben umsehen wollen, so sei es erlaubt, mit dem Gebiet anzufangen, mit dem Referent selbst verbunden ist. Vor Jahresfrist ist schon in dieser Zeitschrift die Arbeit der Norddeutschen Missionsgesellschaft besprochen worden (1896, S. 489 ff.), aber sie hat im vorigen Jahre das fünfzigjährige Jubiläum ihrer Arbeit unter dem Völkervolk auf der Sklavenküste gefeiert, und es ist darum wohl nicht unbillig, wenn jetzt schon wieder von ihrem Werke die Rede ist. Am 17. März 1847 haben ihre vier ersten Missionare in Hamburg ihre Reise angetreten, und am 14. November ist Missionar Wolf, der kurz darauf von den vier Männern der einzig überlebende war, in Peki im Völkervolk eingezogen. Das war die erste Station; im Laufe der fünfzig Jahre sind noch sechs andere Hauptstationen angelegt worden. Auf der Sklavenküste hat man bisher eine Europäerstation nicht unter 60—70 000 Mk. erbauen oder wenigstens ausbauen können. Von diesen sieben Stationen sind vier im Kriege aufgegeben und zerstört worden, und davon drei definitiv aus der Reihe der Hauptstationen gestrichen. Als Deutschland einen Teil des Völkervolkes unter dem ungeschickten Namen Togo zu einem deutschen Schutzgebiet machte, hatte die Norddeutsche Missionsgesellschaft nur noch zwei Europäerstationen, das an der Küste gelegene Keta (Quitta) und das seit dem Kriegerkrieg von 1873—1874, in welchem es zerstört wurde, wieder aufgebaute Ho. Seitdem ist 50—60 Stunden im Innern die Bergstation Amedschorhe erbaut; sie war als Erholungsstation gemeint und hat den Missionaren, welche sie schnell erreichen konnten, zur Erhaltung ihrer Gesundheit sehr wesentlich geholfen. Zugleich dient sie als Arbeitsstation, und sind jetzt auch die Mittelschule für das Innere und das Seminar dorthin verlegt. Amedschorhe liegt wie Ho im deutschen Völkervolk. Das gilt auch von Lome, der Ende 1896 besetzten vierten Europäerstation. Es ist eine aufblühende Küstenstadt, die gesundheitlich einen besseren Ruf hat als die meisten Küstenstädte, weshalb auch die Regierung des Schutzgebietes von Sebbe bei Klein-Popo ihren Sitz nach Lome verlegt hat. Die Norddeutsche Missionsgesellschaft hatte schon längst dort Christen, die zu ihrem Keta-Distrikt gehörten und von dort aus bedient wurden. Dann besetzte sie den Ort mit einem eingeborenen Gehilfen, A. Aku, der seine Ausbildung in Deutschland empfangen hat. Aku freute sich, als er im April 1895 seine Schule begann, gleich im Anfang 17 Schüler zu bekommen, obgleich manche von ihnen aus der Wesleyanischen und der römisch-katholischen Schule kamen (Monatsbl. 1895, S. 74). Von Wesleyanern waren es übrigens nur zwei. Der Verfasser der African Notes im Intelligencer (1896, S. 210) in einem Artikel, der auch sonst viele Fehler enthielt, urteilte über dieses Vorgehen: „We cannot grasp either the logic or the satisfaction displayed by the Bremen workers, in the thankful recruiting of their own school by the pupils of the Wesleyan agents.“ Die Erinnerung, daß die Norddeutsche Missionsgesellschaft die erste im Völkervolk gewesen ist, daß sie seit bald einem halben Jahrhundert dort arbeitet, über sechzig ihrer Männer und Frauen für dies Volk ihr Leben geopfert haben, daß sie allein dem Volke die Bibel in seiner Sprache gegeben hat, daß sie auch in Lome vor den Wesleyanern und Katholiken arbeitete, vermochte es nicht den Verfasser dieser Notes, Herrn G. G., zu der unumwundenen Anerkennung, die Norddeutsche Missionsgesellschaft mit Unrecht beschuldigt zu haben, zu bringen. Die Erklärung Int. S. 476 genügt nicht. Die



Wesleyaner selbst haben übrigens hier ganz korrekt gehandelt; ein Versehen von seiten der Norddeutschen Missionsgesellschaft machte sie glauben, daß dieselbe Lome nicht besetzen wolle. Als dies doch geschah, haben sie sich zurückgezogen. Es bleiben nur die römisch-katholischen Missionare von Steyl, die auch hier wie an so vielen Orten Eindringlinge sind, und auf welche evangelische Missionare keinen Grund haben, ferner Rücksicht zu nehmen.

Die Zunahme der Europäerstationen ist mehr ein Zeichen, daß das Missionswerk daheim zunimmt, als auf dem Missionsacker. Steht das Land offen, so kann man so viel Europäerstationen gründen, als man Geld und Missionare hat, womit nicht gesagt sein soll, daß dies auch weise sein würde. Nicht so ist es mit den Eingeborenen-Stationen. Sie sind ein Gradmesser für den Fortschritt im Heidenland. Auch wenn eine solche Außenstation angelegt wird auf einem Lande, das bisher noch unbebaut war, ist sie doch ein Zeugniß, daß die Mission so weit gediehen ist, eingeborene Mitarbeiter zu haben, denen man einen solchen Posten anvertrauen kann. Ist derselbe aber für eine einheimische Gemeinde angelegt, so bezeugt er, daß außer den Centren auch an andren Orten im Lande sich christliche Gemeinden sammeln. Die Norddeutsche Missionsgesellschaft hat erst 1880, nach 33 jähriger Arbeit, eine Eingeborenenstation anlegen können und zwar, weil sich an dem Orte (Kpengoe) eine christliche Gemeinde gebildet hatte, für die man auch den passenden Mann hatte. Sechs Jahre später waren es vier geworden, zu denen in dem letzten Jahrzehnt 21 hinzugekommen sind. Die Lage der Arbeit ist jetzt so, daß zahlreiche Außenstationen, meistens mit Beihilfe der Eingeborenen angelegt werden könnten, wenn die Mittel und die Männer da wären.

Eine große Schwierigkeit für die westafrikanische Missionsarbeit ist die Personenfrage, da das Klima den weißen Arbeiter bald arbeitsunfähig macht. Die Norddeutsche Missionsgesellschaft hat in dem halben Jahrhundert 64 Männer und Frauen durch den Tod verloren, zu denen in diesem Jahr noch ein Verlust hinzugekommen ist. Diese Verluste scheinen zuweilen wie epidemisch aufzutreten. So folgten sich Anfang der achtziger Jahre die Todesfälle so schnell aufeinander, daß einen Augenblick nur 8 Missionare auf den Stationen waren. Man darf es leider nicht als eine dauernde Verbesserung der gesundheitlichen Lage ansehen, aber doch als eine Gunst Gottes dankbar annehmen, daß seitdem die Todesfälle seltener geworden sind. Auf die ersten vier Jahrzehnte kommen 54, auf das letzte 10 dieser schwerzlichen Verluste. Die Zahl der auf den Stationen arbeitenden Missionare beträgt jetzt 15. Schon vor 13 Jahren ist auch eine Missionschwester hinausgesandt worden, in den letzten Jahren ist ihre Zahl auf fünf gestiegen. Dieser Frauenarbeit hat es nicht an Widerspruch gefehlt, aber ihr Segen ist so handgreiflich, daß derselbe immer mehr verstummt. Die Erfahrung der Norddeutschen Missionsgesellschaft scheint die Befürchtung, daß Frauen von dem Klima mehr als Männer zu leiden haben, nicht zu bestätigen. Die Räte, die das Klima bereitet, haben in Westafrika mit besonderem Nachdruck zur Gewinnung von eingeborenen Mitarbeitern getrieben. Die Norddeutsche Missionsgesellschaft hat jetzt 50, d. i. auf 100 Christen, Mann, Weib und Kind gerechnet, kommen immer etwa 3 Angestellte. Das mag zu viel sein, aber die Not ist groß; die Betrübniß, die um Lehrer Bittenden abweisen zu müssen, treibt dazu die einheimischen Kräfte aufs äußerste, vielleicht über das berechnigte Maß hinaus, anzuspannen. Doch darf man sagen, daß die Gehilfen nicht nur an Zahl, sondern



auch an Qualität zugenommen haben. Eine Anzahl derselben haben ihre letzte Ausbildung in Deutschland empfangen. Dieselben sind meistens an den höheren Schulen, als Lehrer angestellt, und die Vorsteher dieser Schulen haben dankbar anerkannt daß ihnen diese jungen Männer eine Hilfe gewesen sind, wie sie sie von den nur im Lande ausgebildeten nicht empfangen. Der Erfolg dieses Ausbildungsweges hing wesentlich von der Person des Herrn Pfarrer Binder ab, der elf Jahre im Eohelände thätig war und die Eoheer verstand. Da derselbe die Schule nicht weiterführen kann, wenn die fünf jetzt in Westheim lernenden Eoheer ihren Kursus vollendet haben, so wird die Gesellschaft leider, bis sich etwa wieder gleich günstige Verhältnisse einstellen, auf diesen Bildungsweg verzichten müssen.

Nicht allein das Bedürfnis, Gehilfen zu bekommen, sondern auch die Notwendigkeit, die Heidenchristen nicht unwissend und ungeschult zu lassen und da, wo bei der Berührung der christlichen Kulturwelt mit den Heiden eine meistens allerdings sehr oberflächliche höhere Bildung sich verbreitet, dieselbe christlich zu beeinflussen, nötigt die Mission, viele Kräfte auf die Schularbeit zu verwenden und zwar bei kleineren Missionen insbesondere für die höheren Schulen unverhältnismäßig viele. Auch eine kleinere Mission bedarf eines Seminars, das, wenn die Mission noch einmal so groß wäre, auch genügen würde. Aus besonderen noch zu erwähnenden Gründen muß die Norddeutsche Missionsgesellschaft auch zwei sogenannte Mittelschulen, eine an der Küste, die andere im Innern haben und da auch die Stationschulen ihr Ziel noch nicht erreichen können ohne die Mitwirkung der weißen Arbeiter, so ist allerdings eine große Zahl der weißen Missionare durch Schularbeit in Anspruch genommen. Auch auf den Außenstationen ist die Schule ein Bedürfnis und fast alle dort thätigen eingeborenen Gehilfen müssen deshalb gleichfalls viele Zeit der Schule widmen. Oberflächlichen Beurteilern wird das unverständlich sein, und auch tiefer Blickenden kann der Gedanke kommen, ob der Schularbeit nicht zu viel sei. Wer aber sieht, wie sehr die Schule der direkten Mission schon jetzt hilft und die Einsicht hat, daß eine selbständige und missionsfähige Kirche nur herangebildet werden kann, wenn auch eine gründliche umfassende Schularbeit getrieben wird, hat gewiß nicht den Mut hier zu beschränken und wartet es gerne ab, bis die Zukunft die Berechtigung dieser Schularbeit voll beweist. In erfreulicher Weise wächst die Schülerzahl Jahr für Jahr, während die äußeren Hilfen, welche die Schüler mit ihren Angehörigen empfangen, immer mehr beschränkt werden. Am 1. Januar 1887 waren in 5 Schulen 199 Schüler, die im letzten Jahrzehnt auf 873 Schüler in 34 Schulen anwuchsen. Das schnellere Wachstum in den letzten Jahren ist zum Teil darauf zurückzuführen, daß durch die Errichtung von Mädchenanstalten und Schulen unter Leitung der Missionschwestern die Zahl der Schülerinnen zugenommen hat, aus deren Mitte auch schon Gehilfinnen erwachsen sind, von denen dann wiederum — auch eine sehr erfreuliche Frucht der Arbeit unter den Mädchen — einige besser gebildete Bräute der eingeborenen Lehrer geworden sind. Ein anderer Grund der Schülerzunahme im letzten Jahre ist ein sich kund gebendes lebhaftes Bedürfnis lesen zu lernen unter einigen Stämmen nördlich von der Station Amedschowhe. Die Leute verlangen nach Lehrern und sind bereit die Opfer zu bringen, die man von ihnen verlangt. Erwachsene kaufen sich eine Bibel. Woher diese Bewegung stammt, wird nicht gesagt. Vielleicht hat die Nähe der Regierungsstation Misahöhe etwas damit zu thun. Man darf nicht übersehen, daß es noch keine religiöse Bewegung

ist; auch wird, wer etwas davon weiß, wie wenig bei unserem Volk von einem achtjährigen sorgfältigen Unterricht in der Elementarschule sitzen bleibt, nicht erwarten, daß aus dem schnellen Unterricht, der diesen Erwachsenen erteilt wird, gerade große Gelehrte hervorgehen werden. Aber dem Missionar muß die Bewegung doch sehr willkommen sein, und es ist schmerzlich, daß man die Lernbegierigen hinhalten muß, und nur eine Außenstation, in Obesichibe, jetzt die nördlichste, hat errichten können.

Diese Mitteilungen zeigen schon, daß die Schulen der Norddeutschen Missionsgesellschaft keineswegs, wie G. E. in dem erwähnten Artikel des *Intelligencer* annimmt, unpopulär sind. Der Verfasser hielt es für nötig die Norddeutsche Missionsgesellschaft zu belehren, daß „ein Unterricht zugleich in der englischen und in der Eshé-Sprache doch wohl nicht so unthunlich sei, als unsere Bremer Freunde anzunehmen scheinen.“ Im Besitz dieser Weisheit ist die Norddeutsche Missionsgesellschaft seit einem halben Jahrhundert und sie hat sogar in ihren Schulen neben dem Eshé Englisch wirklich gelehrt. Was sie dagegen nicht gethan hat und nicht thun wird, ist, daß sie die Muttersprache hinter der fremden zurücktreten läßt. Allerdings hat sie darin mit der unerleuchteten öffentlichen Meinung nicht nur der Afrikaner, sondern auch der Weißen zu kämpfen. Auch den Eshéern ist es sehr lieb, wenn sie bei den römischen Missionaren in Lome Englisch und Deutsch lernen können, aber die Gesundheit des pädagogischen Prinzips, ein Volk in seiner Muttersprache zu unterrichten und die fremde Sprache als fremde zu behandeln, verbürgt doch den Sieg den Schulen, die dies gesunde Prinzip festhalten und von populärem Unverstand sich nicht leiten lassen. Mit Herrn G. E. dieses „a retrograde educational principle“ zu nennen, würden wir uns auch dann nicht entschließen können, wenn sich in einem der europäischen Kulturstaaten ein Minister des Unterrichts finden sollte, der das Prinzip in den Elementarschulen einführte, mit welchem man sich an afrikanischen Kindern versündigt. Diese unaufgeklärte öffentliche Meinung ist natürlich keine Annehmlichkeit, zumal wenn man mit Nebenbuhlern zu thun hat, die ohne Bedenken dem Unverstande nachgeben. Aber größer war die Schwierigkeit, welche für die Norddeutsche Missionsgesellschaft dadurch entstand, daß mit der Besitzergreifung von Togo durch Deutschland ihr Gebiet unglücklich geteilt wurde, indem ein Stück englisch blieb, das andere deutsch wurde. Für die deutschen Beamten lag es nahe zu wünschen, daß nun in den Schulen deutsch gelehrt werde, und es war nicht leicht, sie zu überzeugen, daß dies nicht so ohne weiteres geschehen könne. In anerkannter Weise hat die Kolonialverwaltung die Schulfreiheit geschützt, während der Vorstand der Gesellschaft derselben erklärte, daß er, sobald er dies ohne größeren Schaden thun könne, im deutschen Eshelande Deutsch für den fremdsprachlichen Unterricht einführen werde. Am Ende 1896 waren 15 Schulen mit 427 Schülern im englischen, 19 Schulen mit 446 Schülern im deutschen Eshelande. Der Vorstand hat beschlossen mit dem neuen Kursus in 1898 für die letzteren Schulen das Deutsch einzuführen. Es wird das vermehrte Arbeit und Kosten nötig machen, aber hoffentlich wird es auch eine wesentliche Erleichterung sein, daß für den deutschen Teil die fremde Sprache, die gelehrt wird, die Muttersprache der Missionen ist.

Mit der Bewegung für Bildung geht Hand in Hand eine Zuwendung zu der Predigt des Evangeliums. Sie ist noch nichts weniger als allgemein, aber es ist doch so, daß nur ganz wenige der im letzten Jahrzehnt gegründeten Außenstationen aus strategischen Gründen angelegt sind, etwa um noch ganz unberührtes Terrain

zu okkupieren. Meistens ist irgend ein Verlangen nach dem Licht oder auch eine kleine Gemeinde von Christen der Anlaß gewesen, diese Arbeitsstätten zu gründen. Und auch da, wo zunächst die Familie des Gehilfen das einzige christliche Haus weit und breit war, findet sich meistens am Ende des Jahres um des Lehrers Familie gesammelt eine kleine Zahl von Erstlingen. Die Erntezeit ist gekommen. Am 1. Januar 1887, nach 40 jähriger Arbeit, zählte die Gemeinde 556 Seelen; in dem letzten Jahrzehnt hat sie sich mehr als verdreifacht und ist auf 1844 angewachsen. Über jedem der 64 Gräber, die um dieser Arbeit willen in einem halben Jahrhundert aufgeworfen sind, steht eine dreißigfache Ernte von lebenden evangelischen Ewhechristen.

1258 Seelen ist der Reingewinn des Jahrzehntes nach Abzug des Verlustes, den die Gemeinde in dieser Zeit erlitten hat. Für wanderlustige Westafrikaner ist es, wie wir später sehen werden, nur wenig, daß durch Auswanderung 30 der Gemeinde verloren gingen. Ernstest ist und in Westafrika gewöhnlich, der Verlust von 143 durch Ausschluß von der Gemeinde; es wurde nötig, 213 auszuschließen, von denen 70 wieder aufgenommen werden konnten. Die Zahl ist übrigens verhältnismäßig kleiner geworden gegen frühere Jahre. Auch der Tod zehrt an der Gemeinde, aber doch überwiegen die Geburten bei weitem. Nach den christlichen Kindertaufen zu schließen wurden in der Gemeinde 205 Kinder mehr geboren als Todesfälle vorkamen. Das ist ein Überschuß von 23,7 auf das Tausend, während in Deutschland der Überschuß der Geburten über die Todesfälle 11,7 beträgt. Leider hat man keinen Censur der Heiden; es würde sich sonst wohl auch hier wie in Ostindien herausstellen, daß die Christen durch Geburten mehr zunehmen, als die Heiden. Damit wird den Polygamisten ein Grund genommen, daß nämlich die Vielehe dem Afrikaner den so hoch geschätzten Kindersegen reichlicher gebe als die Einehe. Auch die Vorstellung übereifriger Missionsfreunde, daß wir uns rühmen, wie viele Heiden wir taufen, während doch täglich mehr Heiden geboren werden, als wir taufen, fällt hin, da nach dem Prozentsatz die Christen den größeren Anteil an dieser Zunahme haben. Doch ist das keine direkte Missionsfrucht, und diese Zunahme genügt nicht. Die Norddeutsche Missionsgesellschaft durfte in dem Jahrzehnt 902 erwachsene Heiden taufen, die also dreiviertel des Reingewinnes ausmachen. Mit ihnen kamen 358 Kinder in die Gemeinde, woraus zu erkennen ist, daß sich oft wiederholt, was zuweilen in der ältesten Missionsgeschichte gemeldet wird: „mit seinem ganzen Hause.“ Das Werk schreitet fort, und es ist schade, daß die Gesellschaft so sehr beschränkt ist in ihren Mitteln. In das Jubeljahr ist sie mit einer großen Schuld eingetreten, die ihr dankenswerter Weise abgenommen wurde. Es sei gestattet, auch an dieser Stelle denen herzlich zu danken, die nicht zu den regulären Mitarbeitern der Gesellschaft gehörend, doch geholfen haben, ihr diese Last abzunehmen. In einem Bericht, der einer Anzahl von Freunden dieser Arbeit im Februar vorigen Jahres vorgelegt wurde, ist gezeigt worden, wie die Arbeit so gewachsen sei, daß ohne sehr bedeutende Steigerung der Einnahme sie nicht ohne chronische Defizits weiter geführt werden kann. Auch das Jubeljahr könnte leicht wieder mit einem neuen Defizit schließen. Hoffentlich erstarken die Freunde der Gesellschaft, daß es ihnen möglich werde, die teuer erkaufte aussichtsvolle Ernte auch einzuharsten.

Die Norddeutsche Missionsgesellschaft ist die erste Mission gewesen im Ewhe-lande, ist aber nicht die einzige geblieben. Außer den beiden römischen, der von



Lyon und von Steyl sind auch evangelische Missionen dort, oder doch im Logoschutzgebiet thätig. Von Osten her ist die Wesleyanische Mission gekommen. Schon vor der deutschen Besitzergreifung hatte sie Klein-Popo besetzt. Die Leitung in England hat einen deutschen Beamten so verstanden, als ob die deutsche Regierung deutsche Missionare fordere. Wenn sie in Berlin bei der Kolonialverwaltung angefragt hätte, so wäre sie darüber aufgeklärt worden, daß die deutsche Regierung keineswegs englische Missionare nicht dulde. Sie hat das aber nicht gethan, sondern die deutschen Wesleyaner veranlaßt, einen Missionar für Logo zu stellen. Es ist aus dem „Missions-Blatt“ (eine illustrierte Missions-Zeitschrift, herausgegeben für die Wesl. Methodistengemeinschaft von J. J. Sommer in London. Cannstatt. Verlag der Wesl. Meth.-Gem.) nicht zu ersehen, inwiefern diese Arbeit nun finanziell und was die Leitung betrifft, selbständig ist. Die Gemeinschaft wird für ihre kirchlichen Bedürfnisse in der Heimat von England aus mit Geld unterstützt. Auf einer der letzten Konferenzen hat eine englische Stimme sich dahin geäußert, daß es doch vergeblich sei, den Methodismus, ein spezifisch englisches Gewächs, nach dem Kontinent zu verpflanzen, wo er nie echt bleibe, man solle lieber das auf den kontinentalen Methodismus verwandte Geld der Heidenmission zuwenden. Dieser Gedanke hat aber noch nicht Anklang gefunden. Es wird diese Gemeinschaft also von England aus unterstützt, und auch ihre Mission wird von dort her finanziell getragen werden. Aber wie sie vermutlich doch auch selbst für ihre vielen Prediger und Kapellen erhebliches aufbringt, so bringt sie auch ein bedeutendes Missionsopfer. Nach den im „Missions-Blatt“ vierteljährlich veröffentlichten Gabenverzeichnissen hat sie z. B. von April bis März 1896—1897 4209 Mk. aufgebracht; das ist bei einer Mitgliederzahl von 3000 sehr anerkennenswert. Auch sehr viel ist es, daß diese kleine Gemeinschaft nicht weniger als sechs Personen in die Heidenmission gesandt hat, Dr. Roth nach Westindien, Geschw. Fellmann nach Neupommern, Diakonisse E. Heidner nach Kamerun und Geschwister Ulrich nach Logo, und zwar wie diese Namen sagen, alle zusammen in Arbeitsplätzen mit gefährlichem Klima. Das ist eine heroische Leistung. Wenn wir uns eine Kritik erlauben dürften, so würden wir es zweckmäßig finden, wenn man alle diese Kräfte auf den Osten von Logo konzentrierte. Alle zusammen reichen dafür kaum aus, und es ist sehr bedenklich, in solchen Klimaten Mission zu treiben, wenn man nichts zuzusetzen hat. Daß Missionare sterben, kann für Christen kein Bedenken haben, aber daß sie sterben, ohne daß man aus ihrem Sterben Frucht gewinnt, die ganze dadurch gewonnene Frucht, das kann die Gewissen beschweren.

Den Ernst der dortigen Arbeit haben die Wesleyaner schon erfahren, indem der erste ihrer Missionare, Mühleider, sehr bald dem Klima erlag, und der zweite auch schon nach kurzer Arbeitszeit in Europa war, jetzt aber wieder in Klein-Popo ist. Vermutlich würde das „Missions-Blatt“ seinen Lesern Freude machen, wenn es etwas reichlicher aus der Logomission erzählte; man erfährt nur sehr wenig. Nach mündlichen Nachrichten ist Herr Ulrich ein verständiger tüchtiger Mann. Er hat aus der Wesleyanischen Mission im Osten eingeborene Gehilfen, mit denen er außer Klein-Popo, Grand-Popo, Agoué, Grigi, und Porto Seguro besetzt hat. Am 8. April ist in Klein-Popo der Grundstein zu der Kapelle „Ebenezer“ gelegt worden. Es scheint, daß diese Männer nach guter deutscher Art sich etwas mehr um die Sprache der Eingeborenen bekümmern wollen, als ihre englischen Glaubensgenossen. Wenigstens wird geklagt, daß es an Geld fehle, um Bücher in der Landessprache zu drucken.



Mit Bedauern lesen wir, daß dies die Poposprache sein soll. Christaller ist leider hierin mit einem schlechten Beispiel vorangegangen, in dem er seinem Schwiegersohne Köbel, dem deutschen Koloniallehrer, eine Fibel in Aneho d. i. Popo zurecht gemacht hat. Aneho bedeutet nach Reindorf (Geschichte der Goldküste) „der Ort derer vom Westen“. Es sind dorthin zu verschiedenen Zeiten Gaer eingewandert, die wahrscheinlich einen Dialekt aus Ga und Ewe zusammen gebildet haben, der nur einen kleinen Geltungskreis hat. Auf mein Vorhalten, warum er die Einheit der Schriftsprache im Ewehlande so störe, schrieb mir Christaller, daß natürlich unser Ewe die gemeinsame Sprache bleiben müsse, daß seine Fibel nur den Schülern in Popo den Übergang zum Ewe erleichtern solle. Ich glaube nicht, daß es angemessen wäre, den Plattdeutsch redenden Kindern den Übergang zum Hochdeutsch durch eine plattdeutsche Fibel zu erleichtern. Einem philologischen Steckenpferde zu liebe hat Christaller auch in dieser Fibel die in den Ewebüchern gebrauchte Orthographie oder vielmehr Buchstaben geändert. Es würde sehr gut sein, wenn sich die Wesleyaner im Osten des Ewehlandes dem Schrifteswe der Norddeutschen Missionsgesellschaft anschließen. Nach Überwindung einiger Anfangsschwierigkeiten würde der Gewinn doch für die Arbeiter und das Volk sehr groß sein. Vermutlich wird der dialektische Unterschied zwischen Popo und Lome nicht größer sein, als der zwischen Lome und So.

Besondere Schwierigkeiten machen die Römisch-Katholischen dieser Mission. Das beste Mittel dagegen wird sein, die Christen zu rechten Bibelschriften zu machen. Mit Männern, denen Janßen Autorität und Schatzkammer ist, wird der evangelische Missionar wohl kaum fruchtbringend kämpfen können, aber der Bibel sind die römischen Missionare nicht gewachsen. Es ist nur eine andere Form der Feindschaft Roms, wenn auch die französische Regierung — Frankreich ist ja das Schwert der römisch-katholischen Kirche — dieser Mission auf dem im französischen Gebiete liegenden Stationen Schwierigkeiten macht. Der Vorwand ist die französische Sprache, welche gefordert wird. Die Schule in Grand-Popo ist im Oktober 1895 geschlossen und noch nicht wieder eröffnet.

Der Erwähnung wert ist es vielleicht auch, daß Missionar Ulrich mit dem Roten Adler-Orden IV. Klasse geehrt worden ist. Herr Ulrich wird wohl der erste deutsche protestantische Missionar sein, dem das widerfährt, die vor ihm mußten sich mit dem Wachtmeister trösten: Aber unsere Verdienste, die blieben im Stillen. Es ist erfreulich, daß auch die Regierung ein besseres Verständnis für die Mission bekommen hat und freundlich, daß sie einem verdienten Missionar ihre Anerkennung zeigt, aber im ganzen wird es doch besser sein, wenn diese Art von Auszeichnungen die Ausnahme bleibt.

## Litteratur-Bericht.

1. **J. Richter:** „Evangelische Mission im Nyassalande.“
2. vermehrte Auflage fortgeführt bis auf die Gegenwart. Berlin. 1898. Buchhandlung der Berliner evang. M.-G. Eleg. geb. 2,80 Mk. Diese auf gründlichem Quellenstudium beruhende, sehr willkommene Monographie über das hoffnungsvolle Nyassa-Missionsgebiet ist in 4 Hauptkapitel gegliedert: Land und Leute; Entdeckung und Erforschung; die evang. Missionen; die neueste Geschichte des Nyassalandes. In dem ersten dieser Kapitel ist der erste Abschnitt: „Landschaftsbilder“ nach den Werken

von Merensky und besonders nach Johnston (British Central-Africa) in der vorliegenden 2. Aufl. umgearbeitet worden und ich denke, die Leser werden an den farbenprächtigen Naturschilderungen, die er jetzt bringt, ihre Freude haben. Der Hauptteil des Buches dagegen ist unverändert geblieben, namentlich Kapitel 3, welches die Anfangsgeschichte der beiden schottischen und der Universitäten-Mission im Nyassagebiete enthält. Das 4. Kapitel, welches diese Geschichte bis auf die Gegenwart fortführt und mit den beiden deutschen Missionen im Kondelande schließt, ist eine neue Arbeit, welche sich an die Rundschau über die Nyassaländer (N. M.-Z. 1897, 485) anschließt, der Abschnitt über die beiden deutschen Missionen (S. 205 ff.) soll auch separat ausgegeben werden. Daß die so notwendige Übersichtskarte über das gesamte Nyassagebiet dem Buche nicht sofort hat beigegeben werden können, ist ein Mangel, der sich durch die beschleunigte Ausgabe desselben kaum entschuldigen läßt. Die Nachlieferung ist immer eine mißliche Sache. Die Karte über das Gebiet der Berliner Mission ist da. Die Bilderbeigaben sind ein schöner Schmuck des elegant ausgestatteten Buches und willkommene Veranschaulichungen. Für Missionsstunden ist die Richtersche Arbeit eine ebenso reichhaltige Fundgrube wie sie eine fesselnde Lektüre bildet.

**2. Stursberg:** „Gedenkblätter aus der Geschichte der Waisen- und Missionsanstalt in Neutkirchen.“ Erste Hälfte: „Bis zum Heimgang von Pastor Doll (1883). Mit 10 Abbildungen. Neutkirchen. 1897. 1 Mk. Auf dem Titelblatt wird dieses pietätvolle und erbauliche Buch ausdrücklich als „für die Freunde des Werkes“ bestimmt bezeichnet und diese Spezialisierung des Leserkreises macht es verständlich, daß es eine solche Spezialgeschichte bietet, die bis in die kleinsten Details einführt. „Nur wirkliche Freunde der Anstalt und ihres Gründers — heißt es im Vorwort — werden allen Teilen ein volles Interesse entgegenbringen können. Manchem wird sie des Guten — wir würden sagen: des Speziellen und Kleinen — zu viel bringen.“ Jedenfalls besitzen wir an dieser Spezialgeschichte eine neue urkundliche Arbeit über die Begründung und Eigenart der Neutkirchener Mission, die noch eingehender ausgefallen ist als der bezügliche Aufsatz des Verfassers in der N. M.-Z. (1898, 12, ff.), der zu meiner Freude die Anregung zu ihr gegeben hat. Der Inhalt der 152 Seiten starken Schrift zerfällt in 5 Hauptabschnitte: 1. Kurzes Lebensbild des Begründers der Anstalt (3—11). 2. Aus der Entstehungsgeschichte des Waisenhauses (12—32). 3. Erster Fortgang der Waisensache bis 1880 (33—50). 4. Vom Bau des Waisenhauses bis zur Erwerbung des Missionshauses 1882 (51—101). Dieser Abschnitt erzählt in 2 Kapiteln: „Die Entstehungsgeschichte des Missionswerkes“ und die mit ihr verbundenen „Schwierigkeiten und Proben.“ 5. Von der Erwerbung des Missionshauses bis zum Heimgang des Pastor Doll im Mai 1883 (102—152). Hier ist S. 102—131 der „Entwicklung der Missionsache“ gewidmet. Das Buch ist eine weisevolle Lektüre und wenn man auch hier und da dem Pastor Doll oder seinem Biographen nicht folgen kann, man fühlt sich durch den frommen Hauch, der das Ganze durchweht, doch erquickt. Es ist auch (abgesehen von der oft zu großen Weiterschweifigkeit) sehr lesbar geschrieben und hübsch ausgestattet, auch die Bilder sind gut.

Anhangsweise muß ich noch ein Wort sagen betreffs der mir persönlich in dem Vorwort (IV) und auch im „Missions- und Heidenboten“ (98, 26) zuteil ge-

wordenen Berichtigung. Ich habe aus derselben gelernt, daß es doch nicht immer geraten ist, kurz zu sein, weil zu große Kürze leicht Mißverständnisse erzeugt. In meinem „Abriß“ (S. 116), in welchem die Ebenmäßigkeit der Stoffverteilung mich nötigte, den kleinen Missionen nur einen kleinen Raum zu widmen, habe ich die schleswig-holsteinsche und die Neufirchener Mission in einem kurzen Abschnitt gemeinschaftlich behandelt und zur Charakterisierung der letzteren u. a. geschrieben: Bei Pastor Doll wirkte (bei der Begründung seiner Mission) gleichfalls ein kirchliches Motiv mit: es sollte für die zum Freikirchentum sich neigenden, mit der modernen Allianzrichtung <sup>1)</sup> verwandten Kreise Westfalens und der Rheinprovinz eine Arbeitsstätte gefunden werden.“ Stursberg protestiert dagegen, daß „dieses kirchliche Motiv bei dem Gründer in dem Sinne mitgewirkt habe, daß es ihn zur Gründung mit bestimmt hätte“ und daß es nur „ein Teil“ der mitarbeitenden Brüder sei, welche jenen Kreisen angehören. Zugleich erklärt er: „hätte W. diesen Satz im Sinne der göttlichen Providenz gemeint, so würden wir ihn wohl stehen lassen können, wenigstens wenn wir im Anfang sagen dürften: es sollte auch für die zum Freikirchentum neigenden u. s. w.“ Nun, damit trifft St. ganz was meine Breviloquenz gemeint hat. Ich wußte wohl, daß das eigentliche Gründungsmotiv bei Doll ein ganz persönliches war und daß auch in durchaus kirchlichen Kreisen Neufirchen einigen Anhang hat, aber ich hatte zugleich im Auge, was wie St. sagt: „thatsächlich geworden ist;“ nur gebe ich gern zu, daß der Ausdruck „Motiv“ mißverständlich war. Die Verbindung mit den Gemeinschaftsleuten machte sich von selbst und lag als „Motiv“ höchstens unbewußt im Hintergrunde. Ich werde daher bei einer demnächstigen neuen Auflage das Mißverständnis klar stellen. Damit ist wohl die kleine Kontroverse zwischen uns erledigt. Daß es mir fern gelegen hat, in die Entstehungsgeschichte und die Tendenz der Neufirchener Mission eine Trübung zu bringen, davon ist auch St. überzeugt; habe ich ihn doch wieder und wieder veranlaßt, den Artikel über Neufirchen für die A. M.-Z. zu liefern, gerade damit die Leser eine Darstellung der eigenartigen Neufirchener Mission aus der Feder des berufensten Vertreters derselben erhielten.

### Quittung.

Zur Deckung des Defizits der norddeutschen Mission sandten mir noch: Dr. Rudolph, Hohen, 14 M. 43 Pf.; ein Leser in Südamerika 20 M.; Pastor Hoffmann in Blumberg 5 M. 10 Pf.; Pastor Eberth, Reichenbach 3 M. 10 Pf.; Metropolitan Ritter, Hessisch Lichtenau 15 M.; E. Schober, Effenbach 5 M.

Mit dem herzlichsten Danke

P. Zauleck.

<sup>1)</sup> Die Allianzrichtung natürlich in dem Sinne, wie sie in dem „Abriß“ wiederholt charakterisiert worden ist.



# Die Entwicklung der Batamission im letzten Jahrzehnt (1886—1896).<sup>1)</sup>

Von Missionar Johannes Warnck.

## I.

Man pflegt die Mission unter den Batas auf Sumatra zu den gesegnetsten Erntefeldern der modernen Mission zu rechnen. In der That hat sie in den nun 36 Jahren ihres Bestehens nach verhältnismäßig kurzer Sæezeit auffallend schnelle Erfolge und stetiges Wachsthum zu verzeichnen, so daß sie von dem Ziele einer Volkskirche nicht mehr allzuweit entfernt scheint. Es ist offenbar im Ratschlusse Gottes die Zeit für dieses Volk gekommen, in sein Reich einzugehen, während andere noch warten, bis ihre Stunde schlägt. Ein kurzer Überblick über die Geschichte dieser Mission wird uns ihre Entwicklung im letzten Jahrzehnt besser verstehen lehren.

Vom Jahre 1856 an arbeiteten vereinzelte Sendboten des Ermeloer Missionsmannes Witteveen in den südlichen Batalanden, aber unter mancherlei Hemmungen und mit wenig Erfolg. 1861 übernahm die Rheinische Mission, durch deutliche Fingerzeige und Führungen auf dieses ihr bis dahin unbekannte Gebiet hingewiesen, die holländischen Missionare und sandte ihnen alsbald Verstärkung. Damit begann die Rheinische Missionsarbeit in den südlichen Batalanden (Sipirok). Es erging ihr wie allen Anfangsarbeiten: zwischen kleinen Erfolgen und Rückschritten hin- und her schwankend ging es langsam, ganz langsam vorwärts; und es war keine Aussicht auf eine vor andern schnelle Ausbreitung des Christentums, bis 1864 der kühne Missionar Nommensen die Arbeit im Norden (Silingung) begann, nachdem ihm ein Versuch, von Baros an der Küste her ins Innere zu bringen, fehlgeschlagen. Hier im unabhängigen Gebiete, unter einer urwüchsig heidnischen, kraftvollen Bevölkerung gab es viel bedeutendere, man möchte sagen grandiosere Schwierigkeiten: Gefahren für Leib und Leben, bittere Feindschaft, leidenschaftlichen Widerstand des Heidentums gegen die neue Lehre. Aber als mit Gottes Hilfe die ersten Breschen in diese Burg des Heidentums gelegt waren, ging es auch großartig voran. Im Süden hatte man es

<sup>1)</sup> Über die Anfänge der Batamission A. M.-Z. 1876, 257.



mit Mohammedanern, ja mit einer zielbewußten Gegenmission des Mohammedanismus zu thun; hier mit einem unverfälschten Heidentum, das um seine Existenz rang. Darum entspann sich ein Kampf auf Leben und Tod zwischen den Mächten der Finsternis und dem Evangelium. Die ersten Christen mußten mit samt ihren Missionaren durch viel Not und Verfolgung, so daß zu Zeiten die ganze Mission in Frage gestellt schien. Aber Gott half jedesmal hindurch. Es war damals eine Zeit reich an wunderbarem Eingreifen Gottes und sichtbaren Zeichen. Bald waren es Kriegsunruhen, bald Cholera- und Pockenepidemien, die der Ausbreitung des Christentums dienen mußten. Auch traf Gottes strafende Hand manchen störrigen Feind. Als einige einflußreiche Häuptlinge und kleine Gemeinden gewonnen waren, ging es tüchtig vorwärts. Verhältnismäßig bald (1869) konnte im Süden ein Seminar für eingeborene Gehilfen eröffnet werden, welches 1877, nachdem das Christentum in Silindung bereits eine Macht geworden, dorthin verlegt wurde. Im Jahre 1883 wurden nach gründlicher Vorbildung schon die ersten drei Pastoren aus den Batas ordiniert.

Wieder trat die Batamission in ein neues Stadium ein, als man anfang, 1876 weiter nach Norden vorzudringen in die sog. Steppe, d. i. die Hochebene zwischen Silindung und dem noch ganz unberührten Toba. Dort zeigte sich die Bevölkerung, welche noch nie mit Europäern in Berührung gekommen war, ganz besonders wild und unzugänglich, und die Feindschaft gegen das Christentum zeitweise als eine wütende. Kaum war die mühselige Arbeit ein Jahr im Gange, als unter den Auspizien des Singamangaradja ein Aufstand ausbrach, welcher mit Vertreibung oder Tötung der Missionare enden sollte. Die holländische Kolonialregierung schritt aber ein und wußte sich bis an den Tobasee hin in Respekt zu setzen. Als wieder friedlichere Zeiten eingetreten waren, ging man noch einen Schritt weiter und besetzte (1881) auch Toba mit dem ersten Missionar. Dort ging es wider Erwarten gut und schnell voran. Da kam 1883 abermals ein verzweifelter Aufstand des Singamangaradja, der seine Existenz bedroht sah. Mehrere Stationen fielen ihm zum Opfer; die Missionare konnten sich alle retten. In Balige gelang es der kleinen holländischen Besatzung, durch einen beherzten Angriff die Tausende der Feinde zu verjagen. Auch dieser Krieg mußte dem Evangelium dienen, denn nachdem der Singa so gründlich geschlagen war, ging es in Toba mächtig voran. Unterdes war schon das ganze Neue Testament, die Psalmen, alt- und neutestamentliche

biblische Geschichten, Katechismus und einige andere nützliche Bücher ins Bataſche überſetzt, ein Ephorus eingefeßt, eine Gemeinde- und Synodalordnung aufgeſtellt und eingeführt. Auch die Regierung begann ſich freundlicher zur Miſſion zu ſtellen. So ſtanden die Dinge Anfang 1886 — eine aufblühende, mit mancherlei Fährlichkeiten und Schwierigkeiten ringende, gleich einem vielverſprechenden Kinde, zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigende Miſſionsarbeit. Was iſt nun in dieſen letzten zehn Jahren aus ihr geworden?

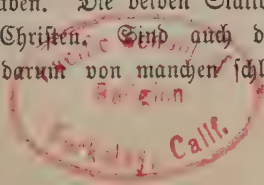
Die äußeren Bedingungen waren für die Ausbreitung des Chriſtentums, nachdem es ſich ſchon eine ſolche Stellung erobert, günſtig. Allerdings kam im Jahre 1887 noch einmal eine ſchwere Kataſtrophe über die erblühende Arbeit in Toba und Silindung. Ein Mordbrenner, Namens Sarbut, wollte allen Europäern den Garauſ machen, und äſcherte in der That die Stationen Sipoholon, Butar und Lobuſiregar ein, doch waren keine Menſchenleben zu beklagen. Es ging damals eine allgemeine Panik durchs Land. Die Regierung verbot nun den Miſſionaren vorläufig auf der gefährlichen Steppe weiter zu arbeiten. Auch hatte dieſer Aufſtand in höherem Maße als die früheren den Abfall mancher Chriſten im Gefolge. Doch wurde er auch dieſmal gedämpft und ſeit dem hat das Land Ruhe. Der nicht mehr gefährliche Singamangaradja führt jetzt ein zurückgezogenes Leben in ſeinen Wäldern weſtlich vom See. Gerade er, der geſchworene Feind des Chriſtentums, hat durch ſeine Aufſtände und die darauf folgende Unterwerfung und Beruhigung des Landes gegen ſeinen Willen der neuen Lehre den Boden bereiten müſſen. Zwar iſt nicht ausgeſchloſſen, daß er es noch einmal wagen wird, den gehaßten Europäern den Krieg aufs Meſſer zu erklären; doch iſt nach menſchlichem Ermessen nichts mehr von ihm zu fürchten. Allen Annäherungsverſuchen ſetzt er paſſiven, aber energiſchen Widerſtand entgegen. Kleinere Aufſtände und Unruhen ſind auch in den letzten 10 Jahren nicht ausgeblieben. So hatte eine den Mohammedanern verwandte Sekte der „Malim“ in Toba Unruhen im Weſten von Paſambilan inszeniert, welche Station und Arbeit des Miſſionar Jung wochenlang ernſtlich gefährdeten und eine militäriſche Strafexpedition nötig machten. Auch hat es nicht an Gerüchten gefehlt, daß der Singa mit einem Trupp unverwundbarer Atchineſen komme, aber das waren nur vorübergehende Wölklein.

Ein Fortſchritt von Bedeutung beſteht darin, daß die holländiſche Kolonialregierung jetzt der Rheinischen Miſſion freundlich und fördernd zur Seite ſteht, nachdem das Chriſtentum in den Batalanden eine

kompatte Gestalt angenommen hat. Das Verbot, Stationen auf der Steppe zu unterhalten, ist zurückgenommen: das ganze abhängige Bataland steht der Mission offen; ja sogar die Anlegung einiger Stationen in noch unabhängigen Gebieten ist ohne Schwierigkeiten genehmigt worden. Nur mußten die dortigen Häuptlinge schriftlich sich für die Sicherheit des Missionars verbürgen. Wie viel leichter geht jetzt die Arbeit, da die Regierung in Batavia sowohl als im Haag gerechten Wünschen freundlich entgegen kommt! Ein Beweis ihres Wohlwollens sind z. B. die Schulsubsidien, die sie gewährt. Das sind erhebliche jährliche Geldunterstützungen für diejenigen unserer Missionschulen, die mindestens 25 Schüler aufweisen. Mit diesen Geldern haben unsere ärmlichen Schulen endlich würdig ausgestattet werden können. Alljährlich kommt ein Regierungsschulinspektor, welcher, soviel ich gesehen, mit den erzielten Resultaten wohl zufrieden ist. Neuerdings haben wir auch große Quantitäten Medicinen unentgeltlich bekommen für unsere bataschen Kranken, welche nicht unbedeutende Summen darstellen. Ferner sind christliche Gesetze eingeführt worden, über deren Kraft und Durchführung allerdings noch keine juristische Klarheit herrscht. Unter einer gerechten Regierung blüht natürlich das früher von Kriegen durchwühlte Land auf, und die Mission kann ungehindert ihrer Arbeit nachgehen. Das ganze Südufer des Tobasees mitsamt der Steppe ist jetzt der Kolonie einverleibt worden.

Die Bedingungen zur Weiterentwicklung der Missionsarbeit waren also günstig. Wie ging es nun zunächst mit der äußerlich sichtbaren Ausbreitung? Wir folgen den drei Hauptlandschaften von Süden nach Norden. In Angkola, dem südlichsten, s. B. zuerst in Angriff genommenen Gebiete geht es naturgemäß am langsamsten voran, weil dort der Mohammedanismus schon zu einer festen Burg geworden ist, die nicht auf einen Anlauf, auch nicht in ein, zwei Jahrzehnten fällt. Mit dem langsamen Erstarken der christlichen Gemeinden hat auch der Islam mehr und mehr seine Kräfte entfaltet. In Sipirok und Bungabondar sind große Moscheen gebaut; die einflußreichen Häuptlinge sind fast alle gewonnen, fanatische Mekkapilger (Hadji) und Lehrer (Malim) sind in die heidnischen Landschaften ausgesandt, um überall mit Erfolg dem Christentum Abbruch zu thun. Der Kampf mit dem Mohammedanismus ist nicht aussichtslos; soweit die Leute nicht fanatisiert sind, kommen gar manche von ihnen zum christlichen Unterricht, aber es fallen auch immer wieder Christen ab zum Islam. Jedenfalls geht es langsam im Verhältnis zu den schnellen Erfolgen im Norden unter den Heiden. Der

Kampf gleicht hier einem Guerillakrieg, wo der Feind Schritt für Schritt zurückgetrieben werden muß, während die Christianisierung Silindungs sich wie eine Schlacht gestaltete, welche zwar mütend tobte und wo auf beiden Seiten mit allen Kräften gefochten wurde, die aber auch dann ein für allemal entschieden war. Auch in Angkola ist es in den letzten Jahren schön voran gegangen. Zwei neue Stationen wurden angelegt als Vorposten gegen den Mohammedanismus. Die eine in der Padang Bolak, einer gewaltigen Hochebene, die sich nach der Ostküste zu allmählich abflacht. Der brave, mutige eingeborene Pastor Markus (einer von den drei zuerst ordinierten) hat jahrelang das Land durchzogen, mit den Mohammedanern disputiert, ihnen gepredigt und das Christentum vorgelebt, ihrer etliche gewonnen und so die Wege gebahnt, daß 1888 inmitten dieser Wald- und Graswüste die Station Sipiongot von Missionar Irle angelegt werden konnte. Allerdings ist die Arbeit dort eine überaus beschwerliche; die Wege spotten aller Beschreibung, die Menschen wohnen weit verstreut, wilde Thiere haufen in Menge rings herum, und der Islam thut Alles, um dem Christentum und den Christen die Existenz unmöglich zu machen. Indessen geht es doch voran. Es sind dort 8 Filiale angelegt und 438 Christen gewonnen. Der gute Einfluß, der von dieser Dase ausgeht, ist aber nicht statistisch zu belegen, er reicht bis Mandheling und bis an die Ostküste, wie die zahlreichen Besuche der Häuptlinge aus diesen Gegenden beweisen. — Eine zweite Station wurde 1889 in Simangumban angelegt, zwischen Sipirok und dem nördlicheren Pangaloan, und zwar auf Wunsch eines höheren Beamten, gleichfalls als Vorburg gegen den nordwärts dringenden Islam. Sie hat als solche gute Dienste gethan. Doch ist des ungesunden Klimas und der immer mehr abnehmenden Bevölkerung wegen im vorigen Jahre der europäische Missionar dort durch einen bataschen Pastor ersetzt werden. Damit ist der durch das Hinsterben und Auswandern der Bevölkerung immer kleiner werdende Platz völlig ausreichend versorgt. Einen Fortschritt bedeutet auch die dortige Arbeit. Es sind daselbst 3 Filiale mit 326 Christen. — In Sipirok sowohl als in Bungabondar konnten von den Missionaren Hanstein und Schütz schöne, große Kirchen gebaut werden, herbedte Denkmäler der Willigkeit ihrer größtenteils armen Gemeinden, und redende Zeugnisse für die Mohammedaner, welche an diesen beiden Punkten ihre Macht konzentriert haben. Die beiden Stationen zählen jetzt zusammen 15 Filiale mit 2690 Christen. Sind auch dort die Christengemeinden kleiner, so sind sie darum von manchen schlechten Elementen verschont,





denn solche saugt unfehlbar der Mohammedanismus auf. Schon äußerlich kann man die Christen an größerer Reinlichkeit und feineren Sitten erkennen. Unter der Feindschaft der mohammedanischen Häuptlinge haben sie freilich viel zu leiden, besonders in ihren Prozessen um Feld und Wassergräben. Zu erwähnen ist auch, daß die Angkolamission jetzt bei ihrer Ausdehnung durch Ost und Süd ihren eigenen Ephorus in der Person des Missionars Schütz bekommen hat. Leise Versuche, die man in den letzten Jahren gemacht hat, nach dem südlichen, rein mohammedanischen Mandheling vorzubringen, sind bisher nicht geglückt. Ein englisches Fräulein Needham, welche erst der Rheinischen Mission in Silindung diente, ist allerdings 1896 nach Mandheling gegangen, fest glaubend, daß Gott ihr dort eine große Thür aufthun würde. Doch ist sie schon Mai 1897 dort einsam gestorben, ohne etwas ausgerichtet zu haben.

Auch die Arbeit im Batangtoruthale mit den beiden Stationen Pangaloan und Sigompulon ist gut vorwärts gegangen. Der Mohammedanismus ist allerdings auch dorthin gedrungen, und richtete zeitweise kleinere oder größere Verwirrungen an; aber die Zahl der Christen und der Kirchen hat sich bedeutend vermehrt. Eine besonders schöne Kirche besitzt seit einigen Jahren Singompulon.

Das Thal von Silindung ist nun beinahe ganz christianisiert. Es giebt allerdings noch einige hundert Heiden, aber im ganzen ist das Land christlich. Im Jahre 1889 ist noch eine fünfte Station, Huta Barat, angelegt. Die einzelnen Gemeinden sind bedeutend gewachsen. Zu jeder Hauptgemeinde gehören noch eine Reihe von Filialen in den westlichen und östlichen Bergen, die das Thal umgeben; auch der südwestliche Teil der Steppe wird von Silindung aus bearbeitet. Eine besonders schöne Kirche ist in Sipoholon gebaut. Besondere Mädchenschulen besitzt Pea Radja, Sipoholon, Huta Barat und Pansurnapitu. Jede Gemeinde und jedes Filial hat ihre geräumige, gut ausgestattete Schule mit ein oder zwei Lehrern. Leider kommen noch nicht alle Christenkinder zur Schule, obgleich die Eltern bei der Taufe das versprechen müssen, denn Schulzwang besteht nicht. Im Thale, das mit etwa 13000 Menschen bevölkert ist, stehen 13 Kirchen. Neben 6 Missionaren arbeiten 3 eingeborene Prediger und 16 Lehrer. Das Lehrerseminar in Pansurnapitu ist bedeutend vergrößert durch schöne Baulichkeiten; es werden da zu einem vierjährigen Kursus alle zwei Jahre 30 Zöglinge aufgenommen, so daß immer 60 Schüler da sind. Es stehen uns also alle zwei Jahre 30 neue junge Lehrer zur Verfügung.

Das Seminar wird von zwei Missionaren bedient, deren einer auch noch die große Gemeinde zu verwalten hat. Die größte Gemeinde ist Pea Radja mit 6900 Christen, incl. 7 Filiale. Was es auf solchen Stationen für Arbeit und Unruhe giebt, ist kaum zu sagen. Gott sei Dank ist es dem Islam bisher nicht geglückt, in Silindung heimisch zu werden, trotz großer Anstrengungen. Den christlichen Häuptlingen Trotz bietend, haben sie sogar mitten im Thale eine Moschee gebaut, deren Gebetsstimmeln weithin klingen; aber sie erfreuen sich keines Zulaufs, was hauptsächlich auf die grundsätzlich ablehnende Stellung der Häuptlinge zurückzuführen ist.

Das Christentum ist jetzt eine Macht in Silindung; der Christ ist da kein verachteter Mann wie in Angola. Am Sonntag sieht's hier ganz aus wie in einem christlichen Lande Europas. Kein rechter Christ arbeitet, die Felder sind leer, das Geläut der Glocken erfüllt das ganze Thal, und es tönt nicht vergeblich, denn die Kirchen werden gut besucht. Nachmittags findet in sämtlichen Kirchen Sonntagschule statt, welche statt der Nachmittagsgottesdienste populär geworden ist. Zu Weihnachten brennt in allen Kirchen ein Christbaum. Nach der Ernte sammeln die Ältesten die Kirchensteuer in Gestalt von Reis ein. In Silindung unterhalten die Haupt-, sowie die Filialgemeinden ihre Lehrer selbst. Außerlich beurteilt, hat Silindung gehalten, was es versprochen.

Wir kommen nun zu der großen Steppe, die Silindung von Toba scheidet. Als die Regierung die Wiederaufrichtung von Stationen untersagte, wurden wenigstens viele Filiale angelegt, und die central gelegenen mit Pandita Bataf (so heißen die eingeborenen Prediger) besetzt. Da hat sich die Arbeit denn äußerlich auch ausgebreitet; aber bei der Unselbständigkeit der inländischen Gehilfen konnten auf die Dauer allerlei kleine und große Mißstände nicht ausbleiben. Darum wurde, sobald die Regierung es erlaubte, im Jahre 1895 wieder ein Missionar in der Mitte der nördlichen, und 1896 ein zweiter auf der südlichen Steppe stationiert, welche beide nun ein riesiges Gebiet mit Tausenden von Menschen zu bedienen und mit mancherlei eingerissenen Mißständen zu kämpfen haben. Missionar Lett auf der nördlichen Steppe hat 13 Filiale mit 13 Lehrern und 2 Pandita Bataf zu beaufsichtigen. Missionar Meis soll in der südlichen Steppe dem andringenden Mohammedanismus entgegenstehen und zugleich die Verbindung mit der Padang Bolak herstellen. Doch können diese zwei die riesige Arbeit nicht bewältigen. Verstärkung dieses Arbeitsgebietes ist dringend nötig. Auch ist Aussicht vorhanden, daß die

missionarische Thätigkeit noch in einige sehr volkreiche, rein heidnische Landschaften im Norden ausgedehnt werden kann. Wenn nur gleich die nötigen Kräfte da wären! Es ist also im letzten Jahrzehnt auf der früher so gefürchteten Steppe gar viel geschehen; vor allen Dingen hat Gott die Thüren aufgethan. Die alte, bittere Feindschaft ist verschwunden. Wenn auch die Zahl der Getauften nicht groß ist im Verhältnis zu den Tausenden, die dort wohnen (auf der gesamten Hochfläche sind jetzt ca. 1700 Getaufte), so sind doch die Wege geebnet und größere Ernten stehen in Aussicht. Früher nur spärlich bevölkert, sind die weiten Flächen mit ihren fruchtbaren Thälern jetzt der Zielpunkt für viele Auswanderer aus überbevölkerten Gegenden. Kaffee- und Reiskultur werden eifrig betrieben, jedes Jahr entstehen neue Dörfer. Es werden also auch auf diesem Gebiet noch große Aufgaben für die Mission zu erfüllen sein.

Die sichtbar größte, augenfälligste Ausdehnung hat unsere Bata-mission in Toba zu verzeichnen. Nachdem schon 1881 in Balige und bald darauf in Laguboti begonnen war, die häufigen Aufstände aber eine weitere Ausdehnung unmöglich machten, wurde im Jahre 1890 von der Regierung die Erlaubnis gegeben, auch im östlichen, damals noch freien Toba Missionsstationen anzulegen. Vier Missionare hatten schon lange in Laguboti auf die Erlaubnis gewartet und im stillen schon manches vorbereitet, so daß, als nun das Land offen vor ihnen lag, wie auf einen Schlag vier neue Stationen entstanden, deren eine, Sigumpar, in jugendlicher Frische der Ephorus selbst bezog, um in der vordersten Schlachtreihe zu kämpfen. Die neue Arbeit auf dem jungfräulichen Boden ging gut voran: durch die sumpfigen Reisfelder wurden gute Wege angelegt, bald bildeten sich kleine Anfangsgemeinden, Kirchen und Schulen wurden gebaut und Filiale gegründet. Ganz Toba machte den Eindruck eines zur Ernte reifen Feldes. Das Evangelium fand eine unglaublich schnelle Aufnahme, ohne nennenswerte Kämpfe oder Schwierigkeiten. Wären die Missionare nicht so vorsichtig und langsam mit dem Tausen gewesen, so könnten wir heute zwei-, dreimal mehr Christen haben als thatsächlich da sind. In der von der Regierung besetzten Tobaebene bestehen jetzt 6 Hauptstationen und 29 Filiale mit 6500 Christen. Kirchen und Schulen sind zahlreich vorhanden. Man möchte fast sagen: es ist in Toba Mode geworden, die neue Lehre anzunehmen. Denn daß sie auf die Dauer an dem lächerlich gewordenen Heidentum nicht festhalten können, ist den Meisten eine ausgemachte Sache. Obgleich es noch Tausende von Heiden giebt, so fehlt doch die gewaltige Reaktion und der erbitterte Kampf um die

Existenz, wie ihn z. B. das Heidentum in Silindung geführt hat. Dieser Mangel ist natürlich nicht durchweg von Segen. Die Gefahr einer Verflachung des Christentums liegt auf der Hand.

Neben Silindung wird jetzt Toba, das vor 10 Jahren noch so verschlossene und feindselige Toba, wo Menschenraub, Sklaverei und roheste Menschenfresserei an der Tagesordnung waren, Mittel- und Schwerpunkt der Batamission. Schon jetzt ist es die Basis für noch weitere Operationen über den See hin, und das wird es mit Gottes Hilfe noch immer mehr werden, je mehr auch die jungen Christen ihre Missionspflicht gegenüber den noch heidnischen Brüdern erkennen. Die Häuptlinge, obgleich fast alle freundlich gegen Missionare und Christentum, sind freilich längst nicht das, was sie z. B. in Silindung sind, nämlich Stützen der Mission; oft genug schaden sie mehr als sie nützen. Auch hat es an Unruhen in Toba nicht gefehlt. Die Wühlereien der Malimsekte wurden schon erwähnt. Auch drohte einmal eine ernstliche Störung des Friedens, als einige Jahre nach der Annexion das Gouvernement Oberhäuptlinge einsetzte. Da fühlten sich viele zurückgesetzt, z. B. Leute, die wirklich einflußreich waren. Hier und da wollte man sogar Kirchen und Schulen zertrümmern, wähnend, die Missionare seien für diese Wahlen mit verantwortlich. Doch ist auch dieses Unwetter vorüber gegangen, ohne sich entladen zu haben. Viele Söhne aus Toba, reiche wie arme, sind jetzt schon auf dem Seminar zu Lehrern ausgebildet und dienen im Reiche Gottes. Der Mohammedanismus, wenngleich vom östlichen Asahan her immer drohend, ist Toba noch fern geblieben. So steht in der That zu hoffen, daß in absehbarer Zeit das südliche Toba christianisiert sein wird — wenn keine unvorhergesehenen Hinderungen eintreten.

Noch einen weiteren großen Fortschritt haben die letzten Jahre zu verzeichnen, nämlich die Inangriffnahme einiger Landschaften im freien Gebiete jenseits des Sees. 1893 gab die Regierung die Erlaubnis zum Beginn der Arbeit auf der Insel Samosir im Tobasee. Bisher galt gerade die isolierte Insel als ein Bollwerk altbataschen Heidentums. Das Christentum ist ihnen nicht aufgedrängt worden, sondern die Häuptlinge haben um einen Missionar gebeten. Nach einem anderthalbjährigen, viel versprechenden Anfang, mußte die Arbeit dort leider zeitweilig unterbrochen werden.<sup>1)</sup> 1894 begann Missionar Bruch eine neue Arbeit in dem gleichfalls wildheidnischen Uluan, östlich vom Tobasee,

<sup>1)</sup> M. M. B. 1894, 23.



gegenüber seinem Ausflusse. 1895 besetzte Missionar Reitze die der südlichen Tobaebene gegenüber liegende heidnische Landschaft Si Gaol. An Anfangsschwierigkeiten hat es in diesen Gebieten natürlich um so weniger gefehlt, als sie nicht von der Regierung beeinflusst waren, und darum des Kriegens und Streitens kein Ende war und ist. Auf Samosir sind jetzt zwei Missionare stationiert, von denen der eine, so bald die Wege geebnet sind, weiter nach Westen Bahn brechen soll. Er hat zu dem Zwecke bereits die große Insel umfahren und überall freundliche Aufnahme gefunden, z. B. an Stätten, wo man noch nie das Gesicht eines Europäers gesehen hat. In Uluu macht nicht nur der kriegerische und überaus habgierige Sinn der reichen Häuptlinge die Ausbreitung des Wortes Gottes schwierig, sondern auch der schlimme Einfluß von dem mohammedanischen Asahan her. Es existiert ein für Batas gut gangbarer Weg übers Gebirge nach Asahan, der sehr viel benutzt wird. Asahan ist aber nicht nur ein Sitz des Mohammedanismus, sondern auch eine Brutstätte der Unsitte. Es läßt sich denken, welcher Seele und Leib vergiftende Einfluß dort auf die wandernden und oft lange da weilenden Uluuanesen ausgeübt wird. Dennoch geht es dort voran; nach dreijähriger Arbeit zählt das Gemeindlein heute 56 Getaufte mit 50 Schülern; auch sind schon 3 Filiale angelegt und mit Lehrern besetzt. Der Einfluß der neuen Lehre reicht indes viel weiter, als sich statistisch nachweisen läßt; wie weit, das beweist glänzend das Geschick des Forschungsreisenden von Brenner, welcher im Jahre 1887 von Deli kommend, im Norden der damals noch ganz unzugänglichen Insel Samosir festgehalten wurde, und, wie er selbst berichtet, nur dadurch sein Leben retten konnte, daß er sich auf den Missionar Kommissen berief. Ja, die Heiden dort wußten so gut in den biblischen Geschichten Bescheid, daß sie den christlichen Europäer, wie es scheint, mit ihren Fragen arg in die Enge getrieben haben. Wir dürfen also hoffen, daß es auch für diese nördlichsten Landschaften nur eine Frage der Zeit ist, daß sie christlich werden. Vorläufig erschwert die Willkürherrschaft und gegenseitige Eifersucht der ungezügigten Häuptlinge eine allgemeine Ausbreitung der neuen Lehre. Auch trägt die holländische Kolonialregierung Bedenken, Missionare in unbesezte, abgelegene Gebiete zuzulassen, wo sie ihnen wirksamen Schutz nicht garantieren kann.

Unser Gang durch das Missionsgebiet der Batalande hat uns gezeigt, wie beträchtlich sich die Arbeit im letzten Jahrzehnt ausgedehnt hat. Einige vergleichende Zahlen werden dies noch deutlicher illustrieren. Die

Gesamtzahl der Bataschen Christen Ende 1886 betrug: 10746; Ende 1896: 36136 Getaufte, also ein Wachstum um mehr als das dreifache. Im Jahre 1886 gab es 1329 Tagesschüler; 1896: 6095; darunter befinden sich 873 regelmäßige Schülerinnen, deren es 1886 noch keine gab. Die Schülerzahl ist freilich immer noch verhältnismäßig gering. Abendmahlsberechtigte 1886: 2588 — 1896: 15917. Im Jahre 1886 waren es 13 Missionsstationen mit 15 europäischen Missionaren; im Jahre 1896 hingegen 22 Stationen mit 30 Missionaren; dazu kommen noch 10 ledige Missionschwestern, deren es 1886 noch keine gab. Im Jahre 1886 betrug die Zahl der Lehrer aus den Eingebornen: 56; dagegen 148 im Jahre 1896. Ordinierte eingeborene Pastoren 1886: 3 — 1896: 20. Älteste: 147 im Jahre 1886 — 660 im Jahre 1896. Die Zahl der Filiale betrug im Jahre 1886: 50; im Jahre 1896: 127.

Noch ein Wort über diese Filiale, die für die Batamission charakteristisch sind, und nicht unwesentlich zu dem schnellen äußeren Wachstum beigetragen haben. Es ist keine Hauptgemeinde, welche nicht, so bald sie einmal gegründet ist, Tochtergemeinden um sich herum entstehen läßt. So bald die dem Evangelium geneigten Leute merken, daß ein Missionar für sie nicht mehr abfällt, dann wünschen sie wenigstens einen Lehrer und eine Schule zu besitzen. Dem Missionar ist damit freilich eine nicht kleine Last aufgelegt, denn viele dieser Filiale sind nur auf sehr beschwerlichen, oft tagelangen Reisen zu erreichen. Aber es liegt ein Segen darin. Es wäre ja ohnehin unmöglich, kleinere, entfernter gelegene Landschaften mit einem Missionar zu besetzen, oder auch nur öfter zu besuchen. Dem kommt nun das Verlangen der Leute entgegen, welche gerne in ihrer Mitte einen Lehrer wohnen haben. Dieser hält die Gottesdienste, wenn der Missionar nicht kommt; er unterrichtet ihre Kinder, sucht ihre Kranken auf, geht ihnen nach, giebt ihnen Medizin, so gut er es weiß, u. s. w. Dem Missionar bleibt so die Oberleitung, die freilich noch schwierig und mühsam genug ist. Einmal in der Woche müssen alle Filiallehrer bei ihrem Missionar antreten, um mit ihm die Predigt für den Sonntag durchzunehmen, Gemeindeangelegenheiten zu besprechen u. s. w. Es giebt Gemeinden mit 8, 10, ja 12 Filialen, deren gewissenhafte Bearbeitung große Anforderungen an Kraft, Treue und Weisheit des leitenden Missionars stellt. Aber ohne dieses, gewiß immerhin mangelhafte, Filialsystem wäre eine Erntearbeit in dieser Ausdehnung nicht möglich.

(Fortsetzung folgt.)

# Alaska und die Mission daselbst.

Von D. G. Kurze.

## I. Land und Leute.

Es war ein bedeutungsvoller Zuwachs, den die Union erhielt, als sie am 28. Mai 1867 um den Preis von 7200000 Dollars Alaska, das bisherige Russisch-Nordamerika, erwarb. Anfänglich war allgemein die Ansicht verbreitet, daß die Vereinigten Staaten ein schlechtes Geschäft bei dem Handel gemacht hätten, und man sah in dem von dem damaligen Staatssekretär Seward eifrig befürworteten Ankauf der Kolonie mehr oder weniger einen von politischen Erwägungen diktierten Gefälligkeitsbeweis gegenüber Rußland für dessen wohlwollende Neutralität im Sezessionskriege. Man hatte eben zu jener Zeit keine Ahnung von den Bodenschätzen und den sonstigen natürlichen Reichtümern<sup>1)</sup> Alaskas und seiner Küstengewässer, war doch der größte Teil von Russisch-Nordamerika zur Zeit seines Überganges an die Union noch eine terra incognita. Auch unter dem neuen Regimente ging die Aufschließung des Landes nur langsam vor sich, was bei der gewaltigen räumlichen Ausdehnung Alaskas (1376300 qkm) nicht Wunder nehmen kann. Die Längen- und Breitenausdehnung des Landes ist fast so groß wie die der eigentlichen Union selbst; die Küstenlänge Alaskas beträgt nach den offiziellen Angaben des Vermessungsamtes nicht weniger als 26364 Meilen (engl.). In einem Lande von so großer Ausdehnung ist naturgemäß auch die Verschiedenheit der klimatischen Verhältnisse sowie die der Lebensbedingungen überhaupt eine sehr augenfällige. Während die vom nördlichen Eismeer bespülte arktische Küste Alaskas alle Unbilden und Schrecken der Polarregionen aufweist — nur während zweier Sommermonate wird die oberste Erdschicht von Schnee und Eis frei —, bilden in dem ausgedehnten, an Nordibirien erinnernden Tundrangebiete Nordalaskas die meist von Balsamtannen-, Birken- und Pappelmäldern eingefassten Flußthäler, von denen das des Yukon — er ist ziemlich 3000 Meilen lang und auf 2000 Meilen schiffbar — das wichtigste ist, bereits den Übergang zu weniger rauhen Regionen. Denn wenn auch im Yukonstromgebiet der Winter noch immer

<sup>1)</sup> Allein die Pachtgelder, welche die „Nordamerikanische Handelskompagnie“ dem Staate für den Fang der Pelzrobben auf den Pribiloff-Inseln zu zahlen hatte — jährlich bisher 317500 Dollars, in Zukunft 1 Million Dollars —, haben den Kaufpreis Alaskas reichlich wieder eingebracht.

7 Monate hindurch ein strenges Regiment ausübt, so zaubert dafür der kurze nordische Sommer eine für jene Breitengrade um so überraschendere Vegetation von Blumen und Beerensträuchern hervor; freilich entwickelt sich zugleich auch eine gewaltige Menge von Stechmücken, die nach Aussage der dort wohnenden Missionare eine der größten Landplagen bilden.

Dem Weltverkehr am zugänglichsten ist die Südküste Alaskas, die der an ihr hinlaufenden warmen Meeresströmung ein verhältnismäßig mildes Klima verdankt, so daß z. B. in Südostalaska mehrere Winter hindurch das Gras grün bleibt. Sommer und Winter sind hier sehr regenreich. Die wundervolle, Norwegens Naturschönheiten übertreffende Scenerie des südlichen Alaskas mit dem Gewirr buchtenreicher, bewaldeter Inseln, mit den himmelanstrebenden, schneebedeckten Bergriesen, von denen eine Anzahl noch thätige Vulkane sind, mit den bis zum Meeresstrande herabreichenden blinkenden Gletscherfeldern lockt alljährlich zur Sommerzeit einen immer mehr anschwellenden Touristenstrom an. Hier im Süden drängte sich auch bis vor kurzem hauptsächlich die aus der Union eingewanderte weiße Bevölkerung zusammen, um den Reichtum des Landes an wertvollen Hölzern, Pelztieren, Fischen und Edelmetallen auszubeuten.

Die Unionsregierung hat Alaska jahrzehntelang bis in die letzte Zeit hinein als das Aschenbrödel unter seinen Territorien behandelt. Sie beschränkte sich anfangs darauf, einige Zollstationen einzurichten und durch die Offiziere der im nördlichen Pazifik stationierten Kriegsschiffe eine Art von Küstenpolizei ausüben zu lassen; ja es dauerte volle 14 Jahre seit der Übernahme Alaskas, ehe man sich in Washington dazu aufraffte, in dem neu erworbenen Territorium eine regelrechte Verwaltung einzuführen. Und auch diese bewegt sich noch in sehr bescheidenen Grenzen; denn das organisatorische Statut vom 17. Mai 1884 hat nur für Einsetzung eines Gouverneurs und 12 Beamter gesorgt, die natürlich bei weitem nicht dazu ausreichen, in dem ausgedehnten Gebiete Gesetz und Ordnung zu handhaben, und zwar um so weniger, als die Mehrzahl des Beamtenpersonals im Südostwinkel Alaskas stationiert ist. Da Alaska keine gesetzgebende Versammlung, sowie keine Vertretung im Kongreß besitzt, so hat die Regierung dort die in Oregon geltenden Gesetze eingeführt. Mit deren Befolgung steht es aber sehr kläglich. Wie der Generalschulinspektor für Alaska, der frühere Presbyterianermissionar Dr. Sheldon Jackson berichtet, der auf seinen jährlichen ausgedehnten Rundreisen die beste Gelegenheit hat, die Verhältnisse kennen zu lernen, bleiben leider viele Verbrechen und Ausschreitungen, welche sich die eingewanderten Händler, Goldsucher und Abenteurer der eingeborenen Bevölkerung gegenüber zu schulden kommen lassen, unbestraft, weil kein Beamter nahe genug ist, um die Autorität des Gesetzes zu wahren. Viel Unheil richtet der in großen Mengen eingeschmuggelte Branntwein besonders auf den Aleuten und unter der Küstenbevölkerung an, und das Einströmen von meist unverheirateten Männern ist für die Moralität der eingeborenen weiblichen Bevölkerung überall da, wo die Mission dieselbe nicht unter ihren Schutz nehmen konnte, von verderblicher Ein-



wirkung gewesen. Dazu kommt noch die unvernünftige, raubbauartige Ausbeutung der bisherigen Reichtümer des Landes durch die eingewanderten Weißen, derzufolge in einzelnen Theilen Alaskas die Eingeborenen bereits mit dem Gespenste der Hungersnot zu kämpfen haben. Die früher an den arktischen Küstenstrecken so überaus zahlreich vorhandenen Walfische, Walrosse und Seehunde sind nahezu ausgerottet; ebenso ist das Wild im Innern des Landes auf den Aussterbeetat gesetzt, und der zur Zeit noch schwunghaft betriebene Lachsfang — die Konservefabriken Alaskas versandten neuerdings jährlich 5 Millionen Büchsen Lachs — wird bei der beliebten Raubfischerei langsam, aber sicher seinem Ende entgegengehen. Es ist daher für die Erhaltung der Eskimo- und Indianerbevölkerung des Territoriums von großer Wichtigkeit, daß die Regierung seit 1891 auf die Initiative des unermüdlích für das Wohl Alaskas thätigen Dr. Jackson hier begonnen hat, aus Sibirien zahme Renntiere nach Alaska überzuführen. Die bisherigen Versuche sind wohl gelungen und berechtigen zu der Hoffnung, daß in absehbarer Zeit die Renntierherden für die Eingeborenen nicht nur zu einer sicheren Quelle des Wohlstandes werden, sondern auch zur Verbesserung der Verkehrsverhältnisse zwischen den zerstreuten Ansiedelungen beitragen.<sup>1)</sup> Das nördliche und centrale Alaska ist nämlich zur Renntierzucht wie geschaffen, da dort eine Riesensfläche von 400 000 Quadratmeilen mit der diesen Tieren als Lieblingsnahrung dienenden Flechte (*Cladonia rangiferina*) bedeckt ist. Wie wichtig die Renntiere für den Transport von Reisenden und Lasten werden können, geht aus der Thatsache hervor, daß ein Renntier täglich 40 Stunden zu-

<sup>1)</sup> Der Ankauf der Renntiere in Sibirien war mit großen Schwierigkeiten verknüpft, da die halbwilden abergläubischen Eschuttischen nur geschlachtete Tiere, aber keine lebenden aus ihren großen Herden abgeben wollten. Im Herbst 1891 brachte Dr. Jackson die ersten 16 Renntiere nach der Unalakleet-Insel im Hafen von Unalakleet, wo sie freigelassen gut überwinterten; im nächsten Jahre wurde dann eine Centralzuchtstation, die sogenannte „Teller-Renntierstation“, in Port Clarence mit einem Erstlingsbestande von 17 Tieren begründet. Anfänglich hatte Jackson einige sibirische Eingeborene engagiert, welche die Herden überwachen und eine Anzahl junger Eskimos mit der Pflege und Aufzucht der Renntiere bekannt machen sollten. Da die Eschuttischen aber zu roh und gewaltthätig waren, hat die Regierung an ihrer Stelle aus Norwegen 7 Lappen — mit Frauen und Kindern, im ganzen 16 Köpfe — kommen lassen, die nach einer langen Reise von 12500 Meilen am 29. Juli 1894 in Port Clarence eintrafen. Diese lutherischen Lappenfamilien, die zu den gebildeten und bemittelten Gliedern ihres Volkes gehören, haben nun die ihnen gestellte Aufgabe vortrefflich gelöst, so daß nicht nur zwei neue Renntierstationen entstanden und mehrere Herden auf einzelne Missionsstationen im Norden verteilt werden konnten, sondern daß nun auch bereits eine Anzahl Alaskaner in der Pflege und Behandlung der Tiere ausgebildet ist. Die bisherigen Kosten der Einführung des gezähmten Renntieres sind theils durch Gaben der Freunde Dr. Jacksons (3146 Dollars), theils durch Staatsmittel (21 000 Dollars) gedeckt worden. Zu Anfang dieses Jahres hat der Kriegsminister den Dr. Jackson mit einer Sendung nach Lappland beauftragt, um dort eine größere Anzahl Lappländer mit einer Herde von 5—600 Renntieren anzuwerben, welche so schnell als möglich den in Klondike zusammengeeströmten Goldgräbern Lebensmittel zuführen sollen.

rückzulegen und eine Last von 3 Centnern zu befördern vermag, während es gleichzeitig selber sich seine Nahrung unter dem Schnee hervorgräbt. Nach Analogie von Lappland könnten in Alaska 9 Millionen Rentiere gehalten werden, die einen Wert von 80 Millionen Dollars darstellen würden, und die eingeborene Bevölkerung könnte, auch wenn sie sich verzehnfachte, einen reichlichen Lebensunterhalt durch die Rentierzucht finden.

Eine vollständige Umwälzung der Verhältnisse Alaskas, die auch die Unionsregierung zu einer stärkeren Betonung ihrer Pflichten gegenüber dem Lande veranlassen dürfte, ist inzwischen im vergangenen Jahre durch die Entdeckung überaus reicher Goldlager am Oberlauf des Yukon eingetreten. Man hatte ja früher schon in Südostalaska, z. B. bei Juneau, und später im Mittellauf des Yukon und am Kupferflusse Gold, Silber und Kupfer in ergiebigen Lagern ausfindig gemacht. Aber die neuerschlossenen Fundstätten an den Nebenflüssen des oberen Yukon, besonders am Klondike, der bei Dawson auf kanadischem Gebiete in den Yukon mündet, und mehr oder minder auch an den übrigen Yukonzuflüssen auf der Strecke Dawson bis Circle City haben eine derartig reiche Ausbeute bisher geliefert, daß sich trotz der beschwerlichen und langen Reise und trotz des im Goldgebiete herrschenden rauhen winterlichen Klimas eine gewaltige Menge von Goldgräbern nach dem jüngsten Eldorado aufgemacht hat. Nach einer Mitteilung des Bischofs Rowe schätzen nüchtern denkende Männer an Ort und Stelle die weiße Goldgräberbevölkerung, die sich im Laufe dieses Jahres am oberen Yukon in dem alaskanisch-kanadischen Grenzbezirke zusammenfinden wird, auf 100000—500000 Seelen. Bereits hat die „Standard Oil Compagnie“, welche die wertvollen Kohlen- und Petroleumlager an der Mündung des Kupferflusses ausbeutet, um die Konzession zur Erbauung einer schmalspurigen Eisenbahn nachgesucht, welche von der Mündung an dem genannten Flusse aufwärts folgend quer durch Alaska gehen und die Goldregion dem Verkehr erschließen soll.

Bisher war die Bevölkerung Alaskas eine sehr dünn gesäete, besonders im mittleren und nördlichen Teile des Landes. Sie setzte sich nach dem 1890er Regierungscensus (in einzelnen Punkten nachträglich berichtigt) aus folgenden Bestandteilen zusammen: 15000 Eskimo, 1890 Aleuten, 479 Kreolen, 1089 sonstige Mischlinge, 18487 Indianer, 2125 Chinesen, 82 Neger und 4419 Weiße (vor der Goldära), im ganzen also nur 43571 Seelen. Unter der eingeborenen Bevölkerung waren nach der Missionsstatistik der letzten Jahre 7610 evangelische, 13735 griechisch-katholische und 500 römisch-katholische, zusammen also 21845 Christen. Wir geben nun im folgenden eine Charakterisierung der einzelnen Be-

völkerungselemente Alaskas und beginnen dabei mit den Bewohnern des hohen Nordens.

Die Innuits oder Eskimos bewohnen die Küstengegenden Alaskas am nördlichen Eismeer und der Beringsee, teilweise auch die Alaskahalbinsel und im Bereiche des stillen Oceans reichen ihre Ansiedelungen weit nach Osten bis in die Gletscherregionen des St. Elias. Nur an zwei Stellen, am Cook Fjord und an der Mündung des Kupferflusses, hat die Indianerbevölkerung der Tinnah sich mitten durch das Eskimogebiet hindurch einen Weg zur Meeresküste zu gebahnt. Das Wort „Innuits“ bedeutet soviel wie „die Leute, das Volk“ und ist der Name, den jenes arktische Völkchen sich selbst beigelegt hat, während „Eskimo“ (Rohfischesser) als Schimpfwort gilt, welches die Indianer in Umlauf gebracht haben.

Als Küsten- und Inselbewohner sind die Innuits kühne Seefahrer und gewandte Fischer und Jäger. Was den Körperbau anlangt, so machen die Alaskainnuits einen viel stattlicheren Eindruck als ihre Brüder in Labrador und Grönland; die Mehrzahl von ihnen erreichen eine Länge von 6 Fuß und darüber. Kennzeichnend für ihr Äußeres sind kleine schwarze Augen, hervorstehende Backenknochen, ein großer Mund, dicke Rippen, grobes, braunes Kopshaar und eine frische gelbe Gesichtsfarbe. Vielfach tragen die muskulösen Männer Voll- und Schnurrbärte; in einzelnen Teilen Alaskas findet sich der Gebrauch, daß die Innuitsmänner in der zu diesem Behufe durchbohrten Unterlippe unterhalb der Mundwinkel als sonderbaren Schmuck kleine Pföckchen tragen. Von Natur sind die Innuits ein gutmütiges Völkchen; der von einem Weißen angesprochene Eingeborene pflegt stets zu lächeln. Mit ihrer frohgemuten Natur hängt es auch zusammen, daß sie leidenschaftlich gern tanzen, Wettläufe und alle möglichen athletischen Übungen veranstalten. Die Sprache sämtlicher Alaskainnuits ist im Grunde ein und dieselbe und weist nur, je nach den einzelnen Bezirken, gewisse dialektische Verschiedenheiten auf.

Das Hauptkleidungsstück der Eingeborenen ist die Parka, ein aus Tierfellen, bisweilen auch aus Vogel- oder Fischhäuten gefertigtes Überkleid. Wo die Innuits übrigens Handelsposten in der Nähe haben, pflegen sich die Vorgeschrifteneren unter ihnen auch fertige Kleidungsstücke zu kaufen. Die zum größten Teil in die Erde hineingebauten Wohnungen der Eingeborenen gleichen, von außen gesehen, einem runden, mit Grasstücken bedeckten Erdhauken, auf dessen Kuppe eine kleine Öffnung die Stelle eines Rauchfanges vertritt. Von außen führt ein langer und enger Tunnel in den Wohnraum, welcher 12—20 Fuß im Durchmesser hat und weder Tageslicht, noch Ventilation besitzt. Nur bei den Innuits im Radek-Bezirk pflegen mit dem Wohnraume ein oder zwei kleine Schlafkammern in Verbindung zu stehen. Diese Wohnungen werden übrigens nur während der winterlichen Jahreszeit benutzt, denn in dem kurzen arktischen Sommer verwandeln sich die Innuits in Nomaden, die von Fangplatz zu Fangplatz ziehen.

Nahrungsmittel liefern dem Eingeborenen das Musetier, das wilde Renntier der Bär und die kleineren Pelztiere; ferner spielen naturgemäß die Fische, der Weißwal, das Walroß, der Seehund und das verschiedene Wassergeflügel in der Innuits-

Rühe eine große Rolle. Sonderbarerweise haben die im hohen Norden wohnenden Innuits-Stämme einen großen Widerwillen gegen Salz. Während sie z. B. mit dem größten Behagen angefaulte Fische oder ranziges Öl genießen, speien sie mit allen Zeichen des Widerwillens ein ihnen etwa geschenktes Stück vom besten Hamburger Rauchfleisch wieder aus. Ein sehr gesuchtes Genußmittel ist bei den Eingeborenen der Tabak; Männer, Frauen und Kinder sind gleichmäßig leidenschaftliche Raucher.

Die religiösen Anschauungen der Innuits sind, soweit Europäer dies schwierige Gebiet überhaupt erkundet haben, nicht eben scharf bestimmt. Im allgemeinen glauben sie an das Vorhandensein einer höheren Macht, welche die Guten belohnt und die Bösen bestraft, indem sie denselben nach ihrem Tode einen gesonderten Aufenthaltsort anweist.

Die gesamte Innuits-Bevölkerung Alaskas wird auf 15000 Seelen geschätzt, von denen längs der Eismeerküste bis zur Beringstraße etwa 3000 in einzelnen Dörfern zerstreut wohnen; letztere sind stets da angelegt, wo sich ein geschützter Hafen mit guten Fischerei- oder Jagdgründen befindet.

Ein anderes interessantes Bevölkerungselement Alaskas bilden die Aleuten, welche Teile der Alaska-Halbinsel und die Inselreihe der Aleuten von der Schumagin-Gruppe im Osten bis zur Insel Attu, dem äußersten westlichen Vorposten, bewohnen. Die Aleuten, welche sich selbst mit dem Namen „Unung-un“ (die Leute, das Volk) bezeichnen, bilden nach Sprache, Körperbau und Sitten einen Zweig des großen Innuitsstammes, der sich allerdings schon vor langen Jahren von dem Hauptstamme losgelöst und inmitten einer eigenartigen Umgebung eine abweichende Entwicklung angenommen hat. Von den russischen Pelzjägern im 18. Jahrhundert unterjocht, waren sie ein Jahrhundert hindurch im Grunde genommen nichts anderes als Leibeigene im Dienste der früheren Russisch-Amerikanischen Handelskompagnie. Ohne ernstliche Gegenwehr vertauschten sie ihre heidnische Religion mit den Riten der griechisch-katholischen Kirche, und an die Stelle des heiteren, zu Übermut geneigten Temperamentes der Eskimorasse trat bei den Aleuten allmählich teilnahmslose Schweigsamkeit.

Die durchschnittliche Körperlänge der Aleuten beträgt 5 Fuß 6 Zoll (engl.). Sie haben grobes, schwarzes Haar, kleine Augen, hervorstehende Backenknochen, eingedrückte Nasen, dicke Lippen, einen großen Mund, breite Gesichter und eine zwischen hellgelb und braun variierende Hautfärbung; auch dem oberflächlichen Beobachter fällt ihre große Ähnlichkeit mit den Japanern auf. Die Barabarra, die aus Steinen und Rasen erbaute Wohnung der alten Aleuten, hat fast überall dem modernen Holzhaufe weichen müssen, welches zwei bis drei Räume enthält und immer nur von einer Familie bewohnt wird. Diese Häuser sind mit kleinen guß-



eisernen Kochöfen oder mit netten schmiedeeisernen Sparherden, mit emaillierten Kesseln, weißem Steingutgeschirr und zinnernen oder silberplattierten Küchengeräthschaften ausgestattet; als Ruhestätten dienen Federbetten, die tagsüber mit grellbunten Decken verhüllt werden. Die Wände sind mit kolorierten Bildern geschmückt, und zu Beleuchtungszwecken bedient sich der Aelte der Petroleumlampe. In manchen Häusern findet man sogar ein Akkordion, eine Drehorgel oder eine Spielbasse, letztere bisweilen zum Preise von 200 Dollars. Der Gebrauch, sich die nötigen Kleidungsstücke aus Vogelhäuten und dem Fell der Pelztiere selbst herzustellen, hat längst aufgehört, dafür trägt man jetzt die aus den Vereinigten Staaten eingeführten wollenen und baumwollenen Stoffe, und manche Aeltesten studiert mit großem Interesse die neuesten Modebilder und sucht den modernsten Kleiderschnitt nachzuahmen. Nach dem letzten Censns zählte man im ganzen nur noch 1890 Aeltesten.

Unter dem Namen Tinneh — die französischen Missionare pflegen Denneh zu schreiben — faßt man die Indianerbevolkerung des nördlichen Alaska zusammen. Auch in diesem Falle wieder hat das Wort „Tinneh“ in in der Sprache der Eingeborenen die Bedeutung von „die Leute, das Volk“. Die Tinneh-Indianer sind von stattlichem Körperbau, stark und mutig und besitzen eine große Ausdauer in der Ertragung von Strapazen, wie sie ihr Leben als große Jäger und Fischer mit sich bringt. Sie huldigen der Vielweiberei, insofern die Männer häufig mehr als eine Frau, aber selten mehr als drei Frauen nehmen. Schließung und Trennung der Ehe erfolgt nach Willkür. Bei einigen Stämmen ist dann und wann die Tötung neugeborener Mädchen üblich. Die Toten pflegt man in Kästen über dem Erdboden beizusetzen. Die Tinneh glauben an eine Menge guter und böser Geister; das Schamanen- und Zaubereiunwesen ist mit den daran sich anschließenden barbarischen Gebräuchen noch vielfach im Schwange. Die in 3 Stämme zerfallenden westlichen Tinneh — im ganzen ungefähr 1800 Seelen — bewohnen den Westen des nördlichen Alaskas, besonders die Gegend am Unterlaufe des Yukon und Kuskotwim; die Russen haben ihnen den Namen Ingilik gegeben. Diejenigen Tinneh-Stämme, welche von der Mündung des Tanana in den Yukon bis zur Grenze von Britisch-Nordamerika im Osten und bis zum Lynn-Kanal in Südostalaska wohnen, werden mit dem gemeinsamen Namen Kutschin bezeichnet; sie zählen zusammen mit den am Kupferflusse wohnenden Ah-tena 3300 Seelen.

Die in 10 Stämme zerfallenden Thlinkit, welche den anderen großen Zweig der Indianerbevolkerung Alaskas bilden, bewohnen in einer Stärke von 5834 Seelen die Inseln des Alexander-Archipels und die benachbarten Küstenstrecken im südlichen Alaska. Die Thlinkit besitzen viel

Selbstbewußtsein und sind ein arbeitsames, kräftiges und kriegerisches Völkchen, das in früheren Jahren den Aleuten im Westen viel Schrecken einjagte.

Außerdem wird das südliche Alaska noch von 12 kleineren Indianerstämmen — in einer Gesamtstärke von 7553 Seelen — bewohnt, die wir im folgenden kurz aneinander reihen wollen. Es sind da zunächst die Chilkat (988 Seelen) zu nennen, welche den nördlichsten Teil des Lynn-Kanales und die Thäler des Chilkat und Chilcoot einnehmen. Sie machen die Zwischenhändler jener Gegenden, indem sie die seewärts eingegangenen Waren ins Innere transportieren und dafür Pelzwerk vertauschen und zur Küste bringen. Durch ihr Gebiet geht der jetzt so viel benutzte Saumweg zu den Goldwäschereien am oberen Yukon. Einhundert (engl.) Meilen südwestlich von den Chilkat wohnen zu beiden Seiten des Groß-Sundes die Sunah (908 Seelen), ferner wenige Meilen ostwärts von diesen auf der Admiralitätsinsel die Auke (640 Seelen), in deren Stammesgebiet wertvolle Goldlager entdeckt worden sind, die zu dem Aufblühen der Minenstadt Juneau Anlaß gegeben haben. Es folgen dann nach Süden zu auf dem Festlande die Taku (269 Seelen), die Gutschinu (666 Seelen) auf der Südwestseite der Admiralitätsinsel, die Kake (568 Seelen) auf den Inseln Kuju und Kupreanoff, im Osten die Stikin (317 Seelen) an der Mündung und dem Unterlaufe des gleichnamigen Flusses, im äußersten Süden nahe der britischen Grenze die Tongas (273 Seelen), die aus Britisch-Columbia auf Betrieb ihres Missionars W. Duncan ausgewanderten christlichen Tsimschin (828 Seelen) auf der Annette-Insel, die Hanegah (587 Seelen) im nördlichen Teile der Prince of Wales-Insel, die Sitta (721 Seelen) an der Westküste der Insel Baranoff und die Haida (788 Seelen), welche die Südhälfte der Prince of Wales-Insel bewohnen. Letztere bilden einen stattlichen, wohlgeformten Menschengeschlag von ziemlich heller Hautfärbung. Wegen ihrer Tapferkeit und Wildheit im Kriege waren sie ehemals die Schrecken aller schwächeren Stämme an der nördlichen Pazifikküste. Ja sie scheuten selbst vor Angriffen auf englische und amerikanische Schiffe nicht zurück; so hielten sie z. B. im Jahre 1854 den Kapitän und die Besatzung eines amerikanischen Schiffes in Gefangenschaft, bis letztere von der Hudsonsbaigesellschaft losgekauft wurden. Die Haida-Dörfer haben in ihren Totem-Säulen eine eigenartige Zierde. Es sind dies mit Schnitzwerk bedeckte Baumstämme von 1—2 Fuß Durchmesser und 20—60 Fuß Länge. Einige derselben sind hohl und dienen als Aufbewahrungsort für die Asche verstorbener Häuptlinge, andere sind mit heraldischen Zeichen bedeckt, die auf das Totem oder Wappentier des betreffenden Hausbesitzers Bezug haben. In manchen Fällen bildet eine ovale Öffnung in der Säule zugleich den Hauseingang. Ein Haidahaus ist ein umfangreiches, niedriges, aus schweren Planken hergestelltes Gebäude von 40—50 Fuß im Quadrat, mit einem Herdplatz in der Mitte und einer großen Öffnung im Dache, durch welche der Rauch entweicht.

Vorgeschrittenere Haida haben in ihre Häuser Fenster und Thüren eingesetzt und dieselben mit Bettstellen, Tischen, Öfen, Eßgeschirr und anderen Erfordernissen eines civilisierten Lebens ausgestattet. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus getrockneten oder frischen Fischen, je nach der Jahreszeit. Auch das Wild und die zahlreichen Beeren des Waldes finden Verwendung; letztere werden mit Fischöl eingesotten zum Winter aufgehoben. Die Meeresküste bietet reichlich Muscheltiere;

außerdem bauen die Haida viel Kartoffeln. Berühmt sind die Haida wegen ihrer Geschicklichkeit in der Holzschnitzerei und im Bearbeiten von Knochen, Gold, Silber und Steinen. Die schönsten unter den großen Ederholzbooten, die den Verkehr zwischen den einzelnen Indianeransiedelungen in Südost-Alaska vermitteln, stammen sicher aus einer Haida-Werkstatt. Bei den Haida ist noch die Sklaverei und Vielweiberei an der Tagesordnung. Der Mann kauft seine Frau, die oft noch ein halbes Kind ist, von den Eltern. Gefällt sie ihm nicht, so kann er sie zurücksenden und den Kaufpreis wieder fordern. Unter den Volkslastern der Haida nimmt die Spielwut eine hervorragende Stelle ein.

Die Einwanderung weißer Händler, Pelzjäger, Goldsucher und Abenteuerer und ihr meist sehr unsittlicher Verkehr mit der weiblichen eingeborenen Bevölkerung hat die Bildung einer Mischlingsrasse zur Folge gehabt, die nach dem Regierungscensus von 1890 bereits 1568 Seelen zählte und sich seitdem nicht unbeträchtlich vermehrt haben dürfte. Einen Teil dieser Halbblutbevölkerung bilden die 479 sogenannten Kreolen, unter welchem Namen man die vornehmlich auf den Aleuten wohnenden Abkömmlinge russischer Väter und aleutischer Mütter zusammenfaßt. Das russische Regiment begünstigte seinerzeit derartige lose Verbindungen der Angestellten der Handelskompagnie mit eingeborenen Frauen; waren doch rechtsgiltige Ehen zwischen Vollblutrussen und eingeborenen Alaskanern überhaupt verboten, da der russische Angestellte nach Ablauf seines Kontraktes unweigerlich in sein heimatliches Kirchspiel nach Rußland zurückkehren mußte, wohin ihm die Eingeborene nicht folgen durfte. Die einzige Bedingung, welche die russische Regierung an die Zulassung solch wilder Ehen knüpfte, bestand darin, daß die betreffende Eingeborene getauft sein mußte. Merkwürdigerweise galten seinerzeit in Sitka in der sogenannten guten russischen Gesellschaft diese Konkubinate für nichts weniger als ehrenrührig, die wenigen christlichen Ehefrauen russischer Beamten verkehrten mit jenen eingeborenen Frauen, als ob ihnen nicht der geringste Makel anhafte. Nach dem Übergange Alaskas an die Vereinigten Staaten blieben viele von diesen Russen im Lande und schlossen dann mit den Müttern ihrer Kinder rechtsgiltige Ehen. Den Sprößlingen wilder Ehen von Russen mit Alaskanerinnen war es dagegen schon unter russischer Herrschaft gestattet, eine christliche Ehe in der Kolonie zu schließen. Manche dieser Halbblütigen rückten in Beamtenposten ein, ja einer derselben, Etolin, ein Lutheraner, wurde sogar vom Kaiser zum Gouverneur von Alaska ernannt.

Von den russischen Kreolen abgesehen, vereinigt der größte Teil der übrigen Mischlingsbevölkerung amerikanisches und Indianerblut in seinen

Abern; doch kommt es neuerdings auch an der Eismeerküste infolge der dort öfter stattfindenden Überwinterung der Bemannung amerikanischer Walfischfänger zur Bildung einer Halbblutbevölkerung unter den dortigen Innuit.

Von den im Regierungscensus noch mit aufgeführten 2125 Chinesen sind die meisten als Arbeiter in den sogenannten „Canneries“ oder Fischkonservenfabriken beschäftigt. Sie üben einen unheilvollen Einfluß auf die eingeborene Bevölkerung aus, indem sie aus ihrer chinesischen Heimat Samschu (Reisbranntwein) in großen Mengen einschmuggeln und an die Alaskaner mittels Tauschhandel vertreiben. Es hat dies besonders auf den Aleuten zu großen Mißbräuchen geführt.

Die Zahl der in Alaska sich aufhaltenden Neger — 82 — ist zu gering, um im sozialen Leben der Bevölkerung irgendwie hervortreten.

Über den gegenwärtigen Stand der meist aus den Vereinigten Staaten eingewanderten weißen Bevölkerung fehlen sichere Zahlenangaben; die im 1890er Regierungscensus angeführte Zahl von 4419 Weißen dürfte infolge des in den letzten Jahren erfolgten Einstromens zahlreicher Goldgräber bedeutend überschritten sein. Die Hauptmittelpunkte der weißen Bevölkerung sind Juneau, Sitka und der Minendistrikt in der Umgebung von Circle City am oberen Yukon. Zur Zeit hat ja der Ruf der Goldlager Klondikes einen großen Teil der Goldgräber den Yukon weiter stromaufwärts auf britisches Gebiet gelockt, aber es ist vorauszusehen, daß die Mehrzahl der Ausgewanderten bald nach den wahrscheinlich ebenso reichen Goldfundstätten auf amerikanischer Seite zurückkehren wird. Man wird die jetzige weiße Bevölkerung Alaskas ohne Gefahr der Übertreibung auf wenigstens 10000 Seelen schätzen können.

## Die Neukirchener Missionsanstalt.

Von Missions-Inspektor J. Stursberg.

### III.

Richten wir nun unsere Blicke auf

Die Ostafrika-Mission,

die im vorigen Jahre das erste Jahrzehnt ihrer Geschichte vollendet hat! Hier trägt die Arbeit ihrer ganzen Entwicklung gemäß einen wesentlich andern Charakter als in Java. In einem freilich ist kein Unterschied, das Klima und die von ihm bedingten Gesundheitsverhältnisse haben auch in Ostafrika viel Wechsel der Arbeitskräfte und dadurch viel Aufenthalt im



Missionswerk gebracht. Eigentliche Opfer des Klimas hat Ostafrika sogar noch mehr aufzuweisen, als Java.

Dort zählen wir aus dem Geschwisterkreis in den 12 Jahren bei 10 Brüdern und 9 Schwestern (von denen allerdings je drei nachher wieder ausschieden) nur einen Todesfall, und zwei Geschwisterpaare mußten vorübergehend zur Erholung in die Heimat, 6 Brüder und 4 Schwestern sind noch in der Arbeit. In der Ostafrika-Mission sind in den 10 Jahren von 13 Brüdern und 7 Schwestern je 4 gestorben, ein Bruder mußte leider austreten, und noch 4 Brüder und 1 Schwester krank oder der Familienverhältnisse wegen in die Heimat zurückkehren; doch durfte 1 Bruder und 1 Geschwisterpaar zum zweitenmale ausgehen, und von einem Bruder hoffen wir ein gleiches. Augenblicklich (Febr. 1898) stehen von den 20 Ausgesandten nur noch 9 (darunter 3 Schwestern) auf ihrem Posten.

Aus den Anfängen der Ostafrika-Mission nur die Hauptzüge! Die Verbindung, in welche Neukirchen durch die Salatiga-Mission mit Ermeloo gekommen war, führte dazu, daß Ende 1884 Weber (mit Frau) und Würk von Neukirchen aus nach Ägypten gingen, um dem Ermelooer Missionar Spillenaar in Kaliub bei Kairo zur Seite zu treten. Es zeigte sich aber, daß dort und auch in Ägypten auf die Dauer ihr Platz nicht sei. Nach einem neuen Arbeitsfeld für sie ausschauend, wurden wir von Inspektor Schreiber in Barmen auf das Völkchen der Pokomo an den Ufern des Tana in Ostafrika hingewiesen, von denen er in „Petersmanns Mitteilungen“ gelesen hatte. Nicht lange vorher (Mai 1885) war das Gebiet des Sultans von Witu, als dessen Unterthanen sich auch die Pokomo betrachteten, unter den Schutz des Deutschen Reichs gestellt worden. Alle weiteren Erkundigungen brachten sehr ermutigende Auskunft. So traten wir gern dem Gedanken nahe, jenem Volk im deutschen Schutzgebiet, das noch gänzlich ohne Boten des Friedens war, das Evangelium zu bringen.<sup>1)</sup>

Freilich wußten wir, daß in Gollbanti am untern Tana 1884 von der Mission der „Vereinigten Methodistenfreikirchen“ Englands, die seit 1862 in der Nähe von Nombas gearbeitet hatte, eine Station unter den Galla angelegt worden war, auf welcher am 3. Mai 1885 Missionar Soughton und Frau von Masai ermordet wurden. Es lag uns an, mit dieser Mission zunächst ein friedliches Einvernehmen zu gewinnen. Die Verhandlungen darüber zogen sich aber sehr in die Länge. Endlich entschloß sich Würk unter Zustimmung des von England mit den Verhandlungen betrauten alten Methodistenmissionars Wakefield, Ende Februar 1887 von Suez aus zu mündlicher Besprechung und weiterer Orientierung nach Ostafrika zu fahren. Am 17. März landete er in Lamu, der Hafenstadt für das Tana-gebiet und das Witu-Sultanat. Wakefield war aber nicht mehr in Lamu, als

<sup>1)</sup> Auf das Tanagebiet waren ja auch schon die Augen mancher Missionsleute (Dr. Krapf, Harms etc.) von alters her vielfach betend gerichtet gewesen. St.

Würz ankam; die Berichte, welche unser Bruder von den Deutschen über die Art und das Auftreten der Methodisten erhielt, machten ihm wenig Lust, Wakefield auf dessen briefliche Aufforderung hin nach Mombas nachzureisen. Bald darauf mußte jener nach England zurück, und — zu einem Aussprechen kam es nicht.

Würz hatte schon in Kaliub mit Weber die Suahelisprache grammatisch erlernt; so reichte bei der in Ägypten gewonnenen Bekanntschaft mit dem Arabischen, bei seiner vorzüglichen Sprachbegabung und dem trefflichen Unterricht eines tüchtigen Suaheli schon ein dreimonatlicher Aufenthalt in Witu hin, ihn mit der Sprache soweit vertraut zu machen, daß er es wagen durfte, an eine Niederlassung unter den Pokomo zu denken, von denen viele des Suaheli mächtig sind. Missionar Hedenström (vgl. über ihn A. M.-Z. 1897, 81), der seit kurzem in Witu war, und mit dem er sich freundschaftlich zusammenschloß, half ihm in Ngao, dem ersten größeren Pokomo-Ort am untern Tana, ca. 1000 Seelen zählend, ein Lehmhaus bauen. Anfang August kam auch Weber mit seiner Frau von Kaliub her in Lamu an, und Mitte September begann die gemeinsame Arbeit unter den Pokomo.

Diese sind ein friedfertiges, ackerbautreibendes, auch vom Fischfang und der Jagd lebendes Völkchen von vielleicht 15000 Seelen, die in zum Teil weit zerstreuten größeren und kleineren Ortschaften unmittelbar am Tanafluß wohnen. Dieser, von der Quelle bis zur Mündung in der Ästlinie etwa 500 Kilometer messend, in seiner Breite zwischen 30 und 70 Metern wechselnd, kommt aus dem Gebirgsfuß des Kenia und bringt ganz wie der Nil zweimal im Jahre eine Überschwemmung des ganzen Gebietes, eine größere und eine kleinere, zustande, welche eine außerordentliche Fruchtbarkeit des Landes erzeugt. Die Pokomo befahren den Fluß in ihren aus einem Baumstamm ausgehöhlten Booten mit großer Geschwindigkeit. Sie sind ein kräftiger Menschenschlag von dunkel-kaffeebrauner Farbe, mit schwarzem Wollhaar, aber sonst von meist nicht stark ausgeprägtem Negertypus. Bei sehr ausgebildetem Familien- und Stammes-Zusammenhang sind sie doch politisch ohne jeden Volkszusammenschluß. Sie zerfallen in 12 kleinere Stämme ohne jedes gemeinsame Oberhaupt; die Dorfsältesten sind die höchste Obrigkeit im Lande. Obwohl im Kampf mit dem Flußpferd, dem Krokodil, dem Büffel u. s. w. oft viel Mut zeigend, haben sie sich doch von ihren Feinden und Bedrückern, selbst wenn sie diesen überlegen waren, stets willig schinden und ausplündern lassen. „Wir lieben den Krieg nicht, Gott hat uns friedlich erschaffen,“ sagen sie. So sind sie jedermanns Knecht und jedermanns Beute geworden. Die hin und her zerstreut wohnenden und weidenden Galla (im ganzen Tanagebiet kaum mehr als 3000) behandelten ebenso wie die Suaheli und Araber von der Küste und aus Witu das Pokomoland als ihr Feld und ihren Garten, und die Bewohner als ihre Sklaven. Dazu kamen noch von Zeit zu Zeit Einfälle der Somali und Masai, ihnen auch das Letzte zu rauben. Vieh hatten sie aus dem Grunde schon längst nicht mehr gehalten. Als nun die deutschen Missionare kamen, Unterthanen des deutschen Kaisers Wilhelm, welcher dem Witu-Sultan den Sansibar-Leuten und den Engländern gegenüber so mächtig

geholfen hatte, da wurden sie mit großer Freude aufgenommen, gewiß auch in der stillen Hoffnung, daß jene ihnen zu ein wenig Freiheit von ihren Bedrückern und zu äußerer Ruhe und Sicherheit helfen würden.

Die Pokomo wohnten ursprünglich in ihren kreisrunden, bienenkorb-ähnlichen Grasshütten auf dem höher gelegenen rechten Tana-Ufer, wo sie von der Flußüberschwemmung nicht belästigt wurden. Als aber durch den englisch-deutschen Vertrag vom November 1886 der Tana zur Grenze zwischen dem englischen und deutschen Gebiet erklärt wurde, zogen sie auf das linke deutsche Ufer, das viel niedriger und den Flußüberschwemmungen ausgesetzt war; sie wollten um jeden Preis zum Witu-Sultan und den Deutschen halten. Auch die Missionare mußten hier unter ihnen bauen. Die Folgen davon haben sie reichlich zu spüren bekommen. Zweimal (1888 und 1890) stürzte ihnen ein unter vielen Mühen nahezu fertig-gestelltes Haus ein. Dazu die vielen Fieber- und Dysenterie-Fälle im Geschwisterkreise. Am 26. Juli 1888 starb der erst 9 Wochen vorher aus Neukirchen eingetroffene Blecher, und am 14. August desselben Jahres Frau Weber, nachdem sie 14 Tage zuvor Mutter eines Knäbleins geworden war. Weber mußte den Kleinen nach Deutschland bringen, während Würz schwerkrank in Lamu zurückblieb. Schon im Februar 1889 traf jener wieder in Lamu ein, und zwar mit drei neuen Gehilfen, Heyer, Böcking und Pieper.<sup>1)</sup> Von nun an wurde auch Lamu als Missionsstation mit einem, zeitweise mit zwei Brüdern besetzt. Die andern nahmen mit frischem Mute die Arbeit in Ngao wieder auf. Doch auch jetzt gab's wieder die alten Nöte, Fieber und Krankheit, die aber durch die Anhänglichkeit der Pokomo nicht wenig erleichtert wurden. Eine ernste Störung drohte dem Werke wieder, als im Zusammenhang mit der Auslieferung des Witu-Landes an England der Witukrieg ausbrach (September 1890) und alle Missionare zur Flucht an die Küste nötigte. Wie schon bei einem Somali-Überfall im Frühjahr 1888, so verloren sie auch jetzt den größten Teil ihres Eigentums, doch erhielten sie letzteren Schaden durch Vermittelung des Auswärtigen Amtes in Berlin von ungenannter Hand ersetzt.

Schreiber dieses, der von November 1890 bis Juli 1891 eine Reise nach Ostafrika und Java machen durfte, hatte die Freude, nach Wiederherstellung des Friedens Ende Februar 1891 die Brüder in ihre liebe Arbeit am Tana zurückzuführen und sich an dem unmittelbaren Jubel der Pokomo bei ihrer Rückkehr zu erquicken. Jetzt, wo beide Tana-Ufer englisch waren, trugen die Pokomo auch kein

<sup>1)</sup> April 1890 folgten die Bräute von Böcking und Pieper, Juni 1892 die Bräute von Weber und Heyer, März 1893 Kraft, März 1895 dessen Braut.

Bedenken mehr, die Rückkehr aufs hoch gelegene rechte Ufer zu versprechen, die auch bald erfolgte. Auf die Dauer schien die Errichtung eines größeren massiven Hauses für die Missionare bei Ngao unumgänglich notwendig; da dessen Fertigstellung nach den bisherigen Erfahrungen nicht so bald zu erwarten war, so wurde beschlossen, auf dem höheren rechten Flußufer oberhalb des Dorfes zunächst leichtere Fachwerkhäuser zu bauen, die schnell hergestellt wären und für einige Jahre zur Wohnung ausreichen könnten, um dann als Nebengebäude verwendet zu werden. So entstanden nach einander zwei Wohnhäuser für Missionare mit den Nebengebäuden und Stallungen, ein Versammlungshaus und ein Haus der Schüler aus den Pokomo, von ihnen selbst nach dem Muster der Europäer-Wohnungen gebaut. Es sei hier gleich bemerkt, daß die Brüder zwar auf einem im Walde entdeckten Hügel von etwa 20 Meter Höhe ganz nahe bei Ngao einen prächtigen und voraussichtlich gefunden Bauplatz für das feste Haus gefunden haben, auch eine Summe von ca. 12000 Mk. dafür schon seit einigen Jahren zur Verfügung stand; und doch konnte der Bau noch nicht beginnen, da die Methodistens-Mission auf Grund eines älteren Kaufvertrags mit den Galla, den die englische Regierung anerkennt, Ansprüche auf den Hügel erhob und zum Verkauf desselben trotz vielfacher Verhandlungen nicht bereit war. Dank der freundlichen Hilfe der englischen Regierung (die in jeder Weise der Mission ihre Unterstützung gewährt, sogar seit 1895 eine kleine Besatzung unter einem missionsfreundlichen maderen Norweger in Ngao unterhielt), besteht jetzt endlich begründete Aussicht, in Besitz des erforderlichen Landes auf dem Hügel zu kommen und mit dem Bau, für den schon allerlei Vorbereitungen getroffen sind, beginnen zu können.

Die Missionare hatten schon bald nach Beginn der Arbeit angefangen, den Ngao-Leuten die Thatfachen und Wahrheiten des Evangeliums in der Suaheli-Sprache nahe zu bringen. Das unterblieb auch während der Bau- und sonstigen Arbeiten nicht. Doch wollten sie mit dem Beginn regelmäßigen Schulunterrichts und eigentlicher Predigt am liebsten warten, bis sie imstande wären, zu den Pokomo in ihrer Sprache zu reden. Würk arbeitete sich verhältnismäßig schnell in dieselbe ein. Schon 1889/90 konnte Dr. Büttner von ihm einen „Abriß der Grammatik des Pokomo“ und ein „Wörterverzeichnis“ in seiner „Zeitschrift für afrikanische Sprachen“ drucken.<sup>1)</sup> Im Anfang hatten die Pokomo trotz aller persönlicher Zuneigung zu den Missionaren doch immer noch viel unter dem Bann der Furcht vor den Küstenleuten gestanden, welche durch allerlei Einschüchterung im geheimen den Einfluß der Missionare zu brechen und das Vertrauen zu untergraben suchten. Die faktische Besitzergreifung durch die englische Regierung nach dem Witukrieg und das energische Vorgehen ihres Ver-

<sup>1)</sup> In den Jahrgängen 1895/96 der „Zeitschrift für afrikanische und ozeanische Sprachen“ erschien aus Würk' Nachlaß eine ausführlichere Grammatik und ein größeres Wörterverzeichnis des Pokomo nebst „Beiträgen zur Kenntnis des Lamu-Dialekts“ und einer „Wörterammlung des Likuu“, d. h. des nördlichsten Suaheli.



treters am Tana gegen die Übergriffe der Suaheli hob jenen Bann in merkbarer Weise, wenn auch allerlei Nachwirkungen desselben immer noch hervortraten. Anfang 1892 wagten es endlich 6 Jungen aus den Pokomo mit dem begabten Sprachgehilfen des Br. Würk, Abadullah, und einem von der Küste mitgebrachten freigekauften Sklavenjungen, regelmäßig zur Schule zu kommen. Sie lernten verhältnismäßig schnell Lesen und Schreiben. Gleichzeitig mit der Schule begann auch regelmäßige Sonntagschule bezw. Sonntagspredigt und tägliche Andacht, zunächst in dem Zimmer eines der Missionare. Mit dieser Darbietung des Evangeliums an die kleine Schar der regelmäßigen Besucher des Missionshauses ging aber fortgesetzt bei allerlei sich bietenden Gelegenheiten die Bezeugung des Wortes Gottes im weiteren Kreise der Bewohner von Ngao und Umgegend Hand in Hand. Und die Frucht blieb nicht aus. Zunächst zeigte sie sich im weiteren Kreise. Die Pokomo haben noch eine Erinnerung an den einen wahren Gott, den sie Muungu nennen, um den sie sich aber nicht viel bekümmern. Dafür fürchten sie um so mehr die koma, die Geister, wohl meist als Geister verstorbener Großer im Volk gedacht. Diese freundlich zu stimmen und unschädlich zu machen ist Aufgabe der Zauberer, die vor allem auch das Austreiben böser Geister aus Kranken zu besorgen haben. Im Mai 1892 nun wurde vom Volk einstimmig beschlossen, und zwar ohne allen Druck von seiten der Missionare, daß niemand mehr zu den koma beten, und die Zauberer auch kein Austreiben böser Geister mehr vornehmen sollten, „weil es eine Sünde sei gegen Muungu und Isa Mafija“ (Jesus Christus). Nun gab es aber noch einen religiös-politisch-sozialen Geheimbund oder Orden im Volk, mit zwei Abteilungen, fufurije und ngadsi, und verschiedenen Unterstufen, dessen verborgenen Widerstand die Missionare immer wieder fühlten, den sie aber wegen seiner Heimlichkeit nie recht fassen konnten. Endlich brach auch er vor ihrem Zeugnis zusammen. Nach zweimaliger längerer Beratung in öffentlicher Volksversammlung beschloß der ganze Pokomostamm, dessen Hauptort Ngao ist, im Juli 1893 einstimmig, „die fufurije und ngadsi für immer zu lassen und allein Jesus Christus anzugehören.“ „Wir gehören nun zu euch,“ so erklärten sie den Missionaren, „wir wollen mit euch gerettet oder mit euch verloren werden. Unsere Frauen und unsere Kinder gehören nun zu euch.“ Die Missionare nahmen diese Wendung mit herzlicher Dankbarkeit auf, verhehlten sich aber nicht, daß hiermit der Sieg noch lange nicht gewonnen sei. Sie warteten auf persönliche Entscheidung einzelner. Auch diese blieb nicht aus. Alle 8 Erstlingschüler

kamen schließlich mit der Erklärung zu Würz: „Wir haben jetzt solange in der Thüre gestanden, wir wollen nun auch endlich hineingehen,“ d. h. uns ganz Christo ergeben. Und sie wurden, nachdem diese ihre Absicht in einer Volksversammlung öffentlich kund gegeben war, am 1. März 1894 getauft. Wenige Tage darauf reiste Würz mit allerlei Arbeiten und Plänen für das Werk am Tana in die Heimat ab, zugleich um eine längst nötige Erholung zu finden; er mußte aber schwerkrank in Marseille ins Hospital gebracht werden, wo er am 9. Mai 1894 heimging. Gerade war eine von ihm verfaßte Pokomosibel mit Lesebuch, den drei Hauptstücken und 14 Liedern, wie auch eine von ihm besorgte Übersetzung des Markus in die Pokomosprache im Druck fertig geworden, eine wehmütige Erinnerung an das, was der Heimgegangene vor allem in seiner außerordentlichen Sprachbegabung dem Werk gewesen war. Ein letztes Denkmal davon ist auch die kürzlich gedruckte Übersetzung der Biblischen Geschichte für die Pokomo, die noch im wesentlichen sein Werk ist.

Die Missionsarbeit ging auch nach Würz' Heimgang, wenn schon unter allerlei Störungen unter Krankheiten und einzelnen Todesfällen, stetig fort. Auch die Frauen und Mädchen traten langsam aus der im Anfang streng bewahrten Zurückhaltung heraus. Frau Böding († April 1892) durfte den ersten Dienst in dieser Beziehung thun. Die zweite Frau Weber († März 1895) kam schon einen Schritt weiter und begann mit einer Anzahl Mädchen erst eine Nähschule, die aber Schwierigkeiten machte, und dann eine Leseschule, welche mehr Anklang fand. Weiter gelang es ihr, Frauen und Mädchen durch Erzählen biblischer Geschichten zu einem eignen Gottesdienst zusammen zu bringen, den die Brüder weiterhin halten durften; und Weihnachten 1894 wagten die Pokomofrauen und -Mädchen sogar, mit den Männern zusammen, was sonst ihrer Sitte sehr widersprach, an der Festfeier teilzunehmen. Frau Kraft ist wacker in die Fußstapfen ihrer Vorgängerinnen getreten. Bei ihr fangen die Mädchen auch an, am Nähen und sogar an der Erlernung der Hausarbeit Wohlgefallen zu finden.<sup>1)</sup>

Mit der Taufe sind die Missionare immer noch recht zurückhaltend gewesen. Das Evangelium ist in Ngao bereits eine Macht geworden; darum darf man auf bloße Zustimmung zu demselben noch nicht allzu

---

<sup>1)</sup> Überhaupt ist dank der treuen Mitwirkung des Vertreters der englischen Regierung am Tana, Mr. Anderssen, von dem oben schon die Rede war, zur Hebung der Pokomo in sozialer Hinsicht viel geschehen. Man darf wohl sagen, daß in Ngao auch ein gutes Teil Kulturarbeit gethan ist.

viel geben. Bis jetzt sind außer den 8 Erstlingen nur 6 weitere Jünglinge getauft, doch stehen z. Bt. 36, darunter auch Frauen und Jungfrauen, im Taufunterricht. Mehrfach wurde von Todesfällen berichtet, wo die Taufe nicht mehr erfolgen konnte, wo aber die Hoffnung des ewigen Lebens in siegesgewisser Weise kund wurde. Auch sonst zeigt sich manche erfreuliche Spur keimenden neuen Lebens. Und die Getauften machen der Mehrzahl nach rechte Freude. Einen von ihnen hatten wir 1½ Jahre in Neukirchen unter uns und dürfen sagen, daß er in dieser ganzen Zeit nach seiner inneren Stellung und seinem äußeren Verhalten uns nur Freude gemacht hat. Zwei halfen längere Zeit in Ngao in der Schule, ein Dritter an dem Laden, den die Missionare notgedrungen für die Pokomo einrichten mußten, einer steht als Helfer auf einem Außenposten in Meli, wo auch ein Versammlungshaus gebaut ist, und wo er mit 13 Knaben Schule und in Abwesenheit des Missionars Gottesdienst hält. Vier Zauberer sind dort zur Bekehrung gekommen, doch starben schon drei von ihnen am Gift ihrer Kollegen. Weiter oberhalb von Ngao sind gleichfalls mancherlei Thüren geöffnet; in Makere, wo die Neukirchener die Gebäude eines heimgegangenen Kollegen von Hedenström gekauft haben, soll will's Gott demnächst eine zweite Hauptstation errichtet werden.

Zur Erleichterung der Reisen flußauf und -ab wurde uns Ende 1894 ein Petroleum-Motor-Boot zu teil, welches Januar 1895 unter Begleitung von van Engelen und Klotz hinausgesandt und von ersterem, nach großen anfänglichen Schwierigkeiten mit der Maschine, glücklich auf den Tana gebracht wurde. Eine größere Reise konnte mit ihm den Fluß hinauf gemacht werden, dann mußte van Engelen Dezember 1895 krank in die Heimat zurück, nachdem Klotz schon im September heimgegangen war. Erst Ende Dezember 1896 konnte wieder ein Bootsführer, der wenn möglich auch etwas zur Einführung von Pokomojungen ins Schmiedehandwerk thun soll, hinausgehen. Mit ihm traten drei junge Brüder des Missionshauses in die Arbeit, von denen leider einer, wie sich nachher zeigte, nicht hätte hinausgehen dürfen. Inzwischen ist auch (März 1897) Böcking, der 1¾ Jahre zur Erholung in der Heimat war, mit einer neuen Lebensgefährtin auf sein Arbeitsfeld zurückgekehrt. Dafür hat aber Weber, der Senior der Ostafrika-Mission, lungenkrank heimkehren müssen. (+ 7. Okt. 1897.)

Die Küstenstation Lamu mit ihrer wesentlich mohammedanischen Bevölkerung (über 5000 Seelen) erweist sich als ein harter Boden. Die letzten Jahre arbeiteten dort Heyer und Pieper, von Ende März 1896 ab ersterer allein,<sup>1)</sup> da letzterer zur Erholung in die Heimat reiste.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Ein früherer Zögling des Missionshauses, der für Lamu ins Auge gefaßt ist, lernte im Heim der Nordafrika-Mission in Barking (England) Arabisch und hat

Regelmäßig wurde bis vor kurzem am Freitag- und Sonntag-Nachmittag auf einem freien Platz am Fort Straßenpredigt gehalten, in Privatunterredungen wurde der gute Same ausgestreut, eine Zeitlang ist auch mit einigen Parsi- und Indier-Kindern Schule gehalten worden. 50 Lieder im Lamu-Dialekt, von Heyer und Pieper verfaßt bzw. übersetzt, sind in arabischen Schriftzügen gedruckt und wurden gerne angenommen und gelesen. An mancherlei hoffnungweckenden Ansätzen hat es nicht gefehlt. Auch ist in der Stellung und Stimmung der Suaheli zum Evangelium ein gewisser Umschwung wahrzunehmen. Die alte Siegesgewißheit der Mohammedaner, die bereits durch das Eintreten der englischen Herrschaft einen starken Stoß erhalten hat, scheint mehr und mehr dem Gefühl der Unsicherheit Platz zu machen. Man fängt an, mit Isa Mastja (Jesus Christus) und seinem Evangelium zu rechnen. Bestimmte sichtbare, in Zahlen zu fassende Frucht fehlt aber noch, und die Arbeit bleibt nach wie vor eine „Saat auf Hoffnung“.

Zum Schluß noch ein Blick auf

#### Die finanziellen Verhältnisse der Missionsanstalt!

Im Rechnungsjahre 1896/97 betrug die Gesamtsumme aller für die Missionsache verwendbaren Eingänge an lauter freiwilligen Liebesgaben 47801 Mk. (für die Waisensache außerdem 14082 Mk.). Die Ausgaben der Missionsache für Aufwand in der Heimat betrugen 17143 Mk., dazu für die Erziehung von Missionskindern in Neukirchen 840 Mk. Für Ausendung nach Ostafrika wurden 4222 Mk. verwendet und für Ausendung nach Java 1218 Mk. Den Ostafrika-Missionaren gingen (außer einem aus früheren Jahren stammenden Betrag von 1000 Mk. für den Neubau in Ngao) 15017 Mk. zu, und den Java-Missionaren von Neukirchen aus 6769 Mk. Zu letzterem Betrage kamen durch die Vermittelung des „Vereins zur Unterstützung der Salatiga-Mission auf Java“ 10370 Mk., dazu 3400 Mk. an Baugeldern (und noch 3298 Mk. für Ausendung), so daß den Java-Missionaren, abgesehen von den Baugeldern, insgesamt 17139 Mk. während des Rechnungsjahres zur Verfügung standen. Davon mußten neben dem persönlichen Unterhalt die eingebornen Lehrer und Gehilfen besoldet, die mannigfachen Reisekosten gedeckt und allerlei sonstige außerordentliche Ausgaben bestritten werden. — Beim Rückblick auf dieses Rechnungsjahr haben wir in der Heimat wie die Missionare auf ihren Arbeitsfeldern des Herrn Gnade und Treue vielfach zu rühmen, die uns „nicht verlassen, noch versäumt“ hat. Wohl ist es zeitweise durch finanzielle Bedrängnis hindurchgegangen, aber auch sie sollte uns zum Segen sein. Und hernach kamen immer wieder andere Zeiten. Dem Herrn allein die Ehre!

zwischenhinein das Livingstone-College in London besucht und dort in einem neunmonatlichen Kursus eine elementare medizinische Ausbildung erhalten. St.

<sup>2)</sup> Setzt ist auch Heyer nach dem Heimgang seiner Frau mit seinen Kleinen heimgekehrt, während Pieper mit Frau nach Afrika zurückgereist ist. St.



# Statistik

## der Neufirkener Saba- und Sfarita-Mission für Ende 1896.

Gebiet und Hauptstationen	Missionare	Außenstationen	Eingeborene				Befaufte			S. S. 1896 Befaufte			Im Taufunterricht		Schüler		
			Helfer	Lehrer	Älteste	Zusammen	Erwachsene	Kinder	Zusammen	Erwachsene	Kinder	Zusammen	Knaben	Mädchen	Zusammen		
I. Mittel-Sava.																	
A. Mefibentie Samarang.																	
1. Umbarama . . . . .	1	5	3	1	1	5	104	101	205	—	—	—	7	30	8	38	
2. Fjeme . . . . .	—	5	3	—	—	3	57	48	105	8	—	8	—	—	—	—	
3. Kaitiseret . . . . .	1	14	5	1	1	7	147	100	247	7	8	15	4	16	2	18	
4. Kaitiengoe . . . . .	1	3	2	—	—	2	22	14	36	9	11	20	55	6	—	6	
5. Salatiga . . . . .	1	2	2	2	—	4	55	42	97	1	4	5	5	59	10	69	
B. Mefibentie Membang.																	
6. Mlora . . . . .	1	6	4	2	2	8	56	24	80	11	10	21	16	61	3	64	
Sn Sava zusammen	5	35	19	6	4	29	441	329	770	36	33	69	87	172	23	195	
II. Sfarita.																	
1. Mgao am Sana . . . .	-3	1	—	2	—	2	14	—	14	6	—	6	—	52	20	72	
2. Sana a. b. Säfte . . .	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Sn Sfarita zusammen	4	1	—	2	—	2	14	—	14	6	—	6	—	52	20	72	
Zusammen	9	36	19	8	4	31	455	329	784	42	33	75	87	224	43	267	

## Missionsrundschau.

### West-Afrika II.

Von F. M. Zahn.

Auch im Norden und Nordwesten Togos ist noch eine andere evangelische Mission in die Arbeit eingetreten. Es ist die Baseler Missionsgesellschaft, die schon vor 33 Jahren mit der Gründung von Anum auf das linke Ufer des Volta übergegangen war, jetzt aber von da aus nach dem Norden und Nordosten einen gewaltigen Vorstoß macht. Sie hat jetzt auch im Schutzgebiet Togo Arbeitsplätze, aber mit geringen Ausnahmen nicht unter dem Eohevolk. Die Bevölkerung dort redet Tshi oder eine ganz andere Sprache, die vierte oder je nachdem man zählt, die fünfte afrikanische Sprache, mit der die Baseler Mission zu thun haben wird, wenn sie sich hier dauernd festsetzt und noch weiter vordringt.

Es ist hier nicht, wie bei den deutschen Wesleyanern und auch bei der Norddeutschen Missionsgesellschaft, eine kleine, schwache Arbeitsgemeinschaft, die große Aufgaben zu lösen übernimmt, sondern eine „Kapitalkräftige“, wenn man diesen Ausdruck auf eine geistliche Arbeit anwenden darf. Zwar giebt es auch für sie allerlei Nöte, Defizits und dergleichen, aber der sehr gut bearbeitete heimatliche Boden ist ertragsfähig genug um die Bedürfnisse der Arbeit zu befriedigen. Das Kapital wird auch mit großer Umsicht verwaltet. Die Baseler Mission giebt in sehr ausgiebiger Weise Nachricht von ihrer Arbeit, und man kann sich aus ihren Veröffentlichungen gut unterrichten, wie sorgfältig vorgegangen wird. Es sind nicht geistreiche Einfälle, die den Entwicklungsgang der Arbeit bestimmen, und es geht auch nicht sprungweise vorwärts. In den letzten Zeiten scheint allerdings etwas von der die afrikanischen Unternehmungen unsrer Tage kennzeichnenden Unruhe auch über diese Arbeiter gekommen zu sein. Aber das Werk hat doch seinen Charakter nicht verloren und schreitet vorsichtig nach den Gesetzen, welche für geistliche Dinge gelten, vorwärts.

Die Baseler Mission hat bekanntlich auch in Kamerun eine Arbeit, von der jedoch erst später die Rede sein wird. Aber zunächst möchten wir beide zusammenfassen, um die großen Anstrengungen ins rechte Licht zu setzen, welche von der Baseler Mission im letzten Jahrzehnt gemacht sind, um die Zahl der westafrikanischen Arbeiter zu vermehren. Vor zehn Jahren standen 48 Männer und 25 Frauen auf der Goldküste und in Kamerun, wo im Dezember 1886 die ersten Boten von Basel eingetroffen waren. In dem folgenden Jahrzehnt sind nach beiden Gebieten 113 Männer und 78 Frauen ausgesandt, also fast 20 Weiße jedes Jahr. In anderen Missionen würde das einen ungemein großen Zuwachs an Arbeitern bewirkt haben, in den Gebieten der westafrikanischen Mission muß leider immer mit dem Klima gerechnet werden, was bei Vergleichen nicht außer Auge gelassen werden sollte. Im Jahre 1897 sind doch nur 91 Männer und 49 Frauen in der Arbeit. Der Verlust ist nicht nur, aber doch überwiegend dem Klima zur Last zu legen, sei es daß die Weißen die Arbeit dort nicht haben vertragen können und sich anderswo ein Feld für ihre Thätigkeit haben suchen müssen, sei es daß sie ein frühes Ende in der Arbeit fanden. 41 Todesfälle (29 Männer, 12 Frauen) kamen in dem Jahrzehnt vor, von denen 16 auf Kamerun fielen. Nicht unter diese zu rechnen, aber hier

wohl zu erwähnen ist ein Verlust für West-Afrika, den die Baseler Mission in dieser Zeit gehabt hat. Am 16. Dezember 1895 starb in Schorndorf Gottl. Christaller im 59. Lebensjahr. Der Mann ist einer der vielen Beweise, daß es eine weise Vorsehung war, welche die evangelische Mission nötigte, da die Höhen des Volkes an Missionaren unfruchtbar waren, in die Tiefen zu steigen, wo sie eine große Anzahl von genialen Kräften fand, die nie ins Gymnasium und auf die Universität gekommen wären. Christaller war der Sohn eines armen Schneiders und mußte als Kind den Eltern helfen, indem er den Dünger auf der Straße sammelte. Durch eigene Anstrengung arbeitete er sich herauf; innerlich angeregt und durch Josenhans, der damals noch Pfarrer war, für die Mission gewonnen, trat er ins Baseler Missionshaus ein und hat später seine besten Jahre vom 26. bis 41. Lebensjahr, 15 Jahre lang — nur einmal war er dazwischen in der Heimat — auf der Goldküste, und von da bis zu seinem Tode in der Heimat in unermüdlichem Fleiße für die Ishi-Litteratur gearbeitet. Ich erinnere mich, wie Josenhans einmal in einer Gesellschaft einiger Pastoren erzählte, er habe als Pfarrer Gott gebeten, ihm die Ehre zu erweisen, daß aus seiner Gemeinde einer in die Mission eintrete. Ob dies Gebet so erhört ist, weiß ich nicht, aber Christaller ist doch eine Frucht solchen Missionssinnes und eine sehr wertvolle gewesen. Während ein Reverend, den die englische Regierung zum Inspektor der Schulen der Goldküste ernannte, meinte, afrikanische Sprachen seien unfähig geistige Dinge zum Ausdruck zu bringen, und ein deutscher Kolonialbeamter, der Sohn eines gebildeten Hauses, der Gymnasium und Universität besucht hatte, ähnlich urteilte, ging dieser Schneidersohn an das Erlernen von Ishi und anderen afrikanischen Sprachen und wühlte ordentlich in den Schätzen, die sich ihm da aufthaten. Es war aber keine geistige Nascherei, die ihn zum afrikanischen Sprachgelehrten machte, sondern sein gewissenhafter Missions Sinn. Er wollte seinen Brüdern im Amt das Schwert des Geistes, das Wort in der vollstündlichen Gestalt in die Hand geben. So ist der Mann, wie der Jahresbericht der Baseler Mission mit Recht sagt, „einer der größten Wohltäter der Ishi redenden Stämme“ geworden, denen er außer vielem anderen eine vortreffliche Übersetzung der Bibel gegeben hat. Christaller hat später auch seinen Sohn, den Regierungslehrer in Kamerun, und seinen Schwiegersohn Köble, den Lehrer in Kl. Popo, Afrika gegeben; beide sind schon gestorben.

Dies war ein Heimgang nach langer, wohlbenutzter Arbeitszeit, wie er auch wohl bei denen vorkommt, die noch länger als Christaller in Afrika bleiben können. Aber in dem letzten Jahrzehnt hat man doch zuweilen geklagt, daß die altgedienten Streiter fehlen, und daß man jungen Rekruten schwierige Posten anvertrauen müsse. Das hat sich aber im Laufe der Jahre wieder etwas zugezogen; vor zehn Jahren waren unter den Arbeitern 12 über zwanzig Jahre, 11 über zehn Jahre im Dienst (natürlich mitgerechnet die europäischen Pausen), jetzt sind 11 über zwanzig, 14 über zehn Jahre im Dienst, ein für West-Afrika sehr günstiges Verhältnis. Aber es sind schwere Zeiten gewesen, besonders 1896 mit seinen sechzehn Todesfällen. Brüder, die in die gesunde Heimat eilten, starben in der Hafenstadt nach der Ankunft, Brüder, die hinauseilten, die Lücken zu füllen, sanken sofort ins Grab, eine Braut am Tage vor dem Hochzeitstag. Aus dieser Zeit, im Mai 1896, als der bittere Kelch übrigens noch nicht geleert war, stammen die Worte, die Inspektor Ohler im Heidenboten veröffentlichte (Heidenb. 1896 S. 41). „Wir wollen uns in dieser

Not hinwenden zu dem Gott, der uns schlägt, uns demütigen unter seine gewaltige Hand, uns auch nicht weigern, uns von ihm richten zu lassen. Wir bitten aber auch unsere Freunde und Mitverbundenen, es mit uns zu thun, gemeinsam und im Kämmerlein, ohne viele besondere Veranstaltungen, aber mit Ernst. Lasset uns eins werden und mit aufrichtigem, bußfertigen und gläubigen Sinn den Gott, der unsere Zuflucht ist für und für, den Vater unseres Herrn Jesu Christi bitten, daß er uns gnädig sei. Denn er ist der Gott, der da hilft, und der Herr, der vom Tode errettet, und er hat uns die Verheißung gegeben: Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen.“ Es waren schmerzliche Erlebnisse, aber es ist doch erbaulich zu sehen, daß die alte Missionserfahrung sich wiederholte: Als die Sterbenden und siehe, wir leben! Das Werk ist vorwärts gegangen. Wer die Namen der Männer und Frauen sich ansieht und die Personalnachrichten, die der Heidenbote bringt, ein wenig studiert, erfährt, daß diese gräberreichen Missionsfelder die Arbeiter nicht abschrecken. Bruder und Schwester, Schwager und Schwägerin, Sohn und Tochter folgen den Ihrigen in diesen Missionsdienst, und manches Christenhaus in der Heimat ist leer geworden, weil das einzige Kind oder auch alle Kinder in diesen Krieg gezogen sind. In der Zeit der Not macht sich Missionar Duisberg, der sich schon niedergelassen hatte, um einen wenn auch nicht unthätigen, so doch ruhigen und bequemer Lebensabend zu genießen, mit seiner Frau auf, um wieder einzutreten und feiert in Afrika seinen 60. Geburtstag. Hier sind noch christliche Helden, Männer und Frauen, junge und alte.

Diese Opfer werden sehr verlüßt dadurch, daß auf den Gräbern und um sie her eine mit jedem Jahre reichlicher ausfallende Ernte wächst und reift. Zu dieser Ernte gehören schon die 217 eingeborenen Gehilfen, unter denen einer seine Ausbildung im Baseler Missionshaus empfangen hat und 19 ordinierte Pastoren sind. Zu diesen männlichen Gehilfen verschiedener Art kommen noch 24 Gehilfinnen hinzu. Es liegt in der Natur der Sache, daß je größer die Gemeinde wird, um so kleiner verhältnismäßig die Zahl der eingeborenen Gehilfen. So kommen in der kleineren Evkeirche auf 1000 Christen 27, in der größeren Baseler Kirche nur 14 Gehilfen. Es wird aber doch der Mangel an Arbeitskräften empfunden und Vorkehrungen getroffen, um ihn zu heben. In den jüngeren Gebieten — wir beschränken uns jetzt auf die Goldküste — sollen höhere Schulen errichtet werden, und in Abetifi ist eine Art von Evangelistenschule geplant, die nur Jünglinge und Männer aufnehmen und diese dann auf einem einfacheren Wege für den Missionsdienst vorbereiten will. Das ist ein guter Gedanke, da auch in der jungen Heidenchristenheit, wie bei uns, Kräfte in den Gemeinden vorhanden sind, die den umständlicheren regulären Weg ins Amt nicht benutzen, aber sehr wohl in freierer Weise herangebildet werden können. Natürlich ist eine Evangelistenschule dieser Art und überhaupt die Schaffung eines einheimischen Pastorates nur möglich bei einer sorgfältigen Pflege des Schulwesens. Die evangelische Kirche ist nicht zu denken ohne im Bunde mit einer christlichen Wissenschaft, die aufsteigend von der Bibel auch vor der Quadratschrift schließlich nicht stehen bleibt. Dafür hat denn die Baseler Mission auch gesorgt 126 Schulen sind gegründet, in denen 3950 Schüler ihre Bildung empfangen, während außerdem noch 364 Kleine in den Kinderschulen wahrscheinlich meistens für die höheren Schulen vorgebildet werden. So stattlich dieses Schulwesen übrigens ist, so steht dasselbe doch der Schularbeit derselben Gesellschaft in Indien bedeutend



nach und noch vielmehr dem in Kamerun, obgleich dort die Gemeinde verhältnismäßig viel weniger Kinder hat, als auf der Goldküste. Auch für sich allein betrachtet ist zwar die Schülerzahl im letzten Jahrzehnt um fast 1800 gestiegen, aber aus uns nicht ersichtlichen Gründen nicht im gleichen Schritt mit der Zahl der Christen; damals kamen auf 1000 Christen 298, jetzt 265. An den Segnungen des Unterrichts nehmen übrigens nur 798 Heiden teil neben 3155 Christen, welche letztere Zahl ein Beweis von sehr gutem Schulbesuch der Christen ist. Ohne Schulzwang würde ein ähnliches günstiges Verhältnis wohl in den alten christlichen Ländern sich nicht finden. Die Frauenwelt ist dagegen wohl noch nicht in einem ihrer Anzahl entsprechendem Maße an der Schulbildung beteiligt; neben 2794 männlichen, zählt man 1159 weibliche Schüler. Es wird nicht gesagt, aus welchen Gründen die Missionare den Antrag gestellt haben, eine Mädchenanstalt im Küstengebiet aufzugeben. Das Komitee hat mit Bedenken dem Antrag nachgegeben.

Die Schulen der Baseler Mission und die der Norddeutschen Missionsgesellschaft im englischen Cöhelande stehen unter derselben Kolonialregierung. Dieselbe hat in früheren Jahren ohne Forderungen zu erheben, Schulgelder verwilligt. Später hat sie einen Regierungsinspektor angestellt und einen School-Board gebildet und dann angefangen ihre Verwilligungen an Bedingungen zu knüpfen, die alle aus dem Prinzip heraus gedacht waren, daß die Bildung des Volkes eine englische sein muß. Die Norddeutsche Missionsgesellschaft glaubte bei diesem System, daß sich in allen Schulen, in den Schulzielen, in der Lehrerbildung geltend machte und noch mehr in der Zukunft als schon jetzt, ihr Prinzip einer nationalen Erziehung, die ohne Bildung in der eigenen Muttersprache unmöglich ist, nicht aufrecht erhalten zu können und hat darum auf den Schulgrant verzichtet. Ging man auf das englische System nicht ein, so wurde der Grant ohnehin ganz unbedeutend, während allerdings die Summe, wenn man sich accomodieren wollte, sehr ansehnlich wurde. So führt die Baseler Rechnung von 1896: 22000 Mk. auf, d. i. für jeden Schüler fast 6 Mk. Es wäre lehrreich zu hören, ob dabei das Prinzip nationaler Erziehung, das die Baseler Mission auch hat, nicht doch leidet. Wenn die englische Regierung nicht von dem Wahn beseelt ist, daß einmal die Ga und Tshi redenden Völker englisch reden werden, und wenn sie erkennt, daß es doch besser ist, daß die Eingeborenen eine gesunde, einfache Bildung in ihrer Sprache empfangen, als wenn sie ein klein wenig Englisch lernen, so sollte sie doch bestimmt werden können, die zu unterstützen, die ihre Schutzbefohlenen lehren in ihrer Sprache zu lesen und zu schreiben. Die Baseler Mission sendet doch jährlich gewiß 600—700 Afrikaner, die lesen können, unter das Volk zurück. Die wollen dann auch etwas lesen. Die Zeiten sind auch für Afrika vorüber, als Bibel und Gesangbuch genug waren für den einfachen Leser. Die Baseler Mission trifft denn auch Anstalten, um dem Lesebedürfnis entgegenzukommen. Sie hat in Ulra eine Missionsbuchhandlung gegründet. Wie es scheint, ist auch der „Christian Reporter“ ein solches Missionsunternehmen für neu- oder wißbegierige Afrikaner. Wenn es ginge, dem Blatt einen afrikanischen Titel zu geben und den Gaern und Tshiern in ihrer Sprache „immer etwas Neues“ zu melden, so wäre das gewiß höchst erfreulich.

In einem Lande, das vor 70 Jahren keine Schule hatte, ein Schulwesen von dieser Bedeutung zu gründen, ist schon ein schönes Werk, aber noch herrlicher ist, daß es gelungen ist trotz aller Hindernisse und vieler Rückschläge eine evangelische

Kirche zu gründen, die in dem letzten Jahrzehnt um 7600 Seelen zugenommen hat, von 7310 auf 14 914 gewachsen ist. In den letzten fünf Jahren betrug der durchschnittliche Zuwachs der Gemeinde fast 900. Es sind noch keine Massenbefehrungen, sondern auch auf den fruchtbaren Strecken nur Befehrungen vieler Einzelner. Überall, wenn man nicht einzelne Orte, sondern Distrikte ins Auge faßt, sind die Christen noch in sehr großer Minderheit. Im Akuapem-Distrikt, dem mehr als ein Drittel der Kirche angehört, kommen auf 100 Einwohner 13 Christen, und auch hier, wo die Mission am längsten arbeitet, kommen noch beim Tode des Königs und ähnlichen Begebenheiten die größten Ausschreitungen des alten heidnischen Wesens vor. Aber so viel auch noch zu thun, die Sache geht vorwärts. Ein großes Hindernis der Vermehrung oder doch ein Abzug an derselben ist die Auswanderung, durch welche die evangelische Kirche der Goldküste im letzten Jahrzehnt 1645 Seelen verloren hat (netto). Nachher sagen wir davon noch ein Wort. Nicht so groß, aber schmerzlicher ist der Verlust von 1240 Seelen durch Ausschluß von den Gemeinden. Es sind überwiegend die sittlichen Vergehen im engeren Sinn des Wortes und der Trunk, die diesen Verlust verschulden. Beide Verluste werden übrigens fast ganz aufgewogen durch den Überschuß der Geburten über die Todesfälle, der auch hier sehr bedeutend ist. Es sind der Kirche in diesem Dezennium 2286 junge Glieder mehr geboren, als sie durch Tod verloren hat. Das ist eine gewaltige fast unheimliche Bevölkerungszunahme, die nur durch die starke Auswanderung einen Abbruch erfährt. Durch letztere und den Ausschluß würde die Gemeinde doch in sich im letzten Jahrzehnt zurückgegangen sein, der kleine Verlust ist aber gedeckt und der große Zuwachs gewonnen durch Eroberungen unter den Heiden, von denen 4864 Erwachsene und mit ihnen 3282 Kinder getauft wurden. Die Baseler Mission arbeitet bekanntlich auch in China und Ostindien, aber ihre fruchtbringendsten Felder sind in West-Afrika. Wo die meisten Gräber, da auch die reichsten Garben.

Diese Ernte verteilt sich übrigens nicht gleichmäßig. Wenn man eine Reihe von Jahresberichten hinter einander durchsieht, so findet man, daß es sich immer wiederholt: Je weiter der Bericht sich von der Küste entfernt, desto freundlicher werden die Farben, die der Berichterstatter anwendet. Die Küstenmission ist das Schmerzenskind auf der Goldküste. Ganz berechtigt scheint dies nicht. Wenn man als Hauptzeichen einer gedeihlichen Mission den Gewinn an erwachsenen Heiden ansieht, so stehen die beiden Küstendistrikte Akra und Abangme den Distrikten Akem und Akuapem kaum nach. Verhältnismäßig steht sogar Akra hierin oben an, und bleibt auch Abangme über dem Durchschnitt. Aber zum Reichwerden gehört nicht nur der Erwerb, sondern auch das Erhalten. Und das ist an der Küste so schwer. Die Küstenbevölkerung steht unter dem Zeichen des Verkehrs, sie ist in den unruhigen Weltstrom hineingeworfen. Die evangelische Gemeinde im Akra-Distrikt hat in dem Jahrzehnt auf 100 Tausen immer 33, die von Abangme 24 wieder durch Auswanderung verloren. Es ist zu befürchten, daß dies zu einem großen Teil wirklich verlorene Schafe sind. Aber die Geschichte der freiwilligen und unfreiwilligen Auswanderung in Afrika berechtigt auch zu einer günstigeren Beurteilung. Nicht im letzten, aber in dem Jahrzehnt davor sind manche Glieder dieser Kirche ausgewandert und im Baseler Census als Verlust gebucht. Es waren Evheer, die vor den Asanteern nach der Goldküste flohen und nach dem Falle Kumases 1874 heimkehrten.

Nicht wenige von ihnen haben den edlen Samen in ihre Heimat zurückgebracht und sind mit ein Faktor der Bewegung, welche im Eghelande die Ernte herbeigeführt hat. Nicht so zahlreich, aber viel schmerzlicher ist der Verlust, der durch den Ausschluß unwürdiger Glieder verursacht wurde. Da steht Adangme oben an. Wie man sagt: Je näher Rom, desto gottloser, so muß man sagen: Je näher den Vertretern der alten Christenheit, desto schwieriger ist es, junge Christen zu gewinnen und zu erhalten. Der Branntwein und das schlechte Leben der Weißen sind die Feinde, welche das Werk bedrohen. Die Baseler Missionshandlung führt als Grund für eine Missionshandlung an, daß sonst kein branntweinfreies Handelshaus da sein werde und keines, dessen Agenten ordentlich lebten. Auch wohlwollende Chefs verzweifelten daran, bei ihren jungen Herrn ein keusches Leben durchzusetzen. Wenn man sieht, daß nur ganz wenige weiße Kaufleute draußen christlich leben, so wundert man sich, daß unsere Kirchenfürsten statt Gott zu danken, daß wir noch eine „Volkskirche“ haben, nicht vielmehr erschrecken über den Bankerott dieser Kirchen, die keine Kinder zu zeugen vermögen, welche moralisch das Tropenklima aushalten können. Welche Hilfe könnten doch diese weißen Christen der Mission sein, wenn sie auch nur durch ehrbaren Wandel sich vor den Heiden auszeichneten. Da mit dieser moralischen Ungesundheit des Küstenstriches meistens die physische verbunden ist, so daß der Missionar dort unter leiblichem und seelischem Drucke arbeitet, da die Bebauung frischen Aekers überhaupt interessanter, ich möchte sagen, missionsmäßiger ist oder scheint, da an der Küste auch schon Gemeinden sind, die man mehr oder weniger sich selbst überlassen kann, so begreift man den Drang der Missionare von der Küste weg. Die Baseler Missionare haben kürzlich einen Antrag gestellt, das Galand noch mehr der weißen Missionare zu berauben. In Basel hat man dies abgelehnt, wie dem Referenten scheint mit Recht. Wohl oder übel wird doch von den Küstenorten das Volk des Landes sehr stark beeinflusst werden. Es mag sein, daß sich ein Gebiet im Inneren noch kürzer oder länger von der Berührung fern hält, wie es auch bei uns noch weltverlorene Dörflein giebt. Aber der Strom, der von der Küste kommt, macht nicht halt; früher oder später wird er das ganze Land überschwemmen. Ein Eisenbahnbau kann plötzlich Küstenzustände und Küstenleute mitten in die stille Landbevölkerung werfen. Wehe, wenn dann unter denen, die von der Küste ins Innere kommen, nur kultivierte Heiden sind! Es muß als ein nationales Unglück angesehen werden, wenn an den Brennpunkten des Kulturlebens das Christentum schwach vertreten ist; solche Brennpunkte sind aber in West-Afrika die Küstenstädte. Nur unter kräftiger altchristlicher Leitung werden die eingeborenen Gemeinden dort das Feld behaupten können. Man muß wünschen, daß die Missionare für diese schwierige, an die Geduld große Forderungen stellende Aufgabe, Freudigkeit behalten.

Von dem nächsten Distrikt, wenn man ins Innere geht, von Akwapem bemerkten wir schon, daß hier das Christentum numerisch am stärksten vertreten ist. Doch wird ihm das weiter nördlich liegende Akem wohl immer näher kommen. Das wäre wohl schon im letzten Jahrzehnt mehr hervorgetreten, wenn nicht ungünstige Verhältnisse gehindert hätten. In das erste Jahr fällt eine Christenverfolgung, in welcher die Gemeinde viele Glieder, mehr als ein Zehntel verlor. Ein anderer Grund ist, daß hier die Auswanderungslust eine Zeitlang epidemisch auftrat. Die Leute zogen weit weg, nach Lagos, um dort durch Sammeln von Kautschuk reich zu



werden. Fast 300 Seelen sind so der Kirche verloren gegangen. Die Europäerstation in diesem Gebiet ist Begoro, während es früher die Königstadt Kjebi, 1861 angelegt, war. Die Akem-Mission ist also schon 36 Jahre alt. Als nach dem Asantekrieg 1873/4 der Weg nach dem Norden und Nordwesten frei wurde, hat man Begoro gegründet und Abetifi in Otwau, beide im Jahre 1876, als erste Anfänge einer Asante-Mission. Begoro wurde dann, wie eben bemerkt, statt des ungesunden Kjebi, Europäerstation für Akem, auch für das sogenannte Asante-Akem, das in jenem Kriege von dem Asantejoch befreit worden war. In Abetifi wartete Ramsfeyer auf die Öffnung Kumases, einstweilen übrigens nicht unthätig, sondern in Otwau eine Kirche gründend. Das ist zuerst nicht schnell gegangen; der Ertrag des ersten Jahrzehntes waren nur 92 Seelen. In den seitdem verflossenen zehn Jahren hat sich aber diese Zahl verzehnfacht, die Gemeinde zählt 939 Seelen.

Ehe wir von hier weiter gehen, müssen wir noch einmal an die Küste zurückkehren, wo die Baseler Mission sich auch nach dem Westen in das Fanteland ausgedehnt hat, in dem sie schon länger von den Stationen des Kuapemdistrikts aus gearbeitet, 1891 aber die Europäerstation Naba gegründet hat. Nicht so schnell wie in Otwau ist es vorwärts gegangen, aber doch sind auch hier aus 174 Christen 1024 geworden. Man urtheilt nach dem Charakter des Volkes, daß dasselbe, einmal christlich geworden, dieses ganz sein werde.

Der Asantekrieg von 1873/74 hatte zwar einige Gebiete von Asante losgelöst, aber das Reich selbst doch nicht so geschwächt, daß nicht neue Gefahr von dort für die Goldküsten-Kolonie drohte. Das hat, wie schon erwähnt, zu einem neuen Asantekriege geführt, und Asante ist nicht mehr; in Kumase ist ein englisches Fort gebaut. Damit ist diese mit Blut getränkte Stadt dem Evangelium geöffnet, und niemandem gönnt man es mehr, als dem Manne, der einmal hier als Gefangener geweilt hat, daß er an derselben Stelle das Missionswerk treiben darf. Gleich nach der Eroberung Kumases im Februar 1896 war Ramsfeyer mit seinem Neffen Perregaux dort. Im Juni (oder Juli?) letzten Jahres hat er mit seiner Frau die neue Station bezogen. Man schreibt auch schon Missions-Romane; hier ist einer, der nicht erdichtet zu werden braucht. In dem Fieberlande, das so viel Kräfte schnell verzehrt, hält es ein Missionsehepaar, der Mann 33, die Frau 31 Jahre aus; sie müssen vier Jahre in den Händen eines blutdürstigen Tyrannen gefangen sein. Sie halten das nicht nur aus, sondern werden frei. Ein christliches Volk muß einen Krieg führen, der ihm 100 Millionen Mark kostet, um sie zu befreien. Die Befreiten sind doch nicht afrikamüde, sondern kehren dorthin zurück, irre ich nicht, die Frau auf einer Seite gelähmt. In Abetifi warten sie zwanzig Jahre, ob sich Kumase nicht öffne, und nun dürfen sie, beide den Sechzigern nahe, dort eine Missionsstation gründen. Welche Wendung ist das durch göttliche Fügung!

Mit der Gründung von Kumase als Missionsstation verbindet aber die Baseler Mission oder verband noch weitergehende Pläne; man wollte in Moransa, fünf Tagereisen von Kumase, noch eine Station anlegen. Aber die dünne Bevölkerung und die noch nicht beruhigten Zustände im Innern haben den Plan für jetzt wenigstens zurückgeschoben. Es scheint auch, daß schon bis Kumase von der nächsten Station weit genug ist. Eine größere christliche Gemeinde — einstweilen sind nur zugezogene da — würde doch wohl eine gute Basis für weitergehende Unternehmungen sein.



Doch noch weiter gehen die Pläne und Gedanken in dem letzten der Gebiete, von dem wir noch etwas sagen müssen. Schon im Jahre 1864 ist die Baseler Mission, veranlaßt durch das Geschenk eines schwedischen Missionsfreundes, über den Volta gegangen und hat dort Anum angelegt. Auch da wohnen Eschier. In den ersten Jahren ist diese Arbeit nicht stark betrieben worden; im Asantekrieg wurde die Station zerstört, und auf ihr Ramsfeyer und Kühn gefangen genommen. Nach dem Kriege ist sie wieder aufgenommen, und da der Weg nach Asante doch noch gesperrt blieb, hier kräftiger gearbeitet. Besonders in den letzten Jahren ist hier, wenn ein englischer politischer Ausdruck erlaubt ist, eine forward Politik getrieben, indem Missionar Mischlich weit ins Logogebiet hineingedrungen ist. Er schreibt: Vorwärts! Vorwärts! ist die Losung. Zunächst durfte er sich in der verlassenen Regierungsstation Bismarcksburg niederlassen. Dann hat er die Erlaubnis bekommen in Ketschenke in Adele eine Europäerstation anzulegen. Der Ort ist neun Tagereisen von Anum entfernt, und wenn auch dazwischen in Boem eine neue Station gegründet wird, so bleibt die Entfernung doch noch recht weit. Mischlich übrigens hat sein Angesicht noch weiter ins Innere gerichtet, zu Völkern mit fremden Sprachen, dahin, wo man mit Mohammedanern zu thun hat. Das Zauberwort Sudan hat über ihn Gewalt bekommen. Uns hat es immer scheinen wollen, daß West-Afrika für den Kampf mit dem Islam, der einmal kommen wird, deshalb so wichtig ist, weil es noch Raum bietet, nur wenig vom Islam belästigt unter den Heiden ein Streithaar zu sammeln. Man kann schwerlich, wie einst Paulus sagen, es ist kein Raum da, daß man deshalb Völker, bei denen die Spracharbeit von neuem geschehen muß, in weiter Ferne auffuchen müßte. Das Volta-Gebiet, so weit es jetzt besetzt ist, erweist sich allerdings auch als ein fruchtbares Land. Im letzten Jahrzehnt sind die Christen von 174 auf 1024 angewachsen.

Diese Gewinnung einer stetig wachsenden christlichen Gemeinde ist ein Sieg des wahren Gottes über die Götter. Wie in der heiligen Schrift von der Befreiung Israels aus Ägypten mit den Worten geredet wird: Jehova hatte an ihren Göttern Gericht geübt (Num. 33, 4), kann man auch hier sagen. Diese heidnischen Völker fühlen sich unter ihren Göttern und deren Priestern geknechtet, und die ihnen gepredigte Errettung scheint sich ihnen wesentlich als eine Befreiung aus dieser Knechtschaft darzustellen. Leider muß man für diese Gottheiten den verkehrten und irreführenden Namen Fetische gebrauchen. Von ihnen errettet das Evangelium diese Völker. Manchmal wird ein solcher Fetisch als Betrug entlarvt; die Christen gewinnen hier und da Mut den Betrug aufzudecken, aber die Fetische sind langlebig, und bekanntlich ist ein Aberglaube in den Herzen noch lange nicht überwunden, wenn er dem Verstande lächerlich gemacht ist. Wie tief diese Befreiung von den Abgöttern zu dem lebendigen Gott von den Befreuten gefaßt wird, läßt sich wohl schwer sagen. Bedenken an dem Ernst dieser Wendung können die vielen Disziplinarfälle erregen, aber man darf sie nicht von unserem Standpunkt aus beurteilen. Ein gerechterer Maßstab würde sein, wenn man die in Afrika lebenden weißen Christen mit den afrikanischen vergleichen wollte. Vermutlich müßte man dann die Palme sittlicher Reinheit und Nüchternheit den Eingeborenen zusprechen. Doch wird dieser Punkt wohl die schwache Seite afrikanischer Christen bleiben. Dagegen ist es erfreulich, was sie für die Sache des Reiches Gottes leisten. In der Rechnung von 1896 sind an verschiedenen Gaben, Festopfern, sonntäglichen Kollekten, Kirchen-

steuer und an Schulgeld (1458 Mk.) 31639 Mk. angegeben, d. i. 2,1 per Kopf. Auch wenn in der Summe Europäergaben enthalten sein sollten, ist es eine ganz schöne Leistung. Ein eigentümlicher, echt christlicher Zug, der auch bei den ersten Christen hervortrat, ist die Gewißheit, daß ihnen im Sterben ein Heimgang in den Frieden Gottes geschenkt werde. Eine Mutter, die mehrere Söhne, zuletzt einen christlichen verlor, sagte: Nur er mußte zu sagen, wohin er ging. Daneben steht die Ergebenheit, mit der diese Christen das Leid tragen. Von dem Pfarrer Kwist erzählt Missionar Quisberg: „Seit lange leidend mußte er infolge von Gicht in allen Gliedern vor etwa fünf Jahren von seinem Amt pensioniert werden. Seither lebt er in Christiansborg in aller Stille unter täglichen vielen Schmerzen dem Leibe nach ein absterbendes Pflanzenleben. Zu jeder Arbeit unfähig, Hände und Füße verkrüppelt, zu einem Skelett abgemagert, kann er jetzt seit einigen Monaten auch nicht mehr im Stuhl sitzen, sondern liegt ununterbrochen auf seinem harten Leidenslager. Lesen kann er schon lange nicht mehr, da die verkrüppelten Hände nicht das geringste festhalten können und auch wegen des immer mehr schwindenden Augenlichtes. Aber kein Laut der Klage noch der Ungebuld kommt aus seinem Munde. Dem mitleidigen Besucher hat er nur zu erzählen von der großen Gnade Gottes, die sich auch unter leiblichen Schmerzen tagtäglich an ihm verherrliche. Bedauert man ihn, so sagt er, wie gering seine Schmerzen seien gegen die, welche unser Heiland auch für ihn . . . ausgestanden habe. Fragt man ihn, ob ihm die Zeit nicht lange werde, bis der Herr komme auch ihn abzuholen in die Herrlichkeit, so erzählt er uns, wie er noch so viel zu beten habe, wie ihm der Jammer seines Volkes am Herzen liege, und er bete und immer und immer wieder bete er, und seine Brüder, die noch im Amt stehen, unterstütze er mit seinem Gebet, wie Aaron und Hur die Hände des Moses. Unwillkürlich wurden wir, meine liebe Frau und ich, an den seligen Inspektor Zeller erinnert, den wir nicht lange nach seinem 25 jährigen Leidensjubiläum in Beuggen besucht hatten. Kwist hat wohl dieselbe Krankheit und dieselben ununterbrochenen Schmerzen, aber trotz seiner schwarzen Haut dieselbe Leidens- und Sterbensfreudigkeit. Ja, auch vom armen, schwarzen Ga-Volke werden welche sitzen beim großen Abendmahl“ (Heidb. 1897, S. 69).“ Solche Sterbebetten mögen Seltenheiten sein, aber sie sind ein Ehrenzeugnis für die Kirche, die dort auf der Goldküste gepflanzt ist.

Neben den Baseler Missionaren arbeiten auf der Goldküste die englischen Wesleyanischen Methodistens. Sie haben drei Distrikte in West-Afrika, hier auf der Goldküste, in Sierra Leone und in Lagos, von welchem letzterem Distrikt die schon erwähnte Arbeit in Logo ein Teil ist. Die da wirkenden deutschen Methodistens haben ihrem Missionsblatt als Motto das berühmte Wort Wesleys gedruckt: The world is my parish. Das ist ein sehr gutes Wort, wenn man es nicht so ganz genau nimmt und wie bei solchen geflügelten Worten recht und billig ist, eine gewisse Paradoxie ihm verzeiht. Dann verkündigt es einen gesunden Gegensatz gegen alle Kirchtürmspolitik, die nicht über die eigene Parochie hinaussieht. Buchstäblich genommen dagegen ist es ein Widerspruch in sich selbst. Die Parochie ist der einem Einzelnen zugewiesene Abschnitt aus dem großen Ackerfeld, und kein Einzelner kann sagen: Mir ist die ganze Welt zugewiesen; jeder hat Mitarbeiter, deren Parochie irgend wie seine Arbeitsphäre begrenzt. Auch keine Kirchengemeinschaft kann sagen: Die Welt ist mein Arbeitsgebiet, wenn sie nicht sich dem

Wahne hingiebt, ihre Kirchengemeinschaft sei die Christenheit. Es läßt sich nicht leugnen, daß die wesleyanische Kirchengemeinschaft die Neigung hat, die Paradoxie des Wahlspruchs ernst zu nehmen und dann die Parochieen anderer Gemeinschaften nicht zu respektieren. Es erwachsen daraus viele Unannehmlichkeiten, und leidet die Arbeit der Wesleyaner selbst darunter. Obgleich die methodistische Gemeinschaft sehr zahlreich und an finanziellen wie geistigen Kräften stark ist, so ist doch die ganze Welt auch für sie zu groß. Die wird nur „mit allen Heiligen“ für den gemeinsamen Herrn erobert, und Meisterschaft der Missionsleistung ist nur möglich, wenn man sich beschränkt auf die eigene von Gott angewiesene Parochie.

Unter den verschiedenen den englischen wesleyanischen Methodisten zugewiesenen Gebieten sind die in West-Afrika die bedeutendsten. Nach dem letzten Bericht (Report of the Wesl.-Method. Miss. Soc. 1897) hat die Gesellschaft 44357 volle Kirchenglieder, von denen 4461 auf den europäischen Kontinent kommen, also überhaupt nicht zur Heidenmission zählen. Nebenbei bemerkt sind davon 2414, also reichlich die Hälfte, in Deutschland-Oesterreich, welche, wie wir zur Vervollständigung einer früheren Bemerkung mitteilen, für verschiedene kirchliche Zwecke, die Heidenmission mit eingegriffen, im Jahr 1894: 44820 M. (81. Report 1895), also mehr als 20 M. auf das volle Mitglied aufbringen, eine sehr tüchtige Leistung. Nur 39896 Vollglieder sind in den anderen Erdteilen unter den Heiden gesammelt,<sup>1)</sup> und davon kommt nahezu die Hälfte, 16945 auf West-Afrika und hier wieder die größte Zahl, 7664, nach dem letzten Bericht auf die Goldküste. Hier sind die Wesleyaner im Westen entschieden die berechtigten Arbeiter, denn in Cap Coast und im Fantelande sind sie die ersten gewesen, und auch auf Asante, resp. Kumase, haben sie einen gewissen Anspruch. Denn schon in dem Anfang der vierziger Jahre nach dem Besuch, den Freeman in der Asantehauptstadt gemacht hatte, war von einer wesleyanischen Asante-Mission die Rede. Die Baseler haben durch das Leiden ihrer Missionare in Kumase, dadurch daß sie ihre Stationen bis an die Thore Asantes vorgeschoben haben und nicht am wenigsten dadurch, daß sie die Bibel in der Sprache des Volkes bringen, das Vorrecht erworben, aber sie werden schwerlich den Wesleyanern ihr altes Anrecht bestreiten, das auch eine neue Sanktion empfangen hat, indem einer der wesleyanischen Missionare Sommerville, der im letzten Asantekrieg die Truppen als Feldprediger begleitete, darüber sein Leben gelassen hat. Es ist die ganz naturgemäße Entwicklung dieser Mission im Westen der Goldküste, daß sie dort dem Norden zu sich ins Innere wendet. Statt dessen haben die Wesleyaner sich nach dem Osten gewandt, in das Baseler Arbeitsgebiet, dorthin ihre europäischen Arbeiter plazierte, nach Akra und Aburi, an welchem letzteren Ort sie auch ihre Mädchenschule errichtet haben. Sie sind noch weiter über den Volta gegangen und haben in Peki, wo sich mehrere Außenstationen der Norddeutschen Missionsgesellschaft befinden, ihre Agenten angestellt. Es ist geplant, für diesen Kreis, der in der Baseler und Norddeutschen Arbeitsphäre liegt, einen neuen Circuit mit dem Mittelpunkt Kpong zu bilden. Wenn es in dem letzten Report heißt: „In Peki hat sich uns ein weites Feld geöffnet, das besetzt werden kann, ohne im mindesten die Baseler oder Bremer Mission zu berühren“, so müssen die Leiter in Afrika die wieder-

<sup>1)</sup> Ungerechnet die ca. 120 000 Kommunikanten, welche jetzt unter selbständigen wesleyanischen Konferenzen stehen.



holten Beschwerden der Norddeutschen Missionare über die Störungen ihrer Arbeit in Peli der heimatischen Leitung gar nicht mitgeteilt haben. Ein solches Eindringen in eine fremde Missions-Parochie läßt sich doch vor dem evangelischen Gewissen nur rechtfertigen, wenn man glaubt, daß die andere Mission nicht den Heilsweg lehrt, oder wenn man an seinem Orte nicht mehr Raum hat zur Arbeit, oder wenn etwa zum Betrieb der eigenen Arbeit die Besetzung des fremden Gebietes geboten erscheint. Das erste werden die Leiter der wesleyanischen Mission nicht glauben; sie sind überzeugt, daß die Missionen im Osten den Heilsweg Heiden und Christen lehren. Der zweite Grund gilt auch nicht; im Westen sind noch ungemessene unbearbeitete Felder, die sämtlichen dortigen Circuits liegen im Küstengebiet. Was aber das letztere betrifft, so ist die Verschiebung des Schwerpunktes nach dem Osten der Kolonie durchaus nicht im Interesse der Arbeit. Von den 14 Principal Stations oder Circuits, die der letzte Bericht aufführt, liegen 10, vermutlich noch eine elfte, die Gold Mines, alle an der Küste. Dazu kommt das kürzlich besetzte (?) Asante im Innern. Im Westen dagegen sind nur zwei. Zu jenen 10 gehören 5875 Bollglieder, zu den zwei westlichen nur 1695. Principal Station ist nicht, was in der deutschen Missionsprache Hauptstation, Europäerstation ist. Die Europäer leben nur auf den beiden westlichen Stationen (Asante ausgenommen), also ganz weit weg von den Gegenden, wo die Hauptmacht der Wesleyaner steht. Von Akra muß der Missionar wenigstens 55 Kilometer reisen, wenn er Winneba, die nächste der westlichen Hauptstationen einmal besuchen will; die entfernteste aber, Axim, ist 240 Kilometer von Akra entfernt. Es ist sehr ungeschickt, daß der „Superintendent“ so weit weg ist von denen, die er beaufsichtigen soll.

Dieser Nachteil wird dadurch noch empfindlicher, daß die leitenden europäischen Kräfte überhaupt nur sehr spärlich sind. Mit den „Junior Society members“ zählt die wesleyanische Gemeinschaft auf der Goldküste 13074 Glieder, unter denen nur zwei Europäer oder wenn man den für Asante bestimmten Missionar hinzunimmt, drei thätig sind, während die 14800 Christen der Baseler Mission, auf der Goldküste 44 europäische Führer haben. Entweder verschwenden die Baseler in einem ungesunden Klima kostliche europäische Kräfte, oder die Wesleyaner lassen das wertvolle Material von 13000 eingeborenen Christen halb unbenutzt, indem sie es an den Händen fehlen lassen, die es in der richtigen Weise bearbeiten können. Wenn sich doch unsere englischen Brüder überzeugen wollten, daß wertvolle Kräfte eingeborener Gemeinden unausgenutzt bleiben, wenn man nicht die hinreichende Anzahl von Europäern hinsendet, die noch für lange Zeit die Leitung in den Händen behalten müssen! Es ist ja sehr ehrenvoll, daß man der jungen westafrikanischen Christenheit so viel zutraut, und auch wir haben den Eindruck, daß die westafrikanischen Christen mehr in Selbstständigkeit leisten, als andere Afrikaner und auch die Indier. Aber eben deshalb sollte man auch die Geduld haben, sie zu leiten, bis sie wirklich majoren geworden sind. Die wesleyanische Missionsgesellschaft hat unter ihren 5077 ostindischen Christen 60, unter den 6600 südafrikanischen Christen 20, den 1614 Chinesen 15, in Amerika bei 5450 Christen 14, in Ceylon bei 4110 Christen 12 Europäer, in Westafrika dagegen bei 16945 Christen nur 9. Das heißt: je größer das Heer, um so weniger Offiziere oder sagen wir, Generale. Dazu kommt, daß diese Männer, die Heerführer sein sollten — meistens noch Rekruten sind. Die Goldküsten-Mission hatte den Vorzug an ihrem Superintendenten



einen älteren Missionar zu besitzen. Missionar Kemp ist im Laufe des Jahres 1887 nach der Goldküste gekommen; im Januar letzten Jahres kehrte er nach Afrika aus einem Urlaub zurück, aber im Mai am Fest war er wieder in London. „Mit Widerstreben“ hat er seine afrikanische Arbeit aufgeben müssen nach 9—10 jährigem Dienst. Die drei jetzt dort wirkenden Missionare sind 1894, 1895 und 1896 hinausgegangen, also von höchstens dreijähriger Dienstzeit, und der älteste von ihnen ist in der Zeit schon einmal in Europa gewesen. Es wird in West-Afrika die Ausnahme sein, daß ein Europäer nach dem ersten Jahre es wagt, in der Landessprache zu predigen; auch nach zwei Jahren wird er sich glücklich preisen, wenn er es kann. Diese jungen Missionare sind also noch ganz Anfänger, welche die ersten Schritte thun, die sich mit ihren Christen in ihrer Muttersprache nur sehr unvollkommen verständigen können, wenn sie überhaupt ernstlich bemüht gewesen sind, die Volkssprache zu lernen. Denn leider muß das Englisch in dieser Mission sehr viel aushelfen. Der letzte Jahresbericht bemerkt als etwas besonderes von dem Circuit Anambu: „Besondere Aufmerksamkeit ist dem Studium der Evangelien in Fante gewidmet worden“, als wenn sich das nicht überall von selbst verstehen sollte. Unseres Wissens hat auch die Mission den Fanteern nicht in ihrer Sprache oder Mundart die Bibel gegeben; wo die Eingeborenen die Bibel in der Landessprache lesen, wird es die von der Baseler Mission geschaffene Tshi-Bibel sein. Die sprachliche Vermittelung dessen, was die Zeugen aus der alten Christenheit den Heiden und den jungen Christen der Goldküste zu bringen haben, geschieht in Englisch, wenn nicht völlig, so doch zum großen Teil. Hoffentlich reden die eingeborenen Pastoren und Gehilfen in der Muttersprache, aber in ihr mit geistlichen Worten von geistlichen Dingen zu reden, das lernen sie nicht, können sie gar nicht lernen bei ihren Lehrern. Diese Englisierung der Mission wird nun noch verstärkt durch das Regierungsschulsystem auf der Goldküste, nach welchem für gebildet gilt, wer eine fremde Sprache gelernt hat, wenn er auch in der eigenen weder schreiben noch lesen kann. Der Schulinspektor, der die Landessprache nicht kennt, examiniert die Schüler und bestimmt die Höhe der von der Regierung gewährten Unterstützung. Selbstverständlich treibt er so Lehrer und Schüler in dies fremde Wesen immer mehr hinein. Es ist zu lockend. Die Unterstützung von über 27000 Mk. ist nicht zu verachten.

Diese Missionsmethode genügt nicht um aus einem ungebildeten Heidenvolk ein Christenvolk zu sammeln und zu erziehen, das in sich selbst alle Verhältnisse vom Lichte Gottes durchbringen läßt und seinem Berufe nachkommt, ein Licht des ganzen Landes zu sein. Dieser Mangel kann auch nicht wieder gut gemacht werden, indem man sehr viel eingeborene Christen anstellt. Der letzte Bericht nennt, von den Gehilfen in der Sonntagsschule zu schweigen, nicht weniger als 470 local preachers. Die werden nicht bezahlt, aber es sind doch nicht private Christen, die von ihrem unveräußerlichen Rechte zu evangelisieren Gebrauch machen, sondern Angestellte. Ein Bericht vom Missionar Kemp sagt, daß manche von diesen Lokalpredigern, wenigstens noch vor 9 Jahren, nicht lesen können, also außer Stande sind in der Bibel oder sonst einem erbaulichen Buche für ihre Predigten Anregung zu suchen. Neben diesen unbefoldeten Gehilfen giebt es aber noch 286 bezahlte Angestellte, von denen 23 ordiniert sind. Die Baseler, die 1800 Christen mehr haben, verwenden im Ante nur 217 Eingeborene, davon 20 Ordinierte, also 79 weniger als die Wesleyaner, während diese doch selbst klagen, es sei nicht genügend für die gehörige Ausbildung

der eingeborenen Mitarbeiter gesorgt und nichts haben, was sich mit den zu diesem Zweck errichteten Bildungsanstalten der Baseler vergleichen ließe. Es kann daher nicht wunder nehmen, daß so oft von disziplinarischen Maßregeln gegen die Gehilfen geredet werden muß. In dem letzten Asantekriege verließen eine Anzahl ohne weiteres ihre Posten, weil sie bei der Expedition nach Kumase mehr verdienten. Solche Rückschläge treffen freilich auch die anderen Arbeiten an der Westküste, aber sie scheinen doch in der Wesleyanischen Mission sehr häufig und zwar, weil die gehörige europäische Aufsicht und Leitung fehlt. Es ist charakteristisch, mit welcher Genugthuung auf die Inspektion der Schulen durch den Beamten der Regierung gesehen wird. Das ist wahrscheinlich der bestbeaufsichtigte Teil dieser Arbeit, und so äußerlich diese Aufsicht auch ist und sein muß, sie thut ihre gute Wirkung. Die christlichen Afrikaner bedürfen noch der Leitung durch die Europäer. Wo sie sich selbst überlassen sind, sinkt ihr moralischer und religiöser Standard. Darin liegt zum großen Teil die Schwierigkeit des Nebeneinanderarbeitens der Wesleyaner und anderer Missionen. In Peti sind es unordentlich lebende Gemeindeglieder und ungezogene Schüler der Norddeutschen Mission, welche unter den Schutz der wesleyanischen Gehilfen fliehen, und die Baseler Berichte klagen auch, daß die Laizheit der Wesleyaner ihnen die Gemeindevucht erschwere. Die Methode der Wesleyaner findet bei dem leicht bewegten Negergemüt leicht Anklang, aber gerade sie bedarf zu ihrer Korrektur ernster Zucht und nüchterner Leitung, welche zur Zeit noch in den Händen der Vertreter der alten Christenheit liegen muß.

Trotz allem dem geht das Werk vorwärts. Leider gewährt die Statistik nicht sehr viel Einblick. Im Vorbeigehen möchten wir bemerken, daß für eine Missionsstatistik die Zahl der Getauften doch unentbehrlich ist. Wie man auch über die Taufe denken mag, sie ist doch der Anfang der Kirchengemeinschaft, zu der die Mission wirkt. Die wesleyanische Statistik giebt nur die Zahl der full members, die auch ganz interessant ist, etwa wie in anderen Statistiken die Zahl der Abendmahlberechtigten, aber doch nur in zweiter Linie. Diese Vollglieder sind nun in den letzten Jahren nicht sehr gewachsen; Ende 1895 war die Zahl gegen das Jahr zuvor um 36 zurückgegangen, in 1896 nahm sie um 176 zu. Reingewinn von zwei Jahren 140. In den beiden Jahren wuchsen die Abendmahlberechtigten der Baseler Mission um 878. Bei Vergleich eines längeren Zeitabschnittes sieht man mehr vom Fortschritt. Der Rücktritt von Missionar Dennis Kemp gab diesem Anlaß sein erstes Jahr mit dem letzten zu vergleichen; die Missionary Notices (1897, S. 161) haben diese Zahlen, hier und da ein klein wenig geändert, wiederholt. Danach gab es

1888	1896
227	652 Places of Worship
14	23 Eingeborene Pastoren
84	263 Katechisten und Lehrer
5610	7664 Volle Kirchenglieder
1136	5410 Junior Society Glieder
537	3387 Katechumenen
1505	5743 Tagesschüler.

Von den Predigtstellen waren 65 Kapellen, deren Zahl auf 111 angewachsen sind; einige darunter haben nur 14 Mk. 50 Pf. Baukosten verursacht, während auch Gebäude im Werte von 40000 Mk. da sind, und alle von den Christen selbst be-

zählt. Das ist ein sehr gutes Zeugnis für sie, wie auch, daß die Gehälter der eingeborenen Gehilfen, wenn ich nicht irre, von den Gemeinden getragen werden. Die bedeutende Steigerung der Tagesschüler hängt jedenfalls mit der Regierungszuverlässigkeit zusammen. Von den Schülern auf der Liste sind übrigens nur 76% durchschnittlich zur Stelle. Sehr gering ist die Beteiligung der Frauenwelt an der Schule; nur 12% sind Mädchen. Nach Maßstab der Baseler sollte schon die Christen-schar so viel Mädchen in die Schule senden, daß der Prozentsatz auf 20% sich hebe. Neuerdings haben sie eine höhere Mädchenschule — denn der stolzere Positiv „High“ muß wohl mit dem bescheidenen Komparativ „höher“ übersetzt werden — in Aburi gegründet. Leider ist die erste Leiterin, Fräulein Satman, die im August 1894 hinausging, bald gestorben. Im Februar 1896 ging ihre Nachfolgerin Frä. Ellenberger hinaus. Hoffentlich darf sie länger ihrer wichtigen Arbeit vorstehen, und erfüllt sich etwas von der sanguinen Hoffnung, in einigen Jahren alle Schulen mit Lehrerinnen aus dieser Anstalt besetzen zu können.

Daß diese Mission sich nach Osten bis über den Volta ausgebreitet hat, erwähnten wir schon. Nach Westen wollte sie auch vorgehen und in Assinie eine neue Arbeitsstätte gründen. Die französische Regierung hat es nicht zugelassen. Im letzten Jahresbericht wird dankend anerkannt, daß einem Wesleyaner in Grand Bassam von der französischen Regierung nicht gewehrt ist, eine Sonntagschule zu beginnen. Man muß mit Wenigem zufrieden sein. Die Vermehrung der Circuits von 11 auf 14 im letzten Jahre bedeutet keine Ausdehnung des Werkes, sondern nur die Teilung größerer Circuits in zwei, was ja auch ein Fortschritt ist.

Im übrigen erfährt man nur sehr wenig von dieser Mission. Die Jahresberichte geben nur ungenügenden Einblick in die Arbeit. Der für 1895 ermahnte darum die „laufende Litteratur“ zu lesen, wo sich der Leser „Monat für Monat bei unseren Missionaren in manchen Ländern finden wird und die Natur und die Erfolge ihrer Arbeit kennen und verstehen lernen kann, wie er es nirgendwo sonst vermag.“ Wer als ein Freund dieses Werkes auf der Goldküste diesen Rat befolgte und die Wesleyan Missionary Notices sich bestellte, fand sich sehr enttäuscht. In dem ganzen Jahrgang 1896 handelt ein Artikel, 38 halbspaltige Zeilen groß, von der Goldküsten-Mission, und der Jahrgang 1897 bringt außer dem, was der Report schon mitgeteilt hat, auch nur eine Festrede von Missionar Kemp. Es scheint, daß „Work und Workers in the Mission Field“, das mir unbekannt ist, etwas mehr bringt. Nach dem, was man erfährt, geht in dieser Mission derselbe Kampf gegen die Finsternis vor, wie in den anderen westafrikanischen Missionen, ein Kampf mit Niederlagen und mit Siegen, der Kampf gegen die Macht des heidnischen Geisterglaubens, gegen die einheimische Unsitlichkeit und gegen den Branntwein, mit dem Christen die Völker beglücken. Je ernster und gründlicher der Kampf genommen wird, desto gewisser ist der Sieg.

## Litteratur-Bericht.

1. **Paul:** „Die Mission in unseren Kolonien.“ Erstes Heft: Togo und Kamerun. Leipzig. 1898. 2,50 Mk. Der Verfasser, welcher bereits durch seine gediegenen Beiträge zu dem Jahrbuch der (Königl.) Sächsischen Missions-



Konferenz in den Missionskreisen wohl bekannt ist, hat mit der Wahl dieses Stoffes für sein erstes selbständiges Missionsbuch einen guten Griff gethan. Es ist in der That ein Bedürfnis, daß die deutschen evang. Missionen in unseren Kolonien und Schutzgebieten nicht bloß in orientierenden Übersichten, sondern in ausgeführten Spezialbildern dem größeren Publikum bekannt gemacht werden und zu diesem Zwecke namentlich den Pastoren Handreichung geschieht, um sie ausgiebig mit zuverlässigem Material zu versorgen. Und wie die Stoffwahl eine glückliche, so ist auch die Stoffbeherrschung und Stoffbehandlung eine aller Anerkennung werthe. Mit viel Fleiß hat der Verfasser die betreffenden Quellen durchforscht und mit viel Geschick sie verarbeitet. Er schildert anschaulich und konkret, ohne sich ins Kleinliche zu verlieren. Nach einer trefflichen Einleitung, welche die Frage behandelt: Was sind wir unseren Kolonien schuldig (S. 1—20)? und eine Gesamtübersicht über die Missionsthätigkeit in denselben giebt (20—49), folgt in 2 Abschnitten das Logogebiet: Bei den Eingegnern an der Sklavenküste und: Auf der alten Missionsstraße im Logoland, sodaß man einen ziemlich umfassenden Einblick in die gesamte Arbeit der Norddeutschen Mission bekommt. Der 2. Hauptabschnitt: Kamerun ist in 4 Kapitel gegliedert: Land und Leute; die christlichen Pioniere: Alfred Saker; Kamerun als deutsche Kolonie; die Baseler Mission. Als „Missionsstunden“ kann man die Arbeit kaum bezeichnen, am wenigsten als „Neue Folge der Dietelschen“, wie sie auf dem Titelblatt genannt wird und zum Vorlesen vor der Gemeinde möchte ich sie nicht empfehlen; abgesehen von der Länge machen sie ihre ganze Anlage und auch die ziemlich häufigen Fremdwörter dazu wenig geeignet. Aber sie ist ein ausgezeichnetes Hilfsmittel für Missionsstunden; nur sollte sie nicht ausschließlich zu diesem Zweck verwendet, sondern auch als Missionslektüre in den weitesten Kreisen verbreitet werden.

## 2. Stursberg: „J. Hudson Taylor und die China Inland-Mission.“

Deutschen Missionsfreunden zur Glaubensstärkung vorgeführt. 2. Auflage bis auf die Gegenwart fortgeführt. Mit einem Bild von T. und einer Übersichtskarte von China. Neukirchen. 1897. 1 Mk. Im wesentlichen ist diese Lebensgeschichte des bekannten Gründers der ausgedehnten China Inland-Mission, die zugleich die Geschichte seines Werkes ist, ein unveränderter Abdruck der ersten Auflage, nur vervollständigt und fortgeführt bis auf die Gegenwart mit Benutzung verschiedener englischer Quellen und der betreffenden Artikel der N. M. Z. Auch dieses Buch trägt durch und durch einen erbaulichen Charakter, obgleich es voll ist von Erlebnissen Taylors und von Erzählungen aus der Geschichte seiner Mission. Namentlich ist es die Kraft des Gebets, die veranschaulicht werden und den Lesern predigen soll. An den Grundsätzen der Taylorschen Missionsmethode wird daher wenig Kritik geübt; vielfach stimmen sie auch so sehr mit den Neukirchenern überein, daß der Verfasser sich zu der ausdrücklichen Bemerkung veranlaßt fühlt, diese vielfache Übereinstimmung beruhe nicht auf Nachahmung, sondern sei bereits vorhanden gewesen, ehe man in Neukirchen mit der China Inland-Mission bekannt gewesen. Wer Hudson Taylor und sein Werk noch nicht kennt, dem sei das vorliegende Buch dringend empfohlen.

3. In dem Neukirchener Verlag sind zu gleicher Zeit 2 englische Missionspredigten in guter deutscher Übersetzung und schöner Ausführung (jede für 15 Pfg.) erschienen, die schon als charakteristische englische Zeugnisse Beachtung verdienen: 1. Spurgeon: „Unser allmächtiger Führer“ über Matth. 28, 18 ff. und 2. A. Pier son: „Gott hinter dem Missionswerk“ über Akt. 15, 18.



4. „*Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1898.*“ Leipzig. 1898. Auch dieser 11. Jahrgang bringt wieder des Guten eine große Fülle: Biblische, geschichtliche, statistische, missions-theoretische bzw. -technische, religionswissenschaftliche und literarische Artikel fesseln durch ihre Abwechslung den Leser und gewähren ihm beides, Erbauung und Belehrung. Auch der Missionskalender ist ein wertvoller Anreger. Nur die Rundschau über die wichtigsten Ereignisse auf dem Missionsgebiete vermessen wir, die eigentlich nicht fehlen sollte, zumal gerade im vergangenen Jahre manches von Wichtigkeit passiert ist. Die bedeutendsten Beiträge sind die Aufsätze über Paulus, Buddhismus und Christentum und die China Inland-Mission. Die Leipziger Mission ist durch einen Artikel über die Bewegung unter den Paria im Madrasdistrikte vertreten.

5. „*Theologisches Jahrbuch für das Jahr 1898*“ von Schneider. Gütersloh. 1898. 2. Teil. Aus dem reichen Inhalt dieses zum 25. male erscheinenden pastoralen Bademecum interessiert uns hier nur die sehr umfangreiche (S. 141—197) Übersicht über die evangelischen Missionsgebiete und speziell die deutschen M.-G.G., die eine stehende Rubrik desselben bildet. Ist die bezügliche Arbeit, welche der Verf. bietet, auch nicht lückenlos — z. B. das große Indien hätte doch nicht übergangen werden dürfen, da Ereignisse von Wichtigkeit hier stattgefunden haben, so muß man ihr doch das Zeugnis geben, daß nicht nur großer Fleiß auf sie verwendet worden, sondern daß sie im ganzen auch recht zuverlässig ist und gesundes Urteil bekundet. Fuchsn (S. 142) ist wohl nur ein Druckfehler statt Futien.

6. Im Selbstverlage der ev.-luth. Mission zu Leipzig sind wieder einige kleine Schriften erschienen: 1. von den „*Palmsweigen aus dem ostindischen Missionsfelde.*“ Größere Serie Nr. 11—13. a) die Mädchen-Waisenschule in Majaweram; b) Tamulisches Dorfleben im Landbezirke von Madras und c) Dorfmission im Landbezirke von Madras, welche anschauliche Detailbilder bieten und 2. „*Missionspredigten und Vorträge*“ von Luthardt. Ein Wiederabdruck aus dem ev.-luth. Missionsblatt und den Pastoralblättern. Ihm selbst gewidmet von dem Kollegio der Gesellschaft zur Feier seiner 40jährigen Mitgliedschaft in demselben. 6 gebiegene Predigten und Reden, die nicht veraltet sind und auch heute noch dankbare Leser finden werden.

7. **Strümpfel:** „*Begleiter durch die wissenschaftliche und pastorale Missionsliteratur.*“ Herausgegeben vom Vorstande der Miss.-Konf. in der Provinz Sachsen. Berlin. Martin Warneß. 1898. S. 104. 1 Mk. Ein Pendant zu dem im Auftrage derselben Konferenz vor 2 Jahren durch den leider zu früh geschiedenen Pastor Eger bearbeiteten „*Begleiter durch die volkstümliche Missionsliteratur*“, der nur den halben Umfang hatte. In 4 Hauptabschnitten: Missionstheorie; Missionsgeschichte; Zur Pflege des heimatlichen Missionslebens und Zeitschriften werden reichlich 250 Erzeugnisse der deutschen Missionsliteratur übersichtlich gruppiert und kurz charakterisiert. Der 2. Hauptabschnitt: Missionsgeschichte nimmt natürlich den breitesten Raum ein (S. 17—75). Er gliedert sich wieder in 5 Unterabteilungen: Gesamtdarstellungen; Geschichte des heimatlichen Missionslebens; Geschichte einzelner Missions-Gesellschaften; Geschichte einzelner Missions-

gebiete; Biographisches. Von den einigermaßen bedeutenden Erscheinungen dürfte kaum eine übergangen sein. Für das Missionsstudium ist dieser Wegweiser ein ebenso brauchbares Hilfsmittel wie er ein guter kasueller Ratgeber ist, wenn man sich nach Quellenmaterial zum praktischen Gebrauch für Missionsstunden oder Missionsberichte umsieht. Der Preis ist so billig wie möglich gestellt. Eine Registrierung und Besprechung auch der einzelnen missions-theoretischen und missions-geschichtlichen Zeitschriften-Artikel würden den Umfang der Schrift zu sehr vergrößert und den Preis verteuert haben, darum hat man sich für die Beschränkung auf die Buch- und Flugschriftenliteratur entschieden.

8. **Dennis:** Christian Missions and Social Progress. A sociological study of foreign missions. Vol. I. New York. 1897. Dieses stattliche Buch (468 S. in Gr. Quart), welches nur den ersten Teil des Titeltitels behandelt, ist die bedeutendste Arbeit, welche die amerikanische Missionsliteratur aufzuweisen hat. Sie zeugt von einem Fleiße, von einer Kenntnis der einschlagenden Quellschriften, von einer Beherrschung des riesigen Stoffs, von einer — aufs ganze gesehen — großen Zuverlässigkeit und Gesundheit des Urteils, vor der auch deutsche Gelehrte allen Respekt haben müssen. Dieser erste Teil behandelt allerdings noch nicht den social progress selbst, welchen die christl. Mission thatsächlich in ihrem Gefolge hat, sondern bietet nur die Prolegomena und zwar in 4 Hauptkapiteln: 1. The social scope of christian missions; 2. The social evils of the nonchristian world; 3. ineffectual remedies and the causes of their failure; 4. Christianity the social hope of the nations. Erst der 2. Band, der auch eine Fülle statistischer Übersichten in Aussicht stellt, wird dann in 2 Hauptabteilungen: 1. The dawn of social era in missions und 2. The contribution of christ. miss. to social progress darstellen. Der 2. Abschnitt des vorliegenden Bandes, der die sozialen Übel der nichtchristlichen Welt behandelt, nimmt weit den breitesten Raum ein (S. 71—352) und ist sehr übersichtlich gegliedert in die individual, family, tribal, social, national, commercional und religious group — eine überwältigende Thatfachen-Illustration des biblischen Worts: Finsternis bedeckt das Erdbreich. Auch der 3. Abschnitt, welcher den Nachweis führt, daß und warum weder die materielle Civilisation, noch die staatliche Gesetzgebung, noch der Patriotismus, noch die Ethik der heidnischen Religionen jenen Übeln wirklich abzuhelpfen vermögen, ist sehr lehrreich, obgleich hier das beweisende Thatfachenmaterial reichlicher sein könnte. Abschnitt 1 und 4 kann man als missions-philosophische und apologetische Essays bezeichnen. Das ganze Werk des Amerikaners ist ein sehr erweitertes und vertieftes Pendant zu meinem viel älteren Buche: „Die gegenseitigen Beziehungen zwischen der modernen Mission und Kultur“, dessen englische Übersetzung dem Verf. auch vorgelegen hat. Illustriert ist das schön ausgestattete Buch durch 64 treffliche Bilder, die aber nur ausnahmsweise im Zusammenhange mit dem Texte stehen; ihre große Majorität stellt Missionsanstalten, Gruppen von Missionaren, Schülern u. s. w., kurz Veranschaulichungen aus der Missionsarbeit dar, von welchen in dem 1. Bande noch gar keine Rede ist. Man darf auf den 2. Band, der bald in Aussicht gestellt ist, sehr gespannt sein. Das Buch ist zu umfangreich, als daß man eine Übersetzung ins Deutsche wagen könnte, aber eine von geschickter Hand abgekürzte Bearbeitung wird eventuell ins Auge gefaßt werden dürfen.

Warned.

## Berichtigung.

---

Durch ein Versehen in der Druckerei ist bei einer nachträglich vom Verfasser gemachten Aenderung folgende Verwechslung untergelaufen:

Im Januar-Heft dieses Jahrgangs Seite 42 Zeile 18 ist der Satz: „Hierfür ein Nachtrag 1c.“ (eine Bemerkung für den Setzer) zu streichen und statt dessen hinzuzufügen:

Die Arbeit ist, namentlich durch die aufopferungsvolle Arbeit des Dr. Snyder und seiner Frau (die leider auf der Rückreise dem Fieber erlegen ist) von schönen Erfolgen gekrönt worden. Eine Gemeinde von etwa 60 Kommunikanten ist gesammelt, eine Tages- und 2 Sonntagschulen sind im Gange, ein Liederbuch ist gedruckt, Snyder hat auch eine Grammatik und ein Wörterbuch ausgearbeitet. Eine Bedrohung der Missionare infolge eines Aufstandes gegen den Staat — überall dieselbe Geschichte im Kongo! — ist glücklicherweise ohne schlimme Folgen geblieben. Das Wachsen der Arbeit und das Nachsenden von Verstärkungen haben den Gedanken, im Kassaihochlande eine Station zugleich als Sanatorium, zu gründen, nahe gelegt. Zur Ausbreitung der Thätigkeit stehen einige eingeborene Evangelisten zur Verfügung. Snyder hat kurz vor seiner Rückreise eine Predigtreise unternommen, welche ihn in ganz unbekannte Gegenden führte und einen See entdecken ließ. Zur Zeit ist Quebo mit etwa 8 Missionaren besetzt und ein Transportagent in Lukunga stationiert.



# Die Entwicklung der Batamission im letzten Jahrzehnt (1886—1896).

Von Missionar Johannes Warned.

## II.

Wir fragen nun weiter: Was ist in diesen zehn Jahren an dem inneren Ausbau des nach außen so bedeutend gewachsenen Werkes geschehen? Angesichts der Gefahren, welche das schnelle Wachstum der christlichen Batakirche mit sich bringt, sind Missionare wie Missionsleitung auf das eifrigste bemüht gewesen, den inneren Stand der einzelnen Christen und der Gemeinden zu fördern und sie über das niedrige Niveau des Anfängerchristentums hinaus zu heben. Das ist um so schwieriger durchzuführen, je größer und räumlich weitläufiger die Gemeinden sind. Auch erschwert der oberflächliche Charakter der malaiischen Race Erfolge nach dieser Seite hin. Mit der Taufe der Heiden wird es nach wie vor sehr ernst genommen. Die Lernenden werden lange unterwiesen, eine Zeitlang von eingebornen Lehrern, dann vom Missionar. Zweifelhafte Elemente werden zurückgestellt. Den säumigen Christen geht man so viel wie möglich nach. Wöchentlich finden ein- bis zweimal Bibelstunden statt für alle, die teilnehmen wollen. In den gefährdeten Gemeinden werden täglich Morgen- und Abendandachten in der Kirche gehalten. Zwei- bis viermal jährlich wird nach gründlicher Vorbereitung das heilige Abendmahl gefeiert. Statt der Sonntagsnachmittagspredigt ist überall der Kindergottesdienst mit viel Gesang populär geworden. An der Hebung des Ältestenstandes wird besonders sorgfältig gearbeitet. Daß alle Christen lesen lernen, ist nie verlangt worden. Doch steht das heranwachsende Geschlecht, das zum guten Teil durch die Schule gegangen ist, auf einer höheren Bildungsstufe als die älteren Christen. Vor jeder Kindertaufe müssen die Eltern den Missionar besuchen und von ihrem Glauben Rechenschaft abgeben. Die Abendmahlsfeiern haben sich zu Höhepunkten des christlichen Gemeindelebens herangebildet; mancher Streit und Groll wird bei dieser Gelegenheit aus dem Wege geschafft; denn wer seinem Gegner nicht die Versöhnungshand reicht, wird zurückgewiesen. Als ein Fortschritt des Gemeindelebens ist es zu begrüßen, daß jetzt überall die Konfirmation der als Kinder Getauften durchgeführt wird. Hauptsächlich handelt es sich dabei um die Unterweisung derjenigen, die



nicht die Schule besucht haben. Denn es hat leider bis heute nicht erreicht werden können, daß sämtliche Christenkinder die Schule besuchen. Damit diese nun nicht gleich Heidenkindern ohne Unterweisung in der christlichen Lehre aufwachsen, müssen sie einen längeren Konfirmationsunterricht durchmachen. Die Durchführung hat freilich viel Mühe gekostet. Darum ist die Bestimmung eingeführt, daß kein Jüngling und keine Jungfrau kirchlich getraut werden darf, die nicht konfirmiert sind. Leider giebt es noch einzelne, welche lieber auf die kirchliche Trauung verzichten als sich dem lästigen Unterrichte unterziehen. In Toba kommt das häufiger vor als in Silindung.

Während früher an den Frauen und Mädchen nur gelegentlich gearbeitet wurde, ist seit einigen Jahren auch dieser Zweig der Gemeindearbeit intensiver in Angriff genommen durch unverheiratete, eigens zu diesem Zwecke ausgesandte Lehrschwestern. Den Anfang machte im Jahre 1889 eine englische Dame, Fräulein Needham, die mit bewunderungswürdiger Selbstverleugnung ganz den Batafrauen lebte. Wie schon erwähnt, ist sie dann aus dem Rheinischen Verbande ausgeschieden und in Mandhelung bald gestorben. Heute stehen (mit Einschluß der beurlaubten) 10 solcher Schwestern in der Arbeit. Bisher sahen sie ihre Hauptaufgabe im Unterrichten des weiblichen Geschlechts und Einzelseelsorge. Neuerdings sind einige von ihnen durch göttliche Fingerzeige auf die verwaisten kleinen Batafinder aufmerksam geworden. Nachdem schon einige Waisen in Pflege genommen sind, besteht jetzt der Plan, ein Waisenhaus, oder richtiger zwei, eins für Silindung und eins für Toba, zu errichten zur Aufnahme mutterloser Säuglinge. Wenn nämlich eine batasche Mutter bald nach der Geburt stirbt, so geht allermest ihr Kind auch mit zu Grunde, aus Mangel an verständiger und liebevoller Pflege. Wenn nun die Schwestern sich der verwahrlosten Kindlein annehmen, so ist das eine Thatpredigt, die ihres Eindruckes auf Christen und Heiden nicht verfehlt. In Sipirok hat die barmherzige Liebe ein Asyl für Aussätzige hergerichtet, das freilich in seinen bescheidenen Dimensionen nur einen kleinen Teil der großen Not lindern kann. Für das nächste Jahr steht die Aussendung eines Missionsarztes zu erwarten, und damit die Einrichtung eines Hospitals, welches, will's Gott, eine große Wohlthat für das ganze Bataland werden wird.

In der Gemeindegarbeit hat man immer als Ziel die thunlichst mögliche Heranbildung zur Selbständigkeit im Auge gehabt. Freilich nicht nach englischen Mustern, sondern eine langsame und naturgemäße Ent-

wicklung. Das nächste Ziel ist möglichst viel und intensive Mitarbeit der bataschen Christenheit. Finanziell arbeiten die Gemeinden schon wacker mit. Viele der Haupt- und Filialgemeinden unterhalten ihre Lehrer bezw. Pastoren schon aus eigenen Mitteln. Für Kirchen- und Schulbauten müssen sie alle selbst aufkommen. Es ist das den Christen jetzt so selbstverständlich, daß sie gar nicht daran denken, bei Bauten eine Unterstützung zu fordern. Überhaupt fangen unsere Christen ganz langsam an, das Geben zu lernen. Die weitaus meisten geben willig ihre jährliche Kirchensteuer in Gestalt von Reis, der gleich nach der Ernte eingesammelt wird. Sie holen Holz und sammeln auch nach Vermögen Geld bei Bauten. Ein Missionskollektivenverein ist vor nunmehr zwei Jahren ins Leben getreten und verspricht sich fröhlich weiter zu entfalten, obgleich es noch ein bescheidener Anfang ist. Auch gelegentliche Sammlungen für das Aussätzigenasyl in Sipirok und ähnliches geben verhältnismäßig hübsche Erträge. Wenn man bedenkt, daß die meisten unserer Christen wirklich arm sind, und daß ihnen das Geben überhaupt noch etwas fremdes ist, dann sieht man in diesen einzelnen Körnern schon Keime, die größere Pflanzen versprechen.

Das Wachstum des Werkes stellte die Missionsleitung vor die Aufgabe, eine allgemeine Kirchen- und Synodalordnung einzuführen, welche die Grundlinien einer verhältnismäßigen Selbständigkeit und reger Mitarbeit unserer Batakirche verzeichnet. Desgleichen wurden die Bestimmungen über die Kirchengenossenschaft einheitlich geregelt; ferner die einheitliche Liturgie und Gottesdienstordnung eingeführt. Doch liegen nach der Seite einheitlicher Ausgestaltung und der Schaffung neuer, adäquater kirchlicher Formen noch bedeutende Aufgaben. Was bisher geschehen ist, war notwendig und entspricht den Bedürfnissen sowohl als den Verhältnissen. Eine jährlich einmal zusammentretende Synode sämtlicher Missionare, Pandita, Ältesten und Häuptlinge fördert mächtig das Bewußtsein einer einheitlichen Batakirche und wirkt auf alle Beteiligten erfrischend und anregend.<sup>1)</sup>

Viel ist auch im letzten Jahrzehnt an der Heranziehung und Ausbildung eingeborner Mitarbeiter gethan worden. Die Ältesten wurden schon erwähnt; sie sind zu unentbehrlichen Helfern in der Gemeinbearbeit geworden. Im großen und ganzen wachsen sie in ihre Pflichten immer besser hinein. Die Zahl der ausgebildeten Lehrer ist von 56 auf 148

<sup>1)</sup> A. M.-Z. 1897 Beibl. 69.

gestiegen. Der Seminarkursus ist aus einem zweijährigen in einen vierjährigen verwandelt. Die Seminaranstalt wurde bedeutend erweitert. Die Anforderungen bei Aufnahme und Entlassung sind nicht unerheblich gesteigert. Der Andrang zum Seminar ist unverhältnißmäßig groß; oft melden sich über hundert zum Eintritt; dann ist es schwer, die 30 Besten auszuwählen. Die Zöglinge müssen sich gänzlich selbst unterhalten. Der Lehrerstand hat sich entschieden gehoben. Es ist eine vielbegehrte Ehre, ihm angehören zu dürfen. Nachdem die angehenden Lehrer mit einer tüchtigen Bildung entlassen sind, lassen es sich auch die Stationsmissionare angelegen sein, sie weiter zu fördern. In Silindung z. B. hat man die Einrichtung getroffen, daß alle dortigen Lehrer einmal im Monat bei einem der sechs Missionare des Thals zusammenkommen, um weiter zu lernen. Bei dem einen wird Kirchengeschichte getrieben, bei einem Andern Eregese oder Missionsgeschichte, oder Medizinisches. Jeder Missionar repetiert mit seinen Lehrern und fördert sie. Einmal im Jahre kommen sämtliche Lehrer zu einer Konferenz zusammen, welche Missionar Johannsen leitet.<sup>1)</sup> Da werden Predigten gehalten, Referate vorgetragen, Anträge gestellt u. s. w. Diese Konferenz fördert ein gesundes Standesbewußtsein und giebt auch viel Anregung. Der weiteren Förderung dient ein monatlich erscheinendes gedrucktes Blatt „Immanuel“, mit erbaulichen, biblisch theologischen, kirchen- und missionsgeschichtlichen Aufsätzen, biblischen Fragen, neuesten Nachrichten etc. Es ist wohl überall ein gern gesehener Gast. Wenn auch unter den Lehrern weniger brauchbare Elemente nicht fehlen, vereinzelte sich wohl gar als unwürdig entpuppen, so verdienen diese Männer im allgemeinen doch Anerkennung. Sie sind den Missionaren in Schule und Gemeinde eine wesentliche Stütze und in den Filialen geradezu unentbehrlich. Denn man muß sich gegenwärtigen, daß diese Leute, wenn sie auch „Lehrer“ (gürü) heißen, doch zugleich auch Evangelisten sind, manche sogar mehr evangelistisch als lehrend thätig sind, je nach Bedürfnis und Begabung. Auf manchem Missionsgebiete würde man sie Katechisten nennen. Ihr Stand und ihre eigentliche Evangelisations- und Schulthätigkeit hat sich von selbst zu dem heraus entwickelt, was es jetzt ist, gerade so wie der unsrer Batamission eigentümliche Stand der Ältesten. Was dem Gros unsrer Lehrer noch fehlt ist Energie und selbständiger Arbeitsdrang. Unter guter Oberaufsicht leisten sie Gutes; alleingestellt verkümmern sie leicht.

<sup>1)</sup> Leider ist dieser treffliche Mann, neben Kommissen der Hauptpionier der Batamission, Anfang Januar dieses Jahres gestorben.

Die am besten bewährten älteren Lehrer werden nochmals aufs Seminar gerufen und dort etwa zwei Jahre lang unterwiesen, um zu Pandita herangebildet zu werden. Die Batakirche hat jetzt 19 eingeborene Pastoren (der zwanzigste ist schon gestorben), darunter recht tüchtige. 1886 waren es erst drei. Sie sind in erster Linie dazu berufen, an der Erziehung ihres Volkes zu kirchlicher Selbständigkeit und an der Bildung eines christlichen Volkscharakters zu arbeiten. Wer könnte es besser als sie? Demgemäß ist ihre Arbeit selbständiger als diejenige der Lehrer; doch sind auch sie dem Missionar unterstellt, zu dessen Sprengel ihre Gemeinde gehört. Ganz ohne Aufsicht gelassen, würden auch sie der Versuchung zur Trägheit leichter unterliegen.

Auch auf litterarischem Gebiet ist manches im letzten Jahrzehnt geleistet worden. Zu den schon früher übersetzten und gedruckten biblischen Geschichten Alten und Neuen Testaments, Katechismus, Geschichtenbuch, Bibel und manchem andern kam 1885 das ganze Neue Testament im Tobadialekt übersetzt von Missionar Nommensen hinzu. Seitdem sind noch erschienen: das ganze Alte Testament (1894), übersetzt von Missionar Johannsen, ein zweites Liederbuch, ein Spruchbuch, Bogakty's Schatzkästlein, eine Heilslehre, Rechenbücher, eine neue Bibel, eine ausführliche Welt- und Kirchengeschichte, ein Liederbuch im Angkoldialekt und verschiedene Traktate. Ein Lesebuch für die Schulen soll demnächst erscheinen. Auch auf diesem Gebiete sind noch viele Aufgaben zu lösen. Bei geringem Absatz der Bücher ist der Druck verhältnismäßig teuer; darum bleibt manches ungedruckt, was verdiente fixiert zu werden. Den Druck des Neuen Testaments schenkte die Britische Bibelgesellschaft, den des Alten Testaments die oben erwähnte Miß Needham. Zum Gebrauch für Seminaristen und Panditaaspiranten kursieren außerdem eine Reihe handschriftlich sich weiter verbreitender Leitfäden über Bibelfunde, Pädagogik, Homiletik, Exegese, Geographie, deren Drucklegung aus Geldmangel nicht möglich ist.

Das Schulwesen ist entschieden im Fortschritt begriffen. Nachdem die Seminarzöglinge einen vierjährigen Lehrkursus absolvieren müssen, sind sie natürlich qualifizierter zum unterrichten. Freilich fehlt ihnen noch vieles. Der Besuch der Volksschulen hebt sich langsam. Durch die von der holländischen Regierung seit einigen Jahren gewährten Subsidien sind die Schulen jetzt trefflich mit Büchern, Tafeln, Wandkarten, Globen, Rechenmaschinen, guten Schreibbänken u. s. w. ausgerüstet, besser als manche Dorfschule daheim. Es existieren auch einige wenige sog.



Mittelschulen, die ihren Schülern etwas mehr Bildung mitgeben und es sich nebenher zur Aufgabe machen, ihre älteren Zöglinge für das Aufnahmeexamen am Seminar auszurüsten. Die Regierung schien mit der Absicht umzugehen, ihrerseits besondere Schulen für Söhne reicherer Eltern einzurichten, natürlich religionslose, ohne Zusammenhang mit unserm Schulsystem. Doch ist bisher nichts zustande gekommen. Wenn eine solche höhere Schule wirklich einem Bedürfnis entspricht, wäre es für unsere Mission wünschenswerter, wenn man uns dieselbe überließe, denn naturgemäß ist die Mission die Mutter der Schule. Gewerbe- oder Industrieschulen sind öfters von der Missionsleitung ins Auge gefaßt und erwogen worden. Aber sie passen wohl kaum für hiesige Verhältnisse, denn sie entsprechen keinem Bedürfnis. Daß jetzt auch Mädchenschulen existieren, wurde bereits erwähnt. Beliebt sind in vielen Gemeinden die Abendschulen für Jünglinge sowohl wie für Jungfrauen und Mädchen. Im allgemeinen haben die Bata ziemlich lebhaften Bildungsdrang. Es verdient vielleicht noch erwähnt zu werden, daß weder auf der niederen noch auf der hohen Schule irgend eine fremde Sprache gelehrt wird; der gesamte Unterricht findet lediglich in der Bata Sprache statt. Sonntagschulen und Konfirmationsunterricht wirken auch in breitere Schichten der Jugend hinein, welche in den Tagesschulen schwer zu haben sind. So wenig unsere Schulen vollkommen sind, so darf man doch sagen: wer sechs Jahre lang eine dieser Schulen besucht hat, der bringt eine gute Elementarbildung mit ins Leben. Schade ist es, daß sie bei den primitiven sozialen Verhältnissen so wenig damit anfangen können. Die Schüler lernen aber auch, was ja ungleich wichtiger ist, christliche Gedankengänge denken und können daher später viel besser Predigt und Wort Gottes verstehen als diejenigen, welche nur den Taufunterricht durchgemacht haben.

Man könnte nun noch allerlei sagen über die Hebung des Volkes unter dem Einflusse des Christentums. Doch gehört das nicht eigentlich in den Rahmen dieser Zeilen; auch ist dabei schwer auseinander zu halten, wie viel auf Rechnung des umgestaltenden Christentums kommt, und wie viel auf Rechnung der Kolonialregierung und der in ihrem Gefolge marschierenden Kultur. Das ist ja sicher, daß das Batavolk in den christianisierten Landstrichen sich sozial gehoben hat. Weil der Krieg aufgehört hat, wird bedeutend mehr Land angebaut und Reis gewonnen als früher. Die Dörfer werden reinlicher, die Häuser besser, die Kleidung vollständiger und reinlicher. Der Anbau von Kaffee, Harz- und Guttaperchabäumen bringt Geld unter die Leute. Die Viehzucht wird

rationeller betrieben als früher. Die Leute suchen nach neuen Erwerbsquellen. Der Handel blüht auf. Handwerke, wie Zimmerei, Tischlerei, Schmiederei, selbst Klempnerei, am meisten Schneiderei werden so eifrig betrieben, daß schon Überproduktion da ist. Dabei fehlt in den Batulanden fast gänzlich die Kulturkarikatur, in die z. B. der Neger so gern verfällt. Wenn auch der Häuptling oder der stutzerhafte Jüngling seine Füße mal in Stiefeln zwingt und einen irgendwo erstandenen Filzhut auf den Kopf stülpt, so geschieht das doch nur bei seltenen festlichen Gelegenheiten. Im allgemeinen fühlen sie sich am liebsten als Bata. Es wäre zu wünschen, daß sich noch große neue Erwerbszweige für breitere Schichten der Bevölkerung fänden, denn dem ziemlich bedeutenden Import europäischer Waren steht nur ein ganz minimaler Export von Landesproduktion (Kaffee, Weihrauch, Guttapercha) gegenüber, so daß tatsächlich mehr Geld aus dem Lande geht, als hinein kommt. Missionare wie Regierungsbeamte haben darüber schon viel nachgedacht und experimentiert, ohne zu einem befriedigenden Resultat gelangt zu sein. Also auch hier liegen noch schwierige Probleme. Für die Mission ist die Sache auch darum wichtig, weil es kaum gelingen wird, durchweg die Gemeinden finanziell auf eigene Füße zu stellen, oder gar zu nennenswerter Hilfe am Missionswerk mit heranzuziehen, wenn sie nicht aus ihrer Armut herausgehoben werden können.

So erfreulich das Wachstum der Batamission im ganzen ist, so fehlt es im einzelnen doch nicht an besorgniserregenden Mängeln. Wo, wie hier, die Massen sich zur Taufe drängen, wo es förmlich Modesache geworden ist, Christ zu werden, da ist bei aller Vorsicht das Fernhalten schlechter Elemente unmöglich. Solche Mitläufer drücken dann das Niveau der Gesamtgemeinde herunter. Kirchengucht wird ja geübt, aber ist natürlich kein Heilmittel gegen solche Schäden. Den oberflächlichen, gemüthlosen Charakter des Volkes kann das Christentum nicht mit einem Schlage, vielleicht nie ganz ändern. Die Masse wird immer oberflächlich und leichtsinnig bleiben. Gerade jetzt ist die Gefahr der Heuchelei besonders groß für unsre Bata, da viele Christen werden, nur weil sie andere Christen werden sehen. Für die Erziehung eines christlichen Volkscharakters bleibt also den nächsten Jahrzehnten noch genug Arbeit vorbehalten.

Die wunderbare Ausbreitung des Christentums unter den heidnischen Bata einerseits und andererseits das immer weitere Vorrücken des Islam in den von der Mission bisher noch nicht berührten heidnischen Gebieten weisen mit der Deutlichkeit eines göttlichen Fingerzeiges darauf

hin, daß wir eben jetzt in der Stunde der Entscheidung stehen. Das gesammte, noch rein heidnische Bataland muß bald von der Mission besetzt werden, wenn es nicht bald für dieselbe verschlossen sein soll. Das sind noch weite Striche: die Gegend, welche von Silindung, Baros und dem Tobasee als Grenzpunkte eingerahmt wird, ferner die Insel Samosir, die weiten Karobatalande nördlich vom See, ja die ganze Verbindung zwischen den Batalanden und Atjeh im Norden — alles dies ist zum größten Teil noch heidnisch, wird aber teilweise schon mohammedanisch beeinflusst. Eins ist dabei bemerkenswert. So lange hat das Batavolk dem ihm unsympathischen Mohammedanismus widerstanden; man bedenke, daß große Teile des malaiischen Archipels schon vor Jahrhunderten mohammedanisch wurden, und daß es an gewaltsamen Versuchen der fanatischen Mohammedaner, die Batalande dem falschen Propheten zu gewinnen, durchaus nicht gefehlt hat. Und nun gewinnt der bisher gehaßte Mohammedanismus in dem Augenblick Anziehungskraft für die bataschen Heiden, wenn er als Gegenmission gegen das gar nicht gehaßte, meist vielmehr bewillkommnete Christentum auftritt! So war es in Sapiro, wo der Islam mit einem Schlage Terrain gewann, als die christliche Missionsarbeit ihre Kräfte entfaltete. So würde es überall da gehen, wo der Mohammedanismus bisher noch um seinen Eingang kämpft. Baros, Asahan, Deli sind freilich schon ganz mohammedanisch. Aber daß auch die bataschen Mohammedaner nicht unbeeinflußbar sind, beweisen die langsamen Missionserfolge in Angkola und Padang Bolak. Glänzende Erfolge sind das freilich nicht, vielmehr noch recht ärmliche. Silindung ist noch soeben vor dem Eindringen des Islam gerettet; als er seine Gegenmission begründen wollte, war Silindung schon so weit christlich, daß es sich sein Kommen verbat. Wir dürfen also annehmen, daß die von Gott gewiesenen Wege zur weiteren Ausbreitung des Christentums mehr in die noch heidnischen als in die mohammedanisch infizierten Gebiete weisen. So wie die Verhältnisse hier liegen, ist trotz der raschen Fortschritte des letzten Jahrzehnts noch nicht an ein Stillstehen und Ausruhen auf dem Gewonnenen zu denken. Neben der gründlichen Vertiefung des bereits Erreichten wird es eine dringende Aufgabe der nächsten Jahre sein, weiter, immer weiter vorzudringen, wie ein guter Feldherr sich nicht mit einem halben Siege begnügen wird. Baldige und energische Inangriffnahme der heidnischen Gebiete ist notwendig. Sonst können die offenen Thüren leicht zuschlagen.

# Alaska und die Mission daselbst.

Von D. G. Kurze.

## II. Die griechisch-katholische Mission.<sup>1)</sup>

Schon die ersten russischen Seefahrer und Pelzjäger, welche von Sibirien aus nach den Aleuten und der benachbarten Festlandküste Alaskas kamen, ließen es seit Mitte des vorigen Jahres nicht an vereinzeltten Versuchen fehlen, die Eingeborenen, in erster Linie die Aleuten, durch die Taufe der russischen orthodoxen Kirche anzugliedern. Doch war die sittliche Aufführung der russischen Eroberer an den meisten Orten zu schändlich und der Taufvollzug seitens der russischen Schiffskapläne zu summarisch, als daß man diese Art von Ausbreitung des Christentums mit dem Ehrennamen Mission belegen könnte.

Erst im Jahre 1793 erfolgte auf Befehl der Kaiserin Katharina II. die Aussendung wirklicher Missionare, die sich in der Zahl von 9 Mönchen und 2 Kirchendienern zunächst auf der Insel Kadiak niederließen. Die Leitung der Missionsthätigkeit lag in den Händen des Hieromonach Ioasaf Bolotoff, eines kenntnisreichen Theologen aus dem Balamkloster in St. Petersburg, und die Oberaufsicht sollte — eine höchst unpraktische Anordnung — der weit entfernte Bischof von Irkutsk in Sibirien haben. Die russisch-amerikanische Pelzhandelsgesellschaft, welche bei dem heiligen Synod die Abordnung von Missionaren erst beantragt hatte, nahm sich derselben nicht im geringsten an, so daß sich diese in den ersten Jahrzehnten ihren Lebensunterhalt mit ihrer Hände Arbeit verdienen mußten. Bereits im Jahre 1794 umfuhren die Missionare Makarii und Juvenal die Insel Kadiak und taufte die Eingeborenen in den Stranddörfern; Juvenal dehnte seine Thätigkeit auch auf die Bewohner der Alaska-Halbinsel aus. Durch seinen Eifer, mit welchem er der Vielweiberei der Eingeborenen entgegentrat, brachte er die Bevölkerung gegen sie auf; als er dann vollends einige Häuptlinge zwingen wollte, ihm ihre Kinder nach Kadiak zur Unterweisung in der Christenlehre mitzugeben, fiel er 1796 am Sliamnasee der Wut der Eingeborenen zum Opfer.

So lobenswert der Eifer dieser Missionare war, die mit einander um die Ehre stritten, auf dem gefährdetsten Posten stationiert zu werden, so oberflächlich und äußerlich war ihre Wirksamkeit. Da sie die Sprachen

<sup>1)</sup> Vahl, Alaska, Folket og Missionen. Kopenhagen 1872.



der eingeborenen Stämme noch nicht verstanden, so bedienten sie sich ungebildeter, sittlich oft sehr anrühiger Menschen als Dolmetscher, die je nach ihrer Fassungskraft und ihrem Belieben die Predigt der Missionare nur in sehr entstellter Weise dem Verständnis der Eingeborenen vermittelten.

Als für die Erwartung der Mönche die Ausbreitung des Christentums auf den Aleuten zu langsam vor sich ging, halfen sie sich damit, daß sie hier und da eine Schar Eingeborener am Strande zusammenriefen, sie ins Meer hinaustrieben und die Taufliturgie über sie lasen. Dann durften die Eingeborenen aus dem Wasser wieder heraus, bekamen kleine Metallkreuzchen um den Hals gehängt und galten fortan als Christen. Um möglichst viel Kinder der Gemeinde zuzuführen, reisten die Missionare auch auf den Inseln umher, traten in die Hütten der Eingeborenen ein, tauchten die dort zufällig anwesenden Kinder dreimal unter Wasser und zogen dann fröhlich ihre Straße weiter, um ihre vermeintliche Missionsarbeit an einem anderen Orte fortzusetzen. Die Eingeborenen ließen zumeist die Taufceremonie gutwillig über sich ergehen, weil die Erwachsenen mit dem Kreuzchen zugleich ein Hemd geschenkt erhielten. Unter diesen Verhältnissen war es kein Wunder, daß Joasaf in einem 1795 nach St. Petersburg gesandten Berichte bereits von 12000 getauften Alaskanern reden konnte; aber selbst seinen Oberen erschien diese Angabe nicht recht glaubhaft. Der Tod riß bald eine empfindliche Lücke in die Zahl der russischen Missionare. Als Joasaf 1799 in Begleitung seiner Mitarbeiter Makarii und Stefan nach Sibirien fuhr, um sich auf Befehl der Kaiserin in Irkutsk zum Bischof von Kadiak weihen zu lassen, scheiterte das Schiff und alle Mann an Bord ertranken. Von den übrigbleibenden Missionaren kehrten ein paar nach einigen Jahren nach Rußland zurück, der Rest arbeitete auf den Aleuten in der alten, oberflächlichen Weise weiter.

Von eigentlicher Schulthätigkeit war im Anhang gar keine Rede gewesen; erst als der russische Regierungskommissar Resanoff im Jahre 1805 die Aleuten besuchte, ging man auf dessen Aufmunterung hin daran, in St. Paul auf Kadiak, wo neun Jahre zuvor die erste Kirche erbaut worden war, eine Art höhere Schule ins Leben zu rufen, welche den Namen „Böhlthätigkeitsstift der Kaiserin Maria“ erhielt. Eine Zeitlang waren in dieser Anstalt 60—70 Knaben im Alter von 12—16 Jahren vereinigt, die auf Kosten der russisch-amerikanischen Kompagnie freie Pension und Unterricht in Religion, Russisch und Rechnen empfangen. Indes kaum hatte Resanoff der Kolonie den Rücken gekehrt, so ging die Schule

wieder auseinander, der die tonangebenden Persönlichkeiten in der Kompagnie von vornherein nicht günstig gestimmt gewesen waren. Auch die im gleichen Jahre eröffnete Schule in Sittka führte nur eine klägliche Existenz, und die ganze Mission, die immer noch unter der sogenannten Leitung des Bischofs in Irkutsk stand, flachte dahin, bis ihr im Jahre 1826 mit der Ankunft des Missionar Benjaminoff neues Leben eingehaucht wurde. Dieser merkwürdige Mann, der alle anderen Missionare der russisch-orthodoxen Kirche um eines Hauptes Länge überragt, war in Sibirien geboren, hatte auf dem Irkutsker Seminar seine theologische Ausbildung erhalten und als verheirateter Pope eine Pfarrei in Sibirien verwaltet. Nach dem Tode seiner Frau erging der Ruf des Bischofs an ihn, als Missionar nach Alaska zu ziehen.

Analascha war sein erster Wirkungskreis. Die Aleuten merkten gar bald den Unterschied zwischen den bisherigen Missionsarbeitern und diesem begabten, gewissenhaften und liebevollen Manne heraus. In gründlicher Weise studierte Benjaminoff von vornherein die aleutische Sprache, bildete dieselbe zur Schriftsprache aus und erfand neue Schriftzeichen für die eigentümlichen Rehlauten des Aleutischen. Als Frucht seiner linguistischen Thätigkeit erschien bereits 1831 auf Kosten der Kompagnie ein aleutischer Katechismus; später hat dann Benjaminoff ins Aleutische außerdem noch das Matthäus-Evangelium, einen Teil des Lukas-Evangeliums und die Apostelgeschichte übersetzt und eine Christenlehre, betitelt „Der Weg zum Himmel“, geschrieben, von welchem Büchlein 1848 eine mit einer kurzen Schilderung seiner Missionsthätigkeit versehene russische, griechische und deutsche Ausgabe erschienen ist.

Der eifrige Glaubensbote beschränkte seine Thätigkeit aber nicht etwa nur auf die Bevölkerung der Aleuten, sondern unternahm auch Predigtreisen zu den Festlandstämmen. Einen gewaltigen Eindruck machte seine aufopferungsvolle Liebe auf die Eingeborenen, als er zu Anfang des Jahres 1829 beim Ausbruch einer verheerenden Blatternepidemie als barmherziger Samariter von Hütte zu Hütte eilte und den Opfern der Seuche Trost und Hülfe spendete. Im Jahre 1834 wurde Benjaminoff als Archimandrit nach Sittka versetzt, wo bis dahin die auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtige Indianerbevolkerung sich von der Mission ängstlich fern gehalten hatte. Aber auch hier machte sich bald der segensreiche Einfluß der von Christi Geist erfüllten Persönlichkeit Benjaminoffs geltend; vier Thlinkitenhäuptlinge ließen sich taufen und ein anderer Häuptling desselben Stammes schenkte 1837 seinen sämtlichen Sklaven aus eigenem

Antriebe die Freiheit. Im Hinblick auf die immer weiter nach Norden und Osten fortschreitende Ausdehnung der russischen Faktoreien und Missionsposten beantragte Benjaminoff 1839 bei seiner Oberbehörde die Loslösung Alaskas von der Irkutsker Diöcese. Man ging in Rußland darauf ein und übertrug die Leitung des neuen Bistums Alaska Benjaminoff, der als Bischof Innocens seine segensreiche Thätigkeit in der Kolonie fortsetzte. Im Jahre 1842 zählte die russisch-orthodoxe Kirche die 5 Hauptmissionsstationen Sitka — von den Russen Neu-Archangel genannt — Kodiak, Unalaska, Atka und Nushagak; außerdem gab es in Alaska noch 4 Nebenstationen. Auf allen Missionsstationen waren zugleich Schulen für die eingeborene Jugend, auf einigen auch Asyle für Waisenmädchen eingerichtet. Die Kosten der gesamten Missions- und Schularbeit hatte die Kompagnie zu tragen. Die Zahl der eingeborenen Christen schätzte man zu Anfang der vierziger Jahre seitens der Mission auf 10 000. Da die Zahl der Missionsgeistlichen, welche aus Rußland auf Weisung ihrer Kirchenbehörde — ein freiwilliges Angebot existierte nicht — immer nur für die Zeit von 5 Jahren nach Alaska gesandt wurden, zur Pflege dieser Gemeinde nicht recht zureichen wollte, gab der h. Synod im Jahre 1842 seine Genehmigung dazu, daß auch Kreolen den geistlichen Beruf erwählen durften. In Verbindung damit hatte der Bischof bereits 1841 in Sitka eine Theologenschule ins Leben gerufen, die acht Jahre später zum Range eines bischöflichen Seminars erhoben wurde. Sitka war damals nicht nur der Sitz der Regierungsbehörden, sondern auch das Hauptschulcentrum der Kolonie; man zählte hier nicht weniger als 5 Schulen, je zwei für die Kinder der unteren und der höheren Klassen und das Seminar.

Ein neues Missionsgebiet nahm die russisch-orthodoxe Kirche in Angriff, indem sie seit 1842 ihre Arbeiter in das Zukongebiet entsandte, wo am Unterlauf des Stromes die Station Igloimut und an der Küste die Inselstation Fort St. Michael gegründet wurde: auch in Fort Kenai am Cooks Fjord entstand ein neuer Missionsposten, sodaß man ums Jahr 1860 sieben russische Missionsstationen zählte, auf denen 11 Priester und 16 Diakonen thätig waren.

Als im Jahre 1867 Russisch-Amerika durch Kauf in die Hände der Vereinigten Staaten überging, gingen sämtliche russische Schulen Sitkas ein, weil die Regierung die Lehrer nach Rußland zurückbeordnete. Die Missionsthätigkeit indes wurde durch den politischen Wechsel nicht berührt, sondern von dem russischen h. Synod auch unter dem neuen Regiment

fortgesetzt. Der Artikel 2 des Cessionsvertrages bestimmt, daß die von der russischen Regierung erbauten Kirchen Eigentum der in Alaska wohnenden Glieder der griechisch-katholischen Kirchengemeinschaft bleiben.

Benjaminoff selbst wurde vom russischen Kaiser zum Erzbischof von Kamtschatka ernannt und ist in hohem Alter als Metropolit von Moskau gestorben. W. H. Dall, der amerikanische Forscher, welchem wir das erste grundlegende Werk über Alaska („Alaska and its resources“, Boston 1870) verdanken und der übertreibend alle russischen Priester, mit denen er in Alaska und Kamtschatka zusammen getroffen sei, als Trunkenbolde hinstellt, redet von Benjaminoff als dem „edlen und frommen Missionar“ und behauptet, daß „alles, was sich unter den Aleuten Gutes findet, ihm zugeschrieben werden muß und daß er allein von allen griechisch-katholischen Missionaren ein unauslöschliches Gedächtnis der Frömmigkeit, Selbstaufopferung, Liebe zu Gott und den Menschen und wahren Missionseifers hinterlassen habe.“

Nach Benjaminoffs Abberufung entsandte der h. Synod den Bischof Johannes nach Alaska, der indes seinen Bischofssitz und das Seminar aus Verkehrsrücksichten nach St. Franzisko verlegte, von wo aus er in bestimmten Zwischenräumen seinen ausgedehnten Sprengel besuchte. Der gegenwärtige Bischof Nikolai scheint nach seiner von uns schon früher (A. M.-Z. 1895, S. 467) mitgetheilten ungeschmückten Charakterisierung der orthodoxen Alaska-Mission ein ehrlicher und gewissenhafter Mann zu sein, der den guten Willen hat, die mancherlei Schäden, die sich in dem Missionsbetriebe der griechisch-katholischen Kirche in Alaska eingenistet haben, allmählich zu beseitigen. Auf den gegenwärtig besetzten 11 Missionsstationen Sitka, Juneau, Kenai, Belkowsky, Afognak, St. Paul-Radiat, Unga, Unalaska, Dogovigamiut, Iglogmiut und St. Michael zählte Bischof Nikolai 1892 im ganzen 13735 griechisch-katholische Christen. Ein großer Gewinn für die fernere Entwicklung der orthodoxen Alaskamission würde es sein, wenn es dem Bischof gelänge, die ungeeigneten Elemente aus seinem Klerus auszumerzen und durch sittlich gefestigte Priester und Diakonen zu ersetzen.

### III. Die evangelischen Missionen.

Es sind zur Zeit nicht weniger als neun verschiedene evangelische Missionsgesellschaften — die Duncansche Freimission mit inbegriffen — in Alaska thätig; die Ehre, den Anfang mit der Besetzung des ausgedehnten Territoriums gemacht zu haben, gebührt der nördlichen Pres=



byterianerkirche der Vereinigten Staaten, und zwar steht deren Alaskamission unter dem „Presbyterian Board of Home Missions“. Die Mehrzahl ihrer Stationen (8) ist auf das südöstliche Alaska zusammengedrängt, während der Rest (2) im arktischen Gebiete liegt. Sittka, der Sitz der Regierungsbehörden, ist zugleich auch das Centrum der presbyterianischen Missionsthätigkeit. Außer einer weißen Gemeinde haben die Presbyterianer hier ihre stärkste Indianergemeinde — zumeist aus Angehörigen des Sittkastammes bestehend — von 409 Abendmahlsmitgliedern,<sup>1)</sup> welche die Missionare seit 1878, dem Gründungsjahre dieser Station, in treuer, unablässiger Arbeit gesammelt haben. Bedeutungsvoll für die ganze Indianerbevölkerung Südostalaskas ist die große Industrieschule, welche die Presbyterianer in Sittka unterhalten. Ende 1880 aus ganz kleinen Anfängen entstanden, zählt sie jetzt 150 Böglinge, die von 13 Lehrern und Lehrerinnen unter der Oberleitung des Professor Shull unterrichtet werden. Um das 2½ Stock hohe, 130 Fuß lange und 50 Fuß breite eigentliche Schulgebäude gruppieren sich die Kirche, je ein Krankenhaus für Knaben und Mädchen, ein Bibliotheks- und Museumsgebäude, eine Dampfwaschanstalt, zwei Industriewerkstätten und 8 Musterhäuser, welche sich frühere Böglinge der Anstalt erbaut haben. Den Schulunterricht erhalten beide Geschlechter gemeinsam; außerdem werden die Knaben je nach ihrer Neigung als Zimmerleute, Böttcher, Tischler, Schuhmacher und Bäcker ausgebildet, während sich die Mädchen in gründlicher Weise mit allen Arbeiten in Küche und Haus vertraut machen müssen; ja die Anstalt besitzt sogar ein eigenes Musikcorps von 20 Mann. Die bisher erzielten Resultate sind sehr befriedigend. Die Anstalt gilt an der ganzen Küste in den Augen der Indianerbevölkerung als ein Zufluchtsort, wohin sich die Kinder und jungen Leute flüchten, die in Gefahr stehen, wegen einer Zaubereianklage der Tortur zu verfallen oder von habgierigen Verwandten in ein Leben der Schande an irgend einen Goldgräber verkauft zu werden. Eine wichtige Presbyterianerstation ist auch Jackson (Howkan), auf der südlichsten Insel des Prince of Wales-Archipels gelegen, wo die Missionare seit 1881 unter den Haida-Indianern arbeiten und eine Gemeinde von 120 Abendmahlsmitgliedern gesammelt haben. Hier befindet sich auch ein

<sup>1)</sup> Mit dieser dem neuesten Missionsjahresberichte entnommenen Zahl steht eine Notiz des Dr. Sheldon Jackson im Widerspruch, der in einem an das Unterrichtsdepartement in Washington eingesandten Berichte „Education in Alaska 1894—95“ (S. 1432) die Seelenzahl der eingeborenen Members auf über 600 beziffert. Wir geben aber der ersteren Quelle den Vorzug.

von 2 Missionslehrerinnen geleitetes Institut, welches 51 Indianermädchen als Insassen zählt. Die jüngste, von den Presbyterianern ins Leben gerufene Station ist Sarman auf der Revillagigedo-Insel, unfern der Grenze von Britisch-Columbia. Die dort zerstreut wohnenden kleinen Stämme der Kap For- und Port Tongas-Indianer hatten schon vor 17 Jahren um Missionare gebeten und, um ihren Wunsch erfüllt zu sehen, sich entschlossen, statt der vielen kleinen Weiler eine einzige Ansiedelung zu begründen. Auf der Suche nach einem geeigneten Plaze zur Stationsanlage fielen im Herbst 1886 leider 3 Missionsarbeiter einem Seesturm zum Opfer, und so währte es bis zum Juli 1895, ehe der ursprüngliche Plan zur Ausführung kam. Die dritthalb hundert Indianer, welche die Station bewohnen, haben sich zuvor Dr. Jackson gegenüber schriftlich verpflichtet, keine Spirituosen in der Ansiedelung zu dulden, auf die Ausübung heidnischer Sitten zu verzichten und Kirche und Schule treulich zu besuchen.

Die älteste Station der Presbyterianer befindet sich in Fort Wrangell — auf der Nordspitze der gleichnamigen Insel, südlich von der Stikinmündung —, wo ein aus Britisch-Columbien eingewandter evangelischer Indianer Namens Philipp Mackay bereits 1876 eine kleine Schule begründete; im folgenden Jahre rief dann Herr Dr. Sheldon Jackson die erste evangelische Missionsstation in Alaska ins Leben, auf welcher zur Zeit 97 abendmahlsberechtigte Kirchenglieder aus dem Indianerstamme der Stikin gesammelt sind. In der Minenstadt Juneau haben die Presbyterianer seit 1886 zwei Gemeinden, von denen die eine aus Weißen, die andere aus Auke-Indianern besteht; von letzteren gehören 103 Abendmahlsglieder zur Missionsgemeinde. Auch unterhält die Mission hier ein Wyl, welches 32 Indianerkindern christliche Pflege bietet. Die Station Haines, auf einer Halbinsel zwischen den Mündungen des Chilkat- und Chilkootflusses gelegen, besteht seit 1881, nachdem bereits ein Jahr zuvor die Frau eines dortigen Händlers, eine christliche Indianerin aus Britisch-Columbia, eine Schule eingerichtet hatte. Es herrscht auf diesem Missionsposten seit einigen Jahren ein besonders reges, kirchliches Leben; es drängen sich so viele Chilkatin Indianer zur Missionspredigt, daß die Schulkapelle ihre Zahl nicht zu fassen vermag; die Zahl der Abendmahlsglieder beträgt 60. Eine starke Gemeinde von Hunah-Indianern — 161 Kirchenglieder — zählt die auf der Nordküste der Tschitschagoff-Insel gelegene Station Hunah, auf welcher seit 1881 gearbeitet wird. Im Sommer, wo sich die Indianergemeinde über ihre oft entlegenen Jagd-

und Fischereigründe zerstreut, führen die Missionsarbeiter ebenfalls ein Nomadenleben, indem sie zu Boot ihren Pflegebefohlenen von Lager zu Lager folgen. Eine zur Zeit wegen Arbeitermangels verlassene Missionsstation ist Klawak auf der Westküste der Prince of Wales-Insel. Ursprünglich befand sich die Station in dem Hanegah-Indianerdorfe Turikan, wo sich Ende 1883 Currie, ein erprobter Indianermissonar der südlichen Presbyterianerkirche, mitten unter den Wilden niederließ; vier Jahre darauf, in seinem Todesjahre, verlegte Currie den Missionsposten nach Klawak, wo die Indianer in einer großen Sägemühle und Konservenfabrik Beschäftigung finden; seit 1893 ist die Gemeinde verwaist.

Von den bisher genannten 8 Presbyterianerstationen im südöstlichen Alaska liegen die übrigen zwei weit getrennt im hohen Norden. Die eine von beiden, Point Barrow, ist, obwohl das grönländische Upernivik auf einem noch höheren Breitengrade liegt, dennoch die abgelegenste und am schwierigsten zu erreichende Missionsstation an der Küste des nördlichen Eismeres; nur alle 2 Jahre kann mit einer gewissen Sicherheit darauf gerechnet werden, daß sich der Regierungszoldampfer mit den Vorräten durch die Eismassen bis zur Station hindurcharbeitet. Im Jahre 1890 hat sich hier Professor Stevenson als Missionar in dem von 150 Eskimo bewohnten Dorfe Numuk — vier Stunden südlich davon wohnen noch 350 Eskimo in dem Dorfe Utkeahve — niedergelassen, und erst 1894 nach dreijährigen vergeblichen Versuchen gelang es, ihm das nötige Baumaterial zur Errichtung eines Missionshauses zuzuführen. Seit 1892 ist Stevenson zugleich Leiter der Zufluchtsstation, welche die Regierung der Vereinigten Staaten für schiffbrüchige Walfischfänger auf Point Barrow gegründet hat. Innerhalb des letzten Jahrzehntes haben nämlich ungefähr 2000 Walfänger an der gefährlichen arktischen Küste Schiffbruch gelitten. Um einen großen Teil derselben nicht dem sichern Tode durch Verhungern oder Erfrieren preiszugeben, hat die Regierung 1889 in Numuk ein mit doppelten Wänden versehenes, 48 Fuß langes und 30 Fuß breites Asylgebäude errichten lassen, welches 50—100 Schiffbrüchige aufnehmen kann; in demselben ist stets der Jahresproviant für 100 Mann vorrätig. Die nur im Winter im Gange befindliche Missionschule wird von 51 Eskimo besucht, deren Intelligenz für die Zukunft gute Fortschritte erhoffen läßt.

Die andere arktische Missionsstation der Presbyterianer befindet sich in dem von 270 Eskimo bewohnten Dorfe Shibuchak auf St. Lawrence, der größten Insel im Beringsmeer. Im Jahre 1878 war dieselbe der Schauplatz einer gräßlichen Tragödie; Hunger und Pestilenz raffte näm-

sich 400 Eingeborene, die Bewohner der übrigen 4 Inselbörfen, hinweg; noch 6 Jahre später fand der Kapitän des Regierungsdampfers die Leichen der unglücklichen Opfer am Strande liegen. Obgleich Dr. Sheldon Jackson bereits 1891 ein Schulhaus und eine Lehrerwohnung in dem einzigen übriggebliebenen Dorfe errichten ließ, währte es doch noch drei Jahre, ehe sich eine Missionsfamilie für die Insel fand. Die Eingeborenen drängten sich mit einem wahren Feuereifer zur Schule, so daß der Missionar, um Überfüllung zu verhüten, nur die Kinder zulassen konnte. Gleich im ersten Winter trat eine Hungersnot ein, die der Missionar nach Kräften zu lindern suchte; rührend war ihm dabei, wie gewissenhaft die Schüler die ihnen verabreichte Kost mit ihren hungernden Landsleuten teilten.

Was die Gesamtstatistik der Presbyterianer in Alaska anlangt, so zählen ihre Missionsgemeinden 3325 Christen (950 Kirchenglieder), die unter der Pflege von 6 amerikanischen Missionaren, einem eingeborenen Missionsgehilfen, 9 weißen Lehrern und 21 Lehrerinnen stehen; die Zahl der Zöglinge in den Missionschulen beträgt 570.

Angeregt von dem Presbyterianermissionar Dr. Jackson beschloß 1885 die amerikanische Unitätsprovinz der Brüdergemeine ebenfalls eine Missionsthätigkeit in Alaska<sup>1)</sup> und zwar unter der Eskimobevölkerung in den Flußgebieten des Kuskokwim und Nushagak zu beginnen. Als erste Station erstand 1885 Bethel am Unterlaufe des Kuskokwim, jetzt der Sitz des Präses der Mission, der zugleich Missionsarzt ist; von hier wird die Nebenstation Quinkachamute in der Kuskokwimbucht beaufsichtigt, auf welcher zwei eingeborene Missionsgehilfen arbeiten. Am Mittel Laufe des Kuskokwim besteht seit 1892 die Hauptstation Dugavigamute mit den Nebenstationen Quichaluk und Tulaksagamute. Die dritte Hauptstation Carmel wurde 1886 an der Mündung des Nushagak angelegt. Im Stationsbereiche von Bethel zählte man 1896 268 Christen, in dem von Dugavigamute 156 und in und um Carmel 201, im ganzen also 625 Christen. Das Missionspersonal besteht aus 5 weißen Missionaren, 4 Missionschwestern und 14 eingeborenen Missionsgehilfen, von welch letzteren einige eine gute Ausbildung auf Schulen in den Vereinigten Staaten genossen haben. In 2 Stationschulen sind 69

<sup>1)</sup> Wer sich eingehender mit der Alaskamission der Brüdergemeine bekannt machen will, dem empfehlen wir das Heft 1 „Grönland und Alaska“ aus dem vortrefflichen Sammelwerke „Burkhardt-Schneider, die Mission der Brüdergemeine in Missionsstunden“ (Leipzig, Jansa 1897).



Christen Kinder gesammelt. Zur Erleichterung des Verkehrs zwischen den einzelnen Stationen hat einer der Missionare ein großes Segelboot „Der Schwan“ an Ort und Stelle gebaut. Seit 1896 ist übrigens die Alaskamission der Brüdergemeine, was die Oberleitung anlangt, nicht mehr alleinige Sache des amerikanischen Zweiges derselben, sondern in die Hände des Missions-Departements in Berthelsdorf übergegangen.

Die Protestantische Episkopalkirche der Union, welche sich seit 1886 an der Bekehrung der Eingeborenen Alaskas beteiligt, hat ihre Stationen in drei verschiedene Gruppen verteilt, eine vereinzelte Station im hohen Norden am Gestade des Eismeeres, eine Kette von Missionsposten den Zukonstrom entlang und die drei Missionsstationen Sitta, Juneau und Douglas-Insel (St. Lukas) in Südostalaska. Die letztgenannten drei Stationen kommen für uns aber in dieser Übersicht nicht in Betracht, da sie nur für die dort ansässige weiße Bevölkerung ins Leben gerufen sind. Der in Douglas stationierte Missionsarzt hat neuerdings von dem an der Spitze dieser Mission stehenden sehr thatkräftigen Bischof Rowe den Auftrag erhalten, unter den Haida-Indianern der Prince of Wales-Insel einen geeigneten Platz zur Anlage einer Missionsstation ausfindig zu machen. Da dieser Stamm innerhalb Alaskas nur 788 Seelen zählt und in seinem Gebiet bereits die Presbyterianermision Jackson mit ca. 420 Christen besteht, so scheint uns der Plan des Bischofs nur schwer mit der unter evangelischen Missionsgesellschaften sonst üblichen „Comity“ vereinbar.

Der Schwerpunkt der Missionsthätigkeit der Episkopalen liegt in dem gewaltigen Stromgebiete des Zukon und seiner Nebenflüsse Kujuhukuk, Tanana und Porcupine, in deren Bereich auf 32 Niederlassungen verteilt 2330 getaufte Indianer — die meisten vom Ingilik- und Tukudhstamme — unter der Pflege der Episkopalmission leben. Diese numerische Stärke einer erst ein Jahrzehnt alten Mission erklärt sich daher, daß die englische Kirchliche Missionsgesellschaft, die unter Bischof Bompas von der Diözese Selfirk in Britisch-Nordamerika aus ihre Missionsposten in das mittlere Zukongebiet vorgeschoben hatte, seit 1892 ihre innerhalb Alaskas gelegenen Stationen und Missionsgemeinden an die ihr verschwisterte amerikanische Protestantische Episkopal-Mission abgetreten hat. So besitzt die letztere nun eine Kette von 6 Missionsstationen, die den Zukonstrom von Unvik im Unterlaufe bis hinauf nach Circle City, nahe der kanadischen Grenze, beherrschen. Unvik war die erste Station, welche die Episkopalen 1887 an der Einmündung des Unvikflusses in den Zukonstrom anlegten, nach-

dem sie ein Jahr zuvor provisorisch eine Schule in dem Handelsposten St. Michael — nördlich von der Zukonmündung — unterhalten hatten. Auf dieser schön gelegenen und gut ausgestatteten Zukon-Missionsstation sind außer dem leitenden Missionar noch eine Missionsärztin, eine Lehrerin und zwei weiße Laiengehilfen thätig, welche letztere den Betrieb einer großen Sägemühle überwachen; diese ermöglicht es, daß die Indianerjugend der Umgegend auch Gelegenheit zur Ausbildung in Handwerken erhält. Sehr segensreich wirkt ein auf der Station befindliches Institut für Knaben und Mädchen; es soll dasselbe allmählich zu einer evangelischen Centralanstalt für das ganze Zukonthal erweitert werden. Ein eingeborener, vom Stationsmissionar Chapman ausgebildeter Missionsgehilfe versteht bereits den eine Tagereise ostwärts entfernten Außenposten Schageluk. Den Zukon stromaufwärts folgen auf einander die Episkopal-Missionsstationen Nowikakat, Fort Adams (Nuklukayet), Fort Hamlin, Fort Zukon und Circle City. Die zweitgenannte Station wird gegenwärtig weiter stromaufwärts auf einen Platz verlegt, der der Einmündung des Tanana gerade gegenüber liegt; der neuen Station, welche für Missionsreisen auf dem Munoot und Tanana besonders günstig gelegen ist, wird von der Regierung eine 100 Stück zählende Herde zahmer Rentiere überwiesen, was für die Winterreisen der Missionare von nicht geringer Bedeutung ist. Fort Zukon an der Einmündung des Porcupine in den Zukon ist der Vereinigungspunkt für die Indianer von Porcupine und Black River. Circle City, eine inmitten der arktischen Einöde pilzartig aufgeschossene Minenstadt von 1800 Einwohnern mit allen Beigaben eines solchen Ortes an Trink- und Spielsalons, Theatern u. s. w., wird jetzt spottweise Silent City („die schweigsame Stadt“) genannt, weil die märchenhaft reichen Goldfunde von Klondike die Goldgräber dahin gelockt haben. Da über kurz oder lang der Strom wieder zurückfluten wird und außerdem jahraus jahrein dort viele Indianer ihr Standquartier haben, so hat Bischof Rowe trotz der gegenwärtigen teilweisen Verödung von Circle City hier eine erfahrene Missionsfamilie und eine Diaconisse stationiert, welche letztere einem dort begründeten Missionshospitale vorsteht. Bei der beschränkten Anzahl von Missionsarbeitern wäre es der Protestantisch-Episkopalen Kirche nicht möglich, diese weit zerstreuten Missionsgemeinden im Zukongebiete mit dem Worte Gottes zu bedienen, wenn die Mission nicht ihren eigenen kleinen Dampfer, „Das Nordlicht“, zur Verfügung hätte, der die Verbindung zwischen den einzelnen Niederlassungen aufrecht erhält. Der Dampfer, welcher von dem Missionar

Prevost ohne technische Hilfskraft nur mit Indianerjünglingen im Betriebe gehalten wird, bietet zugleich für letztere eine nützliche Schulung, die ihnen später zu lohnendem Verdienste auf den zahlreichen Handelsdampfern des Fufon verhilft.

Ungefähr 310 Meilen (engl.) südwestlich von Point Barrow liegt in der Nähe eines 300 Seelen zählenden Eskimodorfes die arktische Missionsstation der Episkopalkirche Point Hope, wo sich seit Herbst 1890 an der furchtbaren Stürmen preisgegebenen ungastlichen Eismeerküste der Missionsarzt Dr. Driggs niedergelassen hat. Die ersten 5 Jahre war er allein; dann trat ihm einige Zeit Missionar Ebson zur Seite. Das Interesse der Eskimo an der Schule, die jetzt von 86 Böglingen besucht wird, ist im Wachsen begriffen, trotzdem die Schüler von ihrem Dorfe aus eine halbe Stunde bis zum Missionshaus wandern müssen.

Die Gesamtzahl der Indianerchristen — in der Eskimogemeinde zu Point Hope giebt es noch keine Getauften — auf den Stationen der Protestantischen Bischöflichen Kirche beträgt 2355; das Missionspersonal umfaßt 4 weiße Missionare, 1 Missionsarzt, 2 Lehrer, 1 Diakonisse und 4 eingeborene Missionsgehilfen.

Die Methodistisch-Bischöfliche Kirche der Union — genau genommen die „Methodist Woman's Home Mission Society“ — hat sich seit 1886 zu ihrem speziellen Arbeitsfelde zwei Inseln in der langgestreckten Aleuten-Gruppe erwählt, Unga und Unalaschka und zwar arbeitet sie vornehmlich auf dem Gebiete der Schule; an ersterem Orte sind 40, an letzterem 39 Schüler gesammelt; einen sehr segensreichen Einfluß übt das von der Mission gegründete „Jesse Lee Memorial Home“ in Unalaschka aus, ein Asyl, in welchem 30 Aleuten-Mädchen, die teilweise den elendesten Verhältnissen entrissen worden sind, sichere Unterkunft gefunden haben. Die Stadt Unalaschka auf der gleichnamigen Insel mit einer Bevölkerung von 65 Weißen und 251 Aleuten und Kreolen ist als Hauptstation der „Alaska Commercial Company“ das wichtigste Verkehrszentrum in Westalaska. Die Zahl der Christen in der Pflege dieser methodistischen Mission beträgt ungefähr 70.

Zur selben Zeit, wie die obengenannte Gesellschaft entsandte auch die amerikanische Baptistische „Womans Home Mission Society“ ein paar Arbeiter auf die Aleuten und zwar an die nordöstliche Grenze derselben nach Kadiak. Hier ließen sie sich in dem Hauptort St. Paul nieder, der einstigen russischen Hauptstadt Alaskas, die noch heute 323 Einwohner zählt und als Handelsemporium der „Alaska Commercial Com-

pany“ für den Cooks Fjord und Prinz Williams-Sund dient. Die von den Baptisten hier 1886 gegründete Schule fand großen Zulauf seitens der Bevölkerung. Die zweite baptistische Missionsstation entstand 1893 auf der St. Paul gegenüber liegenden Wood-Insel; hier führten die Missionare ein Mädcheninstitut auf, in welchem 25 Eingeborene, meist russische Kreolenmädchen, eine gute Erziehung genießen. Zu den baptistischen Missionsgemeinden halten sich nur ungefähr 30 Christen.

Im südöstlichen Alaska betreibt der amerikanische Zweig der Friends seit Mitte 1887 Indianermision und zwar zunächst in Douglas, dem Hauptorte der gleichnamigen Insel, wo ihre Missionare aus den Stämmen der Thlinkit, Auke und Taku eine Christengemeinde von 252 Seelen (72 Kirchenglieder) gesammelt haben, und seit 1892 auch in Kake auf der Westküste der Insel Kupreanoff; wie groß auf letzterer Station die Zahl der Kakeindianerchristen ist, haben wir nicht in Erfahrung bringen können. In Douglas unterhalten die Friends auch ein Institut, in welchem ca. 20 Indianerkinder erzogen werden. Wegen mangelnder Unterstützung sind die ältesten Zöglinge neuerdings an die von der Unionsregierung unterhaltene Industrieschule Chimewa im Staate Oregon abgegeben worden.

Teils unter der Eskimobevölkerung des nordwestlichen Alaskas, teils unter den Thlinkitindianern in Südostalaska unterhält der Schwedische Evangelische Missionsbund in Amerika seit 1886 eine Anzahl Missionsarbeiter. Ursprünglich von der Centralstelle des Missionsbundes in Stockholm betrieben, ging die Alaskamission im Jahre 1889 an den amerikanischen Zweig des Schwedischen Missionsbundes über, der das Werk thatkräftig weiterführt. In Nakutat, der südlichsten Station in herrlicher Lage gegenüber dem St. Eliasberge und dem Riesengletscher Malaspina, haben die 45 Indianerchristen unter Anleitung ihrer Missionare den Grund zu einer christlichen Indianerniederlassung gelegt, die mit ihren schmucken, von den jungen Christen selbst erbauten Häusern sich vorteilhaft von den Hütten der heidnischen Bevölkerung abhebt. Die 3 Eskimostationen liegen im Nordostwinkel der Beringsee am Norton Sund und zwar Unalaklik und Kangeksook an der Ostseite und Golovin an der Nordseite desselben. Die Eskimogemeinde in der erstgenannten Station zählt 50, die in Golovin 30 Seelen; Kangeksook wird als Nebenstation von Unalaklik aus verwaltet. Die Zahl der Schüler beträgt auf den Eskimostationen 130 und auf der Indianerstation 60. Auf allen Stationen sind kleine Internate eingerichtet. Einer der schwedischen



Missionare D. Johnson hat im vorletzten Winter zusammen mit dem Eskimomissionsgehilfen Noß eine kühne Rekognoscierungstour in die arktische Region gemacht, in der Absicht, das schwedische Stationennetz nach dem Kopebue-Sund im nördlichen Eismeere vorzuschieben und über die Diomedesinseln — in der Beringstraße — nach Sibirien mit dem Evangelium vorzubringen. Einstweilen ist Noß schon im Kopebue-Sund zurückgeblieben, um den günstigsten Platz für eine Stationsanlage ausfindig zu machen.

Die Gesamtstatistik der schwedischen Mission weist 5 weiße Missionare, 2 Missionslehrer, 2 Lehrerinnen, je einen Eskimo- und einen russischen Missionsgehilfen und 125 eingeborene Christen (80 Eskimo, 45 Indianer) auf.

Auch die Amerikanischen Kongregationalisten („American Missionary Association“) sind seit 1890 wenigstens mit einer Station an der Missionierung Alaskas beteiligt. Dieselbe liegt auf Point Hope, dem westlichsten Vorgebirge Alaskas, das hier von dem gegenüberliegenden sibirischen Ostkap nur durch die schmale Beringstraße getrennt ist. Unter den 539 Eskimo, welche die Umgebung von Point Hope bewohnen und die mit Recht durch ihre Wildheit berüchtigt waren, ließen sich im August 1890 die beiden Missionare Lopp und Thornton nieder. Im Anfange wurden sie von den gewalthätigen und trunkenen Eingeborenen oft bedroht; ja 2 Monate hindurch mußten sie während der Schulstunden, während des Arbeitens, Essens und Schlafens immer die geladenen Gewehre zur Seite haben. Als bald nach ihrer Ankunft 26 Eskimo durch eine Seuche dahingerafft wurden, schob man natürlich den Missionaren die Schuld daran in die Schuhe. Indes nach einem halben Jahre faßte die Bevölkerung Vertrauen zu den Glaubensboten und als sie die Schulthätigkeit begannen, meldeten sich von den 539 Eingeborenen nicht weniger als 304 zum Unterricht. Wenn auch die Zahl bald zurückging, so hat sie doch neuerdings anhaltend über einhundert betragen. Eine traurige Unterbrechung erfuhr die Missionsarbeit im Sommer 1893. Am 19. August jenes Jahres wurde nämlich der mit seiner Frau allein auf der Station befindliche Missionar Thornton — sein Gefährte Lopp hatte auf ein Jahr die Verwaltung der Regierungsstation Port Clarence übernommen — von zwei jungen Eskimo, die er wegen unanständigen Benehmens aus der Schule ausgeschlossen hatte, erschossen. Wie sehr die übrigen Eingeborenen die That verabscheuten, ging daraus hervor, daß sie die Mörder sofort töteten. Seit 1894 hat Missionar Lopp die Station

wieder eröffnet. Es scheint sich unter den Eingeborenen zu regen. Auf ihren Wunsch wurde der schwedische Missionar D. Johnson eingeladen, vom Norton-Sund herüber zu kommen und ihnen in ihrer Muttersprache das Evangelium zu predigen. Es that es im März 1895 mit dem Erfolg, daß eine Anzahl Eskimo Christen wurden. Wie groß die Zahl der Getauften ist, entzieht sich unserer Kenntnis.

Die Duncansche Freimission hat ihr Centrum auf der Annette-Insel in der Niederlassung Neu-Metlakahtla (Port Chester), welche nach dem Regierungscensus von 1890 eine Bevölkerung von 828 christlichen Tsimshin-Indianern zählte. Im Jahre 1887 wanderte W. Duncan, der bis dahin als Missionslehrer im Dienste der Englischen Kirchlichen Missionsgesellschaft die blühende Missionsstation Metlakahtla in Britisch-Columbia gegründet hatte, mit dem größten Teile seiner Indianer von dort aus, weil er sich den Ordnungen der anglikanischen Kirche nicht fügen wollte, und suchte sich und seiner Indianergemeinde im nahen Alaska — die neue Station ist von der alten nur 24 Stunden in der Luftlinie entfernt — eine neue Heimat. Mit einem großen Organisationstalent begabt und von Freunden in der Union unterstützt, gelang es Duncan verhältnismäßig schnell, die Schwierigkeiten der Neueinrichtung zu überwinden und seine Indianerchristen auch ökonomisch unabhängig zu machen. Neu-Metlakahtla hat seit etlichen Jahren eine große, prächtige Kirche, ein paar Schulen, die von 105 Kindern besucht werden, eine Sägemühle, eine Fischkonservenfabrik und andere Industrien. Die Konservenfabrik brachte im Jahre 1895 der Gemeinde nicht nur Arbeitslöhne in der Höhe von 14000 Dollars, sondern das in der Fabrik angelegte Kapital verzinste sich außerdem noch mit 15 %. Die freundliche Aufnahme, welche in der letzten Zeit amerikanische Bischöfe, unter anderen Bischof Rowe von Alaska, bei Duncan gefunden haben, deutet darauf hin, daß Duncan sich vielleicht später mit seiner Indianergemeinde der Protestantischen Episkopalkirche der Union anschließen wird.

Seit 1892 arbeitete eine Zeitlang ein sogenannter „Glaubensmissionar“, der in losem Verbande mit der Newyorker Internationalen Missionsallianz stand, unter den Eingeborenen Sittas. Von seiner Wirksamkeit verlautet nichts mehr; auch scheint es zu keiner Gemeindebildung gekommen zu sein.

Es beläuft sich demnach die Zahl der eingeborenen Christen Alaskas, welche in der Pflege der 9 verschiedenen dort wirksamen evangelischen Missionen stehen, auf ungefähr 7610 Seelen.

## IV. Die römisch-katholische Mission.

Im Jahre 1886 kamen, vom römischen Bischof von Vancouver entsandt, die ersten Jesuitenmissionare an den Jukon, wo sie am Mittellaufe des Stromes die Station Nulato — zwischen Anvik und Fort Adams — anlegten und eine kleine Schule einrichteten. Zwei Jahre später kam die unterhalb Anvik ebenfalls am Jukon gelegene Station Koserefsky (Heiligenkreuz) hinzu, wo sich eine von 30 Indianenknaben und Mädchen besuchte Kostschule befindet. Diese Kinder, an deren Erziehung besonders 6 Schwestern von der St. Annenkongregation beteiligt sind, erhalten neben einem sehr bescheidenen Elementarunterricht vornehmlich Ausbildung in allerlei Handfertigkeit, so die Indianermädchen z. B. im Nähen, Kleidermachen und in der Bearbeitung der Pelzwaren. Die Jesuiten von Koserefsky sind in weiteren Kreisen durch ihre großen gärtnerischen Versuchskulturen bekannt geworden. Neben dem Institut besteht noch eine von ca. 30 Indianerkindern besuchte Tagesschule. In der letzten Zeit haben sich die Jesuiten auch am Oberlaufe des Jukon neben der episkopalen Mission in Circle City niedergelassen, freilich nur, um nach kurzer Zeit dem Strome der Goldgräber nach dem auf kanadischem Gebiete gelegenen Klondike zu folgen.<sup>1)</sup> Eine dritte kleine Indianerstation, die nur mit einem Jesuitenpater besetzt ist, haben die Katholiken in Schagelu (Heiliges Herz) — gleichzeitig episkopale Missionsstation — an einem linksseitigen Nebenflusse des Jukon östlich von Anvik. In statten kommt der Jesuitenmission der Besitz eines kleinen Dampfbootes auf dem Jukon.

Seit 1892 haben die Jesuiten auch die Arbeit unter der Eskimobevölkerung des nördlichen Alaskas aufgenommen, indem sie für dieselben die Stationen Thagamute (Ukamute) am Kuskoowim, Kusilvak (St. Joseph) im Jukondelta und Kap Vancouver — zwischen Jukon- und Kuskoowimmündung gelegen — gründeten; die am stärksten bemannte Station ist Kusilvak, wo 3 Patres, 2 Fratres und 4 Schwestern stationirt sind; die Innuitjugend zweier  $\frac{3}{4}$  Stunden von der Station entfernter Dörfer besucht die Schule sehr regelmäßig; auch ist hier der Anfang zu einer Kostschule gemacht.

---

<sup>1)</sup> Klondike liegt eigentlich innerhalb des Arbeitsgebietes der Oblaten-Missionare. Da diese ober von ihren äußersten Vorposten im kanadischen Nordwesten aus so gut wie keine Verbindung mit der neuen Goldstadt haben, so traten sie Klondike provisorisch an die Jesuiten ab (Missionary Record of the Oblates of Mary 1897, 12).

Die 3 mehr der weißen, als der Indianerbevölkerung Bevölkerung des südöstlichen Alaska gewidmeten Stationen Sitka, Juneau und Fort Wrangell haben die Jesuiten erst seit 1895 besetzt. Die Jesuitenmission verfügt über ein zahlreiches Arbeiterpersonal — Anfang 1895, also noch vor der Einrichtung der 3 letztgenannten Stationen zählte man in Alaska bereits 10 Patres, 6 Fratres und 13 Schwestern — sodaß selbst ihre Kollegen, die kanadischen Oblaten, in einer der letzten Nummern ihres „Missionary Record“ die Bemerkung nicht unterdrücken können: „Die Jesuitenväter sind zahlreich in Alaska im Vergleich zu den missionarischen Aufgaben, die zu vollbringen zur Zeit dort möglich ist.“ Die Sendboten der amerikanischen protestantischen Episkopal-Kirche überboten sich den Jesuitenmissionaren gegenüber in Liebenswürdigkeiten, im letzten Herbst hat der evangelische Bischof Rowe sogar seine geplante Visitationsreise nach der Eismeerstation Point Hope aufgegeben, um als barmherziger Samariter den todkranken Chef der Jesuitenmission in Alaska, den apostolischen Vikar René, auf der langen Reise von St. Michael nach St. Francisco zu pflegen. Wahrscheinlich zum Dank dafür macht einer der Untergebenen des Vikars, der Frater René, in Bezug auf Bischof Rowe, der ohne Rücksicht auf seine Gesundheit jahraus jahrein auf gefährlichen Visitationsreisen (im vorigen Jahre hat er 11 000 Meilen zurückgelegt) seinen ausgedehnten Sprengel bereist, die hämische Bemerkung: „Er (Bischof Rowe) ist seit seiner Konsekration in New-York hier noch nicht erschienen; höchstwahrscheinlich wartet er die Sommersaison ab, um sich mit seiner zahlreichen Familie einzuschiffen“ („Illustrated Catholic missions“ 1897, S. 68). Wir bemerken dazu, daß Rowe in kinderloser Ehe lebt und den größten Teil des Jahres seine Frau in Juneau oder Sitka vereinsamt zurücklassen muß. Wie groß die Zahl der von den Jesuiten getauften eingeborenen Alaskaner ist, ist aus ihren Berichten nicht mit Sicherheit zu ersehen; wir schätzen sie auf 500.<sup>1)</sup>

## V. Die staatlichen Schulen Alaskas.

Obgleich die Unionsregierung in offiziellen Schriftstücken sich wiederholt zu der Verpflichtung bekannt hatte, für den Schulunterricht der

<sup>1)</sup> Die „Katholischen Missionen“ (März 1898, S. 127) verzeichnen folgende Statistik der Jesuitenmission in Alaska für 1896/97. Katholische Eingeborene 2500, Kirchen und Kapellen 12, Priester 11, Brüder 6, St. Anna-Schwestern 16; Schulen 4; Schulkinder 257, Spital 1, Waisenhäuser 2. Im letzten Jahre getauft 500 Kinder und 45 Erwachsene.



Indianer- und Innuithbevölkerung Alaskas sorgen zu müssen, geschah doch nach Übernahme des Territoriums 17 lange Jahre hindurch nichts, um diese Verpflichtung in die That umzusetzen. Wohl besuchte B. Collier, der Sekretär des Board der Indianerkommissare, 1869 die Indianerstämme im südöstlichen Alaska und beantragte beim Kongreß die Bewilligung von 100000 Dollars für Alaska zu Schulzwecken. Der Kongreß stellte das Jahr darauf die gewünschte Summe zur Verfügung, aber mit der Bestimmung, daß das Geld zu Unterrichtszwecken für die Indianerbevölkerung der Union überhaupt verwendet werden solle und siehe, es kam kein Cent davon nach Alaska. Erst den unablässigen Bemühungen des Presbyterianermissionars Dr. Sheldon Jackson, der in Wort und Schrift — er hat zu diesem Behufe während der Jahre 1877—1884 in sämtlichen größeren Städten der Union ca. 900 Vorträge über Alaska gehalten — für die vernachlässigten Alaskaner eintrat und durch die verschiedenen evangelischen Missionsgesellschaften und Lehrervereine der Vereinigten Staaten einen moralischen Druck auf den Kongreß ausübte, gelang es, den letzteren im Jahre 1884 zur Bereitstellung von 25000 Dollars für Einrichtung von Schulen in Alaska zu vermögen; die späteren jährlichen Bewilligungen haben dann zwischen 15000 und 50000 Dollars geschwankt; seit 1893 haben sie nur 30000 Dollars betragen, eine viel zu geringe Summe gegenüber dem wirklichen Bedürfnisse und den reichen Erträgen, die Alaska dem Schatzamte der Union einbringt.

Einen guten Griff hat die Regierung damit gethan, daß sie im Frühjahr 1885 den um Alaskas Wohl so treuverdienten Dr. S. Jackson zum „Generalagenten für Erziehungswesen in Alaska“ ernannte.<sup>1)</sup> Im ersten Jahre seiner Amtsthätigkeit legte er alsbald den Grund zur Ordnung des Unterrichtswesens in Südostalaska, indem er theils staatliche Volksschulen unter der Leitung früherer Presbyterianischer Missionslehrer, theils sogenannte „Kontraktischulen“ — von der Regierung subventionierte Missionschulen — ins Leben rief. In den späteren Jahren führte Dr. Jackson dann nach Maßgabe der verfügbaren Mittel dieses gemischte Schulsystem auch im westlichen und nördlichen Alaska ein. Alljährlich vom Mai bis September bereist der Generalagent seinen ausgedehnten Inspektionsbezirk von der Südgrenze bis hinauf an die Eismeerküste, während sein Assistent der Herrnhuter Hamilton, die Bureaugeschäfte in Washington besorgt und

<sup>1)</sup> Jackson erhält auf seinem körperlich und geistig sehr anstrengenden Posten das farge Jahresgehalt von 1200 D., eine Summe, die, wie der Unterrichtsminister mit Recht bemerkt, eben nur ausreicht, seine Reiseauslagen zu decken.

ein eigener Beamter die ständige Aufsicht über die zahlreichen Schulen Südost-Alaskas hat. Jackson schätzt die Schuljugend Alaskas auf 8—10 000 Köpfe. Infolge der unzureichenden Mittel und Lehrkräfte konnten von dieser Zahl nach dem letzten veröffentlichten Berichte vom Jahr 1895 nur 1930 Eingeborene die Wohlthaten eines geordneten Schulunterrichtes genießen; 1030 davon besuchten die 17 Regierungsschulen und 900 die 24 Missionschulen. Die staatlichen Schulen verteilen sich auf 11 Orte im südöstlichen Alaska (Sitka, Juneau und Douglas mit je 2 Schulen, Fort Wrangell, Klawak, Haines, Neu-Metlakatla, Jackson), 4 Niederlassungen in Südwest-Alaska (Kadiak, Afognak, Unga, Unalaska) und 2 Stationen im arktischen Teile des Territoriums (St. Lawrence-Insel und Port Clarence). An den staatlichen Schulen sind 9 Lehrer und 8 Lehrerinnen thätig.

Daneben existieren noch 3 staatliche Renntierstationen, die zugleich Industrieschulen für eine Anzahl Eskimojünglinge sind; die Hauptstation Teller liegt in der Nähe von Port Clarence und wird von einem Amerikaner und Norweger zusammen mit einigen lutherischen Lappensfamilien aus Norwegen verwaltet. Den eigentlichen Schulunterricht erteilt der norwegisch-lutherische Pfarrer Brevig. Hier sowohl wie auf den beiden Nebenstationen Kap Nome und Kap Prince of Wales werden eine Anzahl Eskimojünglinge mit allen Arbeiten, die zur Aufzucht, Pflege und Dressur von Renntieren gehören, bekannt gemacht. Der Vollständigkeit wegen wollen wir noch erwähnen, daß auf den Pribiloff- oder Pelzrobben-Inseln ebenfalls 2 öffentliche Schulen (62 Zöglinge) für die dortige aleutische Bevölkerung bestehen; dieselben müssen vertragsmäßig von der „Nordamerikanischen Handelskompagnie“ unterhalten werden.

Infolge der neuerdings zur Geltung gelangten Schulmaximen der Unionsregierung wird die Subventionierung von Missionschulen seitens des Staates aufhören, sodaß es fortan in Alaska nur noch rein staatliche und unabhängige Missionschulen geben wird. Hoffentlich gelingt es Dr. Jackson und seinen Freunden, die Regierung zur Bereitstellung größerer Mittel zu bewegen, damit allmählich jede größere Ansiedlung im Territorium ihre regelrechte Schule erhält. An Lust und Eifer, sich den Schulunterricht zu Nutzen zu machen, fehlt es auf Seiten der eingeborenen Bevölkerung Alaskas wahrlich nicht.

---

## Verderbliche Volksitten auf Nias.

Von Missionar H. Sundermann.

Es ist in der Mission schon viel darüber geredet und geschrieben worden, in wie weit man einem Volke, welches man für das Christentum zu erziehen habe, seine nationalen Sitten lassen und in wie weit man bestrebt sein solle, dieselben abzuschaffen. Die Sache wird dann wohl meist dahin entschieden, daß man die ursprünglichen Sitten, soweit sie nicht dem Christentum widersprechen, soviel wie möglich bestehen lasse. Dies mag, wenn die Sache vorsichtig angefaßt wird, richtig sein, aber doch ist es sehr *cum grano salis* zu verstehen, da es im Heidentume vielleicht nur wenig Sitten und Gebräuche geben dürfte, die ganz unschuldig sind und nicht nach der einen oder anderen Seite ihre ernstlichen Bedenken haben.

Es giebt ja von vornherein eine ganze Menge Sitten, über die gar kein Zweifel bestehen kann. Dazu gehört natürlich in erster Linie alles, was mit dem Götzendienste, der Zauberei und dem Aberglauben zusammenhängt, und dies abzuschaffen ist im allgemeinen auch nicht so schwer, abgesehen etwa von dem letzteren, von dem natürlich immer noch dies oder jenes hängen bleibt, was auch nicht zu verwundern ist, wenn wir z. B. nur an unser eigenes deutsches Volk denken.

Schwieriger ist es schon mit dem Wuchersystem und dem übermäßigen Palmweintrinken. Nach und nach wird es aber auch damit besser. Wenn ich z. B. das Palmweintrinken nehme, so sieht es hier damit doch unendlich viel anders aus, als vor 18 Jahren,<sup>1)</sup> da ich mit der Verkündigung des Evangeliums begann, wenn auch leider immer noch einige unter den Getauften sind, die es sehr schwer lassen können und die von Zeit zu Zeit wieder gerügt werden müssen. Ja, es ist hier selbst schon, seitdem vor 2 Jahren der Oberhäuptling meines engeren Bezirks getauft wurde, ein Gesetz angeregt, daß bei Strafe niemand mehr Palmwein solle fabrizieren dürfen; rechtskräftig ist indessen eines anderen Umstandes halber dasselbe bisher noch nicht geworden. Wenn man nicht geradezu Enthaltensamkeitsmann ist, dann kann man den Leuten nicht gut auch den letzten Tropfen verbieten, besonders bei festlichen Gelegenheiten, und doch wäre dies gut, da sie so schlecht Maß halten können.

Außer diesen, wenigstens in ihren Ausschreitungen mit dem Christentum unverträglichen Unsitten, giebt es nun aber eine Reihe Sitten, bei

<sup>1)</sup> Der Artikel ist vor länger als einem Jahre geschrieben und sein Druck verspätet worden.

denen es schwer werden möchte, einen direkten Widerspruch gegen das Christentum nachzuweisen, und die man zur Not, wenigstens für den Anfang, bestehen lassen könnte, ja die man sogar bestehen lassen muß, da man keine Macht hat, sie abzuschaffen, obgleich sie sehr schädlich sein können, wenn auch vielleicht nur indirekt für das Christentum, so doch in sozial-ökonomischer Hinsicht. Man kann sich bei solchen doch auch sehr nach Abschaffung sehnen. Zu diesen rechne ich hier auf Nias besonders drei: 1. den Frauenkauf, 2. die Totenmahlzeiten und 3. das Goldschmieden. Wenn von diesen auch Nr. 2 und 3 lange nicht so tief und so allgemein in das Volksleben eingreifen, so sind sie nichtsdestoweniger doch auch recht schädlich und die gedeihliche Entwicklung hindernd. Ich will im folgenden versuchen, die Leser einen Blick in diese Sitten thun zu lassen und hoffe, daß sie dann mit mir eins sein werden, daß die Abschaffung derselben nur eine Frage der Zeit sein darf.

### 1. Der Frauenkauf.

Soweit ich sehe und höre scheint man bei kaum einem anderen Volke soviel Schwierigkeiten und Kosten zu haben, um zu einer Frau zu kommen, als gerade bei unseren Niasern. Für die heidnischen Niaser war und ist es gewissermaßen gut, daß die Frauen gekauft werden müssen, denn sie müssen dann mit ihren Mitteln zu Räte gehen, während sie ohne Kaufgeld zu bezahlen, womöglich wer weiß wie viele Frauen nehmen würden. Der Mann hat hier nämlich nicht die Frau zu ernähren, sondern diese ernährt sich selbst und in etwa noch den Mann dazu. Sie ist sangai halowonia = die, die seine Arbeit thut. Trotzdem ist dieser Kauf eine ganz abscheuliche Sitte. Die Leute kommen dadurch in so viele Verlegenheiten, Nöte und Verwickelungen hinein, daß sie Gefahr laufen, nicht bloß ihre tägliche Arbeit, sondern auch ihr Christentum zu vergessen. Es ist diese Sitte ein so gewaltiger Dornbusch, daß er alle gute Saat zu überwuchern und zu ersticken droht. Ich habe beobachtet, daß die Leute nach ihrer Verheiratung, wenn sie bis über die Ohren in Schulden steckten, kaum noch dieselben waren. Einer sagte mir vor einiger Zeit, er könne kaum noch essen, weil ihm stets nur seine Geldgeschichten und seine Schulden auf dem Herzen lägen. Um das zu verstehen, teile ich mit, was hier zu Lande eine Heirat kostet und zwar nehme ich die mittlere Tare:

Da erhält zuerst der Brautvater 2 halaki reines Gold, à 20 fl. (holländ.) an Wert und 2 halaki si walu (minderwertiges Gold) à 10 fl. und ein fondruja sese (noch minderwertiger) 6 fl. an Wert. Außerdem bekommen die Großmutter, oder die Vertreter derselben 2 halaki si walu, à 10 fl., ebenso die Mutter 2 halaki si walu,



à 10 fl. und die Brüder, resp. Vettern auch ebensoviel. Je nach den Familienverhältnissen giebt es auch zwei Großmütter und zwei Mütter oder auch gar drei, und dann werden die betreffenden Summen entsprechend vervielfacht. Hierauf folgt der uwu, die Verwandten der Mutter und die Dorfschaft der Braut im allgemeinen, mit je 20 fl. Sodann sind noch verschiedene weitere Gebühren an die Dorfschaft zu entrichten:  $2\frac{1}{2}$  fl. hoho,  $2\frac{1}{2}$  fl. diwo,  $2\frac{1}{2}$  fl. fanika lae und 1 fl. famaso, so wie auch noch einige an Verwandte, nämlich 5 fl. famatoro und  $\frac{1}{2}$  fl. fondruho galu und last not least, 4 Schweine von sasilo, à 15 fl. an Wert.

Das wäre der eigentliche Brautpreis, also 240 fl., selbst wenn nur eine Mutter und eine Großmutter gerechnet werden. Aber nun kommen die endlosen Verhandlungen und Scherereien und wer weiß, was alles noch darum und daran hängt und was für Unkosten auch damit noch verknüpft sind, so daß die Beteiligten womöglich wochenlang kaum etwas anderes sehen und hören, als nur diese Dinge.

Dieselben beginnen oft schon Jahre zuvor mit der Verlobung. Da ist sich jemand darüber klar geworden, daß er diese oder jene Familie gerne als Schwiegereltern, resp. als Schwiegereltern seines Sohnes haben möchte, denn auf das zu heiratende Mädchen kommt es in den meisten Fällen nicht an, da dieses ja sehr häufig noch ein reines Kind, ja am Ende noch nicht einmal geboren ist. Man bricht dann eines Tages auf, nachdem man vorher den Ahnengötzen ein Opfer gebracht und aus dem Herzen des geschlachteten Huhnes ersehen hat, ob die Sache gut verlaufen werde. Als vorläufige Gabe nimmt man einen messingenen Armring, der hier den einseitigen Verlobungsring bildet und etwa 10 fl. mit. Im Hause der eventuellen Braut angekommen, legt man sich für die Nacht schlafen und sieht, ob man günstig träume. Sieht man im Traume nicht etwa eine Wasserflut, oder Feuer, oder Eingeweide von einem Schweine, oder Pilze, oder dergl., sondern einfaches klares Wasser, oder junge Kokospalmen u. s. w., so kann man ruhig seine Sache anhängig machen. Dies thut man dann auch am Morgen, indem man über die Sache verhandelt und den Ring und die 10 fl. giebt, wogegen dann der Brautvater seine Gäste bewirtet mit einem Schweinchen von etwa  $2\frac{1}{2}$  fl. an Wert. Dies ist der Anfang der Unkosten, die auch der Letztere bei der Sache hat.

Vor dem Weggehen wird noch der Tag des eigentlichen Verlobungsmahles (bua dundra) bestimmt. Die Familie der Braut läßt dann bis dahin Reis stampfen und Palmwein aufkaufen und an dem bestimmten Tage erscheinen die Gäste wieder, vielleicht 12—20 an der Zahl mit einem Schwein von etwa  $7\frac{1}{2}$ —10 fl., welches dann gegessen wird, aber später beim Brautpreis in Abzug kommt.

Auch Geld, resp. Gold, wird nun noch dem früher gegebenen hinzugefügt, vielleicht bis zu 30 fl. Schließlich erhält der neue Bräutigam von seinem zukünftigen Schwiegervater 2 Schweinchen von zusammen etwa 5 fl., die aber nur als seine Hühner bezeichnet werden und damit trennt man sich wieder.

Einige Zeit darauf machen die künftigen Schwäger des Bräutigams mit ihrem Anhang demselben einen Besuch, um sich sein Anwesen anzusehen, und er hat diese dann wieder mit einem Schwein von  $7\frac{1}{2}$ —10 fl. zu bewirten. Auch noch fernerhin werden gegenseitige Besuche gemacht, mit mehr oder weniger Bewirtung.

Soll nun die Hochzeit bald stattfinden, so wird die Familie der Braut aufmerksam gemacht, wofür aber nur etwa 3 kg Schweinefleisch nötig sind, die dafür mitgenommen werden. Hierbei wird nun der Tag bestimmt für das famalua li

(etwa: Abschluß der Verhandlung), wofür dann wieder ein erneuter Gang und ein ganzes Schwein nötig sind. Bei dieser Verhandlung wird ein weiterer Tag festgesetzt für das Bringen des vom Bräutigam zu liefernden Reises; es sind dies etwa  $4\frac{1}{2}$  puul, etwa à 35 kg (ungestampft). Dann werden 2 Schweine geschlachtet für die Dorfschaft der Braut, namalo mbanua (das was der Dorfschaft zukommt), obwohl diese, wenn der Bräutigam sie auch zu liefern hat, auch von dem eigentlichen Brautpreise abgezogen werden, wie auch das Schwein für das obengenannte samalua li. Mit dem Reis werden auch noch 20 fl. gegeben an den Brautvater; diese verwendet er für die Unkosten, die er noch hat, als da sind: Palmwein für die Hochzeit, Ausstattung der Braut an Kleidung, ein Geschenk an die Verwandten von seiten der Mutter und Bewirtung derer, die demnächst die Schweine für die Hochzeit bringen. Sodann hat der Brautvater noch vom Brautpreis zu bestreiten ein Schwein, welches er am Abend vorher schlachtet und am Hochzeitmorgen mit Palmwein spendet, an die Gäste und diejenigen, die sich sonst noch herzufinden. Schließlich werden am Hochzeitmorgen noch jene obengenannten 4 Schweine à 15 fl. geschlachtet, wenn es auch in Wirklichkeit vielleicht nur 3 zu sein brauchen, indem man das eine, welches am Ende die Tage ein wenig übersteigt, für 2 rechnet und eins ungefähr von der vorgeschriebenen Größe nimmt und ein kleines, welches als Schwanz bezeichnet wird und dann so mit durchgeht. Von diesen dreien erhält der Brautvater das größte, welches er indessen wieder bis auf einige Stücke verteilt, das folgende ist für die Dorfschaft und den sogenannten Schwanz erhalten die Gäste.

Ein Teil des Fleisches wird nun gekocht, und dies giebt mit einer kleinen Portion Reis ein Essen, welches aber mager genug ausfällt. Das übrige Fleisch wird roh mitgenommen. Ist nun noch nicht genügend vom Brautpreise gegeben, so hält der Vater seine Tochter noch zurück, und es wird noch darum gefeilscht, womöglich müssen noch ein Paar goldene Ohrringe von einer Verwandten des Bräutigams abgenommen und gegeben werden, bis man endlich so weit ist, daß der Akt der Übergabe vorgenommen werden kann.

Die Braut wird unter vielem Sträuben gepackt und wenn es nicht anders geht, von einem starken Manne die Leiter hinuntergetragen, bis vor das Haus, wo ein primitiver Göke in Gestalt eines grünen Zweiges in die Erde gesteckt ist. Dann wird womöglich noch erst nach dem Bräutigam geschrien, bis derselbe aus der Menge dahergeschlendert kommt, worauf dann den beiden vor dem genannten Göken die Köpfe zusammengestoßen werden. Über diesem allen ist es nun meist schon beinahe Abend geworden und die Braut wird dann sehr langsam weggeführt, gewöhnlich auf zwei andere Frauen gestützt, so daß man häufig erst in dunkler Nacht im Dorfe des neuen Ehemannes ankommt. Die Mitgift besteht eigentlich nur in einer Binsenmatte (als Bett) da Töchter ja nicht erben, es müßte denn sein, daß die Neuvermählte schon etwas älter wäre und sich selbst schon nebenbei, etwa durch Züchterzucht oder dergl. etwas erworben hätte. Neuerdings sieht man freilich als Bett auch schon statt der Matte eine schöne Baumwollmatratze mit gesticktem Rande und ebensolchem Rissen, was einen netten Eindruck macht. Vor lauter Scham möchte sich die Braut, dem Anscheine nach, lieber verfrachten.

In den nächsten Tagen hat der junge Ehemann auch in seinem eigenen Dorfe noch ein Fest zu veranstalten. Er muß seine Dorfleute einladen und für sie zum mindesten auch noch zwei Schweine schlachten.

Etwa zur selben Zeit gehen die Verwandten der jungen Frau zu dieser, um ihr zu essen zu bringen, da sie nämlich in den neuen Verhältnissen noch nicht recht essen will, wofür von seiten ihres Vaters wieder ein Schweinchen von  $2\frac{1}{2}$  fl. an Wert nötig ist. Ist die genannte etwa 5—7 Tage in ihrer neuen Wohnung, so bricht man eines Tages auf, um „die Kleider zurückzubringen.“ Natürlich muß auch dafür wieder Schweinefleisch da sein und zwar bis zu 20 fl. an Wert. Man nimmt daselbe eingewickelt mit. Der Brautvater erhält 4 Pakete und die Geschwister und die Dorfältesten je ein Paket; alles war bereits gekocht. Dagegen giebt der Brautvater an seine Gäste wieder ein Essen, er schlachtet ein Schwein von etwa  $7\frac{1}{2}$  fl., wobei das ganze Dorf wieder zugegen ist. Endlich wird nun berechnet und aufgezählt, was der junge Ehemann noch schuldet, und hat er nicht das für den Augenblick wieder Geforderte, so kann es ihm passieren, daß der Schwiegervater ihm seine Frau zurückhält, bis er zahlt. Ist die Sache soweit in Ordnung, dann erhält er vom Schwiegervater und einigen Verwandten einige Ferkel zum Geschenk, die wieder als Hühner bezeichnet werden und nun kann er abziehen und diese auffüttern, um damit einen Teil seiner enormen Schulden abzubezahlen. Daß man durch dies alles sein eigenes Kind in tiefe Schulden gestürzt und dafür gesorgt hat, daß es auf lange Zeit, wenn nicht zeitlebens, nur für andere Leute zu arbeiten hat, daran scheint man nicht zu denken, wie denn überhaupt die Gedanken nicht viel weiter reichen, als bis in den Magen. Zu dem allen ist aber nun noch vor der Hochzeit eine bedeutende Bewirtung des Schwiegervaters und seines Anhangs von seiten des Bräutigams gekommen, da diese sich eines Tages als Gäste bei ihm eingefunden haben, um einmal ordentlich bei ihm zu essen. Dabei erhielt der erstere ein Schwein von  $7\frac{1}{2}$ —10 fl., welches er lebendig mitnahm und ein kleines von  $2\frac{1}{2}$  fl., welches gegessen wurde, und daselbe erhielt die Schwiegermutter, wenn sie auch als Gast kam, die übrigen Gäste erhielten Fleisch im Werte von  $\frac{1}{2}$ — $1\frac{1}{2}$  fl.

Ist nun soweit alles gut abgelaufen und alles bezahlt, so ist man noch keineswegs fertig, sondern der Schwiegersohn hat seinen Schwiegervater nun noch bei allen möglichen Gelegenheiten zu unterstützen, so bei Sterbefällen, beim Bau eines Hauses u. s. w. Er hat da jedesmal ein Schwein zu liefern von  $7\frac{1}{2}$ —15 fl. und so wird man eigentlich nie fertig.

Nun giebt es ja freilich Frauen aus niederem Stande, die nicht ganz so teuer sind, bei denen es aber auch der Plackereien noch genug abseht, dagegen giebt es auch solche, die noch ganz unverhältnismäßig teurer sind.

Es leuchtet nun ein, daß es unter den Riassern, die ja vielfach buchstäblich nur aus der Hand in den Mund leben, nur wenige giebt, die dies alles gleich bezahlen können. Wo dies nicht der Fall ist, da nimmt man zum Leihen seine Zuflucht. Freilich haben ja Verwandte dies oder jenes beizusteuern, aber was ist das gegenüber so vielem, und dagegen hat man bei andern Gelegenheiten auch seinen übrigen Verwandten wieder Beisteuer zu entrichten. In der Bedrängnis und um nicht beschämt dazustehen, verspricht man so leicht die hier vielfach üblichen 100 % Zinsen gleich für das erste Jahr, und hat man am Ende desselben nicht zu bezahlen und wird



gedrängt, so leih man von einem andern aufs neue und verspricht wieder 100% und so kommt man nicht allein nicht aus den Schulden heraus, sondern immer fester hinein.

Nach diesem allen frage ich, ob dieser Frauenkauf nicht eine abscheuliche und sehr verderbliche Sitte sei, und ob wir nicht allen unseren Fleiß anwenden müssen, dieselbe sobald wie möglich abzuschaffen? So oft ich etwas davon höre, ergreift mich — ich möchte sagen — ein heiliger Zorn gegen diesen Unfug. Zur Abschaffung wird der Umstand mithelfen, daß bei vernünftiger Darlegung so ziemlich jedermann überzeugt ist, daß die ganze Geschichte eigentlich auf nichts hinausläuft und daß sich kaum einer dabei einmal recht satt essen kann. Niemand lebt davon und wird noch weniger reich davon, daß er viele Töchter hat. Hat er vorher im Laufe der Zeit schon dies oder jenes erhalten, was ihm dann natürlich auch wieder durch die Finger gegangen ist, so kann es ihm leicht passieren, daß er schließlich, bei den vielen Verpflichtungen, die auch er hat, noch dazu leihen und Schulden machen muß. Sie sagen selbst: „Wir haben nichts davon, *matema ha mabee hawu* d. h. wir erhalten es und setzen es aufs Feuer“ und die Menge ist es dann natürlich auf. So erzählte mir einer unserer Ältesten, er habe bei der Verheiratung seiner Tochter am Ende 65 fl. zugelegt. Dazu wurden die eigene Tochter und der Schwiegersohn, der nun diesen Schwiegervater, der ihn oft so preßt, doch auch Vater nennen soll, in Schulden und schwere Bedrängnis gestürzt und anstatt auf einen grünen Zweig zu kommen, können sie vielleicht jahrelang mit schweren Prozenten Schweine für die Wohlhabenden, von denen sie das Geld geliehen haben, auffüttern. Darum ist meine Meinung, daß wir alles aufzuwenden haben, um diese Sitten zu beseitigen. Ich komme nun zu

## 2. Den Totenmahlszeiten.

Über diesen und auch über den folgenden Punkt kann ich mich kürzer fassen. Die Totenmahlszeiten betreffen zum Glück weniger die armen Leute und bei den wirklich Reichen ist die Sache auch nicht so schlimm. Unter denselben leiden dagegen besonders solche Leute, die einst vermögend waren und in Ansehen standen und nun verarmt sind, da nämlich nicht ihre jetzige Armut, sondern vielmehr ihr früherer Stand und Name in Betracht kommt. Und solche Leute haben wir, wenigstens hier in der Umgegend, eine ganze Reihe.

Als Beispiel nehme ich den Dorfhäuptling von Dahadano, hier in der Nähe, der vor einigen Jahren Christ wurde. Der Mann ist durch



allerlei Umstände schon vor seiner Taufe an den Rand des völligen Bankerotts gekommen. Stürbe nun jetzt sein Vater, so müßte er nach der Sitte in der Nacht bei der Totenklage ein Schwein schlachten von etwa 10 fl. an Wert und am Begräbnismorgen wieder ein solches und außer diesen zum Totenmahle noch 8 Stück, etwa 3 von je 15 fl. und noch 5 kleinere. Stürbe dagegen seine Mutter, so hätte er etwa 6 Schweine zu geben. Da begreift man es, daß die Leute bei Krankheiten ihrer Eltern am Ende mehr an die voraussichtlich zu beschaffenden Schweine als an den befürchteten Tod denken. Wovon soll ein solcher Mann auch einen solchen Aufwand machen? Wenn der Oberhäuptling nicht von dem abgeht, was ihm und seinen Leuten zusteht, so muß der betreffende sich abermals und wenn er beide Eltern noch hätte, noch zweimal in Schulden stürzen, aus denen nur schwer noch ein Entrinnen möglich ist. Dazu kommt dann noch, daß die ganze Sache so wenig für Christen und für ein christliches Begräbniß passend ist. Man sieht im allgemeinen nur auf das Schweinefleisch und freut sich über dieses und die Leiche kommt kaum in Betracht, wie denn auch gewöhnlich die wenigsten Leute nur einmal mit an das Grab gehen, die meisten bleiben vielmehr während des Begräbnisses ruhig sitzen, vielfach unter Scherzen und Lachen und warten auch ihren Anteil Fleisch. Ja, wenn man dasselbe vorher verteilt, so muß man befürchten, daß alles schon auseinandergehe und keine Träger für die Leiche zurückbleiben. Auch Streit und Zank um das Fleisch ist nicht völlig ausgeschlossen. Ich muß gestehen, daß ich stets mit Unbehagen zu einem Begräbniß gehe, da nur selten ein wenig decorum in die Sache zu bringen ist; natürlich haben wir auch noch kaum irgendwo ausschließlich Christen, zumal bei etwas größeren Begräbnissen, sondern es ist stets auch noch eine Menge Heiden dabei. Noch vor kurzem hörte ich bei einem, wenn auch freilich rein heidnischen Begräbniß ein Gejuche und zum Teil ein Geblaß, wie von einer Herde Hunden, daß es sehr widerlich anzuhören war. Also so bald wie möglich über Bord auch mit dieser Sitte!

Ähnlich wie mit dem eben Besprochenen verhält es sich auch mit der dritten der genannten Sitten, zu der ich zum Schluß noch komme.

### 3. Das Goldschmieden.

Durch die Sucht irgend einen Goldschmuck herzustellen und dabei dann die üblichen Festlichkeiten zu geben, schädigt sich hauptsächlich auch der Mittelstand, wenn auch mehr durch eigene Schuld, aber eben aus

Mangel an Nachdenken. Die Armen kommen natürlich von selbst nicht dazu und die Reichen können sich das Vergnügen schon eher leisten, wenn die Sache freilich auch bei den letzteren nicht gerade von besonderer finanzieller Klugheit zeugt, da dabei, wie sie gewöhnlich selbst sagen, ungefähr ebensoviel an Unkosten, resp. für Festlichkeiten, darauf geht, als der ganze betreffende Schmuckgegenstand wert ist und da das Gold selbst dadurch zu einem toten unverzinsbaren Klumpen wird, den man viel vorteilhafter sonst hätte anlegen können. Ich habe auch hierfür ein bestimmtes Beispiel vor Augen. Ein Mann des Mittelstandes in Sihareo, war zu einigem Wohlstande gekommen. Als angesehener Mann war er natürlich auch vielfach bei anderen auf Festen gewesen und hatte auch seine Portion Schweinefleisch mit bekommen und nun schämte er sich allmählich, nicht auch etwas dergleichen zu veranstalten. Nachdem er dann einiges Gold zusammen hatte, glaubte er eines Tages zu dem Verfertigen einer der üblichen Kronen übergehen zu können und wie gedacht, so gethan. Nun handelt es sich aber keineswegs allein darum, daß man das nötige Gold habe, aus dem der Schmuckgegenstand verfertigt werden soll, sondern es muß auch eine sehr namhafte Summe vorhanden sein für die üblichen Gastereien und Festlichkeiten.

Will man eine solche Krone herstellen, so wird eines Tages das Gold „aufgehängt“ (im Heidentume vor den Götzen) und hierbei müssen schon gleich zwei Schweine geschlachtet werden von etwa  $12\frac{1}{2}$  resp.  $7\frac{1}{2}$  fl. an Wert. Ist dann das Schmuckstück einigermaßen fertig, so kommen die Verwandten u. s. w., um sich dasselbe anzusehen und dabei hat der Eigentümer wieder ungefähr denselben Aufwand an Schweinen zu machen. Lebt sein Vater noch, so giebt er diesem zu Ehren auch noch eine Festlichkeit, mit 2 Schweinen, da er es ja doch eigentlich und im letzten Grunde von seinem Vater hat, daß er zu diesem Wohlstande gekommen ist. Endlich kommt dann das Fest der Weihe der Krone, welches natürlich das herrlichste ist. Da wird am Abend vorher ein Schwein geschlachtet für die ono alawe = die Tanten von Vaters Seite mit ihrem Anhange, die Schwestern mit ihren Männern und Kindern und die etwaigen Töchter und Schwiegerjöhne. Für den Festtag selbst gelten 6 Schweine, 1 von 20 fl., 1 von 15 fl. und die übrigen von je 10 fl.

Dieses alles hatte nun unser genannter Freund wohl nicht gebührend in Rechnung gezogen. Was er dann nicht gerade geliehen hat, das hat er sich durch samatulo verschafft. Letzteres ist ein — wie soll ich es nennen? — Beitragszirkel, in dem sich eine Anzahl Leute zusammenthut,

um jedes Jahr eine bestimmte Summe einzuzahlen, die in diesem Jahre der eine aus dem Kreise und im nächsten Jahre der andere u. s. w. erhält. So hat er aus verschiedenen Zirkeln erhalten und ist nun also fortwährend noch am abbezahlen. Außer diesen Schulden hat er nichts anderes, als diese einfältige Krone und einige kleinere Schmucksachen. In dieser Lage starb ihm vor zwei Jahren seine Frau und als noch jugendlicher Mann, mit kleinen Kindern, mußte er wieder heiraten, d. h. eine neue Frau teuer kaufen, aber woher die Mittel nehmen? Also wieder neue Schulden. Die Krone gleich wieder zu zerstören und das Gold zu geben, hatte auch seine Bedenken, auch abgesehen von dem nur sehr relativen Werte, den dieselbe hat und davon, daß sein Bruder auch Anteil daran hat; er muß auch an die demnächstige Verheiratung seiner Söhne denken, die allmählich schon heranwachsen. Überhaupt aber zerstört man einen solchen größeren Goldschmuck nur im höchsten Notfalle. So ist der Mann also nun, trotz seiner goldenen Krone, ein recht armer Mann, der unter einer Last Schulden seufzend einhergeht und er sieht jetzt selbst ein, daß er thöricht gehandelt hat. Er hat als Kleiner mit den Großen laufen wollen und da ist er auf die Nase gefallen.<sup>1)</sup>

Hiermit ist aber das verderbliche der ganzen Sitte noch lange nicht erschöpft. Es ist in sozial-ökonomischer Hinsicht überhaupt ein großer Schade, daß alles Geld in Gold umgesetzt und dann zu Schmucksachen, die als totes Kapital daliegen, verarbeitet wird, während man viel lieber darauf bedacht sein sollte, mit demselben Plantagen anzulegen auf dem vielen wüsten Grunde, der unbenützt daliegt; da könnte man die armen Leute arbeiten lassen und diese sowohl als auch die Wohlhabenden würden Nutzen davon haben, während man jetzt auf der unsinnigen Jagd nach dem Goldklumpen die Armen durch hohe Zinsen möglichst auszusaugen sucht. Ich habe mir schon oft Mühe gegeben, dies den Leuten klar zu machen und werde nicht ermangeln, dies auch ferner zu thun und hier und da beginnt es ein wenig zu dämmern und mit Gottes Hilfe wird mit der Zeit manches anders werden, besonders wenn einmal das Geschlecht, welches jetzt noch am Ruder ist, dahingegangen sein wird. Es handelt sich nur noch um eine kleine Anzahl von Jahren, dann habe ich hier, wenn ich noch am Leben bleibe, schon ein neues Geschlecht erlebt.

Ich bin am Ende meiner Ausführungen und mein ceterum censeo

---

<sup>1)</sup> Nachträglich höre ich, daß er die Krone nun doch noch wieder zerstört und das Gold gegeben habe.

ist immer wieder, daß die genannten mores zu den delendis gehören und also auf den Aussterbeetat gesetzt werden müssen. Solange dies nicht geschieht, werden die Niasser auf keinen grünen Zweig kommen.

Wenn ich den Leser in diesem Aufsatze vielleicht etwas über seinen Geschmack von Schweinen und Schweinefleisch habe unterhalten müssen, so möge derselbe dies gütigst verzeihen. Es ist das von Nias her nicht wohl anders möglich, denn um diese Dinge dreht sich alles und ohne dieselben kommt eben nichts zustande.

Gott gebe, daß auch dies Volk immer mehr zur Einsicht komme über das, was für Zeit und Ewigkeit frommt und er gebe uns Geduld und Kraft, dafür unermüdlich weiter zu arbeiten!

---

## Eine australische Professorsfrau und die Londoner Südseemission.

Von D. G. Kurze.

Im Mai 1896 schiffte sich in Sydney eine unter der Leitung des Dubliner Professors Dr. Sollas stehende wissenschaftliche Expedition nach den Ellice-Inseln ein, um mittels Tiefbohrung auf dem zur Gruppe gehörenden Korallenatoll Funafuti die viel umstrittene Frage über die Entstehung der Korallengebilde zur Lösung zu bringen. Indes die um jene Zeit herrschende stürmische Witterung verhinderte die Beendigung der Versuche, und die Bohrung mußte, ohne zu einem Resultat geführt zu haben, in der Tiefe von 107 Fuß abgebrochen werden. Da nahm sich die „Royal Geographical Society of Australasia“ des verunglückten Unternehmens an und entsandte am 3. Juni 1897 zu demselben Zwecke eine zweite Expedition von Sydney nach Funafuti. Sie bestand aus Professor Dr. David von der Universität Sydney, aus zwei Ingenieuren, einem Bohrmeister und einer Anzahl geschulter Arbeiter und war mit den besten Bohrapparaten, welche für eine Tiefe von 1000 m ausreichten, versehen. Wir wollen hierbei gleich erwähnen, daß durch die mikroskopische Untersuchung der vom Bohrapparat ans Licht beförderten Gesteinsproben die von Darwin aufgestellte Theorie über die Bildung der Koralleninseln bestätigt wurde. Nach seiner Annahme siedeln sich die Korallen zunächst



an seichten Stellen an und wenn der Boden sich unter ihnen senkt, setzen sie, um im warmen und klaren Wasser zu verbleiben, den Weiterbau an den oberen Rändern des Rifffes fort.

In Begleitung des Professor David war auch dessen feingebildete Gattin, die die reichliche Muße ihres einvierteljährlichen Aufenthaltes auf der entlegenen Koralleninsel dazu benutzte, unter den dortigen, von einem Samoaner Missionsgehilfen der Londoner Gesellschaft pastorierten evangelischen Insulanern ihre bisherigen Anschauungen über die Mission einer Revision zu unterziehen. Australische Freunde setzen uns in den Stand, aus den Reiseerinnerungen der genannten Dame folgenden interessanten Abschnitt zu veröffentlichen, der vollauf bestätigt, was wir in unserer Rundschau über Oceanien der Direktion der Londoner Missionsgesellschaft gegenüber stets als dringenden Wunsch geäußert haben: die Notwendigkeit, die Zahl der weißen Missionare auf ihren Südseemissionsgebieten zu vermehren. Im übrigen freuen wir uns von Herzen darüber, daß gegenüber den gehässigen Urteilen eines v. Bülow und Ehlers über die evangelische Südseemission eine unparteiische australische Stimme der Wahrheit die Ehre giebt.

Die Frau Professor, welche den Missionsdampfer „John Williams“ auf ihrer Reise benutzte, schreibt:

„Sie werden die Rückreise mit einem Missionschiffe machen? Sie Arme! Da thun Sie mir leid.“ — „Danke schön“, erwiderte ich, „mir thun umgekehrt auch die Missionare ein wenig leid.“ Ich dachte dabei an so mancherlei, was mir, vom orthodox-christlichen Standpunkte aus betrachtet, abgeht.

Dann ging mir die Frage durch den Kopf: Wie kommt es, daß sich so viele Leute absprechend über die Missionare äußern? Seeleute, Händler, Romanschreiber, sie alle verspotten die Missionare und bringen gewisse Anklagen gegen sie vor. Da wuchs mir der Mut. Darwins Korallentheorie hat kein direktes Interesse für mich. Ich werde mich in Funafuti erschrecklich langweilen,<sup>1)</sup> wenn ich nichts Zusagendes für mich zu thun finde. Ich liebe die Menschen mit ihren Sitten und Gebräuchen, und ich werde nun eine gute Gelegenheit haben, das Lebewesen, genannt

<sup>1)</sup> Leider läßt sich im deutschen das hübsche Wortspiel des englischen Originals nicht wiedergeben, wo es heißt: „I shall be bored at Funafuti as much as the atoll will be . . .“ (Bore in der doppelten Bedeutung von „langweilen“ und „bohren“.)

Missionar, in seiner ihm eigentümlichen Umgebung kennen zu lernen. Das wird mich vor Langeweile schützen.

Fragen wir uns zunächst: Was hat man gegen die Missionare vorzubringen? Die erste Beschuldigung läuft darauf hinaus, daß die Missionare Humbugs sind. Nun wohl, wir sind alle mehr oder weniger Humbugs, vielleicht sind diese Leute größere Humbugs, als ihre Nachbarn, allerdings etwas sehr Tadelnswertes an ihnen, wenn es sich so verhält. Weiter erzählt man mir, daß sie ein Faulenzlerleben führen, in den prächtigsten Häusern wohnen und eine schöne Besoldung bekommen; ferner, daß sie sich die Herrschaft über die Eingeborenen anmaßen, und daß sie sich Boote und einen Stab von Dienern in viel großartigerer Weise halten, als es sich der Gouverneur einer Kolonie leisten kann. Mag's sein, wie es will, es sind doch wenigstens bestimmt formulierte Anklagen und man kann sicherlich dahinter kommen, ob sie begründet sind.

Am Ende der ersten Woche, die ich auf Funafuti verlebe, bin ich in der Lage über die Missionsarbeit auf der Insel die folgenden Bemerkungen machen zu können: Gute Kirche, geräumig, lustig, solide gebaut; das Haus des eingeborenen Missionars das beste im Dorfe; der eingeborene Missionar nötigt Dorfleute, als Dienstboten für ihn zu kochen und sein kleines Kind zu warten, wofür er ihnen Beköstigung und Geschenke giebt; Schule wird in unregelmäßigen Zwischenräumen gehalten, anscheinend nur dann, wenn sich der eingeborene Missionar nicht zu laß fühlt; der Mann läßt sich die Pfeife und das Essen gut schmecken und versucht ein wenig Englisch zu lesen; Schul- und Kirchendienst verrichtet er in etwas mechanischer Weise; dabei ist er von seiner Person sehr eingenommen; er erhält von den Eingeborenen geschenktweise eine Menge Nahrungsmittel und außerdem von diesen, die ungefähr 270 Seelen zählen, einen Gehalt von 200 M.; die Schulkinder können gut lesen und schreiben; dagegen sind sie sehr schwach im Rechnen und in weiblichen Handarbeiten. Die Kinder dürfen sich weder für die Schule noch für die Kirche mit frischen Blumen schmücken, während künstliche grellbunte die Censur passieren. Ober- und Unterhauptling scheinen etwas Furcht vor dem eingeborenen Missionar zu haben; sie mißbilligen seine Faulheit und Habgier, wagen aber nicht, ihm direkt ins Gesicht den nötigen Vorhalt zu machen. Der eingeborene Missionar hat einen Vorrat von Arznei, mit dem ihn die Londoner Missionsgesellschaft ausgerüstet hat, aber er macht nie Gebrauch davon, sondern erbittet sich lieber von uns Medikamente. In Kirche und Schulhaus vermißt man die nötige

Reinlichkeit; die Abendmahlsgefäße sind unsauber und lädiert. Der Händler steht der Mission nicht gerade feindlich gegenüber; seine Kinder gehen zur Kirche; einige davon sind communionberechtigt; eins bekleidet sogar ein kirchliches Ehrenamt in der Gemeinde; aber er kann den jetzigen eingeborenen Missionar nicht leiden. Ich muß daher bei andern Leuten Erkundigungen über diesen Herrn einziehen und ihn selber beobachten. Der eingeborene Missionar nimmt sein Bad in dem von den Männern gemeinsam benutzten Tümpel, einem scheußlichen Schmutzloche, das die Quelle mancher ekelhaften Hautkrankheit bildet, von der die Eingeborenen geplagt werden. Er kennt also offenbar die einfachsten Forderungen der Hygiene nicht und vermag in dieser Beziehung auf die Eingeborenen keinen heilsamen Einfluß auszuüben. Kann es reine Seelen und zugleich schmutzige Leiber geben?

So viel von den Beobachtungen in der ersten Woche. Am Ende meines dreimonatlichen Aufenthaltes habe ich meine Meinung über diesen einen Missionar nicht zu ändern gebraucht, aber ich habe andere Erkundigungen eingezogen. So erzählt mir z. B. der Händler, daß die zwei vorhergehenden eingeborenen Missionare wirklich vortreffliche Männer waren, welche im Schweiße ihres Angesichts in ihrem Tarogarten arbeiteten, ihre Schule gut und pünktlich versahen, tüchtige Predigten hielten, die Kranken besuchten, sich ihrer Gemeindeglieder gewissenhaft annahmen und allen mit einem guten Beispiel vorangingen.

Hier hatte ich also die Lösung des Rätsels, das mich bis dahin so verwirrt hatte. Ich hatte die Eingeborenen aus nächster Nähe beobachtet; sie waren in der Kirche überaus andächtig; sie versäumten nie einen Gottesdienst; sie hielten stets ihr Abendgebet in ihren Hütten; sie machten im allgemeinen Ernst mit ihrer Religion; sie gaben Geld und Matten zur Kollekte, wenn sie darum angegangen wurden. Man hat nie etwas von einem Zank oder Streite in ihrem Dorfe während unseres Aufenthaltes hier gehört. Die Leute waren immer wohlgemut und fröhlich, zufrieden und voller Humor. Sie hängen jetzt mit Liebe an ihren Kindern, obschon sie dieselben noch vor einem Vierteljahrhundert, nicht bloß vereinzelt, mordeten. Man bemerkte hierorts nichts von einem unsittlichen Verkehr zwischen beiden Geschlechtern (vor 25 Jahren gab es überhaupt keinen sittlichen Verkehr zwischen ihnen); kein Fall von Trunkenheit und auch nicht eine Spur von Diebstahl kam vor. Fürwahr wenn ich das schlichte Leben des Ober- und Unterhäuptlings und aller ihrer Unterthanen ansah, konnte ich den Gedanken nicht los werden, hier ist eine fast ideale Ge-

meinde, welche das Urchristentum in seiner anziehendsten und überzeugendsten Gestalt verkörpert. Wir mögen wohl unsere „gebildeten“ Häupter beschämt neigen und eingestehen, daß wir von diesen Leuten lernen können. Sie sind freilich schmutzig, ja sogar schrecklich schmutzig; aber sie würden reinlich sein, wenn man ihnen die Bedeutung der Reinlichkeit eingeprägt hätte. Dabei wollen wir nicht vergessen, daß sie nur eingeborene Missionare hatten, deren Unwissenheit in einzelnen Dingen nur ihr übel angebrachter Eifer in anderen Sachen gleichkommt. Alles in alles genommen, wir beurteilen die Arbeit nach ihren allgemeinen Resultaten und diese sind unzweifelhaft gut, noch über die wildesten Erwartungen des begeistertsten Missionsarbeiters hinaus.

Ich machte auch die Beobachtung, daß die Berührung mit derjenigen Klasse von Weißen, die die Eingeborenen gewöhnlich zu sehen bekommen, aller Wahrscheinlichkeit nach ihnen sehr bald zum Schaden gereicht und dies kleine Paradies entweicht. Weiße Männer lehren durch ihr Beispiel, wie man gute Geschäfte macht, das Geld lieb gewinnt und sich die nötigen Kniffe im Handel aneignet. Viele von den Händlern legen es auch direkt darauf an, den Einfluß des Missionars zu untergraben, und zwar aus verschiedenen Gründen, die besten unter ihnen, weil sie gegen die Mission voreingenommen sind und keine Zeit zu sorgfältigen Beobachtungen haben, um ihre ersten Eindrücke berichtigen zu können, und die schlechtesten, weil sie es nicht leiden können, wenn ihnen die hübschen dunkelfarbigen Dämchen vorenthalten werden.

Nach dreimonatlichen sorgfältigen Beobachtungen auf dieser kleinen Insel bin ich zu dem Schlusse gekommen, daß diese armen eingeborenen Missionare auf sittlichem und geistigem Gebiete Wunder gewirkt haben; auch haben sie den Leuten zu einem andauernden Überflusse an Nahrungsmitteln verholfen, indem sie dieselben in der Kultur von Arumwurzeln und Bananen sowie der Kokospalme unterwiesen, die vordem ihre einzige Nahrungsquelle gebildet hatte. Die Fehler erfolglos wirkender eingeborener Missionare sind keine Verbrechen, sondern eben nur Fehler von großen Kindern, die man plötzlich jeder Kontrolle enthoben hat, und ich bin fest überzeugt, wenn ein weißer Missionar, der den nötigen Takt, eine gute Bildung und wirkliche Christusähnliche Demut sein eigen nennt, an die Spitze gestellt wird, so daß er häufige Besuche machen und der natürlichen Trägheit und Herrschsucht der Samoaner eingeborenen Missionare Einhalt thun kann, so würde das gute Werk auf den Südseeinseln, trotz der Gegnerschaft mancher Händler und Seeleute, vorwärts schreiten.



Es kann kein Zweifel darüber herrschen, daß für die Südseemissionen gerade jetzt eine kritische Zeit angebrochen ist. Der Handel wächst, Touristen schauen nach abgelegenen Winkeln aus, deren Besuch sich verlohnt, gewandte Regierungskommissare inspizieren die unter britischem Protektorat befindlichen Inseln; jedes Schiff bringt Seeleute, die sich über den Missionar lustig machen; die Eingeborenen fragen sich verwundert, wer denn nun eigentlich die tonangebende Persönlichkeit sei — der Missionar, der Kapitän des Kriegsschiffes oder der Kommissar — und es hängt viel davon ab, in welcher Weise ihnen der Unterschied zwischen kirchlicher und weltlicher Autorität klar gemacht wird. Die eingeborenen Missionsarbeiter erklären mit voller Absichtlichkeit dem Regierungsvertreter gegenüber, daß sie kein anderes Gesetz, als das des weißen Missionars kennen; ein ander Mal aber, wenn das Gesetz des weißen Missionars nicht mit den Privatwünschen des eingeborenen Missionars harmoniert, droht letzterer, seinen Vorgesetzten beim Kommissar zu denunzieren. Hier tritt die natürliche Schlaueit des Wilden — hätte ich beinahe gesagt, aber ich will dafür lieber den Ausdruck wählen — die Schlaueit des unwiedergeborenen Menschenkinds nach jahrelanger Zurückdrängung wieder zu Tage. Es bedarf eines weißen Missionars von der besten Gattung, der den Christen, den Mann von Weltbildung und den Gelehrten in einer Person vereint, um jede dieser entlegenen Inselgruppen zu überwachen. Die Leute, welche die Mittel für die Missionsarbeit aufbringen, mögen sich selber darüber aussprechen, ob das angestrebte Ziel die Extraausgabe wert ist.

Mit Bedauern nahm ich von den Bewohnern Funafutis Abschied; und als ich ihnen Lebewohl sagte, konnte ich den Wunsch nicht unterdrücken, daß diese unter ihnen herrschende wunderbar reine Religion, dem Eindringen der sogenannten Civilisation zum Trotz, auch in Zukunft erhalten bleiben möge.

Nachdem ich Funafuti verlassen hatte, bot sich mir, allerdings in nicht so ausgedehntem Maße, Gelegenheit, den weißen Missionar und seine Frau beobachten zu können. Die, mit denen ich zusammentraf, waren genau so wie andere Männer und Frauen. Ich konnte nicht finden, daß sie größere Humbugs als wir übrigen wären, aber was ich entdeckte war, daß sie gastfrei, liebenswürdig und gewissenhafte Arbeiter waren. Das Märchen von der sogenannten luxuriösen Lebensweise, das einem immer wieder aufgetischt wird, verdankt sein Entstehen wahrscheinlich dem Umstande, daß sich die Frauen der Missionare beeifern, ihren seltenen Besuchern das beste Gericht, was sie nur aufstreiben können, vorzusetzen; sie setzen eben

ihren Stolz darein, zu zeigen, daß sie ihren Haushalt auch unter sehr erschwerenden Umständen in guter Ordnung halten können. Ich, als eine Frau, hatte Verständnis und Bewunderung für den Eifer einer solchen Hausfrau, die es verstand, in ihrem entlegenen Exil eine gemüthliche, verfeinerte Häuslichkeit zu schaffen, die in die Küche schlüpfte, um das Ausnehmen eines Huhns und die Zubereitung des Puddings zu überwachen, und gleich danach wieder in das Speisezimmer eilte, um das Bedeck zu ordnen, und dabei doch immer ihr nettes Rattunkleid sauber, ihr Gesicht freundlich und ihre Stimme fröhlich erhielt, um ihren Besuch damit zu entzücken.

Was den Gehalt der Missionare anlangt, so steht es jedem Zweifler frei, sich genaue Auskunft von der Gesellschaft selbst einzuholen. Die Gehälter sind nicht derart, daß sie habgierige Menschen verlocken könnten, in einem fortwährenden Dampfbade, fern von ihren Freunden und Verwandten und, was das Schlimmste ist, fern von ihren Kindern zu leben. Ja, diese Männer und Frauen reißen sich von ihren Kindern los, deren Gesundheit und Erziehung unter einem längeren Aufenthalte auf diesen Inseln leiden würde.

Vielleicht haben cynische Kritiker nie Veranlassung gehabt, sich von einem geliebten Kinde trennen zu müssen, und so können sie die Schwere des Opfers nicht ermessen. Die Wohnhäuser der Missionare sind solide gebaut, kühl und lustig; aber von einem prächtigen Palaste ist keine Ahnung vorhanden. Wenn in jenem Klima die Wohnung des Missionars nicht kühl und gut ventilirt wäre, würden die Missionare dahinsterven, und der Gesellschaft erwüchsen nur größere Unkosten bei öfter eintretenden Vakanzten. Unter jenen Breitegraden nehmen Leute, welche sich schlecht nähren, auch mehr Schaden an ihrer Gesundheit, als wenn sie dasselbe kargliche Leben in einem gemäßigten Klima führten; und ich muß sagen, selbst bei einer bloß geschäftsmäßigen Erwägung dieser Frage, daß die Missionare nicht von Salzfleisch und Dampfer,<sup>1)</sup> sondern von den besten präservierten Nahrungsmitteln, die es nur zu kaufen giebt, leben sollten. Im übrigen, halten wir überlegenen Kritiker etwa Konservebüchsen für großen Luxus?

Was die Schar von Dienstboten anlangt, die sich die Missionare halten, so stimmt das allerdings in Bezug auf die Zahl; denn jeder

---

<sup>1)</sup> In Asche gebackene, ungesäuerte Brotkuchen, wie sie sich die australischen Goldsucher zuzubereiten pflegten.

Missionar hat das Haus voll hungriger, sauler, unerfahrener Eingeborener, welche, soweit das möglich ist, an Reinlichkeit und Thätigkeit gewöhnt und zugleich unterrichtet werden müssen, weil aus ihren Reihen so mancher eingeborene Lehrer hervorgeht. Ich für meine Person möchte lieber einen einzigen guten englischen Diener für alle Arbeiten, als 20 von euern uneingerichteten Südeinsulanern um mich haben, und denselben Geschmac teilen die Missionarsfrauen auch.

Die Insulaner sind ausgezeichnete Seeleute, und es ist ein hübscher Anblick, wenn man sie in ihren sauberen gleichmäßigen Anzügen das Missionsboot, in dem der Missionar wie ein Nabob am Steuer sitzt, an das Missionschiff heranrudern sieht. Ist ein so stattliches Boot eine Notwendigkeit? Wohlان, es fehlt nicht an heftigen Winden und Meeresströmungen; große Gefahren drohen von Rissen und von der Brandung; viele kleine Boote hat der Sturm schon fortgeweht, und man hat nichts wieder von ihnen gehört.

Zum Schluß möchte ich erklären, daß ich in Zukunft gar nicht daran denke, lieblosen Kritikern über Missionare oder Händlern Glauben zu schenken, es sei denn, daß ich Gelegenheit habe, derartige Ausstellungen auf ihre Berechtigung hin persönlich prüfen zu können. Die Moderomanschriststeller, welche die Inseln verarbeiten, müssen eben eine Geschichte zusammenbrauen, die beim Leserkreise einschlägt, und das Publikum, das in den Sammel-listen der Missionsgesellschaften durch Abwesenheit glänzt, liebt es, dafür eine gewisse Rechtfertigung zur Hand zu haben. Es ist kein Zweifel, daß die Missionare, eben weil sie Menschen sind, auch Fehler machen. Daran ist nichts wunderbares; das Wunder besteht nur darin, daß sie deren so wenige machen.

## Litteratur-Bericht.

1. **Bahl:** Missions to the Heathen in 1895 and 1896. A statistical review. Kopenhagen. 1898. 50 Pf. Eine Arbeit von riesigem Fleiß, dessen Größe nur der wirklich schätzen kann, der sich je selbst mit missions-statistischen Studien abgegeben hat. Freilich ob trotz dieses Fleißes das Ergebnis, speziell das Schlußergebnis in der summary, ein zuverlässiges ist, das ist eine andere Frage. Zunächst ist die mühsame Arbeit nicht frei von Rechen- bzw. Druckfehlern. So fiel mir auf, daß die Gesamtzahl der Missionschüler in 1896 nur 447 145 betragen sollte, während sie in der vergleichenden Rubrik pro 1895 mit 742 426 berechnet wird. Dieses runde Minus von 300 000 Schülern innerhalb

eines Jahres war mir absolut unverständlich; aber als ich die betreffende Reihe nachrechnete, stellte sich heraus, daß die Summe 938 343 betrug. Das sind fatale Fehler in einer Statistik und ganz besonders in der Generalsumme. Meine Zeit hat mir nicht erlaubt, die ungeheure Zahlenmenge nachzuaddieren, aber schon so ein einziger Fehler macht mißtrauisch. Nur noch ein Druckfehler sei erwähnt. Bei der Gokner'schen Mission waren pro 1896: 1436 (pro 1895: 13300) Kommunikanten berechnet. Es muß aber pro 1896 heißen: 14 136. Das ist eine bedeutende Differenz, die dann die Generalsummen wieder um rund 13 000 verkürzt. Natürlich verliert dann eine so umfangreiche statistische Arbeit ihren Wert, wenn man nicht bloß die Addition, sondern auch die einzelnen Zahlenangaben erst auf ihre Richtigkeit prüfen muß. Ich fürchte, besonders in England und Amerika wird man die summary ungeprüft nachdrucken und so falsche Zahlen in Kurs setzen.

Aber auch abgesehen von dem Zweifel an der Richtigkeit der einzelnen Zahlenangaben, z. B. (um nur einige Exempel gleich auf der ersten Seite anzuführen) daß von der S. P. G. in 1895: 56768, in 1896: 65654; von der London M. S. in 1895: 90633, in 1896: 99273; von der Bapt. M. S. in 1895: 16655, in 1896: 27643 Kommunikanten angegeben werden, was eine abnorme Steigerung bedeutet, von der mir wenigstens aus den Berichten nichts bekannt ist — abgesehen davon, scheint mir die ganze Anlage der Bahl'schen Statistik reformbedürftig. Zunächst können die notes in der letzten Rubrik und ebenso die Fußnoten, welche beide dem Verf. soviel Mühe kosten müssen, ganz wegbleiben. Ich fürchte, es giebt wenige Leser, die sich aus diesen Finessen herausfinden, ja die sie auch nur ansehen, und es kommt auch wirklich nicht viel darauf an, ob man über das „fiskalische Jahr“ u. s. w. unterrichtet ist. Allein das ist Nebensache. Wichtiger ist zweierlei: 1. eine übersichtlichere Ordnung und 2. eine prinzipiellere missionsstatistische Klarheit.

Bahl giebt sich große Mühe, die Missions-Gesellschaften chronologisch zu ordnen; aber besonders für England und Amerika ist das außerordentlich verwirrend, selbst für unser Einen, der mit dem dortigen denominationellen Wirrwarr einigermaßen vertraut ist. Der verehrte dänische Missionsgelehrte würde der ganzen protestantischen Missionswelt einen großen Dienst erweisen, wenn er künftig seine Übersicht nach Kirchenabteilungen ordnen wollte, so daß man mit Einem Blick übersehen könnte: was leisten die Anglikaner, was die Methodisten, Baptisten u. s. w. Das Gründungsjahr der einzelnen M. G. könnte dann in einer nebenstehenden Rubrik angegeben werden und für die Ordnung der betreffenden denominationellen Gesellschaften maßgebend bleiben.

Noch wichtiger ist die prinzipielle missionsstatistische Klarheit. Mit bewunderungswürdigem fast pedantischem Fleiße sammelt Bahl unterschiedslos alle alten und neuen, großen und kleinen, selbständigen und unselbstständigen, alle Haupt- und Hilfs-Gesellschaften, die überhaupt mit Mission in Beziehung stehen, auch Traktat-, Bibel-, Kolonial- und Kontinental-Gesellschaften, Frauenvereine u. s. w. und dadurch kommt die ganz ungeheure Summe von — 368 Missions-Gesellschaften heraus, eine ganz abnorme Zahl, die durchaus irreführend ist. Der Raum gestattet es nicht, alle diejenigen Gesellschaften, Hilfs-Gesellschaften und Vereine aufzuführen, die nach meinem Urteil



nicht als selbständige Missionsgesellschaften betrachtet und rubriziert werden dürfen; es genüge zu bemerken, daß ich über  $\frac{3}{5}$  ausrangieren würde. Um sich zu verständigen, ist es unerläßlich festzustellen: was verstehen wir unter einer Missions-Gesellschaft? Antwort: eine solche Organisation, welche unter Nicht-Christen missioniert und selbständig unter eigener Oberleitung Missionare aussendet. Alle andern der Mission nur direkt oder indirekt dienenden Organe sind Hilfs-Gesellschaften oder Vereine, also z. B. die Bibel- und Traktat-Gesellschaften, die nur Beiträge sammelnden Vereine und dergl. Ebenso sind die vielen der Missions-Gesellschaft ihrer Denomination angegliederten Frauenvereine nicht als selbständige Missions-Gesellschaften zu betrachten, sondern als Annexe zu jenen. Auch die ärztlichen Missions-Gesellschaften sind besonders zu registrieren und nur dann als Missions-Gesellschaften auszuführen, wenn sie unter selbständiger Oberleitung Missionsärzte aussenden. Eine solche Klassifikation in Missions- und Missions-Hilfsgesellschaften ist für eine gediegene Missionsstatistik Grunderfordernis.

Aber auch über die übrigen Rubriken ist grundsätzliche Klarheit notwendig. Die Rubrik: Frauen der Missionare sollte nur dazu dienen, festzustellen, wieviel evang. Missionare verheiratet sind, nicht aber um — wie in England und Amerika jetzt immer allgemeiner geschieht — durch Addition zu den männlichen Missionaren eine unnatürlich große Arbeitersumme herauszurechnen. Kein Mensch rechnet die Frauen der Pastoren zu den Pastoren oder gar die Frauen der Apostel zu den Aposteln. — Die (männlichen) Missionare sollten unterschieden werden in ordinierte und nicht ordinierte und die eingeborenen Mitarbeiter in ordinierte Pastoren und sonstige festangestellte, besoldete Gehilfen. Die sehr zahlreichen freiwilligen Helfer gehören nicht in die Missionsstatistik. — Die Rubrik Kommunikanten = communionberechtigte Erwachsene werden wir uns wohl gefallen lassen müssen. Richtiger wäre es, die Zahl der Getauften zu berechnen. Das ist der klarste statistische Begriff. — Als Schüler endlich sind — wie Bahl gethan hat — nur die Besucher der Tages-schulen, nicht die Sonntagschüler auszuführen.

Wir unterbreiten diese Grundsätze der Prüfung unseres dänischen Freundes. Durch ihre Annahme und Befolgung würde er der noch so verworrenen evangelischen Missionsstatistik ohne Zweifel einen großen Dienst leisten.

2. Dalton: „Johannes Gofner. Ein Lebensbild aus der Kirche des 19. Jahrhunderts.“ 3. vermehrte Auflage. Friedenau-Berlin. 1898. 3, geb. 4 Mk. — Mit Ausnahme des letzten wesentlich von der Mission handelnden Abschnitts, der infolge der indischen Reise des Verfassers eine Umarbeitung erfahren hat, tritt diese schöne Biographie des Vater Gofner ziemlich unverändert ihren 3. Ausgang an. Vielleicht hätte es ihr nicht zum Schaden gereicht, wenn sie statt vermehrt etwas verkürzt worden wäre. Uns interessieren natürlich besonders die die Mission behandelnden Parteen des Buches. Daß der „Pietismus“ Kandidaten der Theologie „in die eisigen Gebiete Grönlands“ gesandt (S. 443) ist mir ebenso unbekannt, wie daß Samuel Marsden die englische Kirchenmissions-Gesellschaft bewogen habe, 1832 eine Mission unter den Papua Australiens zu beginnen (S. 450). Worauf ich besonders gespannt war, das war eine Beurteilung der eigenthümlichen Gofnerschen Missions-

grundsätze. Jetzt, 40 Jahre nach dem Tode des herrlichen Mannes, kann man es nicht mehr für pietätlos halten, an seiner Missionstheorie wie an seiner Missionspraxis Kritik zu üben; ja ich halte diese Kritik um der Mission selbst willen um so mehr für eine Pflicht des Historikers, als heute z. B. in den Allianzmissionen wieder eine Art des Missionsbetriebs auflebt, die in mancher Beziehung mit der Götterschen verwandt ist. Je und je läßt allerdings der Verfasser eine leise Kritik der einen oder anderen Götterschen Missionsabsonderlichkeiten, namentlich der Verpflichtung der Missionare, sich selbst ihren Unterhalt zu erwerben, zwischen den Zeilen lesen; aber eine Gesamtpriifung der Götterschen Missionsgrundsätze auf Grund der Erfahrungen, die mit ihnen gemacht worden sind, fehlt dem Buche. Es ist nicht so, daß die Götterschen Gedanken bezüglich der Ausbildung seiner Sendboten „sich in den abgelaufenen Jahren bewährt hätten“ (S. 471) und die Thatsache, daß der feurige Mann im Laufe der letzten 20 Jahre seines Lebens 140 Missionare ausgesandt hat (S. 493), kann nicht uneingeschränkt zum Gegenstand der Bewunderung gemacht werden. Wenn man die Geschichte, ich will nicht sagen der Majorität aber einer großen Zahl dieser ungenügend für ihren Beruf vorgebildeten und in ihrem Berufe geleiteten und unterhaltenen Männer verfolgt, so muß man erklären: diese Sendungsmethode hat die Probe nicht bestanden und zur Nachahmung darf sie nicht empfohlen werden. — Daß Dalton keine kritische Geschichte der Kolmissions giebt, darüber wollen wir nicht mit ihm rechten, obgleich die Hauptkrisis in dieser Mission mit den Fehlern der Götterschen Missionstheorie eng zusammenhängt. Ich habe wahrlich keine Lust am kritisieren, aber auch gegenüber einem Großen in Israel wie Götter heißt es: prüfet alles und das Gute behaltet, und dazu ist die Geschichte der Missionserfahrung da, daß man Irrungen meiden lernt. Das schöne Bild Götters, welches sein Biograph in so erbaulicher Weise uns zeichnet, wird durch eine Prüfung seiner Missions-Handlungsweise nicht getrübt, sondern nur von einem falschen Heiligenscheine befreit, den ein solcher Patriarch nicht braucht, um in einem gesegneten Gedächtnis auch als ein Großer unter den Missionsarbeitern unter uns fortzuleben. — Der Preis des umfangreichen Buchs (533 S.) ist überaus billig.

3. **Fries:** „Geschichten und Bilder aus der Mission. Nr. 16. Halle. Waisenhaus. 1898. 25 Pf. 50 Exemplare 5 Mk. Wieder eine der weitesten Verbreitung werthe Nummer dieser bekannten gelben Hefte. Sie enthält 1. eine frische und anmutende Biographie des größten unter den alten Halle'schen Missionaren in Indien, des Christ. Friedr. Schwarz; auch ein Blatt zur Erinnerung an die Gründung der Frankschen Stiftungen, deren 200 jähriges Gedächtnis in diesem Sommer gefeiert wird. Von Paul Richter. Und 2. eine anschauliche Schilderung der schweren Anfänge der Rheinischen Neuguinea-Mission. Von Missionar Runze nach eigenen Erlebnissen. Von den 3 Bildern ist das von Schwarz ausgezeichnet, das von dem Missionsboot erträglich, das von dem Papuadorf leider ziemlich verwischt. **Warnef.**

Soeben erscheint die **zweite Abteilung** der 3. Auflage des

# Abriß einer Geschichte

der

# Protestantischen Missionen

von der

**Reformation bis auf die Gegenwart.**

Von

**G. Warneck,**

Professor und Doctor der Theologie.

---

Diese 2. Abteilung behandelt **die evangelischen Missionsgebiete**. Sie ist eine **ganz neue** Arbeit und für sich allein um über 4 Bogen stärker als das ganze Buch in der 2. Auflage, so daß der jetzt vorliegende „Abriß“ im Ganzen 21 Bogen stark ist. Nach einer Einleitung über das Gesamtgebiet der evang. Mission wird eine präzise und klare Übersicht über Geschichte und gegenwärtigen Stand dieser Mission auf ihren Teilgebieten in Amerika, Afrika, Asien und Ozeanien gegeben. Diese Übersicht schließt für jeden Erdteil mit einer Gesamtstatistik. Eine Beurteilung des bisherigen Missionserfolgs bildet den Schluß des Ganzen. Wie die erste Abteilung, die das **heimatliche Missionsleben** darstellt, so bringt auch diese zweite reichliche **Litteraturangaben**, welche für das Spezialstudium der einzelnen Missionsgebiete die wichtigsten Quellen verzeichnen.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung wie auch die Verlags- handlung entgegen.

— Preis Mk. 2,50. —

Berlin W. 9.

**Martin Warneck,**  
Verlagshandlung.

## China und die chinesische Mission.<sup>1)</sup>

Vor bemer kung. Dieser Artikel ist ein Abdruck des betreffenden Abschnittes aus der eben erschienenen zweiten Abtheilung meines „Abrißes einer Geschichte der protest. Missionen“ (vergl. Litteratur = Bericht). Ich gebe diesen Separatabdruck aus 2 Gründen: 1. um die gänzliche Umarbeitung zu charakterisieren, in welcher jetzt der Abriß vorliegt. In derselben Weise, wie China sind die sämtlichen evangelischen Missionsgebiete behandelt. Und 2. weil bei der öffentlichen Aufmerksamkeit, welche insolge der politischen Vorgänge gegenwärtig auf China und die chinesische Mission gerichtet ist, eine allgemeine Orientierung willkommen sein dürfte. Allerdings ist die katholische Mission in China nur gestreift, da es meine Aufgabe war, eine übersichtliche Geschichte der evangelischen Mission zu schreiben. Aber gerade in diese einigen Einblick zu geben, scheint mir augenblicklich um so mehr Bedürfnis zu sein, als mit der politischen Aktion die katholische Propaganda in China sich ganz ungebührlich in den Vordergrund gedrängt hat. Der sich anschließende Artikel über „Politik und Mission in China“ beleuchtet dann den Zusammenhang zwischen der katholischen Mission und der ostasiatischen Politik in spezieller Weise.

Es ist allerdings eine ungeschichtliche Annahme, daß das chinesische Kaiserreich schon seit ca. 3000 Jahren v. Chr. bestanden habe; aber wenn es sich auch als Einheitsstaat erst 220 v. Chr. gebildet hat, so bleibt es immer unter allen heutigen Reichen der Erde das älteste. Wohl haben in dieser langen Zeit die Dynastien wiederholt gewechselt und hat es an inneren Kriegen nicht gefehlt; aber der Reichsbestand ist durch alle politischen Krisen hindurch gerettet worden. Die 18 mit einem großen Maße von Selbstverwaltung ausgestatteten Provinzen des eigentlichen China umfassen nur ein Drittel des Landareals, die übrigen zwei Drittel kommen auf die Annexe: die Tartarei, Mongolei, Mantschurei u. s. w.,<sup>2)</sup> die aber nur einen kleinen Bruchteil der Bevölkerung (ca. 10 Millionen) enthalten. Da kein amtlicher Census vorliegt, so beruht die Bevölkerungsstatistik auf Schätzungen, die zwischen 300 und 400 Millionen und darüber

<sup>1)</sup> Williams, The Middle kingdom. 2 vls. 5. ed. New-York. 1883. — Medhurst, China, its state and prospects. London. 1857. — Derselbe, The foreigner in far Cathay. London. 1872. — Smith, Chinese characteristics. New-York. 1894. Vergl. A. M. = Z. 1895, 447. — Seckler, Acht Vorträge über China und Drei Vorträge über China. Basel 1861 und 1874. — Faber, China in historischer Beleuchtung. Berlin. 1895.

<sup>2)</sup> Williamson, Journeys in northern China, Manchuria and eastern Mongolia. 2 vls. London. 1870.



schwanken.<sup>1)</sup> Übervölkert sind nur die Flußniederungen, während im Innern noch weite Gebiete ziemlich öde liegen. China ist altes Kulturland; die ebenso fleißige und genügsame wie raffinierte und gewinnlüchtige Bevölkerung leistet auf dem Gebiete der Landwirtschaft und der Industrie vorzügliches und wenn sie sich erst die abendländischen Kulturerrungenschaften aneignet und namentlich die modernen Kommunikationsmittel einführt, so wird sie Europa und Amerika mit der gefährlichsten Konkurrenz bedrohen. Im höchsten Ansehen steht der blühende Stand der Gelehrten, der eigentlich das Regiment führt. Ausschließlich die recht schweren Examina sind die Thür zu öffentlichen Ämtern und die höchsten derselben sind nur zugänglich für die, welche sich in wiederholten Prüfungen die höchsten Grade erworben haben. Freilich die gelehrte Bildung in China besteht wesentlich in der gedächtnismäßigen Einprägung des Inhalts der alten klassischen Schriften und in der Aneignung des klassischen Stils, ein Formalismus, der im Zusammenhange mit dem das Alte abgöttisch verehrenden Konservatismus der Tod alles geistigen Fortschrittes ist. Und ähnlich wie mit der Gelehrsamkeit ist es mit der viel gerühmten chinesischen Höflichkeit, die in einem Konglomerat von phrasenhaften Ceremoniell besteht, dessen Nichtbeachtung nicht bloß als Unbildung, sondern fast als Versündigung betrachtet wird. Charakteristisch für China ist die große Zahl der Städte (17 000), von denen ein bedeutender Prozentsatz Hunderttausende, ja über eine Million Einwohner zählen.

Die Sprache besteht aus einer beschränkten Anzahl (man sagt nur 400) von lauter einsilbigen Grundworten, die durch Zusammensetzung vermehrt werden und durch verschiedenartige (bis achtfache) Betonung einen sehr mannigfaltigen Sinn erhalten. Diese Fülle der Tonnuancierung erschwert die Erlernung der chinesischen Sprache im höchsten Maße. Daß das ganze große Reich nur Eine Sprache spreche, ist eine Fabel; nicht bloß in den verschiedenen Provinzen, sondern oft in einer und derselben Provinz sind die sprachlichen Verschiedenheiten so groß, daß sie das gegenseitige Verständnis ausschließen. Aber eine einheitliche Schrift besitzt China, was sich dadurch erklärt, daß diese Schrift nicht aus Laut-, sondern aus Wortzeichen besteht. Diese Schriftseinheit hat zwar den Vorteil, daß sie — wie die arabischen Zifferzeichen — für das Auge die Sprachverschiedenheit beseitigt, aber ihr Nachteil ist der, daß sie durch die Fülle von Charakteren,

<sup>1)</sup> Nach dem Globus (1897, II, 68) berechnet Popow in den Nachrichten der kaiserlich russischen geogr. Gesellschaft die Gesamtbevölkerung Chinas sogar auf 432 $\frac{1}{2}$  Millionen.

die man braucht, das Lesen ungeheuer erschwert und durch ihre Kompliziertheit ein Haupthindernis für den geistigen Fortschritt wird.<sup>1)</sup> Man hat daher lange geschwankt, ob man für die litterarischen Missionsarbeiten und speziell für die Bibelübersetzung statt der chinesischen Schrift nicht lateinische Lettern einführen solle. Doch hat man bis jetzt diese sehr empfehlenswerte Neuerung nur bei Arbeiten in verschiedenen Volksdialekten angewendet.

Religionen giebt es in China drei: Konfucianismus, Taoismus und Buddhismus, aber sie sind so in einander gemengt, daß es ganz unmöglich ist, eine auch nur annähernde Statistik über die Zahl der Anhänger einer jeden zu geben.<sup>2)</sup> Man weiß nicht, wo die eine Religion beginnt und wo die andere aufhört, weil die einzelnen Individuen von jeder Religion sich aneignen, was ihnen paßt. „Die Chinesen werden als Konfucianer geboren, leben als Taoisten und sterben als Buddhisten;“ sie sind praktische Religionsefflektier. Alle verehren den Konfucius und huldigen dem Ahnendienst; alle nehmen ihre Zuflucht zu den magischen Künsten und abergläubischen Zirkelanzereien der Taoisten und fast alle befehlen sie im Tode ihre Seelen dem Buddhapriester, lassen Seelenmessen lesen und gebrauchen das buddhistische Begräbnisceremoniell. Der Höfliche sagt zu den Andersgläubigen und der Aufgeklärte, der nichts mehr glaubt, wiederholt es: „die drei Lehren kommen auf eins hinaus.“ Ja, man hat hier und da Tempel der drei Lehren errichtet, in welchen Laotse, der Vater der Taolehre und Buddha auf der rechten, Konfucius auf der linken Seite thront. So bestehen diese drei Religionen friedlich, man

1) Kang-hi's großes Lexikon enthält 44 449 Schriftzeichen, von denen jedoch in der Kurrent-Litteratur nur 10—15 000 vorkommen. In den 9 kanonischen Büchern der klassischen Litteratur sind ihrer sogar nur 4601. Es liegt auf der Hand, daß diese Zeichenschrift, selbst wenn die Zahl der Schriftcharaktere nur 4000 betrüge, auch das Sinnverständnis beeinträchtigt, zumal wenn neue Begriffe neue Worte schaffen, für welche bisher kein Zeichen vorhanden war.

2) Smith, a. a. O. Kap. 26. A. M.=Z. 1897, 283: Zur religiösen Charakteristik der Chinesen. Ebd. 1892, 419: Die Religionen Chinas. — Z. M.=R. 1897, 79: Die Religion der Chinesen. — A. M.=Z. 1892, 118: Der Buddhismus in China. 1894, 106: Konfucius. — Faber, Lehrbegriff des Konfucius. Hongkong. 1872. Derselbe, Introduction to the science of Chinese religion. Ebd. 1879. — von Strauß, Laotse's Tao te king aus dem Chinesischen ins Deutsche übersetzt, eingeleitet und kommentiert. Leipzig. 1870. Derselbe: Der chinesische Philosoph Laotse. A. M.=Z. 1874, 329. — Buddhism and Taoism in their popular aspects in Records of the Central Conf. at Shanghai. 1877. p. 62.

kann nicht sagen neben, sondern durch und in einander, obgleich es früher Zeiten gegeben hat, wo sie sich arg befehdeten. Alle Chinesen für Buddhisten zu erklären, ist ein wissenschaftlicher Irrtum, der endlich einmal aus der Welt geschafft werden sollte. Im Grunde sind sie vielmehr Konfucianer trotz alles buddhistischen Glitters, mit dem sie sich behängen, eines Glitters, der noch dazu etwas dem ursprünglichen Wesen des Buddhismus ganz fremdartiges ist. Der Konfucianismus mit seiner Moral wie mit seinem Naturalismus ist die Staatsreligion, der Kaiser als der Sohn des Himmels ihr pontifex maximus, der Beamtenstand ihr Priesterstand, wenn man so sagen darf; jedenfalls ist Religion und Politik bzw. Staatsverwaltung eng mit einander verbunden. Aber die Religion, welche China thatsächlich beherrscht, ist der mit der „kindlichen Pflicht“<sup>1)</sup>, den Vorstellungen von dem Zustande nach dem Tode und der sog. Wind- und Wasserlehre<sup>2)</sup> zusammenhängende Ahnenkult, welcher neben der Selbstgerechtigkeit, dem irdischen Sinn und dem Fremdenhaß das Haupthindernis für die Ausbreitung des Christentums bildet.<sup>3)</sup> Übrigens giebt es in China auch eine beträchtliche Anzahl Mohammedaner, man sagt gegen 30 Millionen, deren Hauptmasse sich in den westlichen Provinzen, besonders in Yunnan, befindet.

Von den wenig bekannten ältesten christlichen Missionen, der der Nestorianer im 7. und des Joh. Corvino im 13. und 14. Jahrhundert, sind kaum Spuren übrig geblieben, dagegen erzielten vom 16. Jahrhundert an die Jesuiten, welche durch eine Reihe bedeutender Männer (Ricci, Schall, Verbiest) vertreten waren, einen großen äußerlichen Erfolg. Sie verdankten aber denselben nicht der sieghaften Kraft der evangelischen Wahrheit, sondern den wissenschaftlichen (mathematischen, astronomischen und technischen)<sup>4)</sup> Leistungen, durch welche sie sich den Mandschu-Kaisern unentbehrlich machten und ihrer bis zur Verheidnisung des Christentums gehenden Accomodation an die Verehrung des Konfucius und den Ahnendienst, gegen deren Verurteilung durch die Päpste sie an den heidnischen Kaiser appellierten.<sup>5)</sup> Unter diesem Kaiser Kanghi (1662—1723) war der Katholizismus nahe daran, zwar nicht die, aber eine anerkannte Religion

<sup>1)</sup> Über die filial piety siehe Smith, a. a. O. 171. A. M.=B. 1895. Beibl. 49.

<sup>2)</sup> Über das Fung Schui: Ev. Miss.-Mag. 1869, 215 und A. M.=B. 1880, 16.

<sup>3)</sup> Über den Ahnenkult: Warneß, Ev. Missionslehre III, 329, wo weitere Quellenangaben.

<sup>4)</sup> Sie richteten den Kaisern sogar Kanonengießereien ein. Kath. Miss. 1878, 135.

<sup>5)</sup> Über die chinesischen Accomodationsstreitigkeiten: Warneß, Protest. Beleuchtung. 401.

in China zu werden; da wendete sich besonders unter seinem Nachfolger das Blatt. Die päpstlichen Entscheidungen wurden als politische Eingriffe in die kaiserliche Gewalt aufgefaßt und vom Widerstand kam es zur Verfolgung, in der viel Märtyrerblut floß, aber auch ein großer Abfall der Christen stattfand. Als später auch noch die Aufhebung des Jesuitenordens dazu kam, ging die Mission sehr zurück und erst in diesem Jahrhundert hat sie, besonders durch ihre Verbindung mit der französischen Politik, einen neuen größeren Aufschwung genommen. Diese Allianz mit der französischen Politik, die überhaupt für die gesamte katholische Mission der Gegenwart charakteristisch ist, hat kaum anderswo zu so vielen Konflikten geführt, wie in China, und nicht wenig dazu beigetragen, das Christentum verhaßt zu machen, ein Verhängnis, unter welchem die chinesische Mission bis auf den heutigen Tag steht. So mengt sich auch die katholische Mission beständig in das chinesische Gerichtswesen, indem sie entweder geradezu die Gerichtsbarkeit über ihre Anhänger in Anspruch nimmt oder durch die französischen Konsuln einen Druck zu Gunsten derselben auf die chinesischen Behörden ausüben läßt. Diese gerichtliche Intervention trägt ihr einerseits großen Zulauf von prozeßsüchtigen Subjekten, andererseits große Feindschaft der chinesischen Beamten ein, unter der dann auch die evangelische Mission vielfach zu leiden hat. Nach den *Missiones Catholicae* betrug 1895 die Gesamtzahl der chinesischen Katholiken 581 775.

Für die evangelische Mission war China fast bis zur Mitte dieses Jahrhunderts verschlossen, weil eine Politik der Absperrung des Landes gegen Fremde den Eingang wehrte. Zwar thaten die 1807 und 1813 entsandten Londoner Missionare Morrison und Milne, die sich in Macao, Malakka und heimlich auch in Kanton aufhielten, wertvolle Spracharbeiten, übersetzten auch die ganze Bibel ins Chinesische, brachten es aber nicht zu einer aggressiven Missionsthätigkeit, was auch anfangs weder dem Sendboten des amerikanischen Board Bridgman, der sich 1830 in Kanton niederließ, noch dem enthusiastischen Gützlaff<sup>1)</sup>, einem Bögling Jänickes, gelang, der nach seiner Trennung von der Niederländischen M.-G. seit 1831 als Dolmetscher auf verschiedenen Schiffen und als Gesandtschaftssekretär durch Wort und Schrift an den Grenzen Chinas eine unermüdliche freimissionarische Missionsthätigkeit zu üben begann.

Durch diese Pioniere wurden allerdings auch einige chinesische Erstlinge getauft, bis 1842 vermutlich mehr als die traditionellen sechs, aber eine organisierte Mission kann man diese vorlaufende Thätigkeit nicht nennen. Die Ära derselben beginnt erst nach dem Vertrage von Nanking 1842, welcher dem berüchtigten Opiumkriege ein Ende machte und China zwang, fünf Häfen (Schanghai, Ningpo, Futschau, Amoy und Kanton) dem Handelsverkehr zu öffnen und Hongkong an England abzutreten.

<sup>1)</sup> Ev. Miss.-Mag. 1859, 450: Gützlaffs Eintritt in die Missionslaufbahn und seine Erweckung.



Wie der Opiumhandel,<sup>1)</sup> so ist auch dieser Opiumkrieg einer der größten Schmutzflecken in der britischen Flagge und daß ein Unrechtsakt, der gegen den Protest der chinesischen Regierung die Geseglichkeit der Einfuhr des Opiums erzwang, die Öffnung Chinas herbeiführte, das hat von vornherein einen dunkeln Schatten auch auf die christliche Mission geworfen, welche diese Öffnung benutzte, um im Lande Fuß zu fassen. Wir haben hier eins der eklatantesten Beispiele dafür, wie die kommerzielle und koloniale Politik beides in einem ist: Missionsthüröffnung und Missionshindernis. Bis auf diesen Tag steht die Mission in China wie unter einem Banne, weil die zu Unrecht erzwungene Opiumeinfuhr beständig in einen Zusammenhang mit ihr gebracht und mit einem gewissen Scheine des Rechts zu Angriffen auf sie benutzt wird. Englands Eigennutz ist ja freilich dadurch gestraft, daß jetzt dieser ebenso schmutzige wie verderbliche Handel so zurückgegangen ist, daß der Opiumbau in Indien aufhört einträglich zu werden, aber leider betreibt das an das Laster gewöhnte China diesen Bau nun selbst in immer steigendem Umfange. Auf den ersten Opiumkrieg folgte 1856 ein zweiter, dem sich auch Frankreich unter der Firma des Schutzes der katholischen Missionare anschloß und der im Vertrage zu Tientsin 1858 die Öffnung von neun weiteren Häfen und Religionsfreiheit für katholische und evangelische Christen erzwang,<sup>2)</sup> aber auch sofort einen dritten Krieg im Gefolge hatte, welcher 1860 mit der Eroberung Peking's und der barbarischen Zerstörung des kaiserlichen Sommerpalastes endete. Nach und nach mehrte sich die Zahl der zugänglichen Hafenorte auf 24. So war wohl durch Gewalt das Land den Fremden geöffnet, aber das Herz der Bevölkerung ihnen desto fester verschlossen, und es wird begreiflich, daß der Fremdenhaß einen Grundzug im Verkehr der Chinesen mit dem christlichen Abendlande bildet. Leider hat gerade die Mission unter diesem von den Beamten, Vitteraten und geheimen Gesellschaften geschürten Fremdenhaß am meisten zu leiden, wie z. B. die Blutbäder zu Tientsin 1870, im Thale des Jantsekiang Ende der 80er Jahre und zu Kutscheng 1895 zeigen. Die Missionare sind eben am weitesten durch das Land zerstreut und den Verleumdungen wie den Pöbelangriffen am leichtesten ausgesetzt. Und daß dieser Haß steigt, je gewaltthätiger die Racheakte sind, welche den Ermordungen folgen und je mehr dieselben zur Erreichung selbstsüchtiger politischer Zwecke ausgebeutet

<sup>1)</sup> Christlieb, Der indobritische Opiumhandel und seine Wirkungen. Gütersloh. 1878. — Ev. Miss.=Mag. 1857, 193: China und der Opiumschmuggel.

<sup>2)</sup> Ev. Miss.=Mag. 1859, 201: Der Friedensvertrag von Tientsin.

werden, liegt auf der Hand. Kanonenboote sind sehr verhängnisvolle Empfehler der Religion des Kreuzes, es mögen französische, englische oder deutsche sein.

So vereinigt sich gerade in China vieles: Sprache, Ahnenkult, Konservatismus, materialistische Geistesrichtung, Selbstgerechtigkeit, Nationalstolz, Fremdenhaß — um der Mission ihr Werk zu erschweren. Man kann daher nach einer Arbeitszeit von nicht viel mehr als 50 Jahren, in welcher nur sehr allmählich die Zahl der Missionsarbeiter wuchs und die Missionsgebiete sich ausdehnten, erst mäßige Erfolge erwarten. Allerdings schien es einmal, als ob der evangelischen Mission wie im Sturm eine weite Thür aufgethan werden sollte, als 1850 die große Taiping-Rebellion ausbrach, die bis in die Mitte der sechziger Jahre dauerte und vermutlich die Mandschu-Dynastie gestürzt haben würde, wenn nicht englische und amerikanische Offiziere (namentlich G. G. Gordon) die kaiserlichen Truppen befehligt hätten.<sup>1)</sup> An der Spitze dieser Rebellion stand nämlich ein von christlichen Gedanken beeinflusster Visionär Hung Sin-tseuen, der in Gemeinschaft mit den Gliedern einer gleichgesinnten „Gesellschaft der Gottesverehrer“ eine religiös reformatorische Bewegung hervorrief, die, als sie einen politischen Charakter annahm, mit sieghafter Gewalt sich bald über das ganze Reich ausdehnte. Aber die Hoffnungen, welche sanguinische Missionsfreunde anfangs auf sie setzten, erfüllten sich nicht. Die phantastischen Lehren des führenden Propheten, der sich für einen jüngeren Bruder Jesu erklärte, wurden immer excentrischer und die fanatische Kriegsführung artete aus in die barbarischsten Grausamkeiten, ein Verlauf, der eine ernste Warnung für die Mission aller Orten und Zeiten ist, sich zu hüten vor der Allianz mit Schwärmereien, welche Christentum und Heidentum, Religion und Politik durch einander mischen.

Die erzwungene Öffnung und Religionsfreiheit benutzten englische, amerikanische und deutsche M.=GG., um zunächst an der südlichen und südöstlichen Küste Fuß zu fassen. Ihre Zahl hat sich nach und nach, von den Bibel- und Traktat-Hilfsgesellschaften abgesehen, auf 36 vermehrt, die seit 1877 in der Schanghai-Konferenz sich einen brüderlichen Vereinigungspunkt geschaffen haben und 1893 zusammen 389 ordinierte und 294 nichtord. Missionare unterhielten.<sup>2)</sup> Charakteristisch gerade für

1) Ev. Miss.=Mag. 1861, 281. 1862, 57: Die Taipings in China. 1863, 164: Die Lage der Taipings in China.

2) Diese Angaben sind entnommen dem in Shanghai 1896 erschienenen China Mission Handbook, welches zum erstenmale eine ebenso umfassende wie

die chinesische Mission ist die unverhältnismäßig große Zahl der weiblichen Missionskräfte, in 1893: 641. Die in diesem großen Maße gewachsene Einführung der Frauen in den Missionsdienst, sogar als reisender Evangelistinnen, kommt wesentlich auf den steigenden Einfluß der durch Hudson Taylor (S. 93) 1865 ins Leben gerufene China-Inland-Mission, die überhaupt von epochemachender Bedeutung für die chinesische Missionsgeschichte nicht bloß durch ihre Evangelisationsgrundsätze, sondern dadurch gewonnen ist, daß sie ihr Arbeitsgebiet von der Küste ins Innere verlegte und sich zum Ziele setzte, alle diejenigen Provinzen unter den Schall des Evangeliums zu bringen, welche von den andern M.=G. noch gar nicht oder nur sehr dürftig besetzt worden waren. Und dieses Ziel hat sie bis heute auch insofern erreicht als ihre zahlreichen Boten und Botinnen<sup>1)</sup> wesentlich als Reiseprediger in 15 (bezw. 16) Provinzen des Reiches thätig sind. Aber auch andere Gesellschaften sind ins Innere Chinas vorgeedrungen, obgleich die Küstenprovinzen bis zum Golf von Petchili hinauf von ihnen am meisten besetzt sind.

Großen Fleiß hat man von Anfang an auf die Gewinnung eingeborener Mitarbeiter gelegt. Freilich so schnell ist es mit derselben nicht gegangen, wie der sanguinische Güzlaß phantasierte, dessen chinesische Evangelistenscharen den auf seine Anregung entsandten Baseler und Barmer Missionaren so viel schmerzliche Enttäuschung bereiteten.<sup>2)</sup> Wohl muß China durch Chinesen bekehrt werden, aber selbstverständlich durch solche, die zuvor selbst bekehrt worden sind. 1893 gab es bereits 252 ordinierte chinesische Pastoren und fast 3000 eingeb. Evangelisten, Lehrer, Kolporteurs u. s. w., unter ihnen eine stattliche Anzahl bewährter Männer, aber noch kaum solche von einer gewissen geschichtlichen Bedeutung.

In demselben Jahre betrug die in 706 organisierten Gemeinden gesammelte Zahl der chinesischen Kommunikanten 55 093 und bis heute ist sie vermutlich auf

---

zuverlässige Gesamtübersicht über die evangelische Missionsarbeit in China giebt und zwar nach den Gesellschaften geordnet. Auch der einleitende religionsgeschichtliche Teil ist wertvoll.

<sup>1)</sup> Nach China's Millions 1897, 109 waren es zusammen 646 inkl. Frauen, zu denen bis Ende Mai noch 74 weitere gekommen sind. In der Statistik werden weder die ordinierten Missionare von den nichtordinierten, noch die Männer von den Frauen, noch die verheirateten von den ledigen Frauen geschieden. Über die Arbeitsgebiete und die Arbeit der China-Inland-Mission siehe A. M.=B. 1895, 93.

<sup>2)</sup> Ev. Miss.=Mag. 1875, 99. — von Rohden, Geschichte der Rhein-Mission. 3. Aufl. 301.

65 000—70 000, wenn nicht darüber, gestiegen,<sup>1)</sup> so daß man die Christenzahl auf wenigstens 130 000 schätzen darf. Die traditionelle Behauptung der Unfruchtbarkeit der chinesischen Mission ist ein Irrtum. 1853 zählte man 351; 1863: 1974; 1873: 9715; 1883: 21 560 und 1893: 55 093 kommunionsberechtigte evang. Kirchenglieder. Es geht also voran; freilich die große Majorität kommt auf die Landbevölkerung und auf die nicht litterarisch gebildeten Kreise und ist sehr zerstreut und verschieden auf die einzelnen Provinzen verteilt. Die relativ kompakteste Christenmasse findet sich in der Provinz Fukien, 1896: 54 916, darunter 18 769 Kommunikanten.<sup>2)</sup> Jedenfalls ist das Wachstum der evangelischen Mission in China ein relativ größeres als das der katholischen. Von den verschiedenen Missionsgesellschaften hatten 1893 die größten Kommunikantenzahlen: die amerik. bischöflichen Methodisten (11 500), die amerik. Presbyterianer (6100), die Londoner M.=G. (5100), die China Inland=M. (4300), die engl. Presbyterianer (4150), die Ch. M. S. (3550) und die Baseler M.=G. 2388; doch sind seitdem alle diese Zahlen beträchtlich gestiegen. Auch über die Qualität der chinesischen Christen hört man viel gutes; viele sind durchs Feuer bewährt und ihr Missionsseifer ist lebendig. Mag sich auch manche Spreu unter dem Weizen finden — im ganzen sind die chinesischen Christen besser als ihr Ruf.

Neben Wortverkündigung namentlich auch in der Form der Reispredigt, Schule und ausgebreiteter litterarischer Thätigkeit, in welcher u. a. D. Faber hervorragendes leistet, — spielt die ärztliche Mission in China eine bedeutende Rolle. 1893 gab es 96 Missionsärzte und 47 Ärztinnen, 71 Hospitäler und 111 Apotheken, ein großer Apparat, der viel missionarischen Pionierdienst thut, freilich aber auch wiederholt dazu benutzt wird, die unsinnigsten Anklagen gegen die Missionare zu begründen, z. B. daß sie aus den Organen getöteter Kinder Medicinen bereiten. Die Bibel ist wiederholt ins Chinesische übersetzt und revidiert worden, leider ist aber auch durch die von der letzten Schanghai-Konf. 1890 angenommene einheitliche Übersetzung der lange Streit um den chinesischen Gottesnamen noch nicht zur Entscheidung gebracht.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> In dem einen Jahre 1893 wurden 10 268, darunter 6879 Erwachsene getauft und 12 495 waren Katechumenen. 1896 fanden nach dem Chinese Recorder (1897, 365) in der einen Provinz Fukien 3441 Tausen Erwachsener und 1817 Kindertaufen statt.

<sup>2)</sup> Hiernach ist die Zahl der Christen 3 mal so groß als die der Kommunikanten; wäre es so durch das ganze Reich, so betrüge die Zahl der evang. Christen Chinas heute 195 000—200 000.



Der für China so unglückliche Krieg mit Japan hat der Mission — außer etwa in der Mantschurei — keinerlei Vorteil gebracht, wie er denn auch bis jetzt weder bedeutende kulturelle Fortschritte noch innere Reformen im Gefolge gehabt hat. Über den Einfluß, welchen das jüngste Vorgehen Deutschlands gegen den auf thönernen Füßen stehenden asiatischen Roloß etwa üben wird, wagen wir zur Zeit keine Vermutungen aufzustellen.

Nach dieser allg. Orientierung wenden wir uns zu einer kurzen geographischen Übersicht über das große chinesische Missionsgebiet.

Auf dem britischen Inselchen Hongkong mit seiner glänzenden Haupt- und Hafenstadt Viktoria, welche seit 1849 auch Sitz eines anglikanischen Bischofs ist, haben wohl 8 verschiedene evangelische Missionen, unter ihnen auch 2 deutsche: die Baseler<sup>1)</sup> und der Berliner Frauen-V.<sup>2)</sup> Niederlassungen, aber die Gesamtzahl ihrer chinesischen Christen ist nicht bedeutend (über 1000), vielleicht weil die Bevölkerung zu sehr fluktuirt. Fast 30 Jahre lang arbeitete hier der Londoner Missionar Legge, einer der größten Sinologen, der sich durch seine Übersetzungen der chinesischen Klassiker ins Englische einen bleibenden Namen gemacht hat und 1897 als Professor in Oxford gestorben ist.

Dicht bei dem britischen Hongkong liegt die südlichste unter den 18 Provinzen Chinas, Kwangtung (Kanton) mit der Hauptstadt gleichen Namens. Sie ist das früheste und zahlreichst besetzte aber nicht das ergiebigste unter den chinesischen Missionsfeldern. Von der auf einige 20 Millionen geschätzten Bevölkerung haben sich die Hakka und Hoklo dem Evangelio viel zugänglicher erwiesen, als die Punti, während die ziemlich uncivilisierten Miautz in ihren Bergen noch wenig aufgesucht worden sind. Außer Kanton, welches für eine ganze Reihe von Missionsgesellschaften die Centrale bildet und eins der berühmtesten Missions-hospitäler (Dr. Kerr) hat, ist die Hauptstation Swatow, wo der feurige presbyterianische Burns<sup>3)</sup> die Bahn brach. Im Süd- und Mittelosten der Provinz hat die Baseler Mission in 8 Distrikten, die sie als Unter- und Oberland bezeichnet, ihre 12 Stationen mit 4100 Christen, von denen Nyenhangli im Oberland die größte Gemeinde (620) hat. Einer der Pioniere dieser Mission (Dechler) hat 1897 mit ihr das 50 jährige Jubiläum seiner gesegneten Thätigkeit feiern dürfen. Die beiden anderen deutschen Missionen, die Berliner I nördlich und östlich, die Rheinische südöstlich von Kanton, haben zusammen nur 1200 zerstreute Christen. Zu der Provinz Kwangtung gehört auch die große Insel Haian, auf welcher

<sup>3)</sup> Ein Brief M. Müllers über den chinesischen Gottesnamenstreit: *Ev. Miss.-Mag.* 1881. 116 und *Die Termquestion: A. M.-Z.* 1884, 106.

<sup>1)</sup> Kühnle, a. a. O. 25. Schulze, *Im Reich der Mitte oder die Baseler Mission in China.* Basel. 1897.

<sup>2)</sup> *A. M.-Z.* 1866, 529: Das Findelhaus Bethesda auf Hongkong. — Cooper, *Aus der deutschen Mission unter dem weiblichen Geschlechte in China.* 3. Aufl. Darmstadt. 1898. /

<sup>3)</sup> *Ev. Miss.-Mag.* 1867, 115: Die presbyt. Mission in China. *Ebd.* 1871, 3: W. Ch. Burns.

seit 1885 die nordamerikanischen Presbyterianer in der Hauptstadt Kiuingschau und in Nodoa ein ergiebiges Arbeitsfeld haben.

Die fruchtbarste unter allen chinesischen Provinzen ist, wie schon angedeutet wurde, Fukiens, das sich nordöstlich an Kwangtung anschließt und ca. 25 Millionen Einwohner zählt. Von den 6 hier arbeitenden Gesellschaften haben jetzt die Ch. M. S. (20 000), die bischöflichen Methodisten (14 000), die Londoner (17 500) und der Am. Board (6500) die meisten Anhänger. Anfangs fand das Evangelium nicht nur wenig Aufnahme, sondern viel Störung, Widerstand und selbst blutige Verfolgung, so daß die Ch. M. S. sogar an Rückzug dachte.<sup>1)</sup> Noch 1895 wurden bei Kutscheng von einer Bande sog. Vegetarianer 11 Personen ihres Arbeiterpersonals ermordet. Aber schon längere Zeit vor dieser blutigen Katastrophe war unter der energischen Leitung des Missionars Wolfe und besonders durch das glaubensfreudige Zeugnis eingeborener Arbeiter bei der Landbevölkerung dem Christentum eine weite Thür aufgethan worden, und nach derselben ist — und zwar gerade weil die Ch. M. S. jede Vergeltung seitens der britischen Macht, ja selbst jedes Sühnegeld ablehnte — eine christliche Bewegung in Gang gekommen, die wieder einmal die Wahrheit des alten Wortes beweist, daß das Blut der Märtyrer der Same der Kirche ist. Diese Bewegung konzentriert sich vornehmlich um die Station Kutscheng im nördlich von dem Flusse Min gelegenen Fukiens-Distrikte. Außer diesem Distrikte sind die wichtigsten Missionscentren Amoy<sup>2)</sup> im Süden (über 5000 Christen der Londoner und Presbyterianer-Mission) und Futschau (Am. Board, 3700 Christen) in der Mitte der Küste. Auch die jetzt an Japan gekommene (früher zu Fukiens gehörige) Insel Formosa ist ein fruchtbares Missionsgebiet der englischen und kanadischen Presbyterianer, von denen die ersteren den südwestlichen (Hauptstation Taiwanfu), die letzteren den nördlichen Teil der Insel (Hauptst. Tamsui) besetzt haben. Zwei Doktoren, Maxwell und Mackay, haben hier als praktische Missionsgenies in verhältnismäßig kurzer Zeit große Christenscharen (über 7000) aus den eingeborenen Stämmen gesammelt,<sup>3)</sup> so daß der letztere schreiben konnte: „Die christliche Kirche ist jetzt ein realer Faktor und eine positive Macht im geistigen und sittlichen Leben von Nordformosa“. Seitdem die Insel japanisch geworden, haben auch die japanischen Christen sie als Missionsgebiet ins Auge gefaßt.

Nördlich an Fukiens grenzt die an Wasserwegen besonders reiche und fruchtbare, aber durch die Taiping-Rebellion sehr entvölkerte, jetzt ca. 12 Millionen Einwohner zählende Provinz Tscheking. Die Hauptcentren der evangelischen Mission, welche hier vornehmlich durch amerikanische Presbyterianer und Baptisten, die englische Freimethodisten-Kirchen- und China-Inland-Mission vertreten ist, von denen die letztere hier den Hauptstock ihrer Gemeindeglieder hat (über 3000 Kommunikanten) und sich am weitesten über die ganze Provinz ausbreitet, sind die Hafenstädte Ningpo und Hangtschau. In beiden Städten sind eine be-

<sup>1)</sup> A. M.-Z. 1884, 193: Die Mission der Ch. M. S. in Fukiens.

<sup>2)</sup> Ev. Miss.-Mag. 1858, 5: Die Mission in Amoy.

<sup>3)</sup> A. M.-Z. 1890, 193: Die Mission auf Formosa. — Mackay, From far Formosa. Edinburgh. 1896. A. M.-Z. 1897, 3: Mackays Arbeit auf Formosa.

deutende Anzahl christlicher Missionsanstalten konzentriert und in ihnen wie von ihnen aus eine ganze Reihe von größeren und kleineren christlichen Gemeinden gesammelt, welche sich zum Teil selbst unterhalten, eifrig missionieren und zusammen wohl 10 000 Christen zählen. Unter den Arbeitern der anglikanischen Mission haben sich die Missionsbischöfe Russell und Moule besonders hervorgethan, der erstere namentlich dadurch, daß er bedeutende Übersetzungsarbeiten in der Volkssprache lieferte, die nicht in chinesischen Charakteren, sondern in lateinischen Lettern gedruckt wurden, was das Lesenlernen bedeutend erleichterte.

Wir lassen die sich westlich anschließenden Inland-Provinzen vorläufig unbefucht und gelangen die Küste aufwärts zu der nördlich von Tscheking liegenden wirtschaftlich bedeutenden Provinz Kiangsu mit 24 Millionen Bewohnern. Neben der für den auswärtigen Handel wichtigsten chinesischen Hafenstadt Schanghai, welche Sitz des anglikanischen Missionsbischofs für Mittelchina, einer Ausbildungsanstalt für die Arbeiter der China-Inland-Mission, der ausgedehnten litterarischen Arbeit des Dr. Faber und Mittelpunkt der mannigfaltigsten Thätigkeit einer ganzen Reihe von englischen und amerikanischen Missions-Gesellschaften ist, finden sich hier die wichtigsten Missionsposten in dem schönen, aber dem Opiumgenusse ganz verfallenen Sutschau, in Tschinkiang und Nanking, in dem letzteren eine Universität der bischöflichen Methodisten, doch ist der direkte Missionserfolg trotz fleißigster Arbeit überall erst ein geringer.

Ein fruchtbareres Gebiet ist die nördlich angrenzende Provinz Schantung mit über 30 Millionen Bewohnern, die Heimat des Konfucius, Mencius und Laotse. Neben den amerikanischen Presbyterianern, die auf 6 Hauptstationen (Tschifu, Tschinan, Weihien) gegen 5000 volle Kirchenglieder haben, treiben hier die erfolgreichste Arbeit die englischen Baptisten vornehmlich in und um Tschingtschau mit 2500, der amerikanische Board in Pangtschuang mit 600 und die englischen Neu-Methodisten in Laoling mit 1400 Kirchengliedern. Die Gesamtzahl der evangelischen Chinesen der Provinz Schantung beläuft sich auf über 20 000, die der katholischen — mit Einschluß der Katechumenen — auf 39 000. Im Süden dieser Provinz fand Ende vorigen Jahres die Ermordung der beiden deutschen katholischen Missionare statt, welche den Grund hergab, für die längst vorbereitete Erwerbung der Bucht von Kiaotschau, ein Vorgang, dessen politische und missionarische Folgen sich zur Zeit noch nicht übersehen lassen.

Die nördlichste der 18 Provinzen des eigentlichen China, die erst 1860 der evangelischen Mission zugänglich geworden ist, Petchili, mit einer Bewohnerzahl von 29 Millionen, bildet das Arbeitsgebiet der Londoner M.G., des Am. Board, der amerikanischen Presbyterianer, der bischöflichen Methodisten, der China-Inland-Mission und der anglikanischen Ausbreitungs-Gesellschaft, welche in Peking einen Bischof für Nordchina hat. Sie alle zusammen haben etwa 8000 Christen in gemeindlicher Pflege, deren Mehrzahl der Landbevölkerung angehört, obgleich sich in den großen Städten Tientsin und Peking die verschiedenen Missionsanstalten konzentrieren. Von besonderem Einfluß ist hier die ärztliche Mission, die auch bei den Heiden in großer Achtung steht. Nordöstlich von Peking ist durch den eifrigen Londoner Missionar Gilmour eine Mongolenmission in Gang gebracht, die in Tassukau ihren Mittelpunkt hat.

Diese 6 Küstenprovinzen bilden den besetztesten und ältesten Teil des



chinesischen Missionsgebietes, während das viel größere Areal der 12 Inlandprovinzen viel spärlicher und erst seit den 60er und 70er Jahren nach und nach besetzt worden ist. In den beiden westlich von Petchili gelegenen Provinzen: Schansi und Schensi, hat neben den englischen Baptisten und dem amerikanischen Board die China-Inland- und die ihr verwandte schwedische China- (Mianz-) Mission ein ausgebreitetes Arbeitsfeld mit vielen zerstreuten kleinen Gemeinden, während die noch weiter westlich angrenzende Provinz Kansu wohl von Taylorschen Sendboten viel bereist wird, aber nur wenige vereinzelte Christen zählt. Auch in der südlich von Schansi liegenden Provinz Honan befinden sich nur 3 Gemeindlein der China-Inland-Mission, dagegen hat in Sztichuen (südlich von Schensi und Kansu) nicht nur diese, sondern auch die Londoner, die englische Kirchenmission und der Amerik. Board ein ziemlich ausgebreitetes und nicht unfruchtbares Arbeitsgebiet. Östlich von Sztichuen (südlich und südöstlich von Honan) liegen die Provinzen Hupe und Nganhwei (angrenzend an Kiangsu), beide außer von der China-Inland-Mission von der Londoner Gesellschaft, den Methodisten, den amerikanischen bischöflichen Protestanten und der schottischen Staatskirche an zahlreichen Punkten besetzt. Hauptstationen in Hupe: Wutschang, Hankau, Tschang am Jangtschiang. Südlich von Nganhwei (östlich von Fukien) kommen wir in die von der China-Inland-Mission reichlich besetzte Provinz Kiangsi, während es in dem östlich anliegenden, durch seinen Fremdenhaß besonders verrufenen Hunan bis jetzt nicht gelungen ist, eine Missionsstation zu halten. Auch in der weiter westlichen Provinz Kweichau und in der südlich von ihr liegenden Yunnan hat die China-Inland-Mission nur vereinzelte Christen gewonnen, wogegen in dem zwischen Yunnan und Kwangtung gelegenen Kwangsi eine ganze Anzahl kleiner Gemeinden gesammelt worden sind.

An die nördlichste der 18 chinesischen Provinzen grenzt die in die 3 Distrikte: Schingking, Kirin und Hotungkiang geteilte Mantschurei mit  $5\frac{3}{4}$  Millionen Bewohnern, welche unter der kraftvollen Führung des ebenso sprachenbegabten wie missionarisch genialen und gesunden D. John Ross, eines Sendboten der Vereinigten schottischen Presbyterianer, seit Anfang der 70er Jahre eins der hoffnungsvollsten evangelischen Missionsgebiete Chinas geworden ist.<sup>1)</sup> Nach Überwindung großer Anfangsschwierigkeiten und im steten Kampfe mit häßlichen römischen Intrigen ist es diesem hervorragenden Manne gelungen, nicht nur von Mukden aus südwärts bis Kiutschwang, nordwärts bis nach Kirin, und ostwärts bis nach Korea 10 Haupt- und 5 Außenstationen anzulegen und auf ihnen ca. 3500 Kommunikanten zu sammeln,<sup>2)</sup> sondern auch diesen jungen Gemeinden einen lebendigen Missionsgeist einzupflanzen und sowohl durch rücksichtsvolle Schonung der berechtigten chinesischen Eigenart wie durch Ablehnung jeder Vermengung der Mission mit Politik und weltmächtlichem Schutze dem evangelischen Christentum allgemeine Achtung zu verschaffen.

<sup>1)</sup> Die Mission in der Mantschurei. A. M.-Z. 1894, 402 und ebd. 1898, 62.

<sup>2)</sup> Nach den neuesten Nachrichten bereits auf 5200 gestiegen.



Besonders nach dem Kriege mit Japan, der das mantschurische Missionsgebiet schwer heimsuchte, den Glauben der Christen im Feuer bewährte und zu reichlicher Barmherzigkeitsübung Gelegenheit bot, nahm die christl. Bewegung so große Dimensionen an, daß die Zahl der im letzten Jahre Getauften auf über 2300 stieg. Schon 1874 waren den schottischen die irischen Presbyterianer zu Hilfe gekommen, die von Niutschwang und Kirin aus in brüderlicher Eintracht nach demselben Plane arbeiteten und ihre mehr als 500 Kommunikanten mit den Christen jener zu einem gemeinschaftlichen Presbyterium zusammenschlossen. 1891 stationierte auch der anglikanische Bischof von Korea für die dortigen Europäer einen Sendboten der Ausbreitungs-G. in Niutschwang, der aber hoffentlich die gesegnete Mission der Presbyterianer nicht stören, sondern seine Thätigkeit auf die englische Kolonie beschränken wird.

Auch in das angrenzende, dem Weltverkehr wie der evangelischen Mission bis vor kurzem verschlossene, durch den chinesisch-japanischen Krieg aus seiner Mißwirtschaft etwas aufgerüttelte, jetzt lächerlicherweise zum Kaisertum erhobene Korea<sup>1)</sup> hinein hat schon seit der Mitte der 70er Jahre der tapfere Roß, dem wir auch die beste Geschichte Koreas verdanken, das Evangelium getragen. Aber zu einer geordneten und dauernden evangelischen Mission unter den 11 Millionen Koreanern ist es erst nach der 1882 durch die Amerikaner erzwungenen Öffnung des Landes gekommen. Amerikanische Presbyterianer thaten — vornehmlich durch den auch bei Hofe in Gunst stehenden Missionsarzt Dr. Allen — die Pionierdienste, bischöfliche Methodisten und Baptisten aus den Vereinigten Staaten und die Kirche von England folgten und heute hat die Koreanische Mission bereits 80 Arbeiter in ihrem Dienste. Neben der Hauptstadt Söul und den Hafenstädten Fusan (im Südosten) und Tschimulpo (im Westen) ist besonders das nördliche Pheng hang das ergiebigste Missionscentrum. An 50 kleine Gemeinden mit zusammen 2000 Christen sind bereits gesammelt worden und übereinstimmend wird dieses junge Arbeitsgebiet als eins der zukunftsreichsten bezeichnet. Die bekannte Weltreisende Frau Bischof (Isabella Bird) redet in den begeistertsten Worten von den überraschenden Missionserfolgen, die sie in Korea, namentlich in Pheng hang, gesehen. Ein weites Thor ist der evang. Mission hier aufgethan und wenn es auch an Widerwärtigen nicht fehlt, so ist die Hoffnung auf große Ernten um so begründeter, als die Koreaner selbstthätig sich an dem Werke beteiligen.

<sup>1)</sup> Korea, N. M.-Z. 1895, 499 u. Ev. Miss.-Mag. 1895, 1. — Mrs. Bishop, Korea and her neighbours. London. 1898.

## Politik und Mission in China.

Vom Herausgeber.

Im Zusammenhange mit der Ermordung zweier deutscher katholischer Missionare in der chinesischen Provinz Schantung hat die deutsche Reichsregierung eine Aktion unternommen, die die Erwerbung des Kiaotschau-Gebiets zur Folge gehabt und der ostasiatischen Politik eine Wendung gegeben hat, deren Tragweite zur Zeit sich nicht übersehen läßt. Die Verbindung dieser Aktion mit der katholischen Mission macht uns eine Besprechung dieses wichtigen Vorganges zur Pflicht. Unsere Leser haben diese Besprechung längst erwartet; wir haben sie aber mit gutem Bedacht verschoben. Wir wollten jeden Schein vermeiden, als ob wir uns unsererseits in politische Fragen mischten und haben daher mit unserem Urtheil gewartet, bis nicht nur in China, sondern auch im deutschen Reichstage die politische Aktion zu einem ersten Abschlusse gelangt sei. Und um auch jetzt noch jedes Mißverständnis zu vermeiden, erklären wir ausdrücklich, daß uns eine Kritik der rein politischen Seite der Frage ganz fern liegt. Wir fühlen uns zu einer solchen Kritik ganz und gar nicht berufen; sie ist nicht unsere Aufgabe und daher machen wir sie auch nicht zu einem Gegenstande unserer Besprechung.

Wir würden den ganzen Vorgang, so wichtig er ist, an dieser Stelle überhaupt nicht berühren, wenn er nicht mit der Mission in Zusammenhang gebracht worden wäre. Allerdings — und heute darf man das ja öffentlich sagen, nachdem es von autoritativster Stelle im deutschen Reichstag gesagt worden ist — war eine deutsche Festsetzung in Ostasien längst vorbereitet, und sie wäre früher oder später auch ohne die Veranlassung zustande gekommen, welche die Ermordung der beiden katholischen Missionare bot. Vom politischen Standpunkte aus mag man nun, sowohl im Blick auf das Ergebnis, welches sie durch die Erwerbung eines Besitzes in China wie durch die Gewinnung des Centrums für die Flottenvorlage gehabt hat, die ganze Aktion als einen diplomatischen Meisterzug bewundern; vom Missionsstandpunkte, d. h. vom biblischen, evangelischen Missionsstandpunkte aus bekommt sie ein anderes Gesicht. So begreiflich wir es finden, daß der politische Kalkül sich aller ihm gelegenen Handhaben bemächtigt, so müssen wir es doch beklagen, und müssen dagegen protestieren, wenn er auch das religiöse Gebiet sich unterthänig macht, und noch mehr, wenn die politische Einmischung von Vertretern dieses Gebietes selbst provoziert wird. Es ist ja offenbar und

am Tage, wie sehr wir schon daheim unter dieser politisch-religiösen Diplomatie leiden, mag diese Diplomatie mehr von der Regierungs- oder von der kirchlichen Seite ausgehen. Immer hat die Religion den Schaden. Mindestens ebenso verhängnisvoll, ja vielleicht noch verhängnisvoller ist es, wenn der politische Kalkül der Mission sich bemächtigt und gar wenn die Mission ihn geflissentlich in ihre Arbeit hineinzieht. Beides ist im vorliegenden Falle geschehen.

Mit nachdrucksvoller Emphase ist wiederholt die ganze politische Aktion, selbst die Notwendigkeit eines Landbesitzes in China, motiviert worden durch die Schutzpflicht gegen die deutschen katholischen Missionare. Am vorsichtigsten und relativ sympathischsten ist es geschehen durch den Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, der im deutschen Reichstage am 8. Februar 2c. erklärte:<sup>1)</sup>

„In allgemein politischer Hinsicht brauche ich nur daran zu erinnern, daß Frankreich in Lontin festen Fuß gefaßt hat, England seit lange in Hongkong sitzt, Rußland am Amur steht, während selbst Spanien, Portugal und Holland im fernen Osten seit lange eigenen Boden unter den Füßen haben. Wo alle diese Mächte zu ihrem augenscheinlichen Vorteil sich Stützpunkte gesichert haben in Ostasien, mußten wir dasselbe thun, wenn wir nicht dort eine Macht zweiten oder vielmehr dritten Ranges bleiben wollten.

Dazu trat noch eine Erwägung. Außer der allgemeinen Pflege unserer politischen und wirtschaftlichen Interessen in Ostasien liegt uns dort auch der Schutz der sich im Inneren Chinas oder in den geöffneten Häfen aufhaltenden Fremden und namentlich der Missionare ob. Es würde meiner Empfindungsweise widersprechen, wenn ich Gefühle und namentlich die heiligsten Gefühle, welche es giebt, religiöse Gefühle, verquicken wollte mit realen Interessen. Aber nachdem das Reich den Schutz über die christlichen und katholischen<sup>2)</sup> Missionen in Shantung übernommen hat, und wo wir die Ausübung dieses Schutzes nicht allein als eine Pflicht betrachten, sondern auch als eine Ehre, mußte es schwer für uns ins Gewicht fallen, daß der Vorsteher dieser Missionen, der Bischof Anzer, uns auf das unzweideutigste erklärte, daß unsere Festsetzung in Kiautschou eine Lebensfrage sei, nicht nur für das Gedeihen, sondern geradezu für den Fortbestand der chinesischen Mission. Wo es in der Theorie für uns feststand, daß wir einen Stützpunkt in Ostasien gebrauchen, kam es für die praktische Politik darauf an, daß wir einerseits für die Erwerbung dieses Stützpunkts den richtigen Augenblick ausuchten, andererseits dieselbe durchführten, ohne dadurch in Verwickelung zu geraten mit anderen in Ostasien gleichfalls interessierten europäischen Mächten und mit den beiden ostasiatischen Reichen von China und Japan.

<sup>1)</sup> Der Sperrdruck ist von mir.

<sup>2)</sup> Ist das ein Druckfehler? Oder sollen christliche und katholische Missionen unterschieden werden?

Über den ersteren Punkt, die Wahl des richtigen Augenblicks, möchte ich mich nicht weiter verbreiten.“

In dieser Erklärung, die ich nicht weiter kommentiere, ist öffentlich und amtlich konstatiert, daß der katholische Missionsbischof Anzer das politische Einschreiten der deutschen Macht als eine „Lebensfrage geradezu für den Fortbestand der chinesischen Mission“ gefordert hat. Wir protestieren zunächst gegen diese Behauptung, welche von der gesamten evangelischen Mission in China sowohl als eine Erniedrigung der Mission wie als durchaus unzutreffend zurückgewiesen wird. Es ist schlimm, sehr schlimm für die gerühmte und sich selbst rühmende katholische Mission, wenn es nach dem Zeugnis eines ihrer Bischöfe so mit ihr steht; aber wenn die katholische Mission in China nicht ohne politische Hintermacht existieren kann, so gilt das nicht auch von der evangelischen. Die Thatsache steht leider fest, daß der katholische Missionsbischof die deutsche Macht zu Hilfe gerufen hat. Ein Artikel der „Kölnischen Volkszeitung“ vom 10. März, läßt fast vermuten, daß er noch mehr gethan. In einer Polemik gegen die politischen Umtriebe, welche französischerseits wider die Unterstellung katholischer Missionare unter deutschen Schutz bis in den Vatikan hinein in Bewegung gesetzt werden, schreibt sie nämlich am Schluß:

„Wenn französische Blätter übrigens noch weiterhin Angriffe auf Mgr. v. Anzer richten sollten, wie dies während seiner Anwesenheit in Rom geschehen ist, wo man ihn mitsamt dem Präfecten der Propaganda, Herrn Cardinal v. Ledochowski, national-politischer Umtriebe bezichtigte, so wird der Bischof sicher nicht weiter schweigen, sondern wohl aus der Zurückhaltung heraustreten, welche er sich damals aufzuerlegen für gut fand. Bei der ganzen Kiaotschou-Angelegenheit war der katholische Bischof in der Lage, seinem Vaterlande große und wertvolle Dienste zu leisten. Die Zeit wird vielleicht kommen, wo es angebracht erscheinen wird, hierüber näheres mitzuteilen.“

Hoffentlich bedeuten diese geheimnißvollen Worte nicht, daß Bischof Anzer die Dienste eines deutschen politischen Agenten gethan hat. Seit längerer Zeit ist derselbe allerdings auffallend viel auf Reisen in Europa gewesen und katholische Blätter haben ihm deshalb zu Gemüte geführt, daß ein Bischof in seine Diözese gehöre. Hätten diese Reisen die Bedeutung gehabt, welche zwischen den Zeilen der Kölnischen Volkszeitung gelesen werden zu sollen scheint, dann hätte der Bischof gethan, was thatsächlich katholische, namentlich französische Missionsbischöfe oft für Frankreich gethan haben: er hätte politische Geschäfte besorgt.



Es ist begreiflich, daß dem politischen Interesse diese politischen Dienste der katholischen Mission willkommen sind. Frankreich hat sie sich immer zunutz gemacht und darum die Schutzmacht der katholischen Mission gespielt. Jede französische Regierung hat das gethan: die der Bourbonen, der Orleans, Napoleons III. und der Republik. „Frankreich nach außen ist gleichbedeutend mit Katholizismus;“ „der Antiklerikalismus ist keine Ausfuhrware“ — darin stimmt sogar ein Guizot mit einem Gambetta überein. Es wird niemand so kühnlich sein, dem französischen Schutze der katholischen Mission religiöse Motive unterzulegen. Andererseits war dieser französische Schutz der katholischen Mission sehr willkommen, denn er gewährte ihr die weltlichen Machtmittel, mit deren Hilfe sie so gern ihre Erfolge erzielt. In den rhetorischsten Lobsprüchen wird daher von ihr Frankreich verherrlicht als „der Apostel der Heiden,“ „der Arm Gottes,“ „die Hoffnung und die Stütze der Kirche,“ dessen „Schwert überall das Werk Gottes vollbringt.“<sup>1)</sup> Der Schwertdienst, den Frankreich besonders nach außen dem Katholizismus, also seinen Missionen, leistet, ist ein Hauptgrund dafür, warum Rom mit dem so ungeratenen ältesten Sohne der Kirche so säuberlich fährt, auch wenn er daheim den Atheismus vertritt, und warum es überall katholische Missionsparole war: *C'est pour la France aussi que nous allons travailler.*<sup>2)</sup> So ist immer die katholische Sache die französische und das französische Interesse das katholische gewesen.<sup>3)</sup>

Bei dieser traditionellen Allianz begreift man es, daß Frankreich höchst empfindlich wird, weil jetzt ein Teil des bisher von ihm geübten Schutzes der katholischen Mission von Deutschland übernommen worden ist, zumal diese Schutzpflicht in der Erwerbung von Kiaotichau sofort einen politischen Gewinn eingetragen hat. Und der Vatikan wird seine Not haben, die protestierende französische Empfindlichkeit zu beschwichtigen. Natürlich ist dem politischen Kalkül Deutschlands, das längst auf eine günstige Gelegenheit wartete, in Ostasien einen festen Stützpunkt zu gewinnen, der seitens der katholischen Mission in China erbetene Schutz sehr gelegen gekommen; die Thatfache, daß gerade in der Provinz Schantung, in welcher Anzers Missionsdiözese liegt, dieser feste Punkt

<sup>1)</sup> Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens. 1865, V 51. 1866, III 76. IV 23. 1871, III 3 f. V 61. 1873, I 51. 1875, III 64. u. f. w.

<sup>2)</sup> *A l'assaut des pays negres.* 71.

<sup>3)</sup> Jahrbücher 1873, I 72. 1884, V 64 u. oft.

gefunden worden ist, ist für den Zusammenhang der beiderseitigen Aktionen jedenfalls charakteristisch.

Aber lassen wir die Frage auf sich beruhen: ob und welche Dienste der katholische Missionsbischof der deutschen Politik in China geleistet hat. Wir wollen bei dieser Gelegenheit uns auch nicht auf die prinzipielle Frage einlassen: ist mit der Aufgabe, die ihr himmlischer König der christlichen Mission gestellt hat, überhaupt politische Dienstleistung verträglich, eventuell darf der Patriotismus zu Aktionen verleiten, welche mit dieser Aufgabe im Widerspruch stehen?<sup>1)</sup> Wir wollen uns wesentlich auf die Frage beschränken: ist durch die von dem Bischof provozierte deutsche Aktion, speziell durch die für die Ermordung der beiden Missionare genommene Rache und geforderte Sühne, und durch die mit dem Schutz der Missionare motivierte deutsche Besitzergreifung der christlichen Mission ein Dienst geschehen? Das ist unsere Kernfrage.

Bischof Anzer beantwortet diese Frage natürlich mit Ja. Hat er doch — nach der Mitteilung von Bülow's — „die deutsche Festsetzung in Kiaotschau aufs unzweideutigste als eine Lebensfrage geradezu für den Fortbestand der chinesischen Mission“ erklärt.

Aber ist eine Mission, die nur unter dem Schutze einer weltlichen Großmacht, die sich zu diesem Zwecke im fremden Lande festsetzen muß, fortbestehen zu können erklärt, eine Mission im Sinne Jesu Christi? Jesu Anweisung und das apostolische Vorbild ist doch wohl für die Missionsmittel, die wir gebrauchen sollen, maßgebend. Nun mögen wir das Neue Testament durchsuchen, so viel wir wollen, immer laufen die Anweisungen Jesu, ihm Jünger zu gewinnen, darauf hinaus: lehret, prediget, zeuget. Die Großmacht, welche Jesus in die Hände seiner Sendboten gelegt hat, ist das Wort. Durch das Zeugnis, das er der Wahrheit gab, hat er selbst seine königliche Gewalt geübt und in Ähnlichkeit des Meisters sollen seine Boten Befehrer der Völker werden, indem sie Lehrer der Völker sind. Ihr einziges Welteroierungsmittel ist das Wort gewesen, das gepredigte, das gelebte, das durch ihre Werke, wie durch ihre Leiden veranschaulichte Wort.

Ja gerade auch das durch Leiden veranschaulichte Wort. Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche, aber nicht das gerächte, sondern das ungerächte Blut, das Blut, das um Barmherzigkeit zum Himmel, nicht das, das um Rache zu den

<sup>1)</sup> Vergl. meine Evang. Missionslehre III 51 ff. 197 ff.

weltlichen Mächten schreit. Das ist die große Paradoxie des Christentums. Er, der freiwillig am Kreuze gestorben ist, hat dem Petrus geboten: stecke dein Schwert in die Scheide und hat den Vater nicht gebeten um die Legionen der Engel, die ihm zur Verfügung standen. Er weiß, daß die Welt auch seine Boten hassen, verfolgen, ja töten wird; aber er sendet sie in diese Welt wie die Schafe mitten unter die Wölfe und spricht zu ihnen: gehet nur hin, lehret, leidet, sterbet — das ist mein Weg zur Weltherrschaft. Und sie sind hingegangen und sind gestorben; und diese Heroenzeit des Christentums war seine glänzendste Siegeszeit und — die Zeit der klassischen Mission.

Dockt sich, was der katholische Missionsbischof gethan hat, mit dem Vorbilde Jesu und seiner Apostel? Meint der mit viel Orden und Titeln, auch chinesischen, dekorierte Bischof, daß die für die Ermordung der beiden Missionare genommene Rache, daß die mit dem Blutgeld erbauten Südnkirchen, daß das an Deutschland abgetretene Gebiet von Kiaotschau, daß das alles den Chinesen das Christentum begehrenswert und das Wort vom Kreuz verständlich machen werde? Kann man den Chinesen einen Vorwurf daraus machen, wenn gerade das Gegentheil eintritt, wenn sie die Fremden und insonderheit die Missionare nun erst recht hassen und sagen: haben wir jetzt nicht einen neuen Beweis dafür, daß die Mission weiter nichts ist als eine Wegbahnerin zu Eroberungen und daß den Westmächten der Schutz der Mission nur als Vorwand dient zur Erreichung politischer Zwecke? Was würden wir denn sagen, wenn etwa Konfuzianer aus China bei uns missionierten, einige ihrer Boten würden von dem deutschen Pöbel ermordet und der Kaiser von China wollte, um seine Unterthanen wirksam in Deutschland zu schützen, etwa das Gebiet des Kieler Hafens beanspruchen? Daß wir in diesem Falle die Chinesen besonders lieb bekommen und ihren Konfuzianismus annehmen würden, das wäre doch sehr unwahrscheinlich. Vielleicht bedeutet das energische Einschreiten Deutschlands in China einen wirksamen Schutz der dortigen Missionare; vielleicht folgen aber auch den beiden Morden in Schantung weitere Morde — von zwei solchen Fällen ist schon wieder berichtet worden —; jedenfalls bedeutet dieser Schutz keine Öffnung der Herzen der Chinesen für das Evangelium. Und wenn auch der Nimbus in der reklamehaftesten Weise ausgebeutet werden wird, mit dem die deutsche Schutzmacht jetzt die katholische Mission in China umkleidet und es an Subjekten nicht fehlt, welche deshalb den Katholiken zulaufen, erfährt dadurch das Christen-

tum eine Förderung? Werden die so gewonnenen Christen etwa eine Empfehlung des christlichen Glaubens sein? Allerdings missioniert Rom gerne so, daß es den Völkern imponiert, auch indem es darauf hinweist, hinter seinen Missionaren stehe die Macht, die politische Macht; aber daß es dadurch die Anweisung Jesu und das Vorbild seiner Apostel befolgt, wird ebensowenig behauptet werden können, wie daß es auf diesem Wege das Werk christlicher Bekehrung thut.

Aber die Missionarismorde mußten doch bestraft werden. China ist doch vertragsmäßig verpflichtet, die Missionare zu schützen, und wenn es seiner Pflicht nicht nur nicht nachkommt, sondern wenn seine Beamten die Erzeisse begünstigen, dann muß doch eine fremde Macht die Strafe vollziehen u. s. w. Gewiß, die Morde verlangen Strafe und wenn Deutschland die chinesischen Behörden mit Energie anhält, zu thun was ihres Amtes ist und sich auch davon überzeugt, daß sie es thut, so handelt es als Schutzmacht seiner Reichsangehörigen ganz korrekt, nur sollte der Strafakt seitens der Mission weder provoziert noch gar die Landerwerbung durch ihn rechtlich motiviert werden. Auch das letztere ist durch das führende Organ des politischen deutschen Katholizismus expressis verbis geschehen. Zweimal schreibt die „Germania“ (vom 29. Dezember 1897 u. vom 6. Januar 1898)<sup>1)</sup>:

„Es darf bei der Beurteilung auch der jetzigen Position Deutschlands in China nicht außer acht gelassen werden, daß unser erster und stärkster Rechtstitel für die Besetzung von Kiaotschau die Sühne für die Ermordung der Missionare und der Schutz der unter dem Protektorat Deutschlands stehenden Missionen ist.“

„Wir haben stets betont, daß wir nach wie vor in dem Vorgehen Deutschlands auf Grund seines Protektorats über die katholischen Missionen den eigentlichen Rechtsboden für die ostasiatische Aktion erblicken.“

Was für ein Geschrei würde wohl die ultramontane und die in ihrem Gefolge marschierende liberale Presse erheben, wenn seitens der evangelischen und gar seitens der englischen Mission ein solcher Grundsatz proklamiert worden wäre, daß der Schutz der Mission „der erste und stärkste Rechtstitel“ zu Landerwerbungen sei! Man würde in den stärksten Ausdrücken die evangelische Mission als eine Handlangerin zu kolonialpolitischen Eroberungszwecken verdammen. Und bei der römischen Mission findet man einen solchen mit dem religiösen Charakter der Mission unvereinbaren Grundsatz ganz in der Ordnung. Ja, man lobt sie vielleicht noch, daß sie durch solche Grundsätze politische Dienste thut. Doch das nur nebenbei bemerkt. Wir wollten nur nachdrücklich betonen, daß

<sup>1)</sup> Der Sperrdruck ist von der „Germania.“



die Mission, die christliche Mission, die Botschafterin eines gekreuzigten Heilandes, keine Racheakte provozieren darf. Wenn es sein muß, soll sie Gewalt leiden; das hat Verheißung.

1895 fand bei Kutscheng in der Provinz Fukien eine grauenhafte Blutthat statt. Eine Bande sog. Vegetarianer ermordete auf bestialische Weise 11 Mitglieder des Personals der dortigen englischen Kirchenmissionsgesellschaft. Als die erschütternde Kunde von dieser Blutthat nach London kam, da veranstaltete der Vorstand dieser evangelischen und noch dazu englischen M.-G. in Exeter Hall eine große Versammlung. Zu welchem Zweck? Um die englische Regierung aufzustacheln, daß sie Rache nehme und Sühne fordere? Nein; um zu erklären, nichts liege der Gesellschaft ferner, als eine solche Provokation; sie überlasse vertrauensvoll der Regierung zu thun, was sie für ihre Pflicht halte; ihre — der Gesellschaft — Sache sei das Gebet: „Vater, vergieh ihnen, sie wissen nicht, was sie thun;“ die Fürbitte für die chinesischen Missionare und für die Chinesen; die glaubensmutige Stärkung der Missionsfreunde zur Fortsetzung, ja zur Ausdehnung der Mission in China; der Aufruf an Freiwillige in die leeren Stellen einzutreten und die blutbefleckte Fahne aufzunehmen. So groß der Schmerz war über den gewaltsamen Tod der treuen Arbeiter und Arbeiterinnen, so war man doch der gewissen Zuversicht, es werde mit den Missionärs-morden in China gehen, wie mit der Ermordung des Bischofs Hannington von Uganda: der heimatische Missionseifer werde vermehrt und der blutgetränkte Acker ein desto fruchtbares Missionsgebiet werden. Seitens der nächsten Verwandten der Ermordeten waren Briefe eingelaufen, die einen hohen christlichen Heldennut bekundeten und erklärten: für Jesus sei kein Opfer zu kostbar.<sup>1)</sup> Der Vorstand lehnte ausdrücklich jeden Antrag auf Vergeltung und die Annahme jedes Sühnegeldes ab — und was war die Folge? Daß es zu einer großen christlichen Bewegung gerade in dem Kutschengdistrikt der Provinz Fukien kam, infolge deren die Zahl der zur Kirchenmissions-Gesellschaft gehörenden Christen von 12 984 in 1894 auf 16 991 in 1896 stieg und daß in der ganzen Provinz die evangelischen Christen von 33 000 auf 54 916 (in 1896) sich vermehrten. — Auf Neuguinea sind 1894 zwei rheinische und am Kilimandscharo 1896 zwei Leipziger Missionare ermordet worden; aber weder die Rheinische noch die Leipziger M.-G. haben die deutsche Reichsregierung zu Racheakten aufgefordert. Wenn dieselbe Be-

<sup>1)</sup> Int. 1895, 677.

strafung hat eintreten lassen, so hat sie es wesentlich um ihres eigenen Ansehens willen und aus obrigkeitlichem Pflichtgefühl auf eigenen Antrieb gethan.

Fehlt es der katholischen Mission an Vertrauen auf die Macht des Wortes und auf die Macht des Leidens, daß sie immer nach Gewalt schreit? Was hat sie dadurch in China erreicht? Der Haß gegen die Fremden und sonderlich gegen die Missionare ist durch die fortgehenden Racheakte und Sühneforderungen seitens der französischen Regierung für die katholische Mission nur geschürt worden. Auf keinem anderen Missionsgebiete in der ganzen Welt hat es eine solche Fülle von Konflikten gegeben, wie gerade in China. Wie viele Erbitterung der Chinesen kommt auf Rechnung der herausfordernden Anmaßungen der katholischen Missionsbischöfe, der fortgehenden Einmischungen der katholischen Missionare in die chinesische Gerichtsbarkeit unter Berufung auf die Macht Frankreichs! Aus den Prozessen und Klagen kommen die römischen Priester nicht heraus und die französischen Konsulats- und Legationsbeamten werden von ihnen unaufhörlich in Thätigkeit gehalten. Und welche Erbitterung durch diesen fortgehenden unter dem fremden Schutze geübten Terrorismus bei den chinesischen Beamten hervorgerufen wird, davon hallt das ganze Reich von Kanton bis zur Mantschurei wider. Wohl war immer der Jubel groß, wenn wieder eine französische Intervention zu Gunsten der katholischen Mission stattgefunden hatte. „Wir sagen es zur Ehre unseres Vaterlandes,“ schreibt Pater Navary mit stolzer Freude: „die siegreiche Fahne Frankreichs hat sich rasch und schrecklich wie der Blitz gezeigt.“ „Der französische Geschäftsträger entwickelt einen Eifer für unsere Mission, der unsern vollsten Dank verdient.“<sup>1)</sup> Und was ist die Folge gewesen? Immer gesteigerte Erbitterung.

In einem großen, an den Kaiser von China 1885 gerichteten Hirtenbriefe sucht Leo XIII. allerdings das erbitterungsvolle Mißtrauen als unbegründet zu erweisen, welches gegen die katholischen Missionare herrscht; nur stehen leider seine Behauptungen nicht im Einklang mit den den Chinesen nur zu bekannten Thatsachen. Der Papst schreibt nämlich, nachdem er für nötig gehalten zu erwähnen, daß nicht alle katholischen Missionare in China Franzosen seien:

„Das Wirken derjenigen, welche im Namen des Evangeliums arbeiten, ist selbst für den Staat sehr segensbringend. Sie sollen sich in die politischen Angelegenheiten nicht mischen und sich gänzlich der Verkündigung und Förderung der Lehre Jesu widmen. Nun sind aber die hauptsächlichsten Grundsätze der christlichen Religion: Gott fürchten, die Gerechtigkeit in allen Dingen voll und unverbrüchlich

<sup>1)</sup> Jahrb. 1870, I 11. II 42.

festhalten, woraus die Folgerung entspringt, daß man sich den Behörden unterwerfen, den König nicht bloß aus Furcht vor seinem Zorne, sondern besonders aus Gewissenhaftigkeit ehren muß. Gewiß ist nichts so sehr wie diese Tugenden geeignet, das Volk an seine Pflicht zu binden und die öffentliche Sicherheit zu erhalten.“

Ein bekanntes Lied! Aber ich fürchte, daß sein süßer Klang über die chinesische Regierung nicht die verzaubernde Wirkung übt wie über manche europäische Regierung, nämlich daß sie sich in den Glauben einwiegen ließe: „die katholische Kirche erscheine den Führern der Völker als eine große Schule der Unterwürfigkeit.“<sup>1)</sup>

Die französische Kolonialpolitik kennt diese „Schule der Unterwürfigkeit;“ daher ist „Frankreich nach außen“, d. h. seine Kolonialpolitik „gleichbedeutend mit Katholizismus.“ Jetzt wo zwischen der deutschen katholischen Mission und Frankreich das gegenseitige Liebesverhältnis getrübt zu sein scheint, hält selbst die Kölnische Volkszeitung (vom 9. Januar 1898) nicht mit dem beachtenswerten Bekenntnis zurück: „Wenn Frankreich nicht so auffällig sich jederzeit als alleiniger und rechtmäßiger Beschützer aller Katholiken aufgespielt hätte, so wären z. B. in China die Erfolge der Missionare wahrscheinlich ungleich größer als bisher. So aber fürchten die Chinesen, die schon wiederholt von den Franzosen bekriegt worden sind, daß die Franzosen den Schutz über die Katholiken nur als Deckmantel für politische Zwecke benutzen.“ Selbst dem Papste ist die Gefahr nicht ganz entgangen, welche in der gegenseitigen Hilfsleistung liegt, mit der traditionell katholische Mission und Frankreich sich gegenseitig in die Hände arbeiten, denn er hätte am liebsten einen eigenen Legaten zur Wahrung der katholischen Interessen schon 1886 in Peking stationiert, wenn nur nicht Frankreich aufs heftigste dagegen protestiert hätte. Jedenfalls ist es nicht ohne sein Wissen und Wollen geschehen, daß — irren wir nicht 1888 — die französische Schutzherrschaft über die Katholiken anderer Nationen rechtlich aufgehoben und wenigstens von Deutschland über die deutschen Missionare Rom auch thatsächlich übernommen worden ist. Freilich wenn mit dem Wechsel der Schutzherrschaft das alte Odium des politischen Charakters der römischen Mission nur eine andere Auflage erlebt, dann ist den wahren Missionsinteressen durch diesen Wechsel nicht gedient. Was geschehen ist, läßt sich nicht rückgängig machen; aber vor einer Missionspolitik, wie Frankreich sie traditionell befolgt und die römische Mission sie traditionell gepflegt, bewahre Gott unser deutsches Vaterland. Das ist ein ebenso patriotischer wie evangelischer Wunsch.

<sup>1)</sup> Jahrb. 1885, I 4.

## Ein japanisches Symposium.<sup>1)</sup>

... Da es mein Wunsch war, eine gründliche Ansicht über die Situation in Japan, wie die Japaner selbst sie auffassen, zu bekommen, so veranlaßte ich in Tokio zwei lange Unterredungen mit den leitenden Männern der (presbyterianischen) Kirche Christi (Church of Christ), welche jetzt die einflußreichste christliche Gemeinschaft in Japan ist. Ich stellte ihnen folgende Fragen: I. Was waren die Ursachen des großen Impulses zum Christentum? II. Was waren die Ursachen der Reaktion? III. Welches ist die gegenwärtige Beschaffenheit der Kirche? IV. Wie ist jetzt die Gesinnung des japanischen Volkes? Selbstverständlich waren all diese Männer der englischen Sprache mächtig. In ihren Antworten vermischten sie beide Sprachen. Selbst wenn sie rein japanisch sprechen wollten, kamen ihnen englische Wörter dazwischen, da in vielen Fällen die japanische Sprache ihnen kein völliges Äquivalent bot. Wörter wie „Leben“, „Fortschritt“, „Macht“, „Erfolg“, „Kabinett“, „berechnen“, „Christentum“, „Ketzerei“, „Beständigkeit“, „individuelles Recht“, „Erziehung“, „europäische Litteratur“, „Wunder“, „erstaunen“, „öffentliche Versammlung“, „patriotischer Geist“, „revolutionär“. Sie behandelten die Fragen mit scharfem und schnellem Verständnis.

I. Welches waren die Ursachen des großen Impulses, der ungefähr von 1870—1890 dauerte und viele so irre führte, daß sie glaubten, man könne schon mit Ende dieses Jahrhunderts die fremden Missionare aus Japan zurückziehen?

Mr. D. „1. Das Bestreben des Volkes, die Civilisation des Westens für Japan zu erlangen. Man war der Meinung, daß das Christentum und die Civilisation des Westens Zwillinge seien und zusammen aufgenommen werden müßten; so nahm man sie zusammen an. 2. Die Neuheit der christlichen Lehre. Das Christentum brachte eine neue Lehre über Gott, Sünde, Sühne, welche für die Japaner interessant war. 3. Die Predigtweise der Christen war neu und überraschend. In den Theatern wurden öffentliche Versammlungen gehalten. Ein Mann redete zu einer großen Menge und beherrschte sie. Die Lehrer des Konfucianismus pflegten nur zu einigen Wenigen zu sprechen. Die Idee einer großen Bewegung und

<sup>1)</sup> Von Rev. Speer, dem Sekretär des presbyterianischen Board of foreign missions. Miss. Rev. of the World. 1898, 170. Ich hoffe mit der Übersetzung dieser originellen Unterredung über die Stellung Japans zum Christentum den deutschen Lesern einen willkommenen Dienst zu thun.



einer offenen Verkündigung der Wahrheit packte den Volksgeist auf wunderbare Weise. 4. Der Charakter der Missionare. Sie waren wissenschaftlich gebildete Männer und wurden vom Volke als große Weise sehr verehrt. Als Dr. Knor nach Kotschi kam, glaubte das Volk, er wisse alles und verlangte seinen Rat über alles Mögliche von der Fabrikation des Papiers an bis zu den Geheimnissen der Staatskunst. Bis dahin war der Japaner nur mit Geschäftsleuten zusammen gekommen und hatte nur diese kennen gelernt. Der Missionar schien einer höheren Menschengruppe anzugehören. Die Studenten lechzten nach englischer Bildung und, da sie zu Männern wie Dr. Verbeke, Dr. Hepburn und Dr. Thompson kamen, that sich ihnen diese so kund, daß sie sie mit Ehrfurcht und Hochachtung erfüllte. Die Studentenschaft betete die Missionare fast an. 5. Das Christentum wurde eine Macht bei den ersten Konvertiten. Die Veränderung in dem Leben der Christen war so in die Augen springend, daß sie allen Menschen auffiel. Einflußreiche Laien verstärkten diesen Eindruck durch Wort und Beispiel; wenn bei großen Versammlungen das Volk mit Steinen und Kot nach ihnen warf, ja sogar ihr Leben bedrohte, und sie fest und unverrückt für das Evangelium Zeugnis ablegten. 6. Das Verlangen nach Individualismus. Das demokratische Gefühl war stark. Das war Itagakis Motiv. Er war der Führer der Liberalen und verlangte, daß die Stimme des Volkes gehört würde. Er fühlte, daß das Christentum diese Forderung begünstigte. 7. Der Einfluß der Missionsschulen. Diese haben für die Einführung der Civilisation des Westens mehr geleistet als die Regierung oder sonst etwas."

Mr. K. „Männer, wie Herr Fukazawa (der Pädagog und der mächtigste Privatmann in Japan), forderten, daß wir, wenn wir überhaupt als Gleichberechtigte den Fremden gegenüberstehen wollten, das Christentum für Japan haben müßten. Ohne die Ideen des Christentums könnten wir nicht mit den Völkern des Westens verkehren. Englische Sprache und Bildung sei uns unbedingt notwendig, und durch die Missionsschulen könnten wir beides am leichtesten erlangen."

Mr. H. „Dieser Impuls war ungesund, weil er aus einer politischen Anschauung vom Christentum entsprang, aus dem Glauben, daß die Annahme des Christentums für die Europäisierung Japans notwendig sei. Das Bestreben, sich die Art und Weise des Westens anzueignen, war allgemein und erstreckte sich auf hoch und niedrig. Es war eine Wiederkehr der Ara Konstantins. Itagaki begünstigte das Christentum. Obgleich er selbst es nicht annahm, so drängten sich doch seine Anhänger

aus politischen und sozialen Gründen herzu. Besonders meinten die jungen Japaner, die westlichen Völker sähen auf sie herab, weil sie Heiden wären und die Rechte der civilisierten Völkerschaften nicht besäßen und daß der einzige Weg, als gleichberechtigt angesehen zu werden, der sei, sich dem Christentum zuzuwenden. Prinz Iwakura und sein Sohn, welche mit Sir Henry Parkes in 1872 durch England reisten, kamen tief beschämt über den Götzendienst in Japan von England zurück. Da diese Männer weder den Agnostizismus noch den modernen Skeptizismus kennen gelernt hatten, so sahen viele im Christentum eine rationalistische Religion und wendeten sich ihm zu, um der Schmach des Götzendienstes zu entfliehen.“

Dr. Imbrie und Dr. Alexander, welche zugegen waren, machten noch darauf aufmerksam, daß der Impuls in eine Zeit fiel, wo noch kein Parlament einberufen war. Dann aber nahm seine Einberufung und der Regierungswechsel die Thatkraft und das Volksleben völlig in Anspruch, und so ging dem Christentum der Vorteil verloren, den es dadurch besaß, daß sein Gedankenreichtum die bisherige Leere ausfüllte.

## II. Welches waren die Ursachen der Reaktion?

Mr. K. „Die Ursachen der Reaktion waren wie die des Impulses politischer Natur. Führer wie Inouye und Ito, welche das Christentum angepriesen hatten, änderten ihre Ansichten und gingen sogar so weit, die Buddha-tempel öffentlich mit Ostentation zu besuchen und die Zeremonieen der Anbetung zu vollziehen. Das Volk fing an zu fühlen, daß die Hineigung zum Christentum übertrieben gewesen war und daß die übereilte Nachahmung der Art und Weise der Westvölker sie in deren Augen herabsetze. So entwickelte sich ein konservatives Fühlen. Eine Reaktion gegen den Westen entstand. Das Volk fing an zu denken, daß das Christentum für Japan nicht passe; für die Völker des Westens möge es gut sein. Man hatte erwartet, daß der Krieg das Christentum über den ganzen Osten ausbreiten würde. Er wirkte aber anders. In Japan ging das Gerücht, daß die chinesischen Christen nicht loyal wären, ja daß sie die japanische Armee unterstützt und ihr den Sieg gewünscht hätten. Deshalb fühlte das Heer und andere, daß das Christentum ein Schaden für das Land sei, welches es angenommen habe. Es habe die Chinesen unloyal gemacht und werde die Japaner auch so machen. Vaterland oder Christus? Ein Mensch kann nicht zwei Herren haben. Die Japaner wählten das Vaterland. Wahr ist es, daß es während des Krieges offene Thüren für Bibelverbreitung und Missionsarbeit gab; aber dies waren

nur die letzten Pulsschläge des früheren Impulses und sie sind jetzt verschwunden.“

Mr. D. „Die jetzige Reaktion ist erheblich und von großer Tragweite. Ein Grund derselben ist das Nationalgefühl. Die Überzeugung hat sich Bahn gebrochen, daß der Fortschritt evolutionär, aber nicht revolutionär sein sollte. Die erste Bewegung für Christentum und Civilisation des Westens war revolutionär. Intelligente Japaner haben das nachher empfunden und verlangen, daß ihre alte Geschichte und Tradition nicht abgerissen und bei Seite geworfen werden. In mancher Beziehung sind aber auch die Christen an der Reaktion schuld und zu tadeln. Sie haben das Christentum falsch dargestellt, so daß es den Eindruck machte, als sei es revolutionär in seinem Wesen und verlange die Ausrottung aller alten Traditionen. Das ungläubige gewöhnliche Volk hält die Christen für Leute, welche unter der Kontrolle der Fremden stehen. Der intelligente Teil des Volkes hegt den Argwohn, daß die Christen um weltlicher Vorteile willen Christen geworden sind und verachtet sie deshalb. Weiter haben die Missionare den Charakter der Evangelisten, Prediger und eingeborenen Befeierten nicht hinreichend geprüft und sie nicht mit Weisheit verwandt. Auch in ihren Methoden haben die Missionare Mißgriffe gemacht. Im Volke hat sich die Meinung gebildet, daß das Christentum nur eine fremde Sache sei und in seiner Reaktion gegen das Fremde, was wir uns nicht zu eigen machen können, hat es sich auch vom Christentum abgewendet. Vielerlei befestigt diese Meinung. Zum Beispiel: wenn Mädchen aus den Missionschulen heimkehren, so mißfallen ihre Manieren den Japanern; die Art, wie sie ihre Füße setzen, erscheint ihnen barbarisch. Außerdem hat sich der Einfluß des Buddhismus besonders in den höheren Klassen vermehrt. In allen sozialen Verhältnissen sind der Beziehungen des Volkes zum Buddhismus sehr viele. Man kann sagen: das ganze soziale und Familienleben ruht auf ihm.“

Mr. H. „Diejenigen, welche aus politischen Motiven der Kirche beitraten, merkten bald, daß die Kirche sowohl wie die Forderungen, die sie stellte, geistlicher Art waren und traten wieder aus. Aber vor allem, die Liebe zum Gelde ist übermächtig geworden. Der Materialismus und der Handelsgeist erfüllen das ganze Volk. Die Leidenschaft fürs Geschäft ist stärker als das geistliche Bedürfnis und Begehren. Die rationalistische Strömung, welche über das Land hinflutete, warf die Kirche in die Defensiv. Sie führte eine apologetische Atmosphäre herbei, welche die

aggressive, Leben schaffende christliche Bewegung ertötete. Die Kirche fing an zu apologetisieren, wo sie bisher angegriffen hatte. Ein gut Teil des Rationalismus verdankt man dem Unterrichtssystem der Regierung, so wie auch der von den gouvernementalen Anstalten herausgegebenen Litteratur, welche das Christentum angreift. Auch der ganze Einfluß der kaiserlichen Universität richtet sich gegen das Christentum als einer für Japan ungeeigneten Religion.“

Mr. U. „Ich glaube nicht, daß eine thatsächliche Reaktion gegen das Christentum vorhanden gewesen ist. Nur die zu seinen Gunsten wirkenden politischen und unlautern Mächte haben ihre Kraft verloren. Die Spreu ist weg geweht worden. Die, welche das Christentum aus intellektuellen Gründen oder mit sittlichem und geistlichem Sinn angenommen haben, sind fest geblieben. Ich glaube nicht, daß der Rationalismus großen Einfluß gehabt hat. Er erschien, um aufzuschrecken, hat sich aber nicht sehr verbreitet. Er entstand aus den Mängeln der alten Religionen und entsprach dem innersten Wesen der japanischen Gemütsart, ehe wir Spencer und Mill kannten. Der wirkliche Feind des Christentums war der alte Rationalismus des Konfucius. Was von wirklicher Reaktion vorhanden ist, ist dem Wiedererwachen der alten nationalen religiösen Ideale zuzuschreiben. Alles in allem aber hat das Christentum fortwährend an Boden gewonnen. Im allgemeinen versteht das Volk das Christentum jetzt besser und schätzt es höher. Das ursprüngliche Wachstum war unnatürlich. Die Kirche ist jetzt stärker und der jetzige Typus der Christen ist ein besserer. Die Zahlen waren damals größer, aber das Christentum ist jetzt stärker.“

Ich sprach die Meinung aus, daß nach dem allgemeinen Urteil der Pastoren und Evangelisten das Volk vor 10 Jahren eifriger und ernster an der Ausbreitung des Christentums arbeitete. Zeigte das nicht eine wesentliche Reaktion in der Kirche selbst an? Mr. U. antwortete: „Das war kein wirklicher und wahrer Eifer. Er war aus der anziehenden Neuheit der neuen Ideen entstanden: ein Gott, das Unrecht und die Thorheit des Götzendienstes, die christliche Idee der Ehe u. s. w. Es war der Zauber des Neuen, nicht geistliche Empfänglichkeit oder Liebe zu den Seelen, der uns fortriß. Das ist meine eigene Erfahrung. Jener Eifer war Aufgeregtheit, wie der Eifer eines Wahlredners in einer Wahlkampagne. Jetzt sind wir von besserem Stoff.“

Mr. S. fügte hinzu: „Jener Eifer war mechanisch und gedankenlos. Das Volk gehorchte den Missionaren und ahmte sie nach. Die Leute zogen



aus und predigten wieder Wort für Wort, was sie gehört hatten. Als sie inne wurden, daß die Worte mehr ausdrückten, als sie in ihrer Erfahrung besaßen, fielen sie ab. Das Geschäft gewann Macht über sie und verschlang ihren religiösen Eifer.“ „Ja“, fuhr Mr. W., ein frommer und allgemein geachteter Pastor, fort, „zuerst nahm das Volk gehorsam und kritiklos die Lehrunterweisungen der Missionare an; aber als deutsche Ideen hereindrangen und das Volk sich in einem Konflikt fand, in welchem es unfähig war, was es so unbedenklich angenommen und gelehrt hatte, nun auch festzuhalten oder zu verteidigen: da strömten die Wogen des rationalistischen Einflusses in die Kirche.“

„Freilich“, schloß Mr. D., „hat eine Reaktion stattgefunden. Die Reaktion entstand aus dem Wiedererwachen der alten Religionen. Und jenes Erwachen ist das Produkt des nationalen Geistes, welcher sich gegen die sklavische Nachahmung des Westens empörte und die alten Religionen als Kiegel gegen das übermäßige Eindringen der Anschauungen des Westens vorschob.“

III. Welches ist die gegenwärtige Beschaffenheit der Kirche? In Bezug auf geistliches Leben? auf christliche Liebeshätigkeit? auf die Lehre?

1. Was das geistliche Leben betrifft. Mr. S. „Ein wirklicher Fortschritt hat stattgefunden. Es ist wahr, viele fallen ab und der äußerlich sichtbare Eifer wird geringer. Der Materialismus hat das Festhalten an geistlichen Interessen geschwächt. Viele Christen haben aufgehört, sich anzustrengen und ihr geistliches Leben ist infolge davon zusammen geschrumpft. Aber dennoch glaube ich, daß ein Fortschritt da ist.“

Mr. K. „Ich denke so: die wahren Christen haben sich nur wenig verschlechtert. Die große Veränderung hat sich bei denen vollzogen, welche von Anfang an schwach waren.“

Mr. J. „Als das Christentum zuerst auftrat, gab es nichts, was die Gemüter abzog. Jetzt giebt es vieles.“

Mr. U. „Ich glaube, daß gerade jetzt das Studium der Bibel sich wieder belebt. Eine wahrere und richtigere Ansicht über die Bibel kommt zur Herrschaft. Zuerst nahmen wir sie nur auf Treu und Glauben anderer an, nicht auf Grund eigener Prüfung. Es sollte mir leid thun, wenn die Christen wieder zu der ersten Art und Weise zurückkehrten. Wir gründen unsere Ansicht über die Bibel jetzt auf vernünftigeren Gründe. Ich liebe die allegorisierende Methode des Bibelstudiums nicht. Ich wollte, wir

hätten in Japan Hilfsmittel, wie sie fortlaufende Bibelklärungen bieten. Unser Predigen wird mehr und mehr biblisch. Man predigte apologetisch und verteidigend über Christentum und den ethischen Inhalt der Bibel. Jetzt predigt man positiver und wir verkündigen die Wahrheiten der Bibel unmittelbarer. In dieser Beziehung haben wir früher geirrt."

„Denken Sie," fragte ich, „daß ein großer Unterschied zwischen der Verbindung des Geistes Gottes mit dem Propheten Jesaias und seiner Verbindung mit Shakespeare stattfindet?"

„Ja," antwortete er, „Shakespeare ist nicht religiös und hat keine Ehrfurcht vor heiligen Charakteren. Jesais war ganz anders. In ihm wohnte Gott und wirkte auf wunderbare Weise. Der Unterschied besteht nicht nur dem Grade nach; es ist ein Unterschied der Art."

„Giebt es noch viel Hausandachten und Bibelstudium in den Familien?" fragte ich.

Mr. W. antwortete: „Nur wenige Familien haben Hausandachten, wenigere als früher. Das ist ein Mangel. Nur wenig in kleinen Kreisen wird das Studium der Bibel getrieben. Das ist auch ein Mangel. Aber der Bibelverein zählt doch 12000 Mitglieder und diese verpflichten sich täglich in der Bibel zu lesen, und ich weiß, die Leute halten ihr Versprechen."

Mr. H. fuhr fort: „Es ist besser geworden mit dem Bibelstudium. Es gehören aber viele Arbeiter zur Kirche, welche früh morgens auf Arbeit gehen und spät heim kommen und dann die Familienandacht vernachlässigen. Die Sonntagschulen hatten in früherer Zeit auch größere Erfolge als jetzt. Das verdankte man aber unlautern Beweggründen."

Mr. U. fügte hinzu: „Unsere Bibelübersetzung ist im Vergleich mit der Jhrigen dürftig. Das bloße Lesen derselben bereitet uns nicht den Genuß, den die englische Bibel Ihnen bereitet. Ebenso können wir nicht gut singen und haben auch nur schlechte Musik. Mit unserer japanischen Musik können wir in unsern Herzen kein frohes Tönen nach Melodien erklingen lassen. Eine „Cotter's Saturday Night" ist für uns unmöglich. Das Christentum schafft christliche Häuslichkeit. Christliche Häuslichkeit wird als ein Besseres anerkannt. Aber wir können kein Gebetsleben in den Familien haben wie die Schotten, weil wir kein Familienleben haben, wie es die Schotten haben. Was „geistliches Leben" betrifft, so fehlte uns sowohl das Wort als auch der Begriff, wenn uns das Christentum nicht beides gebracht hätte. Wollte man zu dem Volke draußen von „geistlichem Leben" sprechen, so würde man ihm ganz unverständlich sein."

„Als der Unitarianismus kam“, sagte Mr. W., „wurde dadurch der Glaube in ganz Japan erschüttert und das geistliche Leben verflachte sich; aber bald lehrte die Erfahrung, daß in den Lehren der Unitarier weder Saft noch Kraft war. So ist man zu dem früheren Glauben zurückgekehrt und sehnt sich nach Vertiefung des geistlichen Lebens. In unserer letzten Versammlung, der evangelischen Alliance, wurde viel darüber gesprochen, daß man zu dem Bekenntnisse des heiligen Geistes zurückkehren müsse und zu der Lehre des Evangeliums. Die Besprechungen haben uns wieder zu dem heiligen Geiste gebracht.“

2. Was die christliche Liebesthätigkeit betrifft. „Sehen die meisten Pastoren der Church of Christ die Gemeinde als ihr Gebiet der Arbeit oder als ihre Kraft zur Arbeit an?“ fragte ich.

„Meine Gemeinde ist das erstere,“ sagte Mr. H., der Pastor der größten Gemeinde im Lande, „aber sie sollte auch das letztere sein, und ich sollte sie dafür ansehen.“ Dem stimmte jeder für sich bei.

„Ich denke, wir geben eben so reichlich, wie die Christen in Amerika,“ sagte Mr. U. „Das Durchschnittseinkommen eines Mannes beträgt monatlich ungefähr 10 Yen (20 Mk.), das einer Familie das Doppelte. Im letzten Jahre betrug die Opfergabe eines jeden Gemeindegliedes durchschnittlich 2 Yen. In meiner Gemeinde lieferte durchschnittlich jeden Monat jedes Glied über eine Mk. In meiner Kirche sind 20 Männer, welche die Gebetsversammlungen leiten können.“

„Ich habe zehn, welche es thun können und welche auch sonst in der Gemeinde thätig sind,“ fügte Mr. J. hinzu.

„Und ich habe zwanzig,“ sagte Mr. H.

„Ist die Weise, zu den Christen zu reden, das Wesentliche Ihres Amtes, oder vielmehr die, sie als eine Gemeinschaft beim Gottesdienste zu leiten?“ fragte ich. Alle gaben zu, daß das erstere der Fall, aber daß das letztere wünschenswerter sei.

„Unsere Konvertiten kommen zu uns durch, ein Netzwerk von allerlei Einflüssen,“ sagte Mr. U. „Familienabende, Freundschaften, Verwandtschaften u. s. w. Wir sollten diese Beziehungen pflegen, indem wir das Volk zur Mitarbeit benutzen.“

„Es ist besser,“ fuhr Mr. J. fort, „freiwillige Arbeiterinnen zu haben als bezahlte Bibelfrauen. Die Heiden vertrauen ihnen und ihrer Botschaft leichter.“

„Einige aus meiner Gemeinde laden ihre Freunde während der Woche in ihre Häuser ein, und ein Prediger oder ich selbst gehen hin

und sprechen zu ihnen. Diese Zusammenkünfte helfen zum Wachstum meiner Gemeinde.“

3. Was die Lehre betrifft. Mr. H. „Die theologische Diskussion ist am Aussterben. Meine Gemeinde ist des Redens über die Bibel satt. Das Volk schätzt jetzt die Bibel selbst, den heiligen Geist und Christus wieder mehr.“

„Ja,“ fügte ein anderer hinzu, „das Volk ist der Diskussionen müde und verlangt Brot. Wir haben über alle Dinge unter dem Himmel geredet und kehren nun zum Leben zurück, was Speise und Trank ist.“

IV. Was ist jetzt der Geist des japanischen Volkes? Alle riefen wie aus einem Munde: „Industrialismus ist der alles beherrschende Zug der Zeit. Die Aristokratie des Geldes ist die neue und höchste Aristokratie. Früher war der Händler verachtet. Er rangierte unter dem Handwerker und unter dem Farmer. Die „Samurai“ lehrten ihren Söhnen, die Berührung des Geldes für gemein und erniedrigend zu halten. Jetzt steht der Kaufmann über dem Beamten und der Großkaufmann über dem Adel. Die Geldanbetung ist unser furchtbarster Feind. Wir brauchen Geld, um es für bessere Nahrung, reichere Kleider und für Vergnügen auszugeben. Wir sind eine gewinnstüchtige Nation geworden. Wem verdanken wir das? Der Einführung der Civilisation des Westens, den besseren Verkehrsmitteln, dem Begehr nach Macht. Geld, Reichtum — das ist das Geheimnis der nationalen Macht.“ Einer oder zwei machten Einwendungen dagegen und erklärten, daß man das Geld nur um materieller Behaglichkeiten willen begehre. Das mag in Bezug auf die Einzelnen wahr sein, aber nicht in Bezug auf das allgemeine Streben des Volkes.

„Und Nationalstolz,“ fuhren sie fort, „ein falsches Ehrgefühl des Einzelnen und des ganzen Volkes. Dieser ist durch den Krieg mit China sehr gestärkt worden, aber seine eigentliche Quelle liegt im Konfucianismus, und durch das feudale System wurde er seit Jahrhunderten genährt. Und der Nationalstolz, welcher aus der Loyalität gegen Kaiser und Vaterland entsprang, hat die Demokratie verschlungen. Man hat viel über Volksrecht und Freiheit geredet, aber die Demokratie ist tot. In ihrer besten Zeit war sie nichts weiter als eine Waffe, welche die Opposition zu Angriffen auf die Regierung benutzte. Die Waffe arbeitet aber jetzt nicht mehr gut. Der Nationalstolz hat auch eine Wiederbelebung des Buddhismus und des Schintoismus herbei geführt. Das Christentum hat die alten Religionen zu neuem Leben erweckt, indem es jene Wendung herbei-



führte, die den Geist der patriotischen Verteidigung und der nationalen Loyalität in sie hineinlegte. Als der erste Hauch für die Wissenschaft des Westens verflohen war, sahen sie ein, daß Wissenschaft allein nicht genüge, und Vaterlandsliebe wendete sie den alten Religionen wieder zu. Außerdem lehrte das Christentum den Buddhismus, wie er arbeiten müsse durch Predigen, Schulen, Sommerversammlungen, Bibelfrauen u. s. w. Der Buddhismus hat alle Einrichtungen der Mission nachgemacht. Handelsgeist und Weltfinn einerseits und Nationalismus und Patriotismus andererseits, das sind die Quellbrunnen des Lebens im heutigen Japan."

"Aber was halten Sie von uns?" fragten sie plötzlich. "Sie können uns besser beurteilen. Wir müssen jemand haben, der draußen steht, um uns gerecht und streng zu beurteilen. Sagen Sie uns Ihre Meinung."

"Gut," sagte ich, "ich denke — aber was ich denke, gehört in ein anderes Kapitel. Dieses Kapitel sollte davon handeln, was einige intelligente, ehrenwerte, scharfsinnige Japaner über sich und ihr Land denken. Was wünschten Sie, daß ein Freund Japans in Amerika sagte, wenn behauptet wird, daß Japan veränderlich ist?"

"Man kann nichts dagegen einwenden," antworteten sie, "denn die Behauptung ist wahr. Unsere Hoffnung beruht darauf."

## Missionsrundschau.

### West-Afrika III.

Von F. M. Zahn.

Ein zweites Arbeitsgebiet der Wesleyaner, deren Arbeit auf der Goldküste wir besprachen, liegt auf der Sklaventküste, im Yorubalande. Dies wichtige Missionsgebiet hat ganz besonders viel von dem Wettkampf europäischer Mächte um den Besitz Afrikas gesehen. Die Engländer haben die Kolonie Lagos, die sich lange Jahre auf den Küstenrand beschränkte, ins Innere ausgedehnt, und ihr Protektorat erstreckt sich jetzt weithin übers Yorubaland. Daneben ist im Osten von Lagos das Niger-Delta-Protektorat gebildet. Die Ermordung von Beamten des Protektorates in Benin hat zur Vernichtung dieses blutbefleckten Königreiches im Westen des unteren Niger und zur Einverleibung desselben in das Protektorat geführt. Am oberen Niger hat die Royal-Niger-Kompagnie ihr Regiment, das sich im letzten Jahr durch den geschickt geführten Krieg gegen den Emir von Nupe und die Züchtigung von Florin erweitert und befestigt hat. Es ist ein wenig übertrieben, die Schlacht von Bida im Januar 1897 mit der von Plaffen und die Gründung von Nigeria, wie

man ganz passend das Gebiet der Gesellschaft nennen will, mit der Gründung des indischen Reiches zu vergleichen, aber ein wichtiger Schritt zur Umgestaltung Afrikas ist dort am Niger geschehen. Diese britischen Bewegungen sind teils Folge, teils Ursache für französische Erwerbungen im Westen der Sklavenküste und im Innern geworden. Die einst vernachlässigte Besitzung an der Küste ist schon durch die Unterwerfung von Dahome sehr gewachsen, und Frankreich sucht von hier aus Verbindung mit seinen nordafrikanischen Kolonien und Zugang zum mittleren Niger. Während die Verhandlungen der französisch-englischen Grenzregulierungskommission sich in Paris endlos hinziehen, stehen hier und da an Ort und Stelle in derselben Stadt englische und französische Soldaten einander gegenüber in der auf beiden Seiten gehegten Hoffnung, bei der Entscheidung als *beati possidentes* gelten zu können, während sich die Zeitungen beider Länder nicht wenig gegeneinander erhitzen. Wir bemerkten schon früher, daß für die evangelische Mission jeder Sieg des römisch-katholischen Frankreichs und, wir müssen wohl hinzufügen, Rußlands, das sich auch bereits im Osten Afrikas anmeldet, eine Niederlage bedeutet; denn wo diese Mächte herrschen, ist die evangelische Mission gehindert oder ganz unmöglich, während man hoffen darf, daß eine neue Erwerbung von Seiten Deutschlands und Englands allen Missionen freie Bahn giebt. In Afrika kämpfen aber nicht nur christliche Mächte mit einander, sondern es handelt sich auch darum, ob der Islam oder das Christentum den Erdteil haben soll. In einer früheren Rundschau ist auf die Wichtigkeit dieser mittleren Strecken von Westafrika aufmerksam gemacht worden. Auch hier dringt der Islam vor, aber es ist ein breiter Rand geblieben, wo eine ungehinderte christliche Missionsthätigkeit sich entfalten und einheimische christliche Kirchen sammeln kann, die einmal geistlich kämpfend Afrika für das Christentum erobern können. Diese günstige Lage ist durch das Vordringen der christlichen Mächte noch verbessert. Sie haben der Mission weiteren Spielraum und längere Frist erworben, um eine Vornwärtsbewegung ins Innere Afrika vorbereiten zu können. Denn es sind zum Teil mohammedanische Mächte, die unterworfen und ihrer Herrschaft über die Heiden beraubt werden. Insbesondere die Expedition gegen Rupe hat in weiten Gebieten die Macht des Islam gebrochen. Das wird in dem ganzen mohammedanischen Afrika gefühlt werden. In der Einleitung zu einem Buch des Lieutenant Bandleur über die Kriege am Nil und Niger erzählt Sir G. Goldie, der Gouverneur der Niger-Kompagnie, daß vor zwölf Jahren Plakate des Mahdi von Khartum in Bida am Niger, 2000 miles von Khartum entfernt, angeschlagen waren, und daß im letzten Jahre der Khalif von Omdurmann nach Sokoto und Rupe Briefe sandte, in welchen er die dortigen mohammedanischen Herrscher an ihre Pflicht erinnerte, die Christen aus ihren Staaten zu vertreiben. Der Islam durchs Schwert groß geworden, wird wohl auch durchs Schwert umkommen.

In diesem Terrain hat die Wesleyanische Mission ihre Lagos-Mission. Von Westen her ist der erste Distrikt Klein-Popo, der, jetzt in deutschen Händen, von uns schon besprochen wurde. Der nächste Distrikt ist Porto Novo, wo die Wesleyaner ganz allein christliche Mission treiben. In den vier anderen Distrikten, Lagos, Abeokuta, dem „innern Yoruba“ und Tjebu Remu, arbeiten neben ihnen außer den Römischen noch Anglikaner und amerikanische Baptisten. Wenn auch zum Missionshandwerk etwas Klimperey gehört, so ist es vielleicht verzeihlich, daß gelegentlich von dieser Mission als einer in „West-Central-Afrika“ geredet wird. In Wirklichkeit ist

der am weitesten ins Innere vorgeschobene Arbeitsposten, Ogbomosho, doch nur etwa 200 Kilometer von der Küste entfernt, und da Afrika gerade hier immerhin einige vier- oder fünftausend Kilometer dick ist, gehören die ersten paar hundert Kilometer doch wohl nicht zum Centrum. Überhaupt liegt die Macht dieser Mission an der Küste. Sie zählt im ganzen nach Abzug von Klein-Popo 2089 Vollglieder, — der Zuwachs in den drei letzten Jahren beträgt 302 —, von denen auf den Circuit Lagos über die Hälfte, 1425, kommen. In den drei inneren Circuits sind nur 464 Vollglieder. Das wird auch wesentlich nur anders werden, wenn sich die Wesleyaner entschließen, ihre Mission zu einer afrikanischen zu machen und ihre Gemeinden, Prediger und Lehrer volkstümlich zu erziehen und dann unter tüchtiger europäischer Leitung in den Krieg zu führen. Man freut sich, wenn man liest, daß der eingeborene Pastor Marshall in Porto Novo die Bibel in die Popo-Sprache übersetzt und im Neuen Testament bis zu den Briefen gekommen ist, so daß die Leute wenigstens einige biblische Bücher in ihrer Sprache in die Hand bekommen. Ob diese Popo-Übersetzung mit Recht „Dahome-Bibel“ genannt wird, möchte zweifelhaft sein. Die früheren Missionare der R. M.-G. waren der Hoffnung, daß die Ezechielbibel für Dahome dienen werde. Nebenbei bemerkt hat die Schreibweise „Dahomey“ keine Berechtigung. Me heißt Raum, Gebiet und dient zur Bildung von Ländernamen: Agotime, Avatime, Dahome u. a.

Auch bei dieser Mission ist zu beklagen, daß man so ungemein wenig von ihr hört. Manchmal werden interessante Sachen erwähnt, aber wie sie ausgegangen, erfährt man nie. Im Februar 1895 war der eingeborene Pastor Ch. B. Macaulley gestorben. Da große Verlegenheit dadurch entstand, bot sich der eben zu seiner Erholung nach England gekommene Missionar Ch. R. Johnson an, auf eigene Gefahr wieder in die Arbeit nach Lagos zurückzukehren. Der Vorstand dankte für dies tapfere Anerbieten, überließ es aber den Sekretären mit den Ärzten darüber zu entscheiden. Der Leser, der sich für den tapfren Mann erwärmt hat, möchte gern hören, wie es denn weiter gegangen. Allein er erfährt nichts. Zwei Jahre später jedoch erwähnen die Wesleyanischen Notices gelegentlich, daß dieser Johnson für einige Jahre als Vertreter der Britischen Bibelgesellschaft nach Westafrika gegangen ist. Oder man liest von einem Prinzen Adeniyiwa aus Tjebu Remu. Er hat England besucht und dort viele Teilnahme gefunden. Es ist ein Mann, der aus seinen Mitteln drei Gehilfen unterhält. Von diesem Prinzen erzählt der Bericht für 1895, daß er der Synode in Lagos vorgeschlagen habe, vom Könige und den Häuptlingen seiner Heimat Land zu erwerben, ich verstehe, sich schenken zu lassen und aus demselben eine Missionsfarm oder Kolonie zu machen, durch welche die Missionsgehilfen unterhalten werden, und von der aus das Evangelium ringsum verbreitet werden sollte. Er selbst wollte ein Haus geben für ein Seminar, wenn man dies glaube benutzen zu können, und der Vorstand das Geld für diese Bildungsanstalt geben wolle. Das versetzt einen in die mittelalterliche Mission, und man möchte gerne hören, wie es mit dem Experiment weiter gegangen. Aber man hört nichts mehr.

Ein solches Seminar besitzt übrigens diese Mission schon länger. In Lagos ist sogar schon eine höhere Töchterchule gegründet. Der Grundstein wurde im Herbst 1896 gelegt, und das Gebäude sollte doch wohl schon fertig sein. Eine Europäerin war für die Leitung ins Auge gefaßt. Dagegen ist die „Hochschule“



für Knaben oder junge Studenten schon eine alte Gründung und ganz in den Händen eingeborener Lehrer. Der letzte Direktor, Pastor Suba, hat allerdings seine Ausbildung zum Teil in Europa empfangen; 1881 bis 1885 war er in England. Seitdem hat er als Vice-Prinzipal und Prinzipal der Schule vorgestanden, an der er in früheren Jahren auch schon wirkte. Die Schülerzahl hob sich unter seiner Leitung von 38 auf 77. Warum der sehr anerkannte Mann, der ein Vierziger ist, also in den besten Jahren, die Arbeit aufgegeben und jetzt als Pastor in Klein-Popo arbeitet, wird nicht gesagt. Das methodistische Prinzip, die Arbeiter oft zu wechseln, würde nirgends so wenig am Platz sein, als in der Schularbeit, insbesondere der afrikanischen. Diese wird auch hier unter dem englischen Regiment mit allen den Vorteilen, den pekuniären, und vielleicht auch einigen wenigen pädagogischen, getrieben, die das englische Regierungsschulsystem bietet. Die großen Nachteile, daß die Schulen entnationalisiert werden, treten um so stärker hervor, als das Vorwiegen des Englischen ohnehin die schwache Seite der Wesleyanischen Mission ist. In Anbetracht der Anziehungskraft, den englischer Unterricht auf einen Afrikaner hat und der Vorteile, die ein bißchen englisch Reden und Schreiben in einer Handelsstadt, wie Lagos bringt, ist übrigens die Schülerzahl nicht groß. Dieselbe ist in den letzten drei Jahren fast gleich geblieben und beträgt nur 1228. Wenn man die Junior members der Gemeinde, die ich nicht angegeben finde, nach dem Verhältnis an der Goldküste berechnet, so zählt die Lagos-Mission an vollen und junior Mitgliedern 3517. Auf 100 Kirchenglieder kommen dann 35 Schüler, in der Nord-deutschen Mission kommen auf 100 Christen 47 Schüler.

Diese Mission ist bekanntlich eine Tochter der Sierra Leone-Mission und hat deshalb gleich mit eingeborenen Gehilfen beginnen können. Diese Geschichte erklärt es, daß hier das Eingeborenenelement stark hervortritt. Neben 19 eingeborenen Pastoren und 56 sonstigen bezahlten Gehilfen arbeiten in dieser Sektion fünf Europäer. Das ist mehr als in den andren drei westafrikanischen wesleyanischen Missionen, aber m. E. doch viel zu wenig, als daß so eine eingeborne Kirche von über 3000 Christen für die Missionierung des Yorubalandes in dem Maße verwertet werden könnte, als es bei kräftigerer Leitung möglich wäre. Es ist freilich schwer in Westafrika die Offiziere in genügender Zahl zu stellen, da sie so schnell hinsterven. So verließ am 16. Januar vorigen Jahres der junge Missionar Gifford England und starb schon am 12. Juni in Lagos. Das Jahr davor verlor die Mission den Leiter der Lagos-Sektion, Bryan Roe, wohl den ältesten ihrer Missionare. Irre ich nicht, so ist er im Oktober 1885 zum erstenmal nach Lagos gegangen. Er war auf der Rückreise, kam aber nicht weiter als nach Aeta, wo er am 26. Februar 1896 auf dem Dampfer starb und auf dem Missionskirchhof bestattet wurde. In früheren Jahren war er auch einmal so krank aufs Schiff gebracht, dann aber genesen. Er war damals in Klein-Popo und schwer erkrankt. Sein Kollege und der Arzt standen in der Nacht an seinem Bette und der Arzt sagte: „Der Arme; er wird den Morgen nicht erleben.“ Da schlug der ermattete Mann seine Augen auf und sagte: „O nein! Meiner Mutter Gebete werden mich gesund nach England bringen.“ Sein Kollege beschloß ihn trotz des Widerspruches des Arztes, der ihm alle Verantwortung für diesen gewagten Schritt zuschob, aufs nächste Schiff zu bringen; das ist geschehen, und der Kranke genas. Als später die Mutter starb, war dem Missionar auch dies schmerzlich, daß er eine so treue Beterin an ihr



verlor. In Keta, wo er auch früher schon gewesen, ist er bei den Missionaren der N. M.=G. in gutem Gedächtnis, und seine schwarzen wie weißen Mitarbeiter loben ihn. Sein Wort: „Ein Missionar muß erstlich und vor allem an Gott glauben; zum andren muß er an das Werk glauben, an das ihn Gott berufen hat; und endlich muß er glauben an sich selbst,“ ist mit einem oder auch mehreren Körnlein Salz verstanden, sehr gut. Ein solcher Mann muß schmerzlich vermißt werden — aber der Verlust wird ersetzt und die Zahl der weißen Führer an dieser wichtigen Arbeitsstätte gewiß auf die rechte Höhe gebracht werden, wenn es nicht an solchen fehlt, die mit Roe sagen können: „Laßt uns bereit sein, alles zu verlieren, wenn Afrika kann für Christus gewonnen werden!“

In diesen für die Evangelisierung Afrikas bedeutsamen Gegenden hat auch die Missions-Gesellschaft der Kirche von England eines ihrer Arbeitsfelder. Wie die Wesleyaner hat sie auch in Sierra Leone ihre Arbeit, wovon später die Rede sein muß, aber während jene nicht über das Yorubaland östlich hinaus gegangen sind, hat die Kirchliche Mission sich in das Niger-Delta=Protektorat und in Nigeria ausgebreitet. Diese Gesellschaft ist am längsten von allen evangelischen Missionen in Westafrika thätig. Sie rüstet sich schon ihr hundertjähriges Jubiläum zu feiern, und Westafrika ist ihr ältestes Werk. Ihr Titel: Kirchenmissions-Gesellschaft für Afrika hatte für das erste halbe Jahrhundert eigentlich nur die Bedeutung: für Westafrika. Sie ist hier die bedeutendste Arbeit, wird es aber nicht bleiben, wenn die Verhältnisse sich andauernd so verschieben, wie im letzten Jahrzehnt. Nach den Berichten für 1887—1888 und 1896—1897 sind die wichtigsten Zahlen für 1896 und 1887:

1	2	3	4	5	6 <sup>1)</sup>	
23	49	194	20,294	10,050	7979	1896
12	45	155	21,171	10,110	7945	1887
11 +	4 +	39 +	877 —	60 —	34 +	

In dem Jahrzehnt sind 2460 Erwachsene, 7372 Kinder getauft, Summa 9832, dennoch aber die westafrikanisch-anglikanische Kirche um 877 zurückgegangen, die Schülerzahl nur um 34 gewachsen.

Es ist freilich hierbei in Betracht zu nehmen, daß in dieses Jahrzehnt die Trennung des sogenannten Niger-Delta-Native-Pastorates fällt, von der in der letzten westafrikanischen Rundschau (1895) berichtet wurde. Man hat nicht genug davon erfahren, wie die Sache sich zugetragen, um zu beurteilen, wie sich die Schuld an diesem Schisma auf beide Seiten verteilt. Nachdem man in Überschätzung der Leistungen der eingeborenen Kräfte die Sachen zu lange hatte laufen lassen, wurde der Eingriff nötig, und einige Pastoren des Niger-Deltas mit ihren Gemeinden trennten sich, nicht von der anglikanischen Kirche, wohl aber von der Kirchen-Mission. Doch wie auch die Schuld gelegen haben mag, seit der Riß eingetreten ist, haben sich beide Seiten sehr bemüht, wieder zusammen zu kommen. Die Bischöfe Hill und Lugwell, wie die Pastoren der kleinen Kirche haben einen versöhnlichen Sinn gezeigt, und nach mehrjährigen Verhandlungen hat man sich geeinigt über eine Verfassung der Kirche am Niger-Delta nach Muster ähnlicher Ordnungen für die einheimische

<sup>1)</sup> 1. Europäische Missionare. 2. Afrikanische ordinierte Arbeiter. 3. Sonstige afrikanische bezahlte Gehilfen. 4. Getaufte. 5. Kommunikanten. 6. Schüler.

Kirche in Indien, die auch die Genehmigung des Erzbischofs von Canterbury gefunden hat. Verschiedene Zeugen sagen aus, daß dieses „Native-Pastorate“ sich sehr gut gehalten hat. Diese Afrikaner suchen eine Ehre darin, sich selbst zu unterhalten und haben sogar so viel aufgebracht, daß sie Missionsposten haben anlegen und unterhalten können. Auch der innere Stand scheint gut, in dem einen für Afrikaner so gefährlichen Punkt der Keuschheit sogar besser, als sonst in den dortigen Gemeinden. Der Archidiacon Crowther, der im vorigen Jahre in England und auch in der Committee war, sprach sich dort günstig über die Missionsthätigkeit seiner Kirche aus. Diese Trennung muß bei Beurteilung der Zahlen berücksichtigt werden. Im letzten Bericht (1896—1897) sind die vier Pastoren, außer Crowther noch ein Schwiegersohn des Bischofs, wieder in die Listen der Gesellschaft aufgenommen und von uns oben auch schon mitgezählt. Dagegen sind die sonstigen statistischen Zahlen noch nicht in die Tabellen aufgenommen. Im Report werden aber (S. 87) einige Zahlen genannt; man rechnet da 2965 Getaufte zusammen. 1877 war die Zahl der Christen am unteren Niger 2138 und somit wäre hier am Niger der Zuwachs 827 Seelen, die Zunahme der ganzen Mission also 2088.

Das ist besser als eine Abnahme, aber als z e h n j ä h r i g e Zunahme einer jungen Christenkirche unter den Heiden ist es doch sehr wenig und sollte zu ernster Untersuchung veranlassen. Wie bedenklich dieses geringe Wachstum ist, tritt noch mehr hervor bei einem Vergleich mit anderen Missionen. Wir lassen die Niger-Mission beiseite, da es nicht billig ist, eine gespaltene Mission mit einer in Einigung starken zu vergleichen. Auch Sierra Leone ziehen wir nicht zum Vergleich heran, da dort eigenartige Verhältnisse obwalten. Dagegen wird es angehen, die Baseler Mission auf der Goldküste mit der anglikanischen Mission in Yoruba zu vergleichen. Beide Gesellschaften sind leistungsfähig; sie können, was in Westafrika noch dringender nötig ist, als anderswo, wenn es darauf ankommt, mit Kraft einsetzen. Beide arbeiten unter dem Schutz der englischen Regierung. Die Völker auf der Gold- und Sklavenküste sind sich verwandt. Es ist auch weder in dem einen noch dem andern Arbeitsfeld, wie es wohl zu geschehen pflegt, der Frühling plötzlich mit Nacht hereingebrochen, daß man das Brausen des Geisteswehens vernimmt, aber nicht zu erklären weiß, woher es kommt. Es sind keine Massenbefehrungen, sondern wenn auch in beiden Missionen mit verschiedenen Zahlen, nur Einzelbefehrungen zu melden. Vergleicht man diese so gleichartigen Missionen auf der Goldküste und im Yorubalande, so zählte Basel 1887: 7310, die Kirchenmission 6450, also 760 weniger. Nach zehn Jahren zählt Basel 14,914, die Kirchenmission 7780, also 7134 weniger. Vor zehn Jahren fast gleich stark, ist die Goldküsten-Mission fast noch einmal so groß geworden. Dieser gewaltige Unterschied erklärt sich daraus, daß die Baseler mehr gewonnen und weniger verloren hat, als die Kirchenmission. Erstere taufte im Jahrzehnt 4864 Erwachsene, also Heiden, letztere 1703, d. h. auf 100 Christen Anfang 1887 wurden dort 66,5 %, hier nur 26,4 erwachsene Heiden getauft. Nach Benns Definition gehört zu einer selbständigen Kirche, daß sie sich ausbreitet. Die Yoruba-Kirche hat sich darin viel schwächer als die auf der Goldküste bewiesen. Die andere Behauptung läßt sich nur auf einem Umwege beweisen. Im Vorbeigehen darf wohl wiederholt werden, daß die Statistik der Kirchenmission, wenn sie sich auch vor anderen englischen auszeichnet, doch nicht genügt. Den wirklichen Stand der Gemeinde kann man nur sicher erfahren, wenn auch der Verlust durch Tod, Aus-

schluß, Auswanderung genau gebucht wird. Aber man kann doch im Groben so rechnen: Basel hat bei 8146 Tausen (Erwachsene und Kinder), eine Zunahme von 7604, also einen Verlust von 542; die Kirchenmission bei 4104 Tausen eine Zunahme von 1330, also Verlust 2774. D. h. auf jedes hundert Tausen verliert Basel 6,6 die Kirchenmission 67,5. Das letztere ist eine erschreckend hohe Zahl, selbst in dem ungemein unwahrscheinlichen Falle, daß sich das Mehr des Verlustes durch eine strengere Kirchengzucht der Kirchenmission erklären ließe.

Es ist natürlich unsere Meinung nicht, diese Gesellschaft herunterzumachen. Seit mehreren Jahrzehnten verfolgt der Referent die Arbeit der Ch. M. S. mit aller Hochachtung und freut sich der gefunden Art, in der das Werk betrieben wird. Es ist dankenswert, daß eine Vereinigung von dieser Größe in einem Jahrhundert herangewachsen ist. Gott hat ihr viele Charismen geschenkt für die Organisation der Arbeit daheim und draußen, und besonders erbaulich ist, daß diese Arbeit keine Geschäftssache, keine nur äußerliche geworden ist, sondern immer wieder die tiefsten und kräftigsten Quellen gefunden Missionslebens in ihr gepflegt werden. Aber dem widerspricht es nicht, daß sie auch Fehler macht, und daß irrige Anschauungen in ihrer Missionsverwaltung zur Geltung kommen. Wir glauben, daß eine solche der Grund ist, warum ihre Mission an einem der wichtigsten Punkte Afrikas so viel weniger ausrichtet, als man mit gutem Recht erwarten dürfte.

Raum braucht es noch gesagt zu werden, daß ebensowenig, oder vielleicht sollten wir sagen, noch weniger, die Arbeiter getadelt werden sollen. Es ist eine Freude und Erbauung, ihnen zuzusehen, den Weißen und den Schwarzen, den Männern und den Frauen. Nach dem apostolischen Worte ist es heilsam, bei den Lehrern ihr Ende anzuschauen. Dazu giebt die westafrikanische Mission nur allzureichlich Gelegenheit. In der letzten Rundschau war noch von der großen Reisegesellschaft die Rede, die in kurzer Zeit dahinstarb. Ein Fräulein Maxwell blieb zwar am Leben, mußte aber sofort umkehren. Sie ist später doch in die Arbeit gekommen, aber damals war von allen sieben Ausreisenden nur einer, Watney, am Leben und an der Arbeit geblieben. Einem dieser fünf, die so früh dahinsanken, dem Missionar Mathias, hat man auf seine Grabtafel ein Wort aus der Ermahnung geschrieben, die einst ein gefangener Missionar gab: „Alleswege sich freuend.“ Er pflegte wohl, so wird von ihm erzählt, sich zu unterschreiben: Ihr fröhlicher M. Das letzte Wort an den jetzigen Bischof Lugwell war: „Lebe wohl, I. Bruder! Vergiß nicht: Alleswege sich freuend!“ Das ist ein Triumphwort in so viel Leiden und Sterben. Watney, den einzigen Überbleibenden, hatten die Eingeborenen „Ogboputalumaozo“ genannt, d. h. der Sklave, der allein überbleibt, wenn der Herr alle anderen verkauft hat. Auch er ist aber am 9. Juni 1895, also ehe sein zweites afrikanisches Jahr vollendet war, in Onitsha von seinem Herrn abgerufen worden. Es ist nicht immer so Schlag auf Schlag gegangen mit den Todesfällen, wie vom November 1893 bis in den Januar 1894. Es giebt Pausen. Aber im letzten Jahr folgten diese Trauerbotschaften doch wieder rasch aufeinander. Am 13. April starb aus der Nigermision Dobinson, den Bischof Lugwell kurz vorher zu seinem Archdeakon am Niger gemacht hatte. Am 3. Mai auf dem Jahresfest hatte Bischof Oluwole noch von dem Veteran Wood in Abeokuta geredet als einem „tower of strength and the Nestor of our counsels“, und am 27. des Monats lief das Telegramm ein, daß Wood heimgegangen sei. Schon am 12. Juni folgte ihm ein ganz junger Missionar aus der



Sierra Leone-Mission, Cog, der erst im Januar hinausgegangen war, und am 30. Juni noch einmal einer aus dieser Mission, Allen, gleichfalls ein junger Missionar, der das Jahr zuvor hinausging. In drei Monaten auf den drei westafrikanischen Arbeitsgebieten vier Verluste! Allgemein gelobt wird Dobinson, der durch sein Wesen sich der Europäer wie Afrikaner Liebe erworben hatte. Lugwell, der 1890 mit ihm hinausging, erzählt, er habe ihn gleich bei der ersten Bekanntschaft als einen feinsinnigen Mann kennen gelernt. Sie fuhren in Liverpool mit einem kleineren Dampfer zu dem draussen liegenden Schiffe, das sie nach Afrika bringen sollte. Die anderen hatten Bekannte in Liverpool, die sie noch begleiteten, nur Lugwell war allein. Sobald Dobinson das bemerkte, verließ er seine Freunde, um sich mit dem Einsamen in ein teilnehmendes Gespräch einzulassen. Sein rücksichtsvolles Benehmen soll viel geholfen haben, den Riß am Niger-Delta zu heilen. Wood war ein alter Missionar; schon 1857 ging er nach Afrika, ist also vierzig Jahre dort thätig gewesen. Dazwischen fällt freilich ein zweijähriger Aufenthalt in England. Er war als Katechist hinausgegangen und hat dann in der Missionsanstalt noch seine Studien vervollständigt, um als ordinierter Missionar zu wirken. Aber auch 38 Jahre ist für Westafrika eine Seltenheit, und ein so langes treues Arbeiten ein großer Segen. Die Kommittee bezeugt ihm, daß „die Gesellschaft auf keinem Arbeitsgebiet einen Missionar gehabt hat, auf den man sich mehr verlassen konnte als auf ihn, was Treue, Selbstlosigkeit und Ausdauer angeht.“ Das ihm angebotene Amt des Bischofs hatte Wood abgelehnt.

Auch hier ist es so, — und dies ist für alle Beteiligten ehrenvoll — daß immer ein Glied sich an das andere reiht. Wood war schon 31 Jahre in Afrika, als er sich verheiratete. Seine Frau war die Tochter des Kanonikus Green, der ihn für den Missionsdienst vorbereitet hatte, und unter dem er dann in der Missionsanstalt sich noch völliger ausbildete. Die Witwe, die Vater und Mann in einem Jahre verlor, ist zunächst nach England heimgekehrt, hat sich dann aber angeboten, auf eigene Kosten weiter in der Mission zu arbeiten. Im letzten Dezember ist sie wieder nach Abeokuta zurückgegangen. Als die Nachricht von Dobinsons Tode kam, bot sich Dr. Battersby an, hinauszugehen für die Zeit, daß Bischof Lugwell in England sei. Dr. Battersby war früher am Niger, steht aber jetzt einer Anstalt in London vor, in welcher Missionare noch ärztlich etwas ausgebildet werden. Ein anderer Missionar Toase, der gleichfalls gesundheitshalber Afrika verlassen mußte, bot sich nach den letzten Nachrichten an, wieder einzutreten. Er ist auch angenommen.

So viele Beweise werden in dieser Mission fortwährend gegeben, daß hier keine Mietlinge die Arbeit thun. Und mit den Männern wetteifern die Frauen, die ziemlich zahlreich vertreten sind. Wenn es nicht so ganz selten vorkommt, daß diese Fräulein in der Mission heiraten — Bischof Lugwell ist einer der Missionare, die eine der Mitarbeiterinnen noch in andrem Sinne zu seiner Gehilfin gemacht hat — so ist das nicht so sehr zu bedauern. Auch als Missionarsfrauen thun das sie wichtigen Dienst. Es ist zuweilen vorgekommen, daß diese Fräulein auf einer Station waren, wo zur Zeit kein Europäer sich aufhielt; das ist nicht schön. Auch hier und da geschieht etwas, das unserm Gefühl nicht gefällt. Aber die Grenze auf diesem Gebiet läßt sich nicht allgemein gültig ziehen; die Sitte des Volkes, dem die Frau angehört, bestimmt, was schädlich ist. Eine englische Frau kann manches thun, ohne Anstoß zu



erregen, was bei einer deutschen unweiblich sein würde. Rücksicht ist auch zu nehmen auf das Volk, unter dem man missioniert, und das scheint nicht genug bedacht zu werden. Im ganzen treiben aber diese Frauen, was ihnen zukommt, Erziehung des weiblichen Geschlechts, Hilfe in den Dispensaries unter Kranken und Evangelisationsarbeit, d. h., wie wir verstehen, unter den Frauen. Es scheint fast, als ob die Frauen eifriger als die Männer das Sprachstudium treiben, wenigstens ist öfter davon die Rede. Meines Erachtens lernen sie dieselbe auch leichter als die Männer für den praktischen Bedarf, auf den es hier ankommt.

Die Todesfälle des letzten Jahres haben der Kommittee, wie es scheint, eine Menge von Briefen eingetragen mit Kritiken und Ratschlägen, in denen wohl auch ausgesprochen ist, daß die Missionare in Westafrika mehr sterben, als die Europäer anderer Berufsarten. Die Kommittee oder der Intelligencer scheinen sich zu der entgegengesetzten Ansicht zu neigen, daß vielmehr die Missionare besser fahren als die anderen Europäer. Ein Herr von einer schottischen Lebensversicherung hat bei Vergleichung von 312 Missionarsleben in Westafrika herausgerechnet, daß die Sterblichkeit derselben 4,7 % ausmacht, während ein anderer in einer Zeitschrift für Versicherungsweisen die Sterblichkeit unter den Regierungsbeamten dort auf 5,2 % berechnet. Wir erlauben uns diese Rechnungen für sehr unsicher zu halten. Der Gouverneur von Lagos, Sir S. Carter, hat in einem Vortrag im Kolonial-Institut das gleiche behauptet, aber offenbar eine ganz unrichtige Rechnung gemacht. Er hat die Zahl der Missionare genommen, die gerade da waren, und die Todesfälle des Jahres und so den Prozentsatz herausbekommen. Natürlich mußte er mit gleichem Verfahren den Prozentsatz der anderen Europäer berechnen. So findet er, daß in dem ungesunden Jahre 1896 von den übrigen Europäern 20, von den Missionaren 6,5 % starben. Allein dies Verfahren ist ganz irreführend. Wenn man zum Beispiel 5 Missionare mit 5 Beamten vergleicht und die Todesfälle auf beiden Seiten, unter den Missionaren ist aber ein Wood nach 40jährigem Dienste, ein Dobinson nach siebenjährigem Dienste gestorben, auf der anderen Seite sind dagegen überhaupt keine Leute da, die sieben Jahre in Afrika waren, dennoch sind einige von ihnen gestorben, so sagt der Prozentsatz keineswegs, wie groß die Widerstandsfähigkeit des einen und anderen Berufes gegen das Klima ist. Wenn hunderte und tausende verglichen werden könnten, so gliche es sich einigermaßen aus, aber auch dann wäre die Rechnung verkehrt. Die anderen Europäer entziehen sich öfter und schneller der Gefahr. In den 36 Jahren, die ich Quitta (Keta) kenne, sind nur ganz wenige britische Commissioners gestorben, aber die meisten sind auch weniger als ein oder zwei Jahre geblieben. Eine richtige Rechnung würde nur herauskommen, wenn man den genau berechneten Aufenthalt der Europäer verschiedener Berufsclassen und die Zahl derselben benutzte. Vermutlich würden dann die Missionare im Ganzen günstiger zu stehen kommen, während ich doch glaube, daß bloß die Personenzahl und die Todesfälle gerechnet es dabei bleiben wird, daß mehr Missionare sterben, als Europäer anderen Berufs.

Das wird sich nicht ändern lassen. Die Christen werden dies Opfer bringen müssen, wenn Afrika für ihren Herrn soll erobert werden. Vorsicht in der Auswahl der Arbeiter, Vorsicht im Leben wird die Zahl der Opfer etwas vermindern. Nach einigen Berichten scheint es fast, als ob die Missionare der Kirchenmission keine Rücksicht auf die Regenzeit nehmen in Bezug auf das Reisen. Auffallend ist auch,

daß junge Missionare sofort reisen. So wurde der Missionar Cox gleich nach seiner Ankunft auf eine dreiwöchentliche Reise mitgenommen. In der N. M.-G. dürfen junge Missionare nur ausnahmsweise auf besondere Erlaubnis des Stationsvorstehers reisen, und auch zurückkehrende Missionare halten es für weise, nicht sofort zu reisen, sondern erst sich wieder ein wenig einzuleben. Solche Rücksichten sind gut, aber ein westafrikanischer Missionar muß sein Leben in die Hand nehmen. Am wenigsten wird ihm der Rat des Bischof Ingham helfen. Derselbe fordert, daß alle diese Männer sich in Ostindien oder Westindien acclimatilisieren, ehe sie nach Westafrika gehen, daß nur unverheiratete Missionare ausgesandt werden, und daß den Missionaren dort das Heiraten verboten werde. Das ist ein merkwürdiger Umschlag. Vor drei Jahren hatten wir zu melden, daß dieser Mann als Ehrenretter für Sierra Leone aufgetreten sei, dem man ganz mit Unrecht den Namen des „Kirchhofes der Weißen“ angehängt habe, und jetzt dieses Urteil! Ich weiß nicht, ob irgend eine Erfahrung dafür vorliegt, daß ein Aufenthalt in den beiden Indien immun macht gegen die Malaria; es scheint mir überaus unwahrscheinlich. Der andere Rat aber würde nicht nur die größten sittlichen Gefahren mit sich bringen. Es ist zu bedauern, daß ein evangelischer Bischof, der sich 14 Jahre um Afrika verdient gemacht hat, einen so verderblichen Rat gegeben hat. Die Europäer an der Westküste leben in einem sittlichen Sumpf. Menschlich geredet wird das nicht anders, bis sie nicht, wie einzelne Beamte und Kaufleute angefangen haben zu thun, mit ihren Frauen dort leben. Sie werden sich auf die bischöfliche Autorität berufen können, wenn sie dies nicht thun, und ohne diese Autorität für sich die Folgen ziehen, die man überall an der Westküste zu beklagen hat. Die unverheirateten Missionare aber werden erst recht sterben. Wenn ich eine Sache zu nennen wüßte, die handgreiflich den Gesundheitsstand der Missionare hebt, so ist es die Gemütlichkeit, der gute Tisch eines Hauses, dem eine weiße Frau vorsteht. Die Missionare brauchen nicht alle zu heiraten, aber alle unverheirateten werden dankbar sein, wenn einer oder zwei der Brüder ihnen den Dienst thun, den das Ehepaar Aquila und Priscilla dem Paulus in einem gesunden Klima geleistet hat und werden in etwas anderem Sinne, als Paulus jenem Ehepaar, den Missionseheleuten ihr Leben verdanken. Als Bischof Lugwell im letzten Dezember den Niger hinabfuhr, begegnete er vier Dampfern, die hundert Engländer an Bord hatten, von denen 60 Beamte der N.-Niger.-G. waren, die ihre verschiedenen Plätze in Nigeria einnehmen wollten. „Heute, schreibt er, sind 120 Engländer in Sokoja, davon ist einer ein Missionar. Das Klima scheint dem Auswärtigen Amt nicht Rot zu machen, noch den Mut der britischen Soldaten oder Regierungsbeamten zu affizieren; Panik in der Kirche Christi angesichts solcher Thatfachen wäre gewiß eine Schande.“

Nicht erschweren, sondern vermehren sollte man die Ausfendung von Europäern nach den westafrikanischen Arbeitsgebieten, wenn man dies kann. Auch gesundheitlich ist das wünschenswert, denn Überbürdung mit Arbeit und Sorge ist ein Fiebererzeuger oder doch Beförderer. Und wenn man eine so opferreiche Mission treibt, so kann man doch nur wünschen, mit den Opfern möglichst viel zu erreichen. Ein Hauptgrund, warum die Baseler, wie unser Vergleich zeigt, so viel mehr gewonnen und so viel weniger verloren haben, ist, daß sie mehr europäische Arbeiter haben und hatten. Für die 7310 Christen 1887 hatte Basel 42, für die 14,914 in 1896 60 Europäer. Die Kirchenmission hatte für ihre 6450 Christen vor zehn Jahren nur

7 und 1896 auch nicht mehr. Dazwischen ist die Zahl aber noch kleiner gewesen. Das Missionswerk in den meisten Missionsfeldern der Gegenwart ist nicht nur ein Werk der Befehrung, sondern auch der Erziehung. Um das eine vorzubereiten, und noch mehr um das andere fortzuführen, bedarf es der Stetigkeit. Unterbrechungen in der Arbeit sind ungemein schädlich. In Lokoja arbeitet ein Europäer; die Krankheit treibt ihn fort, und ein halbes Jahr bleibt der Posten unbefetzt. Hatte der Arbeiter das Eisen fast zum Glühen gebracht, so ist es gewiß in dem halben Jahr wieder kalt geworden, und der Nachfolger kann von vorne anfangen. In Lagos ist ein für einen Europäer bestimmter Posten unbefetzt, und man nimmt den Missionar, der in Ibadan arbeiten sollte, dort weg, um hier die Lücke zu stopfen. Oder man legt den Bischof Oluwole, der seine Geistlichen beaufsichtigen und anregen sollte, an den höheren Schulen in Lagos fest. Ich weiß nicht, ob die Regel, daß jeder europäische Arbeiter nicht länger als zwei Jahre in Afrika bleiben darf, nur für den Niger oder für alle westafrikanischen Plätze der Kirchenmission gilt. Aber drei Jahre wird gewiß das höchste Maß der jedesmaligen Arbeitsdauer sein, wenn's gut geht. In diese Arbeitszeit fallen aber alle Fieber, die tage- oder wochenlang die Arbeit unmöglich machen. Diese bleibt also liegen, wenn nicht die europäische Besatzung so stark ist, daß ein anderer da ist, der aushelfen kann. Ebenso tritt eine halbjährige Pause, oder eine noch längere ein, wenn nicht für den auf Urlaub gehenden Arbeiter die Ablösung da ist. Es liegt auf der Hand, wie wichtig eine starke europäische Besatzung ist, wenn man auf diesem mit Gräbern besäeten Acker die Frucht so reichlich einern will, als es möglich ist.

Daß dies nicht völlig anerkannt ist, hat seinen Grund in einer Überschätzung der Hilfe, die von den Eingeborenen jetzt schon geleistet werden kann. Diese hatte einen Stoß bekommen durch die Erfahrungen in den letzten Jahren des vortrefflichen Bischofs Crowther. Aber überwunden ist der Irrtum nicht, vielmehr scheint er neuerdings wieder neue Kraft bekommen zu haben. Auf dem Jahresfest hat der Kanzler Smith die Gesellschaft gegen den Vorwurf verteidigt, daß sie in hundert Jahren keine selbständige Kirche gegründet habe. Er wies dann auf die Kirche am Niger und erklärte den Mißerfolg aus dem Mangel an festen Ordnungen. Für die ist jetzt gesorgt, und so werde es in Zukunft besser gehen. Diese Ordnungen sind nicht zu verachten, aber wo das Zeug zur Selbständigkeit ist, da kommen sie von selbst, und wo dies nicht der Fall ist, da können die fremden aufoktroierten Ordnungen sie nicht schaffen. Neuerdings hört man auch wieder den irreleitenden Ruf: Afrika muß durch Afrikaner erobert werden! Bischof Ingham hat ihn wieder laut werden lassen und auch andre. Nun ist es freilich so, daß die Mission, wenn sie echt ist und evangelisch, selbständiges Christentum pflanzen muß, und nichts wert ist, wenn sie das nicht thut, mag sie nun unter Afrikanern oder unter Asiaten wirken. Wo dann selbständiges Christentum ist, da entstehen auch selbständige Kirchen, wenn die andren, hierzu nötigen Eigenschaften in einem Volke vorhanden sind, und zur rechten Zeit. Es ist nicht gesagt, daß jedes Volk eine selbständige Kirche im vollen Sinne des Wortes bilden kann, noch weniger, ob dazu ein Jahrhundert hinreicht. Ich glaube und hoffe, daß die Westafrikaner dazu das Zeug haben. Wenn die Kirchenmission unter den Tamilen 136, unter den Westafrikanern 200 ordinierte Geistliche gewonnen hat, so entspricht das Zahlenverhältnis m. G. der höheren Begabung des Westafrikaners zur Selbständigkeit. Die Bischöfe Oluwole



und Philipps machen durchaus den Eindruck, daß sie befähigt sind, ihre Landsleute zu leiten. Und wenn, wie angedeutet wird, in nächster Zeit auch das Niger-Delta einen afrikanischen Bischof bekommt, etwa den Dandeson Crowther, so kann man sich darüber nur freuen. Aber die Erfahrung hat gelehrt, und es läßt sich ziffermäßig nachweisen, daß der Fortschritt der Evangelisierung Afrikas ein um so schnelleres Tempo einnimmt und um so gründlicher geschieht, je mehr Europäer oder Glieder der altchristlichen Kirche die Afrikaner leiten und mit ihnen arbeiten.

(Schluß folgt.)

## Litteratur-Bericht.

1. **Warnack:** „Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen von der Reformation bis auf die Gegenwart.“ 3. gänzlich umgearbeitete Auflage. Zweite Abtheilung: Die evangelischen Missionsgebiete. Berlin. 1898. Martin Warnack. 2,50 Mk. — War schon die erste, die Geschichte des heimatlichen Missionslebens darstellende Abtheilung der dritten Auflage dieses „Abriß“ so vermehrt und umgearbeitet, daß sie den früheren Auflagen gegenüber als ein neues Buch bezeichnet werden durfte, so ist das bei dieser zweiten Abtheilung noch viel mehr der Fall. Während in der 2. Auflage die Übersicht über die evangelischen Missionsgebiete nur 49 Seiten umfaßte, beträgt ihr Umfang jetzt ziemlich das vierfache (190 Seiten). Aber auch die Anlage und Stoffbehandlung ist durchweg neu; es ist von der älteren Arbeit kein Stein auf dem anderen geblieben. Aus der früheren Rundschau ist eine Geschichte geworden, die freilich noch immer nur das Gepräge eines Abriß trägt, aber doch den Versuch macht, geschichtliche Grundlinien zu ziehen. Bei der riesigen Fülle des vorliegenden Materials bot es keine geringe Schwierigkeit, auf 190 Seiten alles wesentliche so zusammenzudrängen, daß ein im Ganzen richtiges und deutliches Gesamtbild entstand. Eine Generalgeschichte der heutigen Mission und noch dazu eine kurze kann natürlich nur den Charakter einer Orientierung tragen; sie kann wohl je und je illustrierende Einzelzüge einweben, aber die Stoffbelebung, welche nur das Detail einer Spezialgeschichte zu bieten vermag, kann sie nicht geben. So ist es unvermeidlich, daß der Spezialist von der Darstellung, welche die einzelnen Teile des großen Missionsgebietes gesunden haben, nicht immer befriedigt sein wird, zumal die einzelnen Teilgebiete in objektiver Ebenmäßigkeit je nach ihrer Bedeutung so behandelt worden sind, daß das Kleine nicht groß und das Große nicht klein gemacht worden ist. Wer eine Missions-Generalgeschichte schreiben will, muß sich vor parteiischer Liebhaberei hüten. Es hätte sehr nahe gelegen, den deutschen Missionen eine besonders ausführliche Behandlung zu widmen; ich habe ihnen aber nur den ebenmäßigen Platz angewiesen, der ihnen im Ganzen der heutigen Mission gebührt und mich vor dem Fehler gehütet, in welchen namentlich englische und amerikanische Missionsgeschichtsschreiber gemeiniglich verfallen, daß sie ihre eigenen Missionen ganz ungebührlich bevorzugen, was allerdings oft auch in Unbekanntschaft mit fremder Missionsthätigkeit seinen Grund hat. Ferner habe ich mich redlich bemüht bei aller Kürze das möglichst zutreffende Bild zu geben, bin mir aber sehr wohl der Mängel bewußt, welche trotzdem diesem Bilde anhaften werden. Sie liegen nicht bloß in vielleicht unzureichender Information, sondern



auch in der Schwierigkeit, die vorhandene Spezialkenntnis in solchen Schranken zu benutzen, daß der Charakter eines Geschichtsaufsatzes gewahrt bleibt. Wenn dann das Bild teils etwas verblaßt, teils Defekte, teils wohl auch einige Verschiebungen enthält, so bitte ich um freundliche Nachsicht. Ich würde diese Mängel weit mehr haben vermeiden können, hätte ich dem Buch einen doppelt großen Umfang geben dürfen, was sich aber mit dem Abrisscharakter des vorliegenden Geschichtsversuchs, den ich festhalten zu sollen glaubte, nicht vertrug. — Daß ich mit der Präzision möglichsie Klarheit angestrebt habe, wird der Leser, hoffe ich, anerkennen. Besonders auf die geographischen Übersichten über die einzelnen Missionsgebiete, z. B. über Südafrika und Britisch-Indien, die so kompliziert sind, habe ich viel Fleiß verwendet, um sie für jedermann recht übersichtlich zu gestalten; nimmt man bei der Lektüre den Grundemannschen Missionsatlas zu Hilfe, so wird man sich an ihrer Hand leicht orientieren können. — Auch die reichlichen Literaturangaben werden willkommen sein, besonders denjenigen, welche sich in ein Spezial-Missionsgebiet einarbeiten wollen. — Die Stoffanordnung ist sehr einfach: in ein Einleitungs- und Schlußwort sind geographisch die einzelnen Missionsgebiete in Amerika, Afrika, Asien und Ozeanien eingerahmt. Die mitgeteilten Statistiken sind annähernd zuverlässig, im ganzen werden sie eher zu niedrig, als zu hoch sein. Z. B. die Gesamtzahl der evangelischen Christen Chinas hätte vielleicht auf 150 000 und darüber angegeben werden können. Sollte hier und da eine Zahlenangabe dennoch zu hoch sein, so wird das fürs Ganze dadurch ausgeglichen, daß anderswo die angegebene Ziffer in Wirklichkeit sich höher stellt. Absolute Sicherheit läßt sich auf dem Gebiete der Missionsstatistik zur Zeit nicht erreichen und fast fürchte ich, sie wird sich überhaupt niemals erreichen lassen. Aus diesem Grunde habe ich auch darauf verzichtet, detaillierte statistische Tabellen dem Buche beizugeben.

2. **Falte:** „Buddha, Mohammed, Christus.“ Ein Vergleich der drei Persönlichkeiten und ihrer Religionen. Zweiter systematischer Teil: Vergleich der drei Religionen. Gütersloh. 1897. 3 Mk. Ich bitte die etwas verspätete Anzeige dieses interessanten Buches damit zu entschuldigen, daß gehäufte Arbeit mir erst jetzt seine Lektüre ermöglicht hat. Nachdem bereits im ersten Teile (Kap. 4) eine summarische Übersicht über die Lehren der genannten drei religiösen Hauptführer der Menschheit gegeben worden ist, führt der vorliegende zweite Teil diese Übersicht in ausführlicher und systematischer Weise aus und zwar in 8 Kapiteln, welche die Lehren von Gott, von der Welt, vom Menschen, von der Sünde, von der Erlösung, vom Jenseits, und dann den Kultus und die Gemeinde und die Sittenlehre behandeln. Auch bei dieser Lehrdarstellung fußt der Verfasser wesentlich auf den Schriften der im Vorwort zum ersten Bande genannten, besonders der durch Sperrdruck hervorgehobenen Männer. Es ist schade, daß er die missionarische Litteratur, namentlich die englische, fast gar nicht benutzt hat. Werke wie z. B. die von Vaughan, *The Trident, the Crescent and the Cross* (London 1876) und von Koelle, *Mohammed and Mohammedanism. Critically considered* (London 1889) wie eine Reihe von Aufsätzen über den Buddhismus im *Church Miss. Intelligencer*, die aus der Feder von Männern stammen, welche die betreffenden Religionen nicht bloß aus Büchern, sondern aus jahrzehntelanger persönlicher Bekanntschaft mit ihrer Erscheinung im heutigen Leben kennen, würden der gegebenen Lehrdarstellung noch ein etwas anderes Kolorit gegeben und sie für den

praktischen missionarischen Gebrauch fruchtbarer gemacht haben. Allerdings ist ja bei dem Buddhismus wiederholt darauf hingewiesen worden, daß seine Gestalt im religiösen Leben der ihm unterworfenen Völker nicht bloß eine Degradation seiner ursprünglichen Lehren, sondern geradezu ein Widerspruch zu denselben geworden ist, aber wir hätten die Konstatierung dieser Thatsache noch nachdrucksvoller und detaillierter gewünscht. Auch andere Religionen und selbst das Christentum haben einen Prozeß des Verfalls durchgemacht; aber ein solcher prinzipieller Gegensatz gegen seine ursprüngliche und urkundliche Lehrgestalt, wie er sich im Buddhismus findet, ist doch weder im Mohammedanismus, noch im Christentum da. Und dieses Phänomen hätte einer eingehenderen Untersuchung bedurft. Sonst ist auf die Darstellung gerade der buddhistischen Lehre viel sorgsamer Fleiß verwendet, nur hätten manche Wiederholungen vermieden werden können; aber der Nachweis, sowohl der Widersprüche, wie der Defekte und Fragezeichen, an denen sie so reich ist, ist wohl geeignet, die Schwärmereien für den Buddhismus, die unter gewissen abendländischen Gelehrten (natürlich nur in abstracto, denn nach ihnen zu handeln lassen sie sein bleiben) heute so Mode sind, bedeutend abzukühlen, eine Kur, die allerdings noch kräftiger wird, wenn man den Studierstuben-Idealisierungen des Buddhismus seine wirkliche Erscheinung im Leben, auch im Mönchsleben, entgegenstellt. Auch die Vergleichung der Grundlehren der drei Religionen ist meist zutreffend, obgleich man ihnen manchmal einen präziseren Ausdruck wünschte, z. B. in dem von der Erlösung handelnden Kapitel, das den Kern des ganzen bildet. Hier liegt der Grundunterschied des Christentums von allen nichtchristlichen Religionen, der wie keine andere Lehre seine Einzigartigkeit herausstellt, nämlich daß es einen *Heiland* hat, der ohne unser eigenes *Thun* ein Heil bereitet hat, welches den Sündern umsonst geschenkt wird. Während alle nichtchristlichen Religionen den Menschen zu seinem eigenen Erlöser machen, giebt uns in Christo Gott einen Erlöser, und während alle anderen Religionen zu dem Sünder sagen: dein eigenes *Thun*, Leiden oder Erkennen ist der Weg zum Heil, spricht das Christentum: nicht dein Werk, sondern der Glaube ist der Heilsweg. Natürlich wird das in dem Buche gesagt, aber wir hätten es gern schärfer pointiert gelesen, etwa auf Grund eines Einblicks in den großartigen Gedankenzusammenhang des Römerbriefes.<sup>1)</sup>

Ein Kapitel haben wir gänzlich vermisst. Die drei behandelten Religionen sind die drei großen Missionsreligionen. Das kommt in dem Buche außer im 8. Kapitel des ersten Teils, der einen geschichtlichen Überblick auch über die Ausbreitung der „drei Kirchen“ (?) giebt, nicht zu seinem Recht. Was wir bei einer Vergleichung der drei großen Religionen umsomehr für unerlässlich halten, als es bisher stets übergangen worden ist, das ist nicht so sehr eine Vergleichung der Art und Weise, wie sie missioniert, als vielmehr eine Untersuchung darüber, warum sie missioniert haben. Liegt die Mission im innersten Wesen der betreffenden Religionen, sind sie veranlagt auf Weltreligion und wodurch begründen sie diese Veranlagung? Haben ihre Stifter Missionsbefehle, haben sie

<sup>1)</sup> Ich benutze diese Gelegenheit, um zugleich auf das instructive Schriftchen von Klingemann:

„Buddhismus, Pessimismus und moderne Weltanschauung“ (Essen. 1898) hinzuweisen, das wertvolle Ergänzungen zu der Arbeit Falkes enthält.

Auftrag zu einer Weltmission gegeben? Die Untersuchung über diese Frage ist von ganz prinzipieller Bedeutung und stellt wieder Grundunterschiede zwischen ihnen von der größten Tragweite heraus, vor allem, daß nur das Christentum zur Weltreligion wirklich veranlagt ist und daher mit der Weltmission wirklichen Ernst gemacht hat. Wir müssen uns aber mit dieser Andeutung begnügen,<sup>1)</sup> vielleicht reicht sie hin, den Verfasser zu veranlassen, daß er bei einer neuen Auflage diesem Gegenstande noch einen Zusatz widmet.

Nur noch eine Bemerkung zum Schluß. S. 70 heißt es: „Hier (nämlich in der Pflicht, die Individualität zu ertöten) liegt die größte sittliche Schwäche des Buddhismus. Daher bietet Indien mit seinen Millionen Menschen das klägliche Schauspiel, von einer kleinen Schar Abendländer beherrscht zu werden und nur wenige selbständige Charaktere ragen aus der Masse des abgestumpften Volkes, das seine Energie verloren hat, hervor. Alles liegt in dem Banne des Todes“ u. s. w. Beides ist ganz richtig: die Hindu sind energielos und der Buddhismus kann keine kraftvollen Völker erziehen. Aber — der Buddhismus ist doch nicht die Religion Indiens. Unter seinen 287 Millionen Bewohnern giebt es nach dem letzten Census nur 7 Millionen Buddhisten und diese kommen ihrer großen Majorität nach auf Hinterindien. Indien ist die Domäne des Brahmanismus und dieser ist verantwortlich zu machen für die charakterliche Schwäche seiner Bewohner, soweit bei derselben der religiöse Faktor mitwirkt. Also nicht Indien, sondern die Länder mußten zur Exemplifizierung angeführt werden, welche die Herrschaftsgebiete des Buddhismus bilden.

3. **Herzberg:** „Aug. Herm. Francke und sein Hallesches Waisenhaus.“ Mit Abbildungen und einem Plane der Franckeschen Stiftungen. Halle. Waisenhausbuch. 1898. 1,80 Mk. Eine Jubiläumsschrift zur Feier des 200jährigen Stiftungsfestes des weltbekannten Waisenhauses von einem Halleschen Spezialhistoriker, die besonders den alten Schülern der Anstalten wegen ihrer Detailfülle willkommen sein wird. Die Beziehungen des Waisenhausvaters und Pädagogen Francke zur Mission sind nur gelegentlich gestreift (S. 59—61), leider nicht, ohne daß einige kleine Unkorrektheiten mit untergelaufen sind. Wir gedenken in der Juni-Nummer dieser Zeitschrift über die Missionsbeziehungen Franckes und seines Waisenhauses aus kundiger Feder einen Spezialartikel zu bringen.

4. **Schürmann:** „Zur Geschichte der Buchhandlung des Waisenhauses und der Cansteinschen Bibelanstalt in Halle a. S.“ Mit einem Bildnis A. S. Franckes. Ebd. 1898. 3 Mk. Gleichfalls zur 200jährigen Jubelfeier der Franckeschen Stiftungen — eine höchst willkommene Ergänzungsschrift zu der Herzberg'schen Arbeit, die keineswegs nur von buchhändlerischem Interesse ist, sondern eine wesentliche Vervollständigung der Wirksamkeit des großen Stifters des Waisenhauses bietet. Es ist eine Lust, diese Verlagsgeschichte zu lesen, die von einer ebenso kundigen, wie schriftstellerisch begabten Feder zu einem wertvollen Beitrage zur allgemeinen Litteraturgeschichte gemacht worden ist, abgesehen davon, daß sie in das vom Halleschen Waisenhaus ausgegangene geistliche und pädagogische Leben von einer Seite her lehrreiche Blicke thun läßt, die bisher wenig beleuchtet worden ist.

Warneck.

<sup>1)</sup> Vergl. meine evang. Missionslehre I: Die Begründung der Sendung.



# Die Bedeutung A. H. Francke und des Halleschen Waisenhauses für die evang. Heidenmission.

Von D. W. Germann.

Als am 13. Juli 1698 der Grundstein zum Hauptgebäude der Franckeschen Stiftungen gelegt wurde, hat niemand geahnt und gedacht daß in dem stattlichen, binnen Jahresfrist unter Dach gebrachten Gebäude, an welches sich Bau an Bau in rascher Folge schloß, zugleich der evangelischen Mission die erste Heimstätte in deutschen Landen erstand. Die Franckeschen Stiftungen sind durch ihren glaubensmächtigen Begründer und gleichgesinnte Nachfolger zu einem Missionshaus geworden, von welchem Missionare ausgingen und in ihrer Arbeit geleitet und beraten wurden, in welchem daher auch die Missionsberichte einliefen und für die Missionsfreunde bearbeitet und gedruckt wieder herauskamen, um welches endlich sich eine betend gebende Gemeinde von Missionsfreunden scharte.<sup>1)</sup> An Jubeltagen des Halleschen Waisenhauses darf daher auch die dankbare Mission mit ihren Segenswünschen nicht fehlen.

Freilich das Urteil über A. H. Francke und über den Pietismus ist in den letzten Jahrzehnten wieder recht zwiespältig geworden und gewesen. Das Schlussurteil seines bestunterrichteten nüchternen Biographen Kramer: „A. H. Francke wird je und je als ein seltenes Beispiel und Vorbild des in der Liebe thätigen Glaubens dastehen,“ giebt sich als gefällt „gegenüber der tiefen Herabsetzung, die er, sogar nach seinem sittlichen Wert, neuerlich erfahren hat.“ Nur sind Urteile, die in Francke „eine eigentümliche Mischung von Prediger und Geschäftsmann, von religiösem Schwärmer und findigem Weltkind“ erblicken, nicht wie einst ähnliche, wenn auch minder scharfe, auf orthodoxem, konfessionellem Boden erwachsen.

Ähnlich wie bei der Melancthonfeier sich in überraschender Weise aus strenger kirchlichen Kreisen verständnisvollere Würdigungen hören ließen, geht es und steht es vielfach, seit Albrecht Ritschl und seine Schüler die Geschichte des Pietismus schrieben. War es in den Büchselfengstenberg'schen Kreisen eine beliebte Redewendung, daß Orthodoxie und

---

<sup>1)</sup> W a r n e r, Abriss einer Gesch. der protest. Missionen von der Ref. bis auf die Gegenwart. 4. Aufl. 1898. S. 49—53.



Pietismus sich in unserer Zeit vermählen müßten und vermählt haben, so werden nunmehr, da jene herabsehenden Geschichtsurteile auch ins praktische Missionsleben umgesetzt zu werden anfangen, auch in konfessionellen Missionskreisen die Wünsche allgemeiner geteilt werden, daß unserm Missionswesen, daheim wie draußen, die pietistische Mitgift seiner Halle'schen Anfangszeit wesentlich erhalten bleiben möchte. In solchem Sinne sind auch die nachfolgenden Zeilen geschrieben.

Verhältnismäßig noch günstig, wenn auch frostig, wird von Ritschl<sup>1)</sup> die Missionsthätigkeit des Pietismus beurteilt: „König Friedrich IV. von Dänemark hat 1705 den Entschluß gefaßt, für die Bekehrung seiner heidnischen Unterthanen in den dänischen Kolonien in Asien, Afrika und Amerika zu sorgen. Er zog seinen Hofprediger Lütkens zu Rate, welcher bis 1704 Propst zu Cölln in Berlin gewesen war, um zu Missionaren geeignete Personen zu ermitteln. Dieser wandte sich an Joachim Lange, damals Rektor eines Gymnasiums in Berlin. Lange wies Bartholomäus Ziegenbalg und Heinrich Plütschau nach, welche ebenso wohl seine wie Francke's Schüler waren; dieselben wurden von der dänischen Regierung nach Trankebar in Ostindien gesandt. Bei der Einleitung dieser Sache war Francke nicht beteiligt. Allein die Korrespondenz, in welche jene Männer mit ihm traten, gab zunächst den Anlaß, daß Geldunterstützungen, deren sie bedurften, von Francke erbeten und von ihm angenommen wurden. Dadurch wurde eine dauernde Verbindung der dänischen Regierung und der Verwaltung des Waisenhauses herbeigeführt, um gerade für jene Missionsstation in Ostindien zu sorgen. Eschatologische Rücksichten haben die Vertreter des Pietismus für die Aufgabe der Heidenmission nicht interessiert. Der zufällige Anlaß hat jedoch bei Francke und seinen Anhängern die Erkenntnis der Pflicht hervorgerufen, der Verbreitung des Christentums in dem gegebenen Rahmen nach Möglichkeit zu dienen. Große Erfolge sind auf dem Missionsfelde nicht gewonnen worden, aber der Gesichtskreis der Richtung, welche dies Unternehmen (und auch die Judenmission Joh. Heinrich Callenbergs) trug, ist durch sie erweitert worden.“

Geringer kann die Bedeutung des Pietismus bezw. der Francke'schen Stiftungen für die Mission kaum gewertet werden: aus zufälligem Anlaß werden Schüler Francke's und Langes zur Aussendung dargeboten und mit erbetenem und erhaltenem Geld unterstützt, große Erfolge werden

<sup>1)</sup> Geschichte des Pietismus II, 1. Abt. S. 506--507 (1884).

nicht erzielt, aber der sehr enge Gesichtskreis der pietistischen Richtung erweitert sich durch die Missionsthätigkeit.

Wohlthuerer berühren dagegen, zumal in Erinnerung an die Kampfesstellung der alten Orthodoxie, die Urtheile eines strenglutherischen Kirchenmannes D. R. Rocholl.<sup>1)</sup> Allerdings resumiert er seine geistreichen aphoristischen Charakteristiken des 17. Jahrhunderts abschließend: „Der beste Beweis, daß jene Orthodoxie als solche weder tot noch knöchern war, ist eben der Pietismus. Denn er ist nur eine Regung eben der evangelischen Kirche selbst seit Anfang des 17. Jahrhunderts. Mit Nicolai und Arnd beginnt diese innerkirchliche und warme Regung. Was Spener und Francke hinzuthaten, ist oft nur zu geeignet, außerkirchliche Elemente zu stärken und innerkirchliche Mißbildungen einzuführen. — Oft hat man der evangelischen Kirche in Deutschland Mangel an Missionsfönn vorgeworfen. Nicht mit Unrecht in gewisser Beziehung. Denn sie hat mehr als die reformierte die Versuchung zu bekämpfen, einseitig dem Zuge zur Innerlichkeit nachzugeben. Sie ist geneigt in Lehre zu ruhen und sie auszugestalten. Sie steht in einem Volk, welches weniger in die Weite gerichtet ist als die Völker des Weltverkehrs, in denen von der Schweiz bis Holland und England das reformierte Kirchentum seine Heimstatt hat. Sie ruht in ihren Binnenlandschaften; sie sieht gern, wie Johann Gerhards noch dies zeigt, die Predigt des Evangelii als durch alle Völker bereits gedungen und das Ende der Welt als bevorstehend an. Die evangelische Kirche hat aber völlig nie gerastet. Und in mancher Beziehung ging sie der reformierten voran. Denken wir an die Arbeit eines Hans von Ungnad, an die Arbeit der Tübinger und Rostocker für Sendung von Predigern und Schriften bis unter die Mauern von Konstantinopel.

„Wir erinnern daran, wie Valentin Andrä dies fortsetzt. Und schon 1626 hatte ein Professor Meißner in Wittenberg zur Mission unter Juden, Türken und Heiden aufgefördert. Auch der Generalsuperintendent Havemann, auch Scriber und Dannhauer und Leibniz thaten es. Die Missionsarbeiten Ernsts von Gotha sahen wir bereits. Dann ließ Baron von Welz seine christliche und treuherzige Ermahnung zu Nürnberg erscheinen. Er regte die Stiftung einer jesualliebenden Gesellschaft an. Er hielt in völlig ergreifender Weise der evangelischen Christenheit den Willen des Herrn zur Sendung unter die Heiden vor. Es wies auf die Magde-

<sup>1)</sup> Geschichte der evangelischen Kirche in Deutschland (Leipzig, 1897) S. 287, 309—311.

burger Centurien hin. Er zeigte, was die römische Kirche thue. Er redete alle Stände an. Auch den Gesandten in Regensburg reichte der Baron eine Denkschrift ein. — In seinem Hause auf dem Ellernthorsteinweg in Hamburg hielt der Oldenburger Edzard jeden Mittwoch und Sonnabend Unterricht für die Juden. August Hermann Francke, der Gießener Professor May, auch Spener saßen zu seinen Füßen. Und Edzard stiftete 1667 die erste Kasse zur Unterstützung jüdischer Proselyten. — Leibnitz hatte den Blick immer auf die Reiche der Erde gerichtet. Und immer, auch 1672 in der Dissertation über die ägyptische Expedition, rät er Habsburgern und Bourbonen, das Christentum in die entlegenen Länder zu tragen. — Es waren Wünsche, die Ausführung im großen Stil fehlte. Sie fehlte, weil die evangelische Kirche nur territorial war. Groß in allem, wozu es gemeinsamen Plans und Vorgehens nicht bedarf, ließ auch in diesem 17. Jahrhundert die evangelische Kirche eine Fülle geistlicher Lieder aus sich hervorgehen, welche hinlänglich zeigt, daß sie lebt. Und, setzen wir hinzu, auch gerade in der Zeit ihrer Scholastik und Orthodogie lebte; und nicht tot war.“

Nach jenem Hymnus auf das 17. Jahrhundert, dessen Töne wohl für nicht wenige in manchen Parteen zu hoch gestimmt sein mögen, wird freilich abfallend der Pietismus mit seinen Häuptern in tieferen Tönen<sup>1)</sup> charakterisiert: Lange, als der theologische Klopffechter der Partei. „Wo die hohe, hagere Gestalt Langes erscheint, gab es Lärm.“ Spener, an dessen Sarg wir an seinem Sterbetag am 5. Februar 1705 geführt werden, innig fromm und zugleich in nichts original, habe durch eigenes Beispiel und unvorsichtige Reden eine Agitation eröffnet, welche die beabsichtigte Reform an Unerufene auslieferte. „Wie groß auch der Schaden, den Spener der Kirche zufügte, schon die edle Hinterlassenschaft seiner theologischen Bedenken, werden uns immer nur mit ihm als Person versöhnen. Und ohne ihn wäre die erste Sendung der evangelischen Kirche Deutschlands zu den Heiden vielleicht nicht schon erfolgt. Francke und das Waisenhaus rüsteten Ziegenbalg und Plütschau noch in diesem Jahre 1705 für Ostindien. Lütkens war von Berlin nach Kopenhagen gegangen. Er vermittelte.“

Wohlverstanden haben Speners persönliche Einwirkungen auf Ziegenbalg nur zwei Frühlingsmonate 1702 in Berlin bestanden, als derselbe auf Franckes Rat und auf Verlangen von Spener und Lange noch nach

<sup>1)</sup> Ebenda. S. 341.

Absolvierung des Görlitzer Gymnasiums auf das Berliner Friedrichswerdersche zu Lange ging, über welchen Aufenthalt er später bekennt, daß er in seinen Studien das Meiste dieses Lehrers guter Anführung und den geistreichen Schriften des seligen D. Spener zu danken habe. Spener und Lange hatten ihn dann auf Kosten des Barons Canstein ins Bad Eger schicken müssen, und als Ziegenbalg zum zweitenmal nach Berlin kam und im August 1705 dort Lütkens Anfrage um Missionare einlief, hatte sich schon vor einem halben Jahre die Gruft über Spener geschlossen.

„Sprechen wir von Francke.<sup>1)</sup> Nicht über seine Bedeutung. Denn sie ist nie bezweifelt. Nicht über seine großartigen Entwürfe. Sie sind immer anerkannt. Denken wir nur an sein Collegium orientale theologicum. Die Zöglinge desselben sollten nicht nur Chaldäisch, Syrisch, Arabisch, Rabbinisch, Talmudisch, Äthiopisch, sondern auch, wenn möglich, Armenisch, Persisch, Chinesisch, Türkisch, Neugriechisch, Slavonisch und Russisch lernen, daß wenn Gott eine Thür im Orient öffne, immer einige geschickte Leute parat seien, die man dahin senden könne. — Aber Francke fand, daß wie er, so alle in dieser bestimmten Art erweckt und bekehrt sein müßten. Darin liegt schon das Bedenkliche. Seine Erfahrungen sind Maßstab für Alle. Bei ihm tritt die eigene Person als einer besondern Begnadigung von oben gewürdigt, in ihrer Würde stark hervor. — Wo geistliches Leben erblühte, war die Kirche eben barmherzig in Einfalt. Wir haben nur das Halle'sche Waisenhaus zu erwähnen. Hier konnte man die Anregung für die ostindische Mission aufnehmen und die ersten Heidenboten bilden. Man sandte Ziegenbalg und Plütschau schon 1705 nach Dänemark zur Übersahrt nach Trankebar. Es war damit, was alter Wunsch in der Kirche war, endlich erfüllt. Die evangelische Kirche hatte somit in dieser Hinsicht am ersten fast ihren Beruf erkannt. Dann errichtete Callenberg 1728 hier das Institut zur Bekehrung der Juden. Auf einem alten Dreimaster war der Einbecker Heinrich Mühlensberg, erweckt durch Francke, im Juni 1742 nach Amerika abgesehelt. Dieser Patriarch der evangelischen Kirche Nordamerikas starb am 7. Oktober 1787 zu New-Providence. Und während in Nordamerika die evangelische Kirche sich planmäßig auszubreiten begann, sehen wir in Indien den Altvater Schwarz siebzigjährig sein Haupt neigen. Es war im Februar 1798, als er nach langem Dienst in Tanjore starb. Und damit erinnern

<sup>1)</sup> Ebenda. S. 352—353.



wir nochmals an Leibniz, namentlich aber an Frand'es Verdienste um die Mission, welche allein schon ihm die stete Dankbarkeit der Kirche sichern.“

Mit den Namen Leibniz und Frand'e will Notholl an die Anfänge der evangelischen Missionsbestrebungen erinnern, an Leibniz' chinesische Missionspläne und ihren Niederschlag nicht nur im Stiftungsbrief der Berliner Akademie der Wissenschaften, sondern auch im Pharus missionis Evangelicae, auf den zuerst wieder von mir<sup>1)</sup> die Aufmerksamkeit gelenkt war und den unsäglicherweise Kramer A. S. Frand'e zugeschrieben hatte, um auf dem Schlußblatt seiner Frand'eschen Biographie mitteilen zu müssen, daß der Hersfelder Inspektor Dr. Conrad Mel, der von 1697—1704 preußischer Hofprediger in Königsberg gewesen, der Verfasser sei. Ebenso wenig glücklich hat Kramer<sup>2)</sup> mit einer authentischen, auch von mir gegebenen Darstellung Ziegenbalg's über seine Berufung die von mir gebrachte Nachricht widerlegen wollen, daß Abt Breithaupt demselben zu Michaelis 1704 gesagt habe: „Wenn man eine Seele unter jenen fremden Völkern rechtchaffen zu Gott führt, so ist solches ebensoviel, als wenn man in Europa hundert gewinnt, indem diese täglich genugsame Mittel und Gelegenheit zu ihrer Bekehrung haben, jenen aber diese mangeln.“ Aber daß zu Ziegenbalg diese ihn tief bewegenden Worte gesprochen sind, ist doch als von ihm selbst bezeugte Thatsache nicht aus der Welt zu schaffen.<sup>3)</sup> Es ist mir nicht mehr rememberlich, auf welche

<sup>1)</sup> Germann, Ziegenbalg und Plütchau I, 200 ff., mit dem Urtheil: „Es klingt bisweilen etwas phantastisch, und man möchte wohl glauben, daß Ziegenbalg auch diesen Traktat mit einbefaßt, wenn er einmal sagt, die Gelehrten in Europa hätten manches über die Bekehrung der Heiden geschrieben, es sei nur draußen nicht zu brauchen.“ Es sei mir die Vermutung zu äußern gestattet, daß der Pharus das Original ist und daß jene Casseler deutsche Handschrift vom Jahre 1701 „Die Schauburg“ erst nach erfolgter königlicher Genehmigung und Approbation der Akademie vom Verfasser gefertigt wurde.

<sup>2)</sup> Kramer, A. S. Frand'e, ein Lebensbild I, 261 ff. (II, 509, 510) und II, 89, Anm.

<sup>3)</sup> Merkwürdige Nachricht aus Ostindien, von der Küste Koromandel an einige Prediger und gute Freunde in Berlin überschrieben. 3. Aufl. Leipzig und Frankfurt a. M. Verlegt's Joh. Christoph Papen, priv. Buchhändler in Berlin 1709 in seinem Buchladen am Molden-Markt unter Koppens Hause. S. 28 schreibt Ziegenbalg im 7. Brief „an einen guten Freund außer Berlin“ vom 16. Oktober 1706: „Ich gedenke oftmals an die Worte, die ehemals Derselbe zu mir redete, als ich mich dazumal schon resolvirte, in ferne Landen mich schicken zu lassen; aber nachmals wegen meiner Unpäßlichkeit verhindert wurde, da er sagte:

positiven Unterlagen hin ich das berühmt gewordene Wort als von Prof. Breithaupt gesprochen damals bezeichnet habe — ich schrieb jene Zeilen auf der Seefahrt ums Kap nach Madras — jedenfalls ist nach den Schlußgrüßen der gute Freund, an den der Brief adressiert ist, ein Arbeiter am Werk des Herrn in Halle, ob Breithaupt oder Francke, das verschlägt sachlich wenig.

Unleugbar ist weder Ziegenbalg noch sein Kamerad Plütschau von A. H. Francke zum Missionar berufen, mit dem Lütkens durch die Bezweiflung seiner Befehrung damals etwas gespannt stand und erst nach etlichen Jahren eben durch das gemeinsame Missionsinteresse voll ausgesöhnt wurde. Nach Berlin und nicht nach Halle schrieb daher Ziegenbalg aus Trankebar den 1. Oktober 1706 in Erinnerung an seine gerade vor einem Jahr am 1. Oktober 1705 in feierlicher Versammlung zu Berlin erfolgte Abordnung: „Es ist heute eben ein Jahr, als mir von den lieben Vätern und Brüdern in ihrer Versammlung daselbst meine jetzige Funktion angetragen wurde.“ Und in eben dieser feierlichen Berliner Abordnungsversammlung sind jene Worte gefallen, an welche Ziegenbalg in Begeisterung über seinen Erstling aus den Heiden Modaliapa schon einen Monat früher die wertgeschätzten Berliner Gönner und Freunde erinnerte: „Es werden ihnen unsere Worte annoch bekannt sein, da wir in ihrer Gegenwart wünschten, daß uns Gott nur eine Seele von den Heiden schenken möchte, so würde unsere Reise schon belohnt sein.“ Doch diese Reise selbst konnte Ziegenbalg nicht antreten, ohne am Vorabend noch eiligst nach Halle an A. H. Francke seine morgende Abreise über Kopenhagen nach Afrika zu melden und um die Fürbitte der Professoren und aller Freunde und Kinder Gottes zu bitten. Er fühlte und wußte sich als Hallenser Theologe und Schüler Franckes, obwohl er nach der Immatrikulationsliste der Universität „Ziegenbalk, Bartholomäus aus

---

„Wenn man . . . mangelten.““ Hiernächst muntert mich auch sehr auf, was mir der Herr N. bei meinem Abschied in mein Stammbuch schrieb: Ideo nos facti sumus Christiani, ut plus de futura quam de hac vita laboremus. Dieses laß ich mir meine tägliche Erinnerung sein. Wir getröstet uns des Gebeths vieler gläubigen Seelen in Teutschland.“ Von dem gleichen 16. Oktober 1706 aus Trankebar liegt ein ausführliches erstorientierendes Schreiben Plütschaus an Francke vor (s. meinen Ziegenbalg und Plütschau II, 14—16), welches vermuten läßt, daß schon aus Gründen der Arbeitsteilung Ziegenbalg nicht gleichfalls an dieselbe Adresse geschrieben haben werde. Stutzig aber macht bezüglich Breithaupts der Beginn der Grüße am Schluß: „Schließlich aber bitte herzlich von mir und meinem getreuen Mitarbeiter Barth. Ziegenbalg zu grüßen den Herrn Dr. Breithaupten u. s. w.“

Pulsnitz 1703 den 7. Mai," und da ihn schon zu Michaelis 1703 seine Gesundheit Halle zu verlassen zwang, nur ein kurzes Sommersemester dort studiert hatte. Plütschau, der ältere von beiden, hatte, nachdem er Langes Unterricht genossen, länger in Halle verweilen dürfen. Über seine Immatrikulation ist vermerkt: „Plütscho Heinrich aus Wessenberg in Mecklenburg 1702 den 20. Mai.“ Er durfte, als sehr arm, an dem extraordinären Freitisch teilnehmen und war von 1703 bis zu seiner Aus- sendung Lehrer an den deutschen Schulen des Waisenhauses und empfing den Missionsberuf durch Lange, als er von Halle, wo er bis dahin studierte, eine Reise nach Berlin, wo ihm Verwandte wohnten, gemacht hatte. Aber auch Ziegenbalgs Beeinflussung durch den Pietismus bezw. durch Francke datiert weiter zurück. Er berechnet den Anstoß zu seiner Bekehrung nach seinem Eintritt in das 16. Lebensjahr, also nach dem 24. Juni 1698: „Als ich aber nun — als Görlitzer Gymnasiast — mein 16. Jahr erreicht hatte, so kam von ungefähr ein Studiosus zu mir, als ich eben ein Collegium musicum hielt und sagte, wie die Musik zwar eine sehr herrliche Kunst wäre, aber gleichwohl könnte sie von niemand recht verstanden und gebraucht werden, als von solchen, die mit Gott und mit sich selbst in einer geistlichen Harmonie ständen. Ich bekam eine große Liebe zu diesem Menschen, nahm ihn zu mir und bat, daß er mich seiner Freundschaft würdigen möchte.“ Drei Monate durfte Ziegenbalg sich der Führung dieses nach Namen und Herkunft unbekannt gebliebenen Studenten hingeben in täglichem gemeinsamen Gebet und Betrachtungen der heiligen Schrift, auch Lesen im Buch der Natur, zuletzt auf einer größeren Reise. „Nunmehr endigte sich die Führung meines getreuen Freundes, ich wurde aber nicht von der Hand Gottes verlassen. Da gedachte ich erst recht an die Worte, die meine selige Mutter auf ihrem Toddbette zu uns Kindern gesprochen hatte, daß wir nämlich den von ihr gesammelten Schatz in der Bibel suchen sollten. Daher ermahnte ich auch alle meine Schwestern durch Briefe, sie sollten dem Willen unserer Mutter nachkommen und mit mir fleißig in Gottes Wort nach den himmlischen Schätzen forschen. Aber je mehr Kraft und Gnade mir Gott widerfahren ließ, je heftiger setzte sich die Welt wider mich, zumal da ich nun auch anfang, ihr sündliches Wesen und ihr heuchlerisches Scheinchristentum zu bestrafen.“ Sobald Ziegenbalg bewußt seinen Heiland gefunden, war hiernach auch der seelengewinnende Trieb, also der missionierende Sinn in ihm geweckt.

„Eine unersättliche Begierde, Christo Seelen zu gewinnen“, wurde

dem heimgegangenen Professor Buddeus in Jena am 30. November 1729 aus berufenstem Munde nachgerühmt. Mag Lösscher für Buddeus eine eigene dritte Klasse des Pietismus erfunden haben und Ritschl ihn ganz aus der Pietisten Zahl streicher wollen, diese Herzensstellung stellt ihn den Halleschen Pietisten ebenso nahe, wie jenen ungenannten studentischen Freund Ziegenbalgs dieser alsbald von ihm geweckte missionierende Trieb. Wir müssen in jener Zeit darüber nach Halle blicken, auch wenn Ziegenbalg nicht ausdrücklich bezeugt hätte, daß er damals durch A. H. Franckes Bußpredigten, die er mit großer Erbauung gelesen, ein besonderes Vertrauen zu demselben gefaßt habe. Er wagte es, an Professor Francke und andere fromme, weise und gelehrte Theologen seine Führungen zu schreiben und um ihren Rat für seine Studien zu bitten. Nun sind zwar die ältesten, bis jetzt bekannten Briefe Ziegenbalgs an Joachim Lange gerichtet, sie datieren Görlitz, den 20. Juli 1701 und 21. Dezember 1701 und aus denselben geht hervor, daß schon am 30. Juni 1701 in Görlitz eine Büchersendung Langes und ein Brief mit nützlichsten Ratschlägen eingelaufen war, während er für einen im vergangenen Monat Februar eingegangenen Brief Franckes am 22. März 1702 dankt, aber die Nachricht ist mit Grund nicht zu bezweifeln, daß zuerst Francke ihn an Lange gewiesen und danach seine Übersiedelung nach Berlin veranlaßt hat, weil er keine sonderbare studia bei ihm verspürt: „Dessen Rat mich nach Berlin zu begeben, um daselbst Herrn M. Langers Information mich zu bedienen, damit ich zu rechter Maturität gelangen möchte, hab ich mich höchlich bemüht werktellig zu machen, deswegen auch alsbald in Görlitz valediziert.“ Mit diesen Worten wird das Görlitzer Abgangszeugnis in Franckes Hand gelegt und derselbe dadurch als eigentlicher Leiter von Ziegenbalgs Studiengang bezeichnet.

Seit jenem Collegium musicum im Zimmer des Görlitzer Gymnasialen waren 50 Jahre verflossen, über Ziegenbalg und A. H. Francke hatte sich längst die Gruft geschlossen. Es war am 5. Trinitatissonntag 1748, da hielt im Anhaltischen Dorf Schortwitz für den fränklichen frommen Ortspfarrer M. Sommer ein dem Pfarrhaus befreundeter 22 jähriger Hallescher Student, Christian Friedrich Sch war z aus Sonnenburg, seine erste Predigt über Petri Fischzug: Auf dein Wort will ich das Netz auswerfen. Es wogte auf und nieder in dem jungen Prediger. Fast 10 Jahre danach schrieb er aus Indien an den Direktor des Waisenhauses Prof. Gotthilf A. Francke, durch diesen Text seiner ersten Predigt habe ihn Gott in die Armut des Geistes, aber auch zum kindlichen Vertrauen auf sein Wort gewiesen. „Gott half bald aus



der Not, daß ich in Ruhe lebte bis auf die Zeit, da der Ruf an mich gelangte, nach Ostindien zu gehen.“ Sein erster Gang in Halle war in das Emeritenstübchen seines speziellen Landsmanns des Missionars Benjamin Schulze gewesen, der nach 24-jährigem Missionsdienste heimgekehrt war und trotz seiner Schwachheit sich noch durch tamulische Druckarbeiten nützlich machen wollte, wozu er sich zu einer Beihilfe bei den Korrekturen zwei Studenten im Tamulischen unterrichtete. Sein ihm verpflichteter Landsmann, der im Waisenhaus in der deutschen Schule Unterricht gab und wohl auch Freitische genoß, konnte sich nicht entziehen, ein Vierteljahr Tamulisch zu lernen. Aus dem Bibeldruck in Halle wurde damals, und zwar zum Glück nichts, aber für Schwarz war es bedeutsam. „Von der Zeit an dachte ich oft: du wirst noch einmal die Vokation nach Indien bekommen. Unbekehrt kannst du nicht hingehen, deswegen mußt du es dir einen Ernst sein lassen.“

An sein Sterbebett am 13. Februar 1798 hat uns schon der Kirchenhistoriker geführt. Als die tieftrauernden tamulischen Gehilfen die letzten Verse von „O Haupt voll Blut und Wunden“ tamulisch anstimmten, hatte er noch mitgesungen. Dann entschlief der gottgesegnete Königspriester sanft. Das Land hatte seinen Vater verloren. Der edle Gericke, auch ein Hallescher Theologe und von dem jüngeren Francke erwähnt und gesandt, in der Missionsarbeit gleichfalls reich gesegnet, hielt dem bewunderten Freund die tamulische Gedächtnisrede: „Ich sterbe und Gott wird mit euch sein“.

Trotz der Verwüstungen des Nationalismus hat Gott das alte Missionsfeld nicht verlassen. Zwar war 1837 der letzte Hallesche Missionar in Trankebar, Kämmerer, gestorben, aber schon 1836 war die lutherische Missionsgesellschaft in Dresden gegründet, und Cordes war am 21. März 1837 aufgenommen, der dann zu Weihnachten 1840 in Indien landete und in Trankebar ausharrend das Erbe der Väter für seine Gesellschaft übernehmen durfte.

Das Jahr 1848 brachte die Verlegung des Sitzes der Dresdener Lutherischen Missionsgesellschaft nach Leipzig und auf dem ersten Leipziger Missionsfest am 29. August 1848 wurde einstimmig Direktor Graul's Anerbieten einer Missionsstudien- und Visitationsreise nach Ostindien angenommen, nachdem Graul erklärt hatte, daß er sich anheischig mache, die dazu nötigen Geldmittel selber aufzubringen, auch habe er schon — dank dem gütigen Entgegenkommen des Herrn Grafen von Einsiedel und des Herrn Dr. Niemeyer zu Halle — den größten Teil derselben beisammen.

Graul hatte also den Direktor der Franckeschen Stiftungen H. Ag. Niemeyer gewonnen, aus den Zinsen der im Laufe von über 100 Jahren angesammelten Missionslegaten — es sollen zur Zeit etwa 240000 Mark sein — die erste Visitationsreise eines deutschen Missionsdirektors ermöglichen zu helfen. Die Gegenleistung sollten Vierteljahrsberichte sein. Das bedeutete eine Umwandlung der Halleschen Missionsberichte, wie im Vorwort des 1. Heftes des Jahrganges I der Missionsnachrichten der Ostindischen Missionsanstalt zu Halle in vierteljährlichen Heften Niemeyer erklärte am 16. März 1849: „Wir sind übereingekommen, daß für eine Unterstützung von Seiten unserer Anstalt er (Graul) mir vierteljährliche Mitteilungen über seine Reise und seine Beobachtungen zur Veröffentlichung zusende. Um nun diese Berichte jedesmal sogleich dem Publikum übergeben zu können, bin ich zu dem Entschluß gekommen, künftighin die Form unseres *M i s s i o n s b l a t t e s* zu ändern und fortan vierteljährlich Hefte erscheinen zu lassen.“

Von der Stätte, welche die Missionare bildete, sandte und leitete, gingen auch zur Erweckung und Belebung der Teilnahme und Gewinnung von Betriebsmitteln (die ersten Missionare als königlich-dänische empfangen ja ihr persönliches Gehalt aus königlicher Kasse, aber die ersten Jahre auch nicht einen Pfennig mehr) ihre an die heimischen Missionsfreunde geschriebenen Briefe aus. Zuerst in Berlin und Pirna, aber seit 1710 regelmäßig in Halle im Verlag des Waisenhauses, doch ohne Regelmäßigkeit der Erscheinungszeit. Bis 1767 waren es neun starke Bände Continuationen d. h. Fortsetzungen jenes ersten Halleschen Druckes geworden, der letzte nicht mehr herausgegeben von G. A. Francke, sondern von den Direktoren G. A. Freylinghausen und J. G. Knapp. Mit verändertem Titel seit 1770—1848 fernere acht starke Bände „Neuere Geschichte der Evangelischen Missionsanstalten zur Bekehrung der Hindu in Ostindien aus den eigenhändigen Aufsätzen und Briefen der Missionare“ nach einander herausgegeben von Joh. G. Knapp, Freylinghausen, J. L. Schulze, G. Chr. Knapp, A. H. Niemeyer und A. Jakobs, endlich H. A. Niemeyer.

Es ist diesem ältesten Missionsblatt der Vorwurf des Verschweigens und Verhüllens bei Streitigkeiten und Mißerfolgen gemacht. Aber analog dem Dienstgeheimnis, welches wie die staatlichen, so auch die kirchlichen Behörden ihren Angestellten eidlich auferlegen und auch selbst bezüglich der Verhältnisse derselben üben müssen, sind doch die alten Missionare mit der größtenteils wörtlichen Herausgabe ihrer Tagebücher und Briefe sehr

gut weggekommen. Zur Bearbeitung einer jeden Geschichte, so auch der neuesten Missionsgeschichte, ist Aktienstudium unerlässlich. Der Vorwurf schönfärberischer Überarbeitung und Vertuschung mußte jedenfalls aufhören, als in der neuesten Gestalt zuerst in 5 Jahrgängen Graul's überaus wertvolle Reiseberichte erschienen und als mit dem 6. Jahrgang (Graul seitdem auch als Mitarbeiter auf dem Titelblatt genannt) die Zeitschrift in ein missionswissenschaftliches Organ umgewandelt war.

Bei seiner bedeutenden Inauguralrede in Erlangens Aula zum Antritt seiner Missionsvorlesungen hatte ich den von langer Krankheit genesenen väterlichen Freund und Lehrer geleitet, und als ich wenige Monate später unvermutet zur Unterstützung bei der letzten Pflege gerufen war, seine letzten missionswissenschaftlichen Aufträge empfangen und versprochen, alles daran zu setzen, Einsicht in die Briefschaften der alten Missionare im Waisenhaus zu bekommen. Die alten Papiere und die gesamten alten Missionsakten fanden sich zwar an einem ungenügenden versteckten Orte, zugleich mit den nicht minder wichtigen der Sendlinge zu den Deutschen Nordamerikas, aber sie waren doch erhalten. Dank gebührt also den Francseschen Stiftungen als treuer Hüterin des litterarischen Nachlasses der alten Missionare, doppelter Dank für die Überführung und Aufstellung an einen würdigeren Ort, die Ermöglichung erleichteter Benutzung und die Förderung der Missionsstudien durch Darbietung einer Missionsbibliothek. So konnte ich gleich, da nach Graul's Tode am 10. November 1864 die Not drängte, den Inhalt der Missionsnachrichten für 1865 darbieten: „Die wissenschaftliche Arbeit unserer alten Tamulen-Missionare“, um nach Einleitung der Beziehungen zu dem Meuselwitzer Pastor Hermann, Graul's Biographen, in den aktiven Missionsdienst zu treten. Daß ich noch einmal 4 Jahre hindurch der Behauptung eines inzwischen verlorenen litterarischen Postens mich zu unterziehen hatte, spricht Direktor Frid's Schlußwort vom Januar 1881 aus: „Germann fiel die schwere Aufgabe zu, die Zeitschrift, welche seit dem Erscheinen der Allgemeinen Missions-Zeitschrift von Dr. Christlieb, Dr. Grundemann und Dr. Warnke kein Bedürfnis mehr war und kaum noch lebensfähig schien, so lange über Wasser zu halten, bis sich die Notwendigkeit des Eingehens entschieden haben würde.“ Die Zeitschrift<sup>1)</sup> schloß, in den Anfang zurückkehrend, mit dem Abdruck von Ziegenbalg's

<sup>1)</sup> In unverdienter Verborgenheit ruht dort in den Jahrgängen 1878 und 1879 eine Biographie des auch von Halle ausgegangenen gesegneten Missionars W. Ringeltaube.

Bibliotheca Malabarica und beachtenswerten Briefen aus unsern Missionsanfangen. Nach der Schlußankündigung sind an Stelle und gewissermaßen als Fortsetzung getreten „Geschichten und Bilder aus der Heidenmission“, deren Verbreitung sich die Missionskonferenz in der Provinz Sachsen angelegen sein lassen wollte.

Vor uns liegt: Geschichten und Bilder aus der Mission. Unter Mitwirkung von D. Warneke herausgegeben von Prof. Dr. W. Fries, Direktor der Franckeschen Stiftungen. Nr. 16, Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1898. Das Heft bietet als Jubiläumsgabe sehr passend von der Hand des P. Richter-Werleshausen einen kurzen Lebensabriß von Christian Friedrich Schwarz mit dessen Bild.

Ich aber meine, und darf es als sehr seltener Mitarbeiter der Allg. Missionszeitschrift, der inzwischen durch seinen Beruf auf andere litterarische Arbeiten abgelenkt wurde, gleichsam hinter dem Rücken des hochverdienten Redakteurs wohl sagen unter Ausschließung des redaktionellen Streichrechtes: Die beste Jubiläumsgabe für die Franckeschen Stiftungen ist der Missionsprofessor an der Universität Halle-Wittenberg D. Warneke mit seiner im 25. Jahrgang stehenden Allgemeinen Missionszeitschrift und seiner systematisch scharfen klaren evangelischen Missionslehre, den Gott dem deutschen Volk für den Anfang seiner Kolonialthätigkeit als mutigen Missionsberater und unerschrockenen Zeugen rechtzeitig geschenkt hat, ist mit seiner zündenden sachlichen Beredsamkeit der Schöpfer und Leiter der Sächsischen provincialen Missionskonferenz, um die sich eine ganze Reihe weiterer Missionskonferenzen gesammelt hat. In der Stadt der Franckeschen Stiftungen nun berufsmäßig auf dem Katheder der Universität, nicht mehr wie einst in den Betstunden und bei den Mahlzeiten der studentischen Mitarbeiter des Waisenhauses durch Vorlesen eingegangener Missionarsbriefe, der theologischen Jugend und der ganzen Studentenschaft ein wissenschaftlicher Vertreter und praktischer Lehrer der unerläßlichen Missionspflicht! Zeugt nicht gerade diese Wendung und Errungenschaft, die missions-sympathische Haltung der Halle'schen Theologischen Fakultät auch noch jetzt von der Bedeutung A. H. Franckes und des Halle'schen Waisenhauses für die evangelische Heidenmission? Ja, A. H. Franckes Segenshand ruht nicht nur auf des Kindes Haupt, sie ruht auf unsrer heimischen evangelischen Missionsarbeit!

Volle 200 Jahre also sind verflossen, seit Leibnitz<sup>1)</sup> mit Scharfblick

<sup>1)</sup> Plath, die Missionsgedanken des Freiherrn von Leibnitz (Berlin, 1869) S. 52—54.



in dem entstehenden Halleschen Waisenhanse bereits 1697 einen geeigneten Missionsausgangspunkt entdeckt und dies auch gegen Francke brieflich ausgesprochen hatte, und glücklich war, aus dessen Antwortschreiben zu erkennen, daß den Stifter des Waisenhanse ähnliche Gedanken erfüllten, wie der Philosoph sie bezüglich der Missionierung Chinas hegte, weshalb er ihm auch Glück wünschte für den Fortgang seiner Pläne mit den neugestifteten Schulen: „Auch kann die Hoffnung gefaßt werden, es werde vielleicht auf diese einzige Weise geschehen, daß wir zu Missionen geeignete Menschen erhalten, welche die reine Religion mit nicht geringerem Eifer und Erfolg verbreiten als andere ihre Traditionen.“ Durch diese zwei Jahrhunderte hat die Direktion der Stiftungen für Mission gewirkt, vielfach in Gemeinschaft mit der Theologischen Fakultät, so daß bei A. H. Franckes Lebzeiten gar nicht auseinandergehalten werden kann, was den Stiftungen und was der Fakultät zu danken war, zumal seit nach Langes Berufung von Berlin nach Halle der erstaußendende Berliner Missionskreis fast sich auflöste. Was Francke sehr treffend von dem Verhältnis seiner Anstalten zu der neuen Universität sagt, daß beide einander die Hand bieten und sich viele Beihilfe thäten, so daß das beiderseits gewirkte Gute in einander fließe und eins ohne das andere nicht genugsam beschrieben werden könne,<sup>1)</sup> gilt bald danach auch von dem Wirken für die Mission. Es wurden ja nur studierte Missionare ausgesandt, und bei wessen Namen in einem Katalog als Universitätsort Halle steht, von dem weiß man zugleich, daß bei seiner Aussendung die Hand des Direktors der Stiftungen wirksam durchschlagend gewesen ist und die Stiftungen nach ihres Gründers großartigem Plan als seminarium universale und zugleich als collegium orientale (auch nach Aufhören dieser speziellen Anstalt) wieder eine erfolgreiche Maturitätsprüfung gehalten haben. Schön ist es auch, daß in Franckes Schriften und Briefen bei eigenem Missionswirken doch keine überhebende Verurteilung gefunden wird, daß Luther und seine Zeit, sowie das auf die Reformationsperiode folgende Jahrhundert die Missionspflicht nicht erkannt und daher ihre Missionspflicht versäumt hätten. Er kennt Luthers und seiner Gehilfen Aufgabe, die es gegen das Papsttum zu thun gehabt, er kennt und nennt die Lebenszeugen von Joh. Arnd an, die manch liebliche Frucht ihres Zeugnisses und ihrer angewandten Mühe den Nachkommen hinterlassen haben, auf ihrem Grunde weiter fortzuarbeiten.

<sup>1)</sup> Fries, A. H. Franckes Großer Aufsatz (Halle, 1894) S. 12—13. — S. 210.

Die Gerechtigkeit gebietet es, gegenüber manchen Verkleinerungen beizufügen, daß in der Wirksamkeit für die Mission der Sohn dem Vater keineswegs nachsteht, sondern eigentlich die glücklichere Hand hatte und, wie es häufig bei Epigonen der Fall ist, auch mehr wirken konnte. Es ist auch natürlich. Durch die Mission ist dem Pietismus der Blick geweitet. Ziegenbalg war gleich ein sehr bedeutender Mann, bei dem Weltreisenden trat die Wirkung so schnell ein, daß die daheim nicht sofort folgen konnten. A. H. Francke hat Ziegenbalgs Wirken mehrfach, bei allem Eintreten, mit zu engem Maß gemessen. Daß durch ihn die Mission sofort eine Buchdruckerei erhielt, und daß er aufs uneigennützigste, ohne eine Schädigung seiner Anstalten zu fürchten, mit seinem weitreichenden Einfluß die unerläßlichen Geldmittel zusammenbrachte, hat die Stiftungen tatsächlich, da die Nachfolger in gleichem Sinne baten und schrieben, zum wirklichen leitenden Mittelpunkt der Mission trotz des Kopenhagener Missionskollegiums und der Londoner Society for Christian Knowledge gemacht, denen gegenüber tatsächlich sogar demonstriert wurde, daß es für das Missionswerk nicht gut sei, wenn in einer Kolonie die Missionare dem herrschenden Volksstamm angehörten, für dänische Kolonien solle man, wenn irgend möglich, keine Dänen nehmen, für englische keine Engländer. Wir stehen nicht an, diesen für unsere meisten heutigen deutschen Kolonialpolitiker unverständlichen, keizerischen Satz als sehr beachtenswert zu erklären, wie überhaupt noch viel für unsere Zeit aus der Geschichte der dänisch-halleschen Mission gelernt werden könnte und sollte.

Zeit und Raum verbietet jetzt und hier ein weiteres Eingehen. Es ist ja, damit die dritte Aufgabe der Leitung eines Missionshauses, (neben der Gewinnung des Arbeiterpersonals und des schriftlichen Werbens durch heimische Missionsliteratur) nicht gar zu kurz wegkomme, über die Missionskasse des Waisenhauses schließlich noch einzelnes zu sagen.

Als am 1. Advent 1705 Ziegenbalg und Plütschau von Kopenhagen auf der Sophie Hedwig abfuhr, hatte niemand daran gedacht, daß zur Begründung einer Mission auch Geld gehöre. Für die Reise von Berlin nach Kopenhagen waren ihnen ja 100 Thaler geschickt, für die große weitere Seereise hatten sie freie Passage. Es zahlte der König von Dänemark dem Kapitän je 2 Thaler wöchentlich für jeden Missionar zum gemeinsamen Tisch und in der Tasche trug jeder eine Anweisung an die Ortsobrigkeit auf vierteljährlich 50 Thaler. Auch konnten sie rühmen: „Vorher wurden uns von vielen frommen Seelen allerhand zu unser

Reise sehr dienliche Geschenke zugesandt.“ Diese allerhand Geschenke bestanden schwerlich in Geld. Wesentlich mit leerem Beutel müssen also Ziegenbald und Blütschau in Trankebar am 9. Juli 1706 gelandet sein. Zudem lautete § 9 der Missionsinstruktion: „Er soll mit dem, was wir Ihm zu seinem jährlichen Lohn und Unterhalt allergnädigst zugelegt haben, zufrieden sein und bei seinen Amtsverrichtungen von keinem Menschen Geld fordern.“ Auf drei Jahre lautete ihre Berufung. Am 18. September 1706, also im dritten Monat, sahen sich die Missionare schon genötigt in einem Brief an alle Zionsfreunde um Geld zu bitten. Unter Berufung auf das apostolische Beispiel der Sammlung einer Steuer und unter Heranzählung vieler Dinge, wozu ein großes Kapital gehöre, weshalb sie selber jährlich ihr halbes Gehalt darauf wenden wollten, wenden sie sich, nachdem sie den dänischen König ersucht, sich mildeich zu erweisen, an alle evangelischen Christen, etwas zu kontribuieren: „Die Steuer selbst kann entweder an Gold oder Silber nach Berlin an Herrn M. Lange oder nach Kopenhagen an Herrn Dr. Lütken gesendet werden.“ Doch Lange wagte zu den sieben in Berlin eingelaufenen und mit etlichen Auslassungen gedruckten Briefen, nicht auch den achten, eben diesen Aufruf zu drucken. Er gedenkt im kurzen Schlußwort dieses Briefes, aber den Abdruck hat man nicht für nötig erachtet, da jeder bei Lesung der Briefe von selbst sich daran erinnern werde.

Anders der praktische A. H. Franke. Kaum war, wie er im September 1708 an Lütken schreibt, der Missionare Ersuchen, ihnen eine Beisteuer zur Fortsetzung ihres göttlichen Werkes zu prokurieren, in seine Hände gelangt, so habe er der Bitte Gehör gegeben und von weit und breit seien ihm Steuern zugesandt, manchmal ohne Zeit und Ort bis auf 700 Thaler, und als er es in die eben erstandene, dem Waisenhaus privilegierte Halle'sche Zeitung habe setzen lassen, seien 870 Thaler draus geworden, denen ein Herr von Goden noch 300 zulegen wolle. Das Geld sowie die von der Buchhandlung geschenkten Bücher und Medikamente der Waisenhaus-Apotheke werde Gründer, der neue Missionar, mit nach Kopenhagen bringen. Am 16. November 1708 quittiert Lütken über fast 1100 Thaler, denen er aus einer Kopenhagener Kollekte 1027, auch silbernen Kelch und Patene habe zulegen können, weiter 200 vom Prinzen Karl und 1200 vom König zur Salarierung der Missionare. Unter den übersandten Gaben steckten auch Berliner Beiträge. Dies war die erste deutsche Geldgabe an die ev. Mission, unter Missionsfreunden kollektiert. Aus Dänemark waren schon im Vorjahr 1700 Thaler gegeben,

aber allein von der Herrscherfamilie. Bald danach fiel Lüttens in Ungnade, und nach seinem Tode im August 1712 kamen Gegner ans Ruder. In Halle hielt man in allen Kriesen treu und nur noch treuer zur Sache. Die von A. H. Francke begründete Hallesche Missionskasse, von Gegnern der Anfangszeit die hällische Kasse zur Unterscheidung von der Kopenhagener Missionskasse genannt, hat die Überstehung vieler Krisen ermöglicht und dem Missionswerk die freiere Beweglichkeit gesichert. An Verwaltungsschwierigkeiten, die einmal zur Verteilung des Geldes unter 4 Missionare gleichmäßig führten, hat es ja ebenso wenig gefehlt, wie an aufdringlichen Ansprüchen aus der jungen Gemeinde, in welcher die Worte eines Sendeschreibens Francke's von dem gesammelten und gesandten Gelde falsche persönliche Hoffnungen genährt hatten. Die Kasse besteht bis heute, wenn auch seit Jahrzehnten fast nur aus Legatzinsen gespeist. Wir hörten, wie nützlich und zweckentsprechend sie bei Direktor Grauls Visitationsreise verwendet wurde. Die damals angeknüpfte Verbindung hat sich zu einer ständigen gestaltet und hat der jedesmalige Direktor der Stiftungen Sitz in der Generalversammlung der Leipziger Mission, welcher er für einen bestimmten Missionsarbeitszweig, z. B. die Druckerei in Trankebar, Legatzinsen zufließen läßt. Weil andre Legate auf die durch den Schweden Kiernander gegründete Zweigmision in Bengalen lauten, erhält die Goßnersche Mission einen Anteil, während die Zinsen angesammelter Gelder der Förderung des Missionswesens an Ort und Stelle zu gut kommen. All dieses wird im Grunde dem durch Francke gewaltig geweckten Opfersinn gedankt.

Was im 6. Kapitel seines schon berührten großen Aufsatzes Francke für sehr praktische Ratschläge giebt, wie die Anstalten zu Halle auf mancherlei Weise gefördert werden können, ist alles auch der Mission zu gute gekommen. Es sei übergangen, was er dort bezüglich der Testamente, der zinslosen Kapitalhergabe, des Zehnten anregt und nur an die zündende Mahnung der Hergabe unnützen Schmuckes erinnert: „So jemand bedenket, daß er Juwelen, Perlen, köstliche Steine, Ringe, Ketten und andern Schmuck entweder bisher ohne Gebrauch liegend hat, oder zur bloßen Eitelkeit und im Überfluß an seinem Leibe getragen, item daß er vieles güldenes und silbernes Geschirr in Kisten und Kästen verschlossen hat, ohne daß Gott und Menschen im geringsten damit gedient sei — —!“

Wahrhaft herzerquickende Beispiele des Opfersinnes enthalten nun die handschriftlichen ältesten Missionsrechnungen. Dem Historiker ist es ja



eine Freude, dort auf Ziegenbalgs<sup>1)</sup> und Gründlers (I. E. G., 3 Gründlinge) Siegel — beides redende Wappen — zu stoßen (auch ein besser erhaltenes gleichfalls redendes Siegel des 1714 gegründeten Kopenhagener Missionskollegiums mit der Umschrift *Sigill. Coll. Dan. de cursu evangelii promovendo*; ein Segelschiff mit ausgefahrem Landungsboot, darüber Act. 14, 27 *aperitur gentibus ostium fidei*, unten ein predigender Missionar zwischen Gruppen betender Leute, darunter Act. 2, 38). Größer muß die Freude sein, wenn über die Hingabe von Schmuß vom treuen ersten Missionskassierer Neubauer niedergeschrieben wird; findet sich in dem Umfang Ähnliches doch nur 1813 bei Ausbruch des Befreiungskrieges. Hier galt es einen Eroberungskrieg des Königs der Könige zur Befreiung von Sündenflaven.

Frau von Versdorf gab gestickte Vorhänge, 600 Thaler wert, die schlesische Gräfin Gfug einen für 200 Thaler verkauften Schmuß, Baronin von Morawitz-Branitz einen Demantring, für den 286 Thaler gelöst wurden, von ihrem Mann silberne Leuchter, eine Schnalle mit Demant gab 50 Thaler, dann gingen ein Becher, seltene ausländische Münzen, Armbänder, Kelche, Altartuch, verschiedener Frauenschmuß, Fräulein von Wolffskeel-Ansbach Kreuz und Ring mit Smaragden, aus Steinburg güldene Kette für die Missionarien, trug 9½ Kronen, auch von Pferdegeschirren wurde das Silber genommen.

So viel an einzelnen Fällen aus den ersten Jahren. Wenn Prediger Campe in Berlin eine Sammlung von 10 Thalern 1713 nach Halle schickte, so folgt daraus, daß in Deutschland sich alle Gaben nach Halle konzentrierten, selbst Prinz Karl von Dänemark wählte für 500 Thaler den Weg über Halle.

Daß das Verwalten der Missionsgelder aber mehr bedeutete als einnehmen und absenden, daß die Geber anfangen scharfe Kritik zu üben, und daß es darüber auch wohl zwischen Francke und Ziegenbalg schon zu Auseinandersetzungen gekommen ist, mag aus einem Briefe entnommen werden, den Graf Reuß II aus Dresden am 2. Februar 1716 an Francke bei Übersendung einer Sammlung von 100 Thalern schrieb.

„Die Wahrheit zu gestehen, so sagen einige, das Geld wäre übel angewandt und das, weil es der Herr Professor selbst Gelegenheit zu sagen gegeben hätten. Denn Sie hätten dem Herrn Ziegenbalg scharf

<sup>1)</sup> Leider vermischt. Die Umschrift, wohl ein lateinisches Motto, nicht zu entziffern. Im Siegel Z. B., darunter ein Strauch und unter diesem wahrscheinlich ein Körpertell einer Siege.

verwiesen, daß er sich habe mit seinen andern Helfern in Malabarien gezankt und also übel Exempel den Heiden gegeben, ja sie hätten auch selber sich verlauten lassen gegen andre Leute, daß sie ihr Bauen der Häuser nicht approbierten, sondern vielmehr blamierten, stoßen sich also die Leute an dem ganzen Verfahren sprechend, die Apostel hätte Christus Luk. 2 und 10 und 22 anders ausgesandt, mit nichts, ohne Geld, die Apostel hätten auch nicht gebaut, sondern nur gepredigt, wäre es also ihre eigene Schuld, wenn sie unnötiger Weise ihr Geld verbauten und es den Armen beraubten. Sie sagen noch mehr, daß es keinen Segen thun könnte, weil sie das Geld forderten, wäre auch kein Heide noch nicht bekehrt, ob schon getauft worden. Dieses sind die discours vieler Frommen und noch mehrer Gottlosen. Ich nun, der so lange aus Halle bin, weiß nicht die Umstände, kann den Leuten also nichts Eigentliches sagen und noch viel weniger, weil diejenigen mich versichern, der Herr Professor soll selber gesagt haben, es sei nicht recht und soll es dem Herrn Ziegenbalg remonstrirer, wovon ich die Gewißheit in Ihren Briefen erwarte. Ich mahne unterdessen die Leute zur Geduld an, sie bittend nicht zu lästern und die Hand Gottes darinnen regieren zu lassen. Dieses habe ich meiner Schuldigkeit gemäß geachtet zu berichten, um mich ex dubio und Sie ex fama zu ziehen.“

Dieser Brief ist ein Vorbote der schweren Krisis, welcher Ziegenbalg dann zum Opfer fiel, weil Missionssekretär Wendt in Kopenhagen solche Phantasieen über apostolische Mission gleich praktisch werden ließ. Die Gelder der königlichen Missionsfondation verwendete das Kollegium im Inlande und Ziegenbalg mußte über zweijährige Unterlassung des Schreibens klagen. Dann kamen im höchsten Grad unbillige Briefe und willkürliche Beschlüsse. Was wäre aus der Mission geworden, wenn nicht die Halleschen Direktoren mit wachsender Erkenntnis wie in dieser ersten Krisis, so bei spätern sachlichen oder persönlichen Gegensätzen beschwichtigend oder gutmachend eingegriffen hätten! Mit dieser Andeutung stehen wir am Schluß.

Erst durch die pietistische Richtung in der lutherischen Kirche war es einem Fürsten ermöglicht, eine Mission für seine heidnischen Unterthanen ins Leben zu rufen, und diese Mission als königlich fundierte Staatsanstalt hat wirkliches Leben nur entfaltet, soweit und solange sie sich von der Direktion einer Anstalt freier Liebesthätigkeit und deren frei verbundenem Kreis betender

Geber tragen und bestimmen ließ. Die Stiftungen in ihrer Verbindung mit der Universität bildeten die Missionare, deren Universitätsbildung als selbstverständliches, nicht diskutiertes Erfordernis galt, wie für den heimatischen Kirchendienst. Die Missionare blieben im Zusammenhang mit dem Haus ihrer geistlichen Heimat, wo aufs liebevollste ihre Wünsche und Bedürfnisse aus den Mitteln der verbundenen treuen Freunde Erfüllung und Befriedigung fanden; sie unterstellten sich, abhängig durch die erforderlichen sachlichen Betriebsmittel zur Mission, der Beratung und Leitung der im Liebesdienst geschulten Stiftungsdirektoren. Alle im Waisenhaus erprobten Einrichtungen, wie Buchdruckerei, Buchhandlung, Bibelanstalt, Apotheke und Medizinwesen, Erziehungsthätigkeit in den Schulen, die katechetische Unterrichtsmethode, dienten nicht nur dem Missionswerk, sondern wurden auch soweit möglich, in die indische Mission übertragen. Die Direktoren wurden Redakteure einer Missionszeitschrift, sie veranlaßten oder unterstützten auch anderweite Missionslitteratur, man bedenke, wie G. A. Francke z. B. dem Juristen Niekamp und dessen Fortsetzer Prediger Meier zu ihrer trefflichen kurzgefaßten Missionsgeschichte den Anstoß gab. Der konservativen Haltung der Stiftungen wird endlich in ihren weiten Räumen die Aufbewahrung der Brieffschaften der Missionare und Missionsfreunde und der Akten der Missionsleitung, wie der nicht minder wichtigen über die Anfänge der lutherischen Kirche Nordamerikas verdankt, und allein durch diese treue Pietät kann die Geschichte der dänisch-halleschen Mission als einer abgeschlossenen Periode, genau erforscht und objektiv mit geschichtlicher Ruhe und Leidenschaftslosigkeit dargestellt, als Lehrmeisterin für den modernen Missionsbetrieb dienen. Das ist die Bedeutung der Franckeschen Stiftungen für die evangelische Heidenmission.

Eine Stichprobe von 50 zu 50 Jahren ließ uns die Jahre 1698 und 1898 als geeigneten Ausgangspunkt und Endpunkt einer Jubelfeier auch für die Missionsthätigkeit der Stiftungen erkennen. Auch bitterste Kritik und kirchlichste Kirchenhistorie müssen die Bedeutung des Begründers der Stiftungen für die Mission stehen lassen und anerkennen. Fürwahr ein reicher Segensstrom ist von diesen Stiftungen der Mission zugeflossen. Der Segensstätte wünscht zum Jubelfest die gesegnete Mission fernern reichen Gottessegnen für Haupt und Glieder, für Groß und Klein, für die gesamten reichgegliederten Stiftungen, aus den Segenshänden des gen Himmel gefahrenen und im Himmel thronenden schützenden Herrn der Kirche.

Nachwort. Der Schreiber dieses Aufsatzes hat vielleicht bei manchen seiner Leser zu viel Kenntnis der Geschichte der alten dänisch-halleschen Mission vorausgesetzt. Vermutlich hat er, was er für allgemein bekannt hielt, nicht wiederholen wollen. Auch schreibt sich niemand gern selber aus. Ich erlaube mir daher zur genaueren Information für diejenigen, welche gelegentlich des Jubiläums der Brandeschen Anstalten die Beziehung des Hallischen Waisenhauses und seines Stifters zur Heidenmission detaillierter zu studieren wünschen, namentlich auf die 3 grundlegenden Quellschriften Germanns hinzuweisen: 1. Ziegenbalg und Plütschau; die Gründungsjahre der Trankebarschen Mission. 2. Joh. Philipp Fabricius; seine 50jährige Wirksamkeit im Tamulenlande und das Missionsleben des 18. Jahrhunderts daheim und draußen und 3. Missionar Chr. Friedrich Schwarz (Erlangen 1865—70). Wie der vorstehende Aufsatz zeigt, hat der Verfasser manches in diesen seinen Jugendschriften ausgesprochene Urteil nicht unwesentlich modifiziert; der geschichtliche Inhalt derselben behält bleibenden Wert. Warned.

## Die heimatliche Missionsarbeit in England und Deutschland.<sup>1)</sup>

Von Julius Richter.

Die brandenburgische Missionskonferenz hat mich im Jahre 1897 in den Stand gesetzt, eine vierwöchentliche Studienreise nach England und Schottland zu unternehmen, um dort das Missionsleben aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Es ließ sich so einrichten, daß ich während des dreiwöchigen Aufenthaltes in London einen Teil der Maimetings und mehrere Jahresfeste der größten englischen Missionsgesellschaften mitfeiern konnte; während des einwöchigen Aufenthaltes in Edinburg fand die Eröffnung der General assemblies, der Generalsynoden, der beiden größten schottischen Kirchen, der Staatskirche und der Freikirche statt, und unmittelbar im Anschluß an die Reise tagte in Bremen die kontinentale Missionskonferenz, an der ich die Ehre hatte teilzunehmen. So war die fünfjährige Urlaubszeit zwischen Ostern und Pfingsten ganz ungewöhnlich günstig, um vielseitige Bekanntschaften anzuknüpfen und Missionsstudien zu machen. Ich möchte im Folgenden die wichtigsten Ergebnisse dieser Reise kurz zusammenfassen. Versuchen wir einen Einblick in die heimatliche Missionsarbeit in England zu gewinnen, indem wir überall die Parallelen zu unsern heimatlichen Verhältnissen ziehen. Wir beschränken uns, indem wir zunächst die Fragen der Organisation beiseite lassen, auf die Veranstaltungen zur Weckung und Pflege des

<sup>1)</sup> Vortrag auf der sächsischen Missionskonferenz 1898.



Missionslebens, und behandeln: 1. die Missionspredigt, 2. die Missionslitteratur, 3. die Missionsfassammlungen.

Wir unterscheiden die ordentliche und die außerordentliche Predigtarbeit. Die ordentliche Arbeit, die das eigentliche Rückgrat einer gesunden Missionsentwicklung ist, muß in England wie bei uns das geordnete Pfarramt thun. Wo der Ortspfarrer sich nicht Mühe giebt, Missionsinteresse zu wecken, führt Bischof Selwyn<sup>1)</sup> aus, ist alle andere Bemühung wenig aussichtsvoll. „Es ist die Aufgabe jeden Pfarrers die Missionspflicht zu predigen und der Gemeinde diese Pflicht gerade so verständlich zu machen wie jede andere Pflicht“ (a. a. O. 148). Jeder Pfarrer soll sich zu diesem Zweck außer einer Generalübersicht über das ganze Missionsfeld eine sorgfältige und detaillierte Kenntnis eines oder einiger spezieller Missionsfelder aneignen. Hat er gebildete Laien in seiner Gemeinde, die Lust haben, sich an der kirchlichen Arbeit zu beteiligen, so wird er gut thun, sie zur Mitarbeit heranzuziehen, indem er ihnen für das nächste Meeting ein bestimmtes Thema giebt und sie mit der zur Vorbereitung erforderlichen Litteratur versorgt (ib. 149). Von großem Vorteil für Zeit- und Kräftersparnis ist es auch, wenn sich verschiedene benachbarte Geistliche, von denen sich jeder ein besonderes Missionsfeld vorgenommen hat, untereinander helfen und Missionsstunden und Berichte austauschen, indem jeder über sein Gebiet in den verschiedenen Parochieen redet. (Intell. 1897, 891.) „Je systematischer und regelmäßiger wir die Mission behandeln, je mehr wird, davon bin ich überzeugt, das Interesse daran wachsen. Wir sollten uns entschließen, (wenigstens in den Städten) einen regelmäßigen und systematischen Missionskursus für die Gemeinde einzurichten . . . Das wäre viel wichtiger, als ab und zu einmal ein Missionsmeeting, wobei aufs Geradewohl einige Fesseln Missionskenntnis in den Nebel gefeuert werden.“ (ib.<sup>2)</sup>) Von besonderem Werte gerade für die parochiale Missionsarbeit sind die Lichtbildervorführungen mit dem Skioptikon, von denen in England bereits in viel ausgiebigerem Maße Gebrauch gemacht wird als leider z. B. noch bei uns. Ich lernte einen streng-hochkirchlichen Geistlichen in einer der elendesten und ärmsten Vorstadt-Gemeinden in den Londoner Dock's kennen; wir fuhren von Blissingen zusammen nach Queenborough über den Kanal. Er hatte soeben Holland durchkreist, um überall photographische Aufnahmen zu machen. Als ich

<sup>1)</sup> Pastoral Lectures. London, Soc. f. Prop. Chr. knowl. 1896. S. 140 ff.

<sup>2)</sup> Aus einer Rede des Bischofs von London auf der Y. Clergy Union-Conf.

einige Wochen später in seinem Studierzimmer war, zeigte er mir die entwickelten Photographieen. „Und wozu brauchen Sie diese Bilder,“ fragte ich ihn? Da holte er einen der hoffentlich auch Ihnen wohlbekannten länglichen Kästchen hervor, angefüllt mit lauter Lichtbildern auf Glas. Er war so geschickt, daß er die selbst photographierten Bilder gleich selbst auf Glas übertrug (allerdings nur schwarz, aber ganz vorzüglich scharf und deutlich). Als er sah, daß ich mich für diese Glasbilder interessierte, holte er ein ganzes Duzend weiterer Kästen hervor, Missionsbilder, das heilige Land, die Alpen u. s. w., meist selbstphotographierte und auf Glas übertragene Cypsen. Als wir uns dann sein kirchliches Grundstück mit den dazu gehörigen Baulichkeiten ansahen, führte er mich auch in einen sehr einfach ausgestatteten Gemeindesaal, wo gleich alles für die Skioptikon-Vorstellungen hergerichtet war, die er, wie er mir sagte, den ganzen Winter hindurch regelmäßig alle Wochen veranstaltete. Es ist nicht gleich jeder so geschickt und eifrig wie dieser Vikar von St. Johns auf der Hundeeinsel in den Millwall Docks. Aber dies Beispiel wird Ihnen zeigen, in welchem Umfang und mit welcher Energie das Skioptikon drüben zur Pflege des religiösen Lebens benutzt wird.<sup>1)</sup> Seitdem sich der „Evangelische Verein“ in Berlin der äußerst dankenswerten Arbeit unterzieht, eine vollendet schöne Lichtbilderserie nach der anderen zum allgemeinen Gebrauch der Amtsbrüder herzustellen, ist es eine unverzeihliche Versäumnis, wenn wir von diesem zukunftsreichen Mittel zur Bereicherung unseres kirchlichen und Missionslebens nicht ausgiebigen Gebrauch machen.

Etwa auf der Grenze der ordentlichen und der außerordentlichen Arbeit stehen die Missionsgottesdienste (missionary services). Es ist bekannt, daß in England die parochialen und synodalen Missionsfeste nicht annähernd die Rolle spielen wie bei uns in Deutschland; nur die Hauptgesellschaften und ihre Tochterorganisationen, die Hauptvereine und Gratzschaftsassociationen, haben große Jahresfeste, welche sich meist über mehrere Tage erstrecken und nach englischer Art ein sehr mannigfaltiges Programm haben. Auch ein Analogon der bei uns mehr und mehr sich einbürgernden Missionspredigtreisen, wo ganze Synoden systematisch Parochie für Parochie durchgenommen werden, haben die Engländer nicht. Dagegen aber legen sie den größten Wert darauf, daß in jeder Kirche wenigstens jedes Jahr einmal und zwar immer an einem Sonntage, in der Regel im Hauptgottesdienst von

<sup>1)</sup> Alle großen englischen und schottischen Missionsgesellschaften haben ein Lager von Lichtbildern aus dem Bereiche ihrer Arbeit, welche sie allen Gemeinden, die im Zusammenhang mit ihrer Mission stehen, gegen ein Billiges zur Verfügung stellen.

einem Auswärtigen ein Missionsgottesdienst abgehalten werde. Oft sind mit diesen Gottesdiensten Meetings in der Art unserer Nachversammlungen verknüpft, aber die Hauptsache ist und bleibt die Predigt. Es wird immer wieder betont, daß die gemeinsame Hauptaufgabe aller dieser Missionsgottesdienste die ist, jeden einzelnen Christen und jede Gemeinde von der für jeden Christenmenschen unveräußerlichen Missionspflicht zu überzeugen. In welchem Umfang diese Gottesdienste gehalten werden, dafür nur ein Beispiel. In den etwa 5700 Gemeinden, welche sich zur C. M. S. zählen, wurden im Jahre 1888 nicht weniger als **7356** solche Missionspredigten gehalten. Wie ist es aber möglich für eine so große Zahl von Gottesdiensten, noch dazu alle an Sonntagen, die Prediger zu besorgen? Rechnen wir, daß die 18 Associationssekretäre, d. h. die berufsmäßigen Reiseprediger der Gesellschaft davon 1720 — jeden Sonntag zwei — übernahmen, und daß zehn von den auf Urlaub in der Heimat weilenden Missionaren als Reiseprediger in Dienst gestellt wurden, von denen jeder auch noch 100 Predigten übernahm, so blieben doch noch 4600 Predigten, die von freiwilligen Helfern übernommen werden mußten — und übernommen worden sind. Ich möchte dies Beispiel anführen, um zu zeigen, in welchem Umfange in der englischen Geistlichkeit eine Bereitwilligkeit vorhanden ist, an der Pflege des Missionswerkes zu helfen. Jeder, der mit dem Arrangement von Missionsfesten zu thun gehabt hat, weiß, welche Schwierigkeiten und oft Verdrießlichkeiten es macht, die Festprediger zu sichern. Natürlich haben bei der fast zehnfach größeren Anzahl von Predigten, die zu versorgen sind, die Missionssekretäre in England diese Schwierigkeiten in erhöhtem Maße, und sie haben allerlei Mittel ausgedacht, um dieselben zu verringern — es solle ein Missionspredigerbureau eingerichtet werden, worin alle Prediger ihre Namen geben, die geeignet und geneigt sind, aushilfsweise einzutreten; oder noch besser, es sollen alle missionseifrigen Pastoren sich im Jahre zwei, drei oder vier Sonntage für Missionspredigten zur Verfügung stellen; insonderheit sollen alle jungen Geistlichen, die ein Herz für die Mission haben, systematisch zu dieser Predigtarbeit herangezogen und vorwiegend in kleine Dörfer geschickt werden, das sei sowohl für ihre Ausbildung als Missionsprediger, wie für ihr geistliches Amt von größtem Werte.<sup>1)</sup> Alles Vorschläge, die auch auf unsere Verhältnisse passen und sehr beherzigenswert sind.

<sup>1)</sup> Außerst lehrreich und allen Missionsreisepredigern warm zur Lektüre zu empfehlen ist die Aufsatzserie in den Jahrgängen 1891 und 1892 des *Intelligencer*: „Experiences of an Association Secretary“ von Henry Sutton.

Neben dieser ordentlichen Missionsarbeit lieben die Engländer sehr die außerordentlichen Anstrengungen. Sie sind der Meinung, daß breite Volksschichten auf dem geordneten Wege des sonntäglichen Gottesdienstes nicht erreicht werden, daß man aber auf ihre Mithilfe an der weltweiten Missionsaufgabe weder verzichten kann noch darf. Sie suchen daher diese Volksschichten durch außerordentliche Veranstaltungen zu erreichen und zu interessieren. Der gemeinsame Grundzug dieser außerordentlichen Veranstaltungen ist der, daß es nicht direkt auf Geldsammlungen abgesehen ist; ja es kann, wenn man die Jahresberichte z. B. der C. M. S. studiert, nicht zweifelhaft sein, daß diese Veranstaltungen ganz wesentlich mehr kosten, als sie einbringen. Es soll eben Missionsleben geweckt werden. Die C. M. S. ist sogar so weitherzig, daß sie ausdrücklich keineswegs ausschließlich für ihre eigenen Interessen und ihre Gesellschaft arbeitet; das erweckte Missionsinteresse soll allen Gesellschaften zu Gute kommen, es soll überall in seine natürlichen Kanäle geleitet werden. Wir nennen von diesen außerordentlichen Veranstaltungen an erster Stelle die *Missionary Missions* und die ihnen nahe verwandten *missionary weeks* „Missionswochen“. Sie finden in der Regel in den großen Städten statt und kommen immer mehr in Aufnahme.<sup>1)</sup> Die Idee ist, in einer großen Stadt eine ganze Woche hindurch Tag für Tag so viele Missionsversammlungen und so mannigfaltiger Art zu veranstalten, daß die ganze Einwohnerschaft in Anspruch genommen wird. Das Grundprogramm umfaßt täglich eine Betstunde, eine biblische Besprechung, einen Abendgottesdienst und eine Nachversammlung. Außerdem werden an den zwischenliegenden Sonntagen möglichst in allen Kirchen der Stadt Missionspredigten gehalten. Man sieht, das direkt erbauliche oder biblische Element tritt auch hier wie überall in der englischen Missionsarbeit in den Vordergrund, die Berichterstattung kommt erst an zweiter Stelle. Wo es möglich ist, werden auch die Kirchenschulen und Privatschulen besucht, es werden *open-air meetings*, d. h. Straßenpredigten veranstaltet; vielleicht findet gleichzeitig eine Missionsausstellung oder eine Serie von Skioptikon-Missionsvorträgen statt; aber das sind mehr äußere Zuthaten um die große Masse anzuziehen, sie gehören nicht zu dem eigentlichen spezifisch-geistlichen Programm dieser *missionary missions*. Gerade in ihrem spezifisch-geistlichen Charakter, in der ausgesprochenen Tendenz, dem allgemeinen Christentum eine bestimmte Missionsrichtung zu geben, scheinen mir diese in England immer beliebter

<sup>1)</sup> 1895 veranstaltete die C. M. S. sieben solche Missionen, 1896 bereits 24; im Jahre 1897 ist die Zahl wieder gewachsen. Proc. 1897, 29 f.



werbenden „Missionen“ aller Beachtung wert. Sie entsprechen, nur mit einer klaren Missionstendenz, und dadurch mit einem bestimmten, gesunden Ziele, den Evangelisationsbestrebungen eines Schrenk, Keller, Lepsius und anderer.

Noch weit großartiger und umfassender sind die sogen. February Simultaneons Meetings, nach englischer Art abgeführt, die F. S. M. Die C. M. S. veranstaltete sie zuerst in den Jahren 1886 und 1887 und dann wieder 1892 und 1893. Bei ihnen gilt es, nicht nur in einer Stadt oder einem Bezirk Missionsfeiern zu veranstalten, sondern es wird ganz England vom Tweed im Norden bis zum Kanal im Süden in eine Missionsgemeinde umgewandelt; es werden in den vier Wochen des Februar, hauptsächlich aber in der zweiten Februarwoche mehrere tausend Meetings auf einmal veranstaltet. Es würde allerdings auch das großartige Organisationstalent der Missionsleitung der C. M. S. nicht imstande sein, für diese Meetings in ganz England in einem Jahre die Redner zu besorgen und die Vorbereitungen zu treffen, deshalb hat man das Riesenwerk jedesmal auf zwei Jahre verteilt, also das eine Mal London und die erzbischöfliche Provinz York, das andere Mal die erzbischöfliche Provinz Canterbury. Man denke sich einmal, daß das ganze evangelische Deutschland in zwei Hälften geteilt, und daß in zwei aufeinander folgenden Jahren während des Februarmonates in allen Pfarreien, ja möglichst in allen Kirchen Missionsgottesdienste oder in allen Gemeinden Missionsversammlungen gehalten werden sollten, — und alle erforderlichen Vorbereitungen, die Besorgung der Festprediger und Redner von einer oder einigen privaten Missionsgesellschaften veranstaltet, so hat man eine ungefähre Vorstellung von diesen Februarversammlungen. Wir würden zweifelhaft sein, ob das erstrebte Ziel, die Mission gleichzeitig vor die Ohren und an die Herzen der ganzen deutsch-evangelischen Christenheit zu bringen, im richtigen Verhältnis stehe zu der enormen geistigen Kraftaufwendung und zu den ganz beträchtlichen Geldmitteln, welche die F. S. M. kosten. Wir würden mehr wünschen, daß es allen Geistlichen zur Gewissenspflicht gemacht werde, wenigstens zweimal im Jahre ex officio von allen Kanzeln Missionspredigten zu halten. Aber überwältigend großartig sind diese englischen Veranstaltungen ohne Zweifel, sie sind ein unmißverständlicher und im ganzen Lande gehörter Posaunenstoß, daß jetzt Missionszeit sei!<sup>1)</sup>

1) Eine ausführliche Darstellung dieser F. S. M. s. Allg. Miss.-Zschr. 1887, 193.

Es ist ganz erstaunlich, die Mannigfaltigkeit der Meetings durchzusehen, welche alle Bevölkerungsschichten erreichen sollen. Überall wurde der Jugend besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Wo Internate, Privatschulen oder Untergymnasien bestanden, suchte man Zutritt zu erlangen, was fast in jedem Falle gelang. Die öffentlichen Schulen wurden von den aus London gesandten Reisepredigern besucht. Auch Kinderversammlungen bildeten in der Regel einen Teil des Programms und wurden gut besucht. Wir lesen weiter von Versammlungen für Gymnasiallehrer, für Studenten, für Seminaristen im theologischen Colleg, für Sonntagschullehrer — (bei diesem letzteren führte ein Bischof den Vorsitz und es waren 600 Lehrer gegenwärtig!), besondere Ansprachen an Bibellesevereine für Männer und Frauen, gutbesuchten Männerversammlungen, Versammlungen für christliche Berufsarbeiter, Versammlungen für die Soldaten in ihren Kasernen unter dem Vorsitz des kommandierenden Obersten, für Kaufleute, die speziell zu einem Frühstück eingeladen waren, ja sogar für Kommiss in den Lagerräumen ihrer Geschäfte. In einer großen Stadt lud der Bürgermeister die Deputation der Missionsgesellschaft ins Rathaus, wo sie vor 100 der angesehensten Bürger in dem Ratssaale eine Missionsversammlung abhalten mußte! Von dieser Individualisierung der Missionsarbeit können wir ohne allen Zweifel sehr viel lernen; sie macht ja viel Mühe und stellt an das Organisationstalent und die Leistungsfähigkeit der Festredner ungewöhnliche Anforderungen; aber es wird dafür auch Missionskenntnis bis in das entlegenste Winkelfchen getragen.<sup>1)</sup> (Intellig. 92, 313 f.)

<sup>1)</sup> Es wird von Interesse sein, wenn wir das Programm der Sim. Febr. Meet. wenigstens in einer Stadt in extenso geben.

**Montag:** Nachm. 5 Uhr Gottesdienst in der Kathedrale mit kurzer Ansprache; der Oberprediger hat an die ganze Geistlichkeit spezielle Einladungen dazu ergehen lassen; 7<sup>1/2</sup> Uhr öffentliche Versammlung, Vorsitzender der Bischof.

**Dienstag:** Nachm. 3 Uhr Ansprache in einer Privatschule und einer Volksschule; 3<sup>1/2</sup> Uhr Frauenversammlung im Vereinshaufe; von 5 bis 7<sup>1/2</sup> Uhr in 9 verschiedenen Kirchen Kindergottesdienst.

**Mittwoch:** Vorm. 9<sup>1/2</sup> und 11 Uhr in zwei Privatschulen und im Waisenhause; nachm. 3 Uhr Wohnzimmerversammlungen mit speziellen Einladungen; 7<sup>1/2</sup> Uhr Gottesdienste in 5 Kirchen gleichzeitig.

**Donnerstag:** Vorm. 9, 9<sup>1/2</sup> und 11 Uhr in verschiedenen Schulen, dem Ober- und Untergymnasium und im Waisenhause; nachm. 3 Uhr Wohnzimmerversammlungen mit speziellen Einladungen; 7<sup>1/2</sup> Uhr in 6 Kirchen Gottesdienst gleichzeitig; 8 Uhr öffentliche Volksversammlung.

Von der Sorgfalt, mit der in London die großen Meetings vorbereitet werden, haben wir allerdings kaum eine Vorstellung. Ausdrücklich behält sich das Missionshaus am Salisbury Square alle wichtigen Arrangements vor. Zu hunderttausenden werden die Benachrichtigungen, Einladefarten u. s. w. ausgegeben. Es scheint uns dieser Reklame allzuviel zu sein. Und es mag schwer sein, in dem ungeheuren Strudel des Londoner Lebens die allgemeine Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Punkt zu lenken. Und diese Reklame ist nur ein kleiner Teil der Vorbereitungen. Ich führe ein Beispiel an. Die C. M. S. wollte eine große Kindermissionsversammlung in der Exeter Hall veranstalten und hatte dazu 3000 Kinder aus 140 Parochieen eingeladen; gewiß keine kleine Aufgabe, wenn da alles klappen und ohne Störung ablaufen sollte. Wie machten sie's? Einige Wochen vorher wurden an alle Schulen die Liederzetteln mit den Noten geschickt, damit sie üben könnten. Sodann wurden an alle Lehrer, welche eine Abteilung zu führen hatten, gedruckte Anweisungen gesandt, zu welcher Thür sie den Saal betreten, wo sie sich setzen, wie sie ihn verlassen sollten. Der Erfolg dieser sorgfältigen Vorbereitungen war ein so glänzender, daß man sich alsbald in den anderen großen Städten Englands daran machte, ähnliche Kindermassenversammlungen zu veranstalten. (Proc. 97, 27.)

II. Neben der mündlichen Rede das bedeutendste Missionsmittel ist das geschriebene und gedruckte Wort, und auch von diesem Missionsmittel wird in England der ausgiebigste Gebrauch gemacht. Bekanntlich ist in England die Presse noch in ganz anderm Maße eine Großmacht wie bei uns. Wo man geht und steht, auf der Straße, auf der Pferdebahn, in der unterirdischen Eisenbahn, in den Parks oder in den Bars, überall ist man von einer lesenden Menge umgeben. An jeder Straßenecke stehen die Zeitungsverkäufer und haben die wichtigsten Tagesereignisse mit riesengroßen Lettern in die Straßen gemalt, damit der Strom der Passanten im Vorübergehen darauf aufmerksam gemacht werde. Zeitungen und Zeitschriften mit einer Auflage von 100- oder 200 000 sind in England nichts Seltenes, selbst nach unseren Begriffen recht mäßig redigierte und ausgestattete Blätter wie The Christian und The Christian Herald haben eine Auflage von über 100 000. Man muß sich diesen

---

Freitag: Vorm. 11 $\frac{1}{2}$  Uhr zwei feierliche Schlußgottesdienste mit Abendmahlsfeier; nachm. 7 $\frac{1}{2}$  Uhr große öffentliche Schlußversammlung.

Außerdem täglich Mittags 12 Uhr Gebetsversammlung im Vereinshaus.  
Int. 92, 71.

Massenkonsum vergegenwärtigen um sich von den Zahlen der Auflagen der großen englischen Missionsblätter nicht zu sehr imponieren zu lassen. Ein so gediegenes redigiertes Blatt wie der *Intelligencer*, das 6 Mark Abonnement kostet, zählt 6575 Abonnenten, der *Gleaner* hat 78800, die *Childrens World* 56000, das freischottische *Free Church Monthly* 79260, das hübsche freischottische Kinderblatt *Childrens Record* 73000, der *United Presbyterian Mission Record* 70116. Vergleichen Sie damit, daß das gelesenste deutsche Missionsblatt, der *Barmer Missionsfreund* meines Wissens gegen 18000 und der ihm sogleich folgende *Neutirchener Heidenbote* etwas über 7000, die Evangelischen Missionen etwas über 6300 Abonnenten zählen, so wird der Abstand genügend in die Augen fallen. Ich möchte betonen, die Schuld an diesem unverhältnismäßigen Zurückbleiben liegt weder am Inhalt noch an der Redaktion der deutschen Missionsblätter, dieselben sind, das ist nach jahrelanger Lektüre zahlreicher englischer Missionsblätter meine Überzeugung, mindestens ebenso gut, zum Teil besser redigiert als die englischen. Die Schuld liegt auch nicht an den Preisen der Blätter, sowohl in England wie in Deutschland steht man auf dem Standpunkte, daß Missionsblätter so billig wie irgend möglich vertrieben werden. Das durchschnittliche Abonnement der gelesensten Missionsblätter beträgt in England wie in Deutschland 1,20 Mark im Jahr, ein Preis, der auch bei uns die weiteste Verbreitung ermöglichen würde. Man sieht hier an einem recht in die Augen fallenden Beispiel, wie viel lebendiger das Missionsinteresse in England ist, — und wie viel verbreiteter. Wir werden in Deutschland noch viel nachzuholen haben, ehe es uns gelingt, unsere Missionsblätter in ähnlicher Weise unter das Volk zu bringen.

Wir haben eine vortreffliche Missionstraktatlitteratur zu 5, 10 und 20 Pfg. und eine gediegene wissenschaftliche und pastorale Missionslitteratur. Die beiden von der sächsischen Missionskonferenz herausgegebenen Wegweiser haben uns gezeigt, welche Schätze hier vorhanden sind. Soweit ich sehen kann, legt man drüben auf die Schaffung einer solchen Litteratur nicht so viel Wert. Es ist ja bekannt, in welchem Maße die große englische Traktatgesellschaft die Welt mit derartigen kleinen Schriftchen überschwemmt; aber die Missionsgesellschaften beteiligen sich wenig daran, und man liest selten in ihren Blättern einen Hinweis auf dieselben. Dagegen ist man in England mit dem größten Eifer und Fleiß daran, zwei Arten von Missionslitteratur zu schaffen, die bei uns nur spärlich vertreten sind. Die eine Art ist eine Flut von Blättern, Blättchen, Zetteln, Karten u. s. w. zur Gratismassenverteilung. Es ist ganz erstaunlich, welche Fülle der-



artiger Litteratur in England jahraus, jahrein produziert und ausgegeben wird. Die C. M. S. ließ im letzten Jahre 6750 000 Blätter und Blättchen ausgeben, ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich behaupte,  $\frac{3}{4}$  von diesen Millionen sind solche Gratisblättchen. Es würde ein eigenes Studium erfordern, die Eigenart dieser Litteratur, die Kosten ihrer Produktion und vor allem die Art, wie sie zweckmäßig unter die Leute gebracht wird, zu verfolgen. Doch das würde uns jetzt zu weit führen; es wäre den Missionsleitungen, eventuell auch dem Vorstande einer Missionskonferenz zu empfehlen, dieser Litteratur ihr Studium zuzuwenden. — Die andere Art von Litteratur ist für den gebildeten Mittelstand bestimmt; im gebildeten Mittelstand liegt in England wie die Kraft der independenten Kirchengemeinschaften, so z. B. auch der Schwerpunkt der evangelikalen Partei und der C. M. S. Die Missionsleitungen sehen es deshalb für eine sehr ernste und wichtige Aufgabe an, gerade für diesen Stand eine seinen Bedürfnissen und seinem geistigen Horizonte entsprechende Litteratur zu schaffen. Da sind zunächst die zum Teil reizend ausgestatteten Bücher für die heranwachsende Jugend der höheren Schulen, sodann die mit starker Betonung allgemein humaner Interessen geschriebenen Missionsbiographien oder Reisebeschreibungen, von denen namentlich die ersteren zum Teil ganz hervorragend sind. Wenn man bei uns von volkstümlicher Missionslitteratur redet, so denkt man meist an die kleinbürgerlichen Kreise unseres platten Landes und an die Kinder der Volksschulen; gerade diese in England so eifrig gepflegte Art der Schriftstellerei für den gebildeten Mittelstand ist bei uns leider noch ziemlich vernachlässigt. Die wirklich klassischen Werke dieser Art, wie Baur's Macay, das Leben Paton's, Merensky's Bücher u. s. w. sind schnell aufgezählt, und mehrere der besten sind Übersetzungen oder Bearbeitungen aus dem Englischen.

Von den Arten, diese ausgedehnte und von Jahr zu Jahr mächtig anwachsende Missionslitteratur unter die Leute zu bringen, möchten wir — abgesehen von den Buchläden, die mit jeder Mission verbunden, aber stets nur auf die Verlagsartikel derselben beschränkt sind — hauptsächlich drei erwähnen, deren Übertragung auf deutsche Verhältnisse mir der Erwägung wert scheint. Erstens die Missionsleihbibliotheken. Dieselben sind auch in England jüngerer Datums. Die L. M. S. hat für den mit ihr affiliirten Gebetsbund, die Watcher's Band, eine solche Bibliothek in ihrem Missionshause gegründet, sie umfaßt z. B. etwa 1200 Bände und wird von den Bundesmitgliedern so stark benutzt, daß in der Regel 800 Bände unterwegs sind. Ebenso hat die mit der C. M. S.

verbundene Gleaners' Union eine ähnliche Bibliothek gegründet, welche von den Gleaners fleißig gebraucht wird. Es handelt sich hier nicht um wissenschaftliche Bibliotheken für das Studium der Mission, auch solche sind drüben vorhanden, z. B. die ganz hervorragende Missionsbibliothek der schottischen Freikirche in Edinburg, solche haben wir ja in Deutschland auch (in Halle, Leipzig und Straßburg). Nein, diese Bibliotheken sind richtige Leihbibliotheken für große und kleine Missionsfreunde, und es ist ihre Aufgabe, stets so interessante Bücher vorrätig zu haben, daß sie von ihrem Publikum gern gelesen werden. — Die zweite Art des Gebrauchs sind die Schulpreise. England ist bekanntlich das Land der Preise und der Prämien; es macht auf einen Deutschen fast einen komischen Eindruck, wenn man hört, wofür alles Prämien gegeben werden, und welcher Wert darauf gelegt wird, für Fleiß und Betragen, Schulbesuch und hervorragende Leistungen, für Fußball und Cricket, Golfen und Rudern, für Näherci und Stickeri u. s. w. Jede höhere Schule hat ihr ausgebildetes System von Preisen, und sie wird nicht versäumen, in ihrer Schülerliste gewissenhaft hinter jedem Namen zu vermerken, welche Preise der Träger desselben erhalten hat. So ist es bis in die höchsten Staatsexamina hinauf, man wird in keiner Missionsbiographie die Preise und Ehren zu erwähnen versäumen, deren der Held etwa in Oxford oder Cambridge theilhaft geworden ist. Kein Wunder, daß die Mission von dieser englischen Sitte ausgedehnten Gebrauch macht. Missionsbücher werden in den Sonntagschulen für irgend welche hervorragende Leistungen gewährt. Vor allem aber wird das Missions sammelwesen auf diese Art prämiirt. Ich führe nur ein besonders eklatantes, uns übrigens nicht sehr sympathisches Beispiel an. Im ganzen Bereich der L. M. S. hat zu Neujahr Anspruch auf das speziell zu diesem Zweck geschriebene Neujahrsbuch jedes Kind, welches wenigstens 4 Mark Neujahrsgaben gesammelt hat; hat es in Wales seine Gaben auf 6 Mark gebracht, so steht ihm an Stelle der englischen Ausgabe dieses Buches die Übersetzung in die gälische Landessprache zu! — Nur ein Schritt weiter ist es — und meiner Ansicht nach kein schlechter, — wenn die Missionsleitungen Missionswettbewerben, kleine Missionsexamina veranstalten und die besten Leistungen mit schönen Missionsbüchern belohnen. Auch diese Praxis hat einen spezifisch englischen Hintergrund. Es giebt bekanntlich in England weder so fest gefügte Schulformen und Schulsysteme, wie bei uns die Volksschulen, Realschulen und Gymnasien, noch giebt es ein staatlich autorisiertes System von Examina, wie bei uns die Einjährigen- und Maturitätsprüfungen mit

ihren genau formulierten Rechten. In England kann jeder eine Schule einrichten und unterrichten, was er will, wenn er nur Schüler bekommt. Und eben deswegen ist die Zahl der Eintritts- und Abgangsexamina Legion, jeder Schritt vorwärts oder seitwärts ist von einem Examen begleitet. Da thut die Mission weiter nichts, als was allgemein landesüblich ist, wenn sie auch Missionsexamina veranstaltet, schriftlich oder mündlich, in Klausuren oder Korrespondenzen, an denen — natürlich nach gewissen Altersstufen — jeder sich beteiligen kann; die besten Leistungen werden prämiert. Ich möchte, um diese weit verbreitete Sitte zu veranschaulichen, an die Rätsels-, Schach- und anderen Aufgaben auf den letzten Seiten unserer großen Familienblätter erinnern, deren Lösung ja auch bei vielen mit Preisen belohnt wird. Ich muß gestehen, daß es mir immer interessant gewesen ist, auf den letzten Seiten der englischen und schottischen Kinderblätter die Missions-Preisaufgaben und die in Aussicht gestellten Prämien zu lesen.<sup>1)</sup>

Wenn man von dieser sehr ausgedehnten Missionslitteratur und dem generösen Gebrauch, der von derselben gemacht wird, hört, ist es vielleicht heilsam, noch hinzuzufügen, daß allerdings diese Veröffentlichungen in ihrer Gesamtheit den Missionsgesellschaften nicht nur nichts einbringen, sondern sogar ganz erhebliche Kosten verursachen. Ich exemplifiziere auf die C. M. S., bei den andern englischen Missionsgesellschaften liegen die Verhältnisse ähnlich.<sup>2)</sup> Die C. M. S. unterhält zunächst 3 Editorial secretaries, deren Lebensberuf es also ist, für tüchtige Missionslitteratur zu sorgen; sie kosten jährlich 24000 Mark. Es wird ohne weiteres einleuchten, daß diese Gehälter aus den Verkäufen und Abonnements nicht wieder herauskommen; sie müssen der Generalkasse ohne Abzug zur Last geschrieben werden. Aber die Missionsblätter mit ihren Zehntausenden von Abonnenten müssen doch einen ganz erheblichen Reingewinn abwerfen, denkt man? Auch das ist keineswegs der Fall. Alle 5 Blätter der C. M. S. zusammen (das missionsärztliche Mercy and Truth nicht eingerechnet) bringen bei einer Gesamtauflage von  $2\frac{1}{4}$  Millionen Exemplare im Jahr nur einen Gewinn von 7500 Mark, und auch dieser ist rein illusorisch, da von ihm die gewiß sehr viel größeren Abonnementssummen abgerechnet werden müssen, welche die Generalkasse der Mission bei der Redaktion für die Exemplare

<sup>1)</sup> Die großartigste derartige Bewerbung ist das freischottische Welfare of Youth, etwa „Jugendheil“ zu übersetzen, wozu vgl. Allg. Miss.-Zschr. 1893, 406.

<sup>2)</sup> Anders steht es in dieser Hinsicht bei den schottischen Missionsgesellschaften, die aus ihren Publikationen einen erheblichen Reingewinn erzielen.

zählt, welche an ihre Missionare und Stationen versandt werden. Auch der Bücherverkauf der Mission bringt nichts ein; bei einem Umsatz von etwa 67 000 Mark jährlich wird ein Reingewinn von 4364 Mark erzielt, der natürlich weder die Ladenmiete noch die Gehälter der Ladenbeamten deckt. Und nun gar die gesamte, umsonst verteilte Litteratur im Preise von ca. 23 000 Mark, die 40 000 Mark für den Jahresbericht, der doch auch direkt nichts einbringt, und andere große Ausgaben belasten dieses Publikations-Konto in einer Weise, daß uns sparsamen Deutschen fast angst und bange wird. So dürfte selbstverständlich keine deutsche Missionsgesellschaft wirtschaften, das wäre in unsern eng begrenzten Verhältnissen einfach Selbstmord. Aber eine sehr wichtige Lehre ergiebt sich meines Erachtens auch für unsre Missionsleitungen aus dem Studium dieser englischen Verhältnisse: Missionsveröffentlichungen sind für die Gesellschaften nicht in erster Linie Einnahmequellen, Missionsbuchhandlungen sind Agitationsmittel, nicht Milchkühe. Ihre Aufgabe ist möglichst viel und möglichst gute Missionslitteratur unter das Volk zu bringen, — und es ist ihr Interesse, die Preise überall so billig zu stellen wie irgend möglich. Sie rangieren nicht mit den gewöhnlichen Buchhandlungen, sie haben eine Ausnahmestellung. Eine Missionsbuchhandlung, die nur durchaus einen Reingewinn erzielen will, und ebenso eine Missionsbuchhandlung, die nicht in erster Linie Missionslitteratur verbreitet, hat ihren Zweck verfehlt. Die Einnahmen, welche der Gesellschaft indirekt durch die Verbreitung ihrer Litteratur und die dadurch ermöglichte Verbreiterung ihrer Grundlage zufließen, sind viel wichtiger und zukunftsreicher, als der augenblickliche Überschuß in der Kasse der Buchhandlung. Die Popularität der englischen Missionen ist auch nach dieser Seite hin teuer erkauft, aber sie bringt Millionen ein.

III. Mit unseren letzten Ausführungen sind wir bereits in das Gebiet der Geldfragen gekommen, welche uns jetzt zum Schluß beschäftigen sollen. Die finanzielle Seite des englischen Missionswesens ist so vielseitig und lehrreich, daß sie allein verdiente, in einem besonderen Referate verhandelt zu werden. Wie wir fast auf allen Gebieten des englischen Missionslebens die größten und schroffsten Gegensätze finden, so gehen auch die Grundsätze über Einsammlung und Verwendung der für die Ausführung der Mission erforderlichen Geldmittel sehr weit aus einander. Da haben wir auf der einen Seite als äußerstes Extrem Missionen, welche vorwiegend kapitalisieren oder von Kapitalzinsen leben, so die



melanesische Mission und zum guten Teile die S. P. G.<sup>1)</sup> Den Gegensatz bilden diejenigen Missionen, welche wie alles Schuldenmachen so auch alles Kapitalisieren grundsätzlich ablehnen, wie die China Inland Mission und zum guten Teil die L. M. S. Da haben wir auf der einen Seite Missionen, die mit dem Aufwand einer uns zum Teil anstößigen Reklame Geld sammeln und manche Mittel gebrauchen, die uns der heiligen Sache unwürdig erscheinen, und dagegen andere, die alles Bitten um Missionsgaben, alles Kollektieren vermeiden und die erforderlichen Geldmittel allein von Gott erwarten. Da sind Gesellschaften, welche ihre Missionare in Geldsachen so sicher oder noch sicherer stellen als einen Pfündner daheim, und andere, besonders Freimissionare, die ohne jede Bürgschaft für ihre Subsistenzmittel hinausgehen. Es ist jetzt nicht unsere Absicht, diesen weitschichtigen und verschiedenartigen Stoff zu durchdringen; wir möchten nur einige Punkte herausgreifen, welche sich unmittelbar mit dem deutschen Missionsleben berühren und deshalb Vergleichen und Anwendungen zulassen.

Was uns an den Geldmitteln der englischen Missionsgesellschaften in Erstaunen setzt und unsere Bewunderung erregt, ist erstens die Höhe ihrer Einkünfte in der Gesamtsumme. Es läßt sich in England und Schottland keine genaue Statistik der verschiedenen religiösen Gemeinschaften und darum auch keine zuverlässige prozentuale Verteilung der Missionsgaben geben. Wir nehmen dasjenige Zahlenverhältnis der einzelnen Gemeinschaften an, welches die öffentliche Meinung in England und Schottland bildet und legen unserer Vergleichung auf der einen Seite die sorgfältigen Berechnungen des jüngst verstorbenen Canon Scott Robertson, auf der anderen Seite die der letzten Generalsynode vorgelegten Berechnungen Professor Warnecks — beide für das Jahr 1895 — zu Grunde. Die drei großen Presbyterianerkirchen Schottlands (die Staatskirche, die Freikirche und die unierten Presbyterianer) haben zusammen ziemlich genau die Seelenzahl der evangelischen Bevölkerung Brandenburgs mit Berlin ( $3\frac{3}{4}$  Millionen Evangelische). Während aber die Provinz Brandenburg 91481 Mark (oder nach einer anderen Berechnung D. Grundemanns 103481) aufbrachte, beliefen sich die Missionsbeiträge der drei schottischen Kirchenmissionen auf 3086820 Mark, also auf ungefähr dreißigmal soviel, und das mit Ausschluß der noch sehr erheblichen Beiträge für die außer

<sup>1)</sup> Da nämlich diese Mission den Schwerpunkt ihrer Thätigkeit in die Errichtung immer neuer Bistümer legt, ist eine ihrer wichtigsten Aufgaben, für die Fundierung jedes derselben die erforderliche viertel oder halbe Million zu beschaffen!

den drei kirchlichen Organisationen stehenden Missionsbetriebe, von denen z. B. die Edinburger ärztliche Mission allein 70 000 Mark erhielt. Man bedenke, daß Schottland mit Ausnahme der beiden Städte Glasgow und Edinburg ein armes Land ist; und Glasgow und Edinburg zusammen können sich mit dem Reichtum Berlins nicht annähernd messen. Es bleibt also die Thatfache unangefochten und unverkürzt, daß die schottischen Missionsbeiträge mindestens 30fach so hoch sind als die der Provinz Brandenburg. Oder exemplifizieren wir auf die beiden missionslebendigsten Provinzen Preußens, auf Westfalen und die Rheinprovinz, sie haben ungefähr die gleiche evangelische Bevölkerung wie die Kongregationalisten und wesleyanischen Methodisten zusammen. Während aber die beiden preussischen Provinzen zusammen 427 500 Mark Missionsbeiträge aufbrachten, belief sich die Jahreseinnahme der Methodisten- und der Londoner Mission zusammen auf 5 909 200 Mark, also auch noch vierzehn mal so viel. Und man wird doch durchaus nicht behaupten können, daß die sich vorwiegend aus den Mittelklassen der Bevölkerung rekrutierenden Methodisten und Kongregationalisten so erheblich reicher seien, als die Fabrikstädte unserer beiden westlichen Provinzen. Die durchschnittliche Höhe unserer Missionsgaben ist also ohne jeden Schaden für den Nationalwohlstand noch einer 15- bis 30fachen Erhöhung fähig!<sup>1)</sup>

Das zweite, was unsere Bewunderung erregt, ist die Höhe einzelner Missionsgaben und die gedankenvolle Generosität, mit der sie dargereicht werden. Ich möchte Sie nur an einige fürstliche Missionsgaben erinnern, welche in den letzten Jahren Aufsehen erregt haben. Die S. P. G. war im September 1897 in der glücklichen Lage, von einem einzigen Legat, dem Marriot-Legat, auf einmal 1 420 000 Mk. auszusahlen, ohne das Legat zu erschöpfen. Die C. M. S. erhielt 1882 von einem Mr. William Jones ein Legat von 1 440 000, 1892 von einem Geistlichen Namens

---

<sup>1)</sup> Die Noblesse der englischen Geber beschränkt sich übrigens bekanntlich nicht auf die Mission, sie bleibt auch für andere Zwecke des Reiches Gottes nicht zurück. Die C. M. S. z. B. bemerkt in ihrem Jahresbericht von 1895, daß für die kirchlichen Missionsgesellschaften im Jahre zuvor 10 373 260 Mark gegeben seien. Allein dieser Summe stand ein mehr als zehnmal so hoher Betrag — 111 822 820 Mark von Beiträgen (freiwilligen!!) für andere kirchliche Zwecke gegenüber! Vgl. besonders den Artikel „Home and Foreign Missions“. Int. 1898, 5 ff. Auch im Etat der schottischen Freikirche nehmen die Missionsgaben, so hoch sie uns vorkommen, nur einen verhältnismäßig untergeordneten Platz ein. Sie bilden noch nicht 10% des gewöhnlichen Budgets! Und sowohl Hauskollekten wie Kirchensteuern sind in England und Schottland unbekannt.

Spurrell 730 000 Mk., 1896 von einem unbekannten Geber ein Warenlager im Werte von 600 000 Mk. Ich übergehe weitere Zahlen, es wäre ein Kleines, noch ein langes Register von glänzenden Geldsummen zusammenzustellen; ich komme gleich auf den Ihnen allen wohlbekannten Konservenfabrikanten John Thomas Morton, er ist ein Typus der besten Art englischer Wohlthätigkeit, und Leute seiner Art sind glücklicherweise drüben nicht selten. Ohne daß seine Persönlichkeit je hervorgetreten wäre, ohne daß er je persönliche Anknüpfung mit der Brüdergemeinde gesucht hätte, und ohne daß er von ihrer Missionsdirektion gebeten wäre, schenkte er ihrer Mission in den letzten 4 Jahren nicht weniger als 135 300 Mk. sozusagen, zu den laufenden Einnahmen der Mission. Außerdem tilgte er im Jahre 1897 mit einem Schläge das Defizit der Brüdermission in Höhe von 116 000 Mk., und nach seinem Tode, am 11. September 1897 stellte sich heraus, daß er den größten Teil seines sich auf 12 Millionen belaufenden Nachlasses für die Brüdergemeinde bestimmt hat. Dabei gab er keineswegs ins Blaue hinein, er ließ sich jedesmal erst Bericht erstatten, wo eine größere Gabe besonders nötig sei, er ließ sich die Anschläge vorlegen und forderte Rechnungslegung, aber was er in jedem einzelnen Falle für notwendig hielt, das gab er auch ohne Abzug, mochte es sich nun um 1000, 10 000 oder 100 000 Mk. handeln. Dabei verfolgte er sozusagen eine bestimmte Missionspolitik, seine Losung war Vorwärts! Für die Unterhaltung und den Ausbau des schon Bestehenden war er nicht zu haben, sein Blick ging auf neue Gebiete, neue Unternehmungen, neue Stationen. Gewiß ist ein solcher Geber für die Missionsleitungen nicht immer bequem, es giebt auch hochherzige Engländer, welche wie der bekannte Robert Arthington in Leeds die Missionsleitungen mit ihren königlichen Gaben und mit ihrer ruhelosen Plänemacherei unverständig vorwärts treiben. Aber alles in allem ist es doch ein herrliches Zeichen, wenn auch von den Reichen und Reichsten einer nach dem anderen lernt, als ein Haushalter seines Gottes sein ganzes Vermögen in den Dienst des Reiches Gottes zu stellen. Wollte Gott auch unter den Reichen Deutschlands einen gleichen Geist erwecken!

Das dritte, worauf ich Sie hinweisen möchte, ist eine eigentümliche Bewegung, die zu den hoffnungsvollsten Erscheinungen des englischen Missionslebens in den letzten Jahren gehört. Es ist die besonders von der C. M. S. gepflegte Bewegung der „our own missionaries“, „unserer eigenen Missionare“. Als im Jahre 1887 die Gleaners' Union ihr erstes Jahresfest hielt, tauchte der Vorschlag auf, ob man es nicht als eines

der Ziele dieses Sammler-Bundes ansehen sollte, für einzelne Missionare die Kosten ihres Unterhaltes aufzubringen. Die Missionsleitung hatte zunächst Bedenken, auf diesen Wunsch einzugehen; sie fürchtete, daß sich das Interesse einzelner Kreise zu einseitig auf eine bestimmte Persönlichkeit konzentrieren würde. Sie genehmigte daher zunächst nur, daß die Gleaners' Union für einen von der Centralleitung bestimmten Missionar die Kosten der Ausrüstung und des ersten Jahres bezahle, behielt sich aber vor, in jedem Jahre einen anderen Missionar zu bestimmen. Allein diese Idee „unseren eigenen Missionar“ zu haben, brach sich in den kirchlichen Missionskreisen Englands allgemein Bahn, er verband sich in glücklichster Weise mit dem verwandten Gedanken eines „substitute for service“, eines Stellvertreters im Missionsdienste, für diejenigen, welche Lebensführung und Umstände verhinderten, selbst in den Missionsdienst zu treten. Einzelne wohlhabende Familien wetteiferten mit Gemeinden, Vereinen und Privatpersonen, einen eigenen Missionar auf dem Missionsfelde zu haben. Im Jahre 1896 sollten in Verbindung mit der C. M. S. 80 neue Missionare hinausgehen: 7 davon gingen auf eigene Kosten, 5 wurden von kolonialen Zweigvereinen gesandt, 58 erhielten ihr Gehalt von einzelnen Freunden, Gemeinden oder Vereinen gewährleistet. Bei der Abschiedsfeier konnte der Vorsitzende mit Freude und Genugthuung feststellen, daß für jeden der ausziehenden Missionare gesorgt sei; ja es seien noch darüber hinaus etliche Anerbietungen gemacht, so daß einige der bereits im Dienst der Mission stehenden Missionare Vereinen oder Privatpersonen zugewiesen seien. Im Jahre 1897 gestaltete sich das Verhältniß noch günstiger; es sollten 183 Missionare ausgesandt werden; von ihnen gingen 78 ganz oder wenigstens teilweise auf eigene Kosten, 29 werden von den Missionsorganisationen in den Kolonien unterhalten, und nicht weniger als 76 sind als „our own missionaries“ von Familien oder Gemeinden übernommen. Es finden sich z. B. in Deutschland nur ganz kleine Ansätze in ähnlicher Richtung in Verbindung mit der Batta- und der Bawendamißion. Es wäre der ernstesten Erwägung wert, ob nicht dieses in England so schnell beliebt gewordene System auch auf unsere Missionskreise übertragen werden und unsere viel in Anspruch genommenen Missionsklassen entlasten könnte.

---



## Die 3. internationale Studenten-Missions-Convention,

gehalten in Cleveland, Ohio, vom 23.—27. Februar 1898.

Von W. Behrendt, evang. Pfarrer in Cleveland-D.

Obgleich das „Student Volunteer Movement for Foreign Missions“ erst etwa 10 Jahre alt ist, hat es doch einen Einfluß geübt und eine Ausdehnung gewonnen, daß man darüber staunen muß. Tausende des amerikanischen Volkes haben sich dieser eigenartigen „Bewegung“ angeschlossen und alle sind eifrig bemüht, den Zweck derselben zur Ausführung zu bringen. Und dieser Zweck besteht in nichts Geringerem, als daß das Evangelium von Christo noch während dieser gegenwärtigen Generation allen Völkern der Erde gebracht werden soll, und zwar in der Weise, daß alle es zu ihrem Heil hören können. Fürwahr, eine große Aufgabe! In welcher Verbindung das Motto dieser Bewegung: „The Evangelization of the world in this Generation“ auch vorkommen mag, sei es im Gesang, sei es in der Rede, oder sei es im Gebet, immer ruft es ein begeisterndes Echo hervor. Welche Begeisterung dieser Bewegung eigen ist, das konnte man auch auf der jüngst gehaltenen Konvention wahrnehmen. In der Voraussetzung, daß sich die Leser dieses Blattes für diese Bewegung lebhaft interessieren, will der Schreiber dieser Zeilen als Augenzeuge einen kurzen Bericht über die letzte Konvention geben.

Vorausgeschickt sei, daß dieselbe schon die dritte Hauptversammlung war, die in dieser Angelegenheit gehalten wurde. Die erste Konvention wurde im Jahre 1891 gehalten, und zwar hier in Cleveland, damals hatten sich 680 Delegaten eingefunden, welche im ganzen 151 höhere Lehranstalten, Colleges, Seminare und Universitäten vertraten. Drei Jahre später, also 1894, fand die zweite Konvention in Detroit, Mich. statt. Daß das Werk inzwischen sehr gewachsen war, ist sofort aus der größeren Beteiligung zu ersehen. Zu der Detroiter Konvention hatten sich nämlich 1325 Delegaten und Gäste eingefunden, und aus den 151 Lehranstalten der ersten Versammlung waren bereits 294 geworden. Bei der letzten Konvention stellte sich abermals ein großes Wachstum heraus. Es beteiligten sich an derselben nach den Berichten in der Tagespresse — der offizielle Bericht ist noch nicht veröffentlicht — 2214 eingeschriebene Delegaten und Gäste, darunter über 1700 „Studenten“, und die durch Abgeordnete repräsentierten Institute erreichten die hohe Zahl von 458.

Daß diese Konvention schon so bald wieder in Cleveland tagte, hatte, wie es sich aus dem allgemeinen Einladungsschreiben ergibt, seine äußeren und inneren Gründe. Die Einladung selbst war von der hiesigen Young Men's Christian Association erfolgt, welche in der Sache nicht geringe Opfer zu bringen hatte.

Auch über die Lokalität der Konvention dürften etliche Bemerkungen nicht aus der Ordnung sein. Um den Besuch der vielen Versammlungen zu erleichtern, mußten sie im Centrum der Stadt, wo es große Hallen und auch geräumige Kirchen giebt, und wo auch etwa 20 verschiedene Straßenbahnlinien einmünden, veranstaltet werden. Für die Hauptversammlungen war die ca. 2500—3000 Personen fassende „Grays Armory Hall“ bestimmt, welche auch dem Zwecke vortrefflich diente. Sie hatte nur den einen Fehler, daß sie bei weitem nicht groß genug war. Es war also eine

„Waffenhalle“, welche ihre Thore den Missionsleuten geöffnet hatte. Während hier für gewöhnlich militärische Organisationen ihre Zusammenkünfte veranstalten, hatten sich in jenen Tagen Kriegsleute ganz anderer Art eingefunden, Kriegsleute, ohne welche die Welt nicht fertig werden kann.

Der Andrang war zu jeder Tageszeit, namentlich aber des Abends, so groß, daß ihrer viele unverrichteter Sache wieder umkehren mußten. Diesen wurde aber insofern ein kleiner Ersatz zu teil, als für sie Nebenversammlungen veranstaltet wurden. Wenn man nun sah, welch große Menschenmassen von allen Seiten herbeiströmten, so kam einem das Wort: Seht, welch eine Macht der Missionsgedanke geworden ist! wie von selbst auf die Lippen. Schon diese Wahrnehmung ist es reichlich wert, solchen Versammlungen beizuwohnen. Unvergesslich wird mir aber der Anblick bleiben, wie die großen Scharen vor der verschlossenen Halle sich sammelten, sogar weit hin auf der Straße, und dann geduldig warteten, bis die große Eingangsthür aufgethan wurde. Die Kopf an Kopf gedrängte Menge mußte sich aber trotz Kälte und Schneegestöber während der Wartezeit vortrefflich zu unterhalten, nämlich dadurch, daß herrliche Lieder angestimmt wurden. Auch diese schönen, mehrstimmig gesungenen Lieder werden denen, welche dabei waren, noch lange in angenehmer Erinnerung bleiben.

In die große Halle eingetreten, bot sich in jeder Weise ein wahrhaft erhebender Anblick dar. Überall konnte man es wahrnehmen, daß die Waffen- und Kriegshalle zu einer Missions- und Friedenshalle geworden war. Drei Mottos waren zur Verwendung gekommen; sie sollten die bewegende Kraft der ganzen Konvention kund thun. Das Lösungswort, welches mit seinen großen, weithin lesbaren Buchstaben die ganze Längenseite rechts einnahm, wurde bereits erwähnt, es hieß: „The Evangelization of the world in this Generation.“ Das auf der anderen Längenseite angebrachte Motto lautete: „Thy people shall be willing in the day of thy power.“ Doch das beste und machtvollste Wort stand in großer Schrift über der Plattform und Rednerbühne, nämlich: „Thy kingdom come!“ Niemals hat dies Wort mich so ergriffen, als zu dieser Zeit und an diesem Ort. Neben dieser unübertrefflichen Missionslosung waren Karten aller Art angebracht, welche in deutlichsten Unrissen zeigten, wie viel Missionsarbeit bereits gethan wird und wie viel noch zu thun übrig ist.

In kurzer Zeit füllte sich die große Halle bis auf den letzten Platz. Und das geschah nicht nur das eine oder andere Mal, sondern immer, wie am Morgen, so auch am Nachmittag und Abend; ja es wurde der Zudrang je länger desto stärker. Da die Plätze nach Ländern und Staaten geordnet waren, so konnten sich die Gäste von nah und fern leicht zurechtfinden und mit einander verkehren. Hier waren die Plätze für das „Ausland“, dort für die Delegaten aus dem nahen Canada. An einer andern Stelle waren die vielen Abgeordneten aus dem Staate New-York zu finden, an einer andern die aus Ohio, Indiana, Illinois u. s. w. Es machte einen großartigen Eindruck, wenn man der Reihe nach mehr denn 40 Staaten-Anzeigen überblickte, von welchen jede Anzeige ein großes Land repräsentierte. Dieser Eindruck wurde noch durch die vielen Fahnen verstärkt, mit welchen die Missionshalle geschmückt war. Durch sie wurde man fast an alle Völker der Erde erinnert; so an Indien, China, Japan etc. Auch an den Fahnen Deutschlands hat es in diesem religiösen Völkerkongreß nicht gefehlt, was uns Deutsche selbstverständlich besonders sympathisch berührte.

Da die Eröffnung der Versammlung noch etwas auf sich warten läßt, so finden wir Zeit, uns nach denen etwas näher umzusehen, welche der Missionsgedanke hier zusammengeführt hat. Ziehen wir die vielen Missionare in Betracht, welche aus allen Weltgegenden herbeigekommen waren, so waren hier fast alle Völker der Erde repräsentiert. Und wie mannigfaltig war diese Missionsversammlung sonst noch in Bezug auf Rasse, Farbe, Geschlecht, Alter, Stellung zc. Den schönsten Anblick gewährten aber die vielen jungen Leute aus Ost und West, Süd und Nord, Es ist auch in den Vereinigten Staaten so weit gekommen, daß die jungen Männer auf den Hochschulen, was ihr Leben angeht, viel zu wünschen übrig lassen. Neuerdings hat man nach dieser Richtung von schlimmen Vorgängen gehört. Doch hier hatte man es mit einer studierenden Jugend zu thun, die das Beste hoffen läßt. Diese geistigen, gesund und sittlichrein aussehenden Gestalten sind ein deutlicher Beweis, wie der Glanz des Evangeliums auch das Leben der Jugend erklärt. Kein Wunder, daß ihrer so viele willig werden, alles zu verlassen, um dem Herrn in der Mission zu dienen.

Doch jetzt wird es in den weiten Räumen, oben und unten, stiller und stiller. Der Augenblick ist gekommen, da die Versammlung eröffnet werden soll. Der Präsident tritt an das Rednerpult, nennt das Lied, das aus einem eigens für diese Versammlungen bestimmten Buche gesungen werden soll; ein Mann erhebt sich als Vorsänger und Leiter, ein anderer setzt sich an den Flügel, und im nächsten Augenblick erschallt ein Missionsgesang, der mit wenigen Worten nicht charakterisiert werden kann. In der That, dieser erhebende Gesang trägt nicht wenig dazu bei, die Gemüther aufs feierlichste und freudigste zu stimmen. Wenn ein deutscher Choral, wie: „Ein' feste Burg ist unser Gott“ zc. von tausenden von Stimmen gesungen wird, so wird das zu einer Macht, die alles mit sich fortreißt. Aus diesem Grunde wollen auch wir uns, Deutsche, die wir in Amerika die zweite Heimat gefunden, diesen Choral nicht nehmen lassen. Er kann uns durch nichts ersetzt werden. Doch auch das englisch-amerikanische Lied ist geeignet, die verschiedensten Saiten des menschlichen Herzens erklingen zu lassen. Das weiß auch ein Mann wie Moody zu schätzen, und darum heißt es bei ihm, wenn er die großen religiösen Volksversammlungen veranstaltet: singen, singen und immer wieder singen! So hat man auch auf dieser Studenten-Missionsversammlung aufs neue erfahren, daß der frische, vom Herzen kommende Gesang eine große Macht ist.

Was nun den eigentlichen Charakter dieser Missionsversammlungen betrifft, so kann ich sagen, daß ich durch ihren Verlauf auf das angenehmste enttäuscht worden bin. Ich bekenne offen, daß ich mit einem gewissen Vorurteil in die erste Versammlung ging. Vom Zwecke dieser Versammlungen ausgehend, hatte ich sie mir mit einem unruhigen, unnatürlich treiberischen Charakter vorgestellt. In Wahrheit waren sie von dem allen das Gegenteil. Da war nichts von einer Methode wahrzunehmen, durch welche man gewisse Gemüther entweder zu etwas zwingen oder berauschen will. So sehr wich man in diesen Versammlungen von der üblichen Sitte oder Unsitte ab, daß sogar das Beifallgeben, so oder so, unterblieb. Kurz gesagt, der Geist, welcher diese Versammlungen beherrschte, war in jeder Beziehung ein guter Geist. Es war der heilige Geist, welcher sich wie im Singen, so auch im Beten und Reden kund that. Darum müssen solche Versammlungen auch von bleibendem Segen sein.



Sollte ich jetzt näher auf die vielen Reden und Ansprachen eingehen, welche in den Haupt- und Nebenversammlungen gehalten wurden, so müßte ich in der That nicht, wo damit anzufangen wäre. Es genüge daher, im allgemeinen zu sagen, daß die verschiedensten, tief eingreifenden Missionsfragen von tüchtigen Rednern gründlich erörtert wurden, so zwar, daß hier mehr das Wissenschaftliche, dort mehr das Praktische dieser Fragen hervortrat und betont wurde. Nach beiden Seiten hin erwies sich die Anwesenheit so vieler Missionare, die besonders in den Spezial-Versammlungen reichlich zum Wort kamen, als sehr nützlich. Da traten Männer und Frauen auf, welche fast ein Menschenalter auf diesem oder jenem Missionsfelde gearbeitet, und redeten von dem, was sie in Freud und Leid erlebt hatten, wie mit großer Sachkenntnis, so auch mit warmer Begeisterung. Daß das Auftreten solcher Zeugen auf alle Anwesenden, namentlich aber auf die Studenten beiderlei Geschlechts, einen tiefen Eindruck machen mußte, versteht sich von selbst. Nichts animiert so sehr zum Missionsdienst, als das unmittelbare Zeugnis solcher im Dienst des Herrn ergrauten Missionsarbeiter.

Hier ist nun auch der Ort, wo ein Wort über den Zweck der in Rede stehenden Konvention gesagt werden soll. Als der Präsident derselben seinen Bericht vortrug, erklärte er von vornherein, daß die amerikanische Studenten-Missionsbewegung nichts mit der Aussendung von Missionaren zu thun habe. Von ihr sei niemals ein Missionar in die Heidenwelt geschickt worden, und es würde das auch in Zukunft nicht geschehen. Diese Bewegung habe keinen andern Zweck, als die studierende Jugend im großen Maßstabe für den Missionsdienst, besonders in der Heidenwelt, willig zu machen. Das Ganze ist also, wenn wir das Bild gebrauchen dürfen, eine große Rekrutierungs-Gesellschaft, durch deren Arbeit Streiter Jesu Christi angeworben werden sollen. Ist nun durch diese Werbung jemand willig geworden, der Mission zu dienen, so stellt er sich der Kirche zur Disposition, der er gliederlich angehört, d. h. er wird ein Missionar der Presbyterianer, Baptisten, Methodistens etc. Es bei recht vielen jungen Leuten zu dieser Entscheidung und Willigkeit zu bringen, ist der Hauptzweck der ab und zu gehaltenen Konventionen. Darauf hin zielt auch eine bereits umfangreich vorhandene Litteratur.

Daß das ein hoher und wichtiger Zweck ist, muß unbedingt zugestanden werden. Es fragt sich nun aber, ob derselbe auch erfüllt wird, und zwar in dem Grade, daß das, was erreicht wird, zu den Anstrengungen, die gemacht, und zu den Opfern, die gebracht werden, im rechten Verhältnis steht. Darauf ist zu antworten, daß der Erfolg ein großer ist, daß er also ein jedes Opfer durchaus rechtfertigt. Seit diese Bewegung im Gange ist, haben sich mehr denn 4000 junge Leute bereitwillig erklärt in die Missionsarbeit einzutreten. Daß es bei vielen nicht beim bloßen Wort geblieben ist, beweist die erfreuliche Thatsache, daß bereits mehrere hundert diesen Schritt wirklich gethan haben. Als unmittelbaren Erfolg der letzten Konvention mag es angesehen werden, daß sich sofort ca. 70 junge Studenten erbieten, noch in diesem Jahr, wenn der Ruf an sie erginge, auf irgend ein Missionsfeld ziehen zu wollen. Wenn nicht alles täuscht, so wird die Zahl dieser „Freiwilligen“ in dem Maße wachsen, als diese ganze Bewegung überhaupt wächst und immer neue Kreise an sich zieht. Hauptsache ist und bleibt, daß diese Missionsbewegung, welche bereits durch die ganze Christlich gewordene Welt geht, in echt evangelischem Sinne und Geist ihr Werk thut. Darüber noch einige Bemerkungen zu machen, dürfte auch



hier nahe liegen. Es sind bei weitem nicht alle Missionsfreunde, welche dieser Studenten-Bewegung ihre volle Zustimmung geben, im Gegenteil, viele derselben haben es für ihre Pflicht gehalten, derselben Widerspruch entgegenzusetzen. Zu diesen letzteren gehören vor allem mehrere tüchtige Missionsmänner. Auch der geschätzte Herausgeber dieser Zeitschrift hat es mehrmals für seine Pflicht erachtet, auf das rhetorische in dem zum „Schlagwort“ erhobenen Motto: „Die Evangelisierung der Welt in dieser Generation“, hinzuweisen. Auch wir sagen, mit Recht, denn es läßt sich nicht leugnen, daß nach diesem Schlagwort etwas angestrebt wird, was jedenfalls nicht im echt missionarischen Sinne erreicht werden kann. Die Welt wirklich zu evangelisieren bedeutet etwas mehr, als daß es in der kurzen Spanne eines Menschenalters geschehen könnte. Man braucht dabei gar nicht einmal an die großen Reiche der Heidenwelt zu denken, um dieses Schlagwort bedenklich zu finden, schon die Zustände der großen Städte innerhalb der christlichen Welt mahnen dringend, von demselben abzustehen. Kann die Kirche von London, Paris und Berlin, in New-York, Chicago und San Francisco sagen: ihr Leute, wir haben euch samt und sonders evangelisiert. Wer könnte so vermessen sein, diese Frage mit Ja zu beantworten? Noch hinfälliger wird das Schlagwort in Bezug auf die große Heidenwelt. Recht angesehen ist es also zu bedauern, daß diese an sich gute und gewiß erfreuliche Bewegung ein solches, d. h. ein zuvielsagendes Motto angenommen hat.

Es wäre sehr zu bedauern, wenn diese Bewegung durch das Irrthümliche, welches an ihrem Motto liegt, zu einer oberflächlichen Missionstheorie und Missionspraxis verleiten würde. Wir sind der guten Zuversicht, daß der Herr, der seine Hand auch in dieser Bewegung hat, den gerügten Fehler seiner Zeit korrigieren wird, in einer solchen Weise, daß alle, die daran beteiligt sind, es auch erkennen werden.

Es ist hierbei noch ein wichtiger Punkt hervorzuheben, der alle diejenigen beruhigen kann, welche das obige Motto mit gründlicher Missionsarbeit nicht im Einklang zu bringen vermögen. Wir haben vorhin gehört, daß diese Bewegung keine Missionsgesellschaft sei, welche Missionare aussendet. Dadurch hat sie nun auch keinen direkten und bestimmenden Einfluß auf die Art und Weise, wie in der Heidenwelt evangelisiert werden soll. Wohl haben sich etliche missionierende Kreise, wie es den Anschein gewinnt, mehr und mehr von dieser Evangelisationstheorie anstecken lassen, doch steht zu hoffen, daß auch hier die Praxis immer wieder das Unrichtige dieser Theorie korrigieren werde. Es bleibt dabei, daß die im Argen liegende Welt nur durch eine gründlich geübte Missionsarbeit für das Reich Gottes gewonnen werden kann.

An dieser Stelle und in diesem Zusammenhang darf ich wohl etliche Beschlüsse einfügen, welche in einer Spezialversammlung von deutsch-evangelischen Pastoren in Cleveland gefaßt wurden. Dieselben lassen erkennen, wie man von hier aus, also aus nächster Nähe, die gedachte Bewegung mit ihrem Motto ansieht. Sie lauten:

1. Mit allen evangelischen Christen diesseits und jenseits des Oceans preisen auch wir den Herrn, daß das Interesse für das heilige Werk der Mission in immer weitere Kreise dringt.

2. Zur besondern Freude und Dankbarkeit gereicht es uns, daß auch die studierende Jugend in der alten und neuen Welt von hoher Begeisterung für dieses Werk ergriffen wird.

3. Angesichts dieser weltumfassenden Bewegung stehen wir mit allen Missionsfreunden nah und fern zu dem Haupt der Kirche, daß er dieselbe so lenken wolle, daß seine Theorie und Praxis stets einen schriftgemäßen Charakter trage.

4. Damit der wichtige Zweck dieser neuen Missionsbewegung ganz und voll erreicht werde, so wolle der Herr alle diejenigen, welche sich an derselben leitend beteiligen, mit seines Geistes Licht und Kraft erfüllen.

Das „Schriftgemäße“ in Theorie und Praxis ist dieser Resolution mit besonderer Absicht eingefügt worden. Je schriftgemäßer diese Bewegung auf dem Gebiete der Mission „handelt und wandelt“, desto größer wird der Erfolg sein und desto mehr Beifall wird sie bei allen Christen und Missionsfreunden finden. Ähnliche denominationelle Spezialversammlungen wurden auf Wunsch der Konvention noch viele gehalten. Wie auf alles andere, so wird der offizielle Bericht auch auf diese Spezialversammlungen näher eingehen.

Zum Schluß mag auch noch die Ausstellung erwähnt sein, welche von dieser Konvention veranstaltet worden war. Sie enthielt eine große Menge von Dingen, welche alle auf Mission Bezug hatten. Namentlich konnte man hier sehen, welche eine große Litteratur die neuere Mission geschaffen hat.

Wenn man den Missionsleuten auch jedes Lob versagen wollte, dies eine, daß sie nämlich überaus fleißige Leute sind, kann ihnen niemand versagen. Wahrlich, eine solche Litteratur, aus Büchern und Schriften aller Art bestehend, zu schaffen, das verrät große Kraft, Fleiß und Ausdauer. Auch deutsche Missionschriftsteller waren hier in ansehnlicher Zahl vertreten. Wir sahen da u. a. Dr. G. Warners klassisches Werk der evangelischen Missionslehre, Burkhardts Kleine Missionsbibliothek, Gunders Ewangelische Missionen etc. Genug, solche Ausstellungen von allerlei Missionsgegenständen, Büchern, Blättern, Karten etc., erweisen sich als außerordentlich belehrend, und darum sollten sie bei Missionsversammlungen niemals fehlen.

Blicken wir jetzt nochmals auf die in Rede stehende Studenten-Missionsversammlung zurück, so bezeugt sie auf das deutlichste, daß unter der studierenden Jugend Nordamerikas ein Geistesfeuer zum Ausbruch gekommen ist, das viel Gutes und Großes für die Zukunft hoffen läßt. Der Herr mache auch diese Bewegung zum Salz der Erde und Licht der Welt.

## Missionsrundschau.

### West-Afrika III.

Von F. M. Zahn.

(Schluß.)

Über diese Opfer fordernde Erkenntnis sollte man sich nicht hinwegtäuschen mit der Hoffnung, daß etwa westindische oder nordamerikanische Afrikaner aushelfen könnten. Bischof Ingham hat diesen ja keineswegs neuen Gedanken aufgenommen und den Wunsch gehabt, in Westindien Arbeiter zu finden. Der Bischof von Jamaika, zugleich Primas der anglikanischen Kirche von Westindien, hat ihn eingeladen zu einem Besuch, von dem Ingham mit guten Hoffnungen auf Gelingen seines Planes zurückkehrte. Gleichzeitig und wie es scheint, unabhängig von dem Bischof, hatten

die Verwalter einer Lady Mico Stiftung, welche in Jamaika ein Kollege zur Ausbildung von afrikanischen Lehrern zu verwalten haben, der Kommittee einige Stellen in demselben angeboten. Als im Herbst 96 Bischof Lugwell zu einem kurzen Besuch nach England kam, ersuchte ihn die Kommittee nach Jamaika zu gehen zugleich mit Herrn Wilkinson, dessen Aufgabe es ist, die Kandidaten zum Missionsdienst zu prüfen. Mit Recht ist die Kommittee sehr vorsichtig gewesen und hat alles gethan, um nur tüchtige Leute zu bekommen. Der Bericht, den die beiden Männer zurückbrachten, ließ hoffen, daß die Sache vorsichtig angefaßt, nicht aussichtslos sei, und auch Bischof Nutall, der zur vorjährigen Lambeth-Konferenz nach England gekommen, so wie sein Hilfs-Bischof, sprachen sich ähnlich aus. Man muß Weiteres abwarten. Der Gedanke, daß von den Afrikanern, die durch eine schwere Schuld der christlichen Völker ihrer Heimat entrissen im Schoße der Christenheit mit dem Christentum bekannt geworden sind, ihrer Heimat zum Segen werden sollen, ist zu schön, als daß man nicht glauben sollte, er könne auch verwirklicht werden. Aber er wird nur dann erfolgreich ausgeführt werden, wenn man festhält, daß diese afrikanisch-amerikanischen Christen ebensowig eo ipso Missionare sind als die amerikanischen und europäischen Christen, sondern wie diese einer sorgfältigen Auswahl und Ausbildung bedürfen, ehe sie Missionare sind. Ebenso wenig? vielleicht muß man sagen, noch viel weniger. Denn das wird man sich doch sagen müssen, daß diese Afrikaner zwar unter christlichen Völkern aufgewachsen sind, aber keineswegs den Segen voll empfangen haben, den eine tausendjährige christliche Kultur über die altchristlichen Völker ausgegossen hat. Während sie aber auf der einen Seite diesen Vorzug jedes Missionars, der aus der Christenheit kommt, noch nicht haben, ist ihnen andererseits der Vortheil, den sie als Afrikaner vor dem Amerikaner und Europäer haben, verloren gegangen, wahrscheinlich vollständig mit Ausnahme der Farbe.

Diese amerikanischen Afrikaner sind selbstverständlich ganz entnationalisiert. Ob sie über die Angriffe des Klimas erhaben sind, muß noch bewiesen werden. Auch die eingeborenen Afrikaner leiden unter der Malaria, besonders wenn sie von einer Gegend zur anderen versetzt werden. Ob die in Amerika geborenen Afrikaner dem nicht noch viel mehr ausgesetzt sind, muß sich zeigen. In den Anfängen Liberias sanken die Einwanderer haufenweise ins Grab. Doch sie mögen darin dem Weißen überlegen sein, dagegen sind sie in ihren Anschauungen dem Afrikaner fremd geworden und haben, vielleicht weniger geistige Fähigkeit, den Afrikanern Afrikaner zu werden, als die Weißen. Jedenfalls müssen sie die afrikanische Sprache ebenso lernen, wie diese. Das ist ein anderer Grund, warum die Kirchenmission trotz der Tüchtigkeit ihrer Arbeiter nicht so viel Erfolg hatte, wie man erwarten durfte, daß sie, wohl unter dem Einfluß der Sierra Leone Christen auf die Yoruba und Niger Mission, viel zu sehr englisch ist. Es ist darin besser geworden, aber noch lange nicht, wie es sein sollte. Bischof Lugwell entdeckte, daß auch in den einfachen Schulen das Englische die Landessprache überwuchert habe und hat diesen Mißbrauch bekämpft. Er dringt darauf, daß in diesen Schulen die Muttersprache gebraucht wird, leider mit dem ominösen Zusatz: so viel wie möglich. Er will nur die konfirmieren, die in ihrer Sprache die Schrift lesen können. Für die Missionare ist ein Examen angeordnet, in dem sie beweisen müssen, daß sie die Sprache sich angeeignet. Mit Freuden berichtet Bischof Oluwole, daß Ordinations-



gottesdienste ganz in Yoruba abgehalten werden. Eine Mission, die Eingeborene ordinieren kann, sollte freilich schon längst nur in der Landessprache Gottesdienst abgehalten haben. Den Missionaren wird in der Instruktion gesagt: „Macht das Erlernen der Sprache zu Eurem ersten Studium und gebt nicht zu, daß irgend eine andere Arbeit Euch daran abhalte.“ In vielen Sprachen — in Yoruba, Igbo, Ibo, Nupe, Igbara und in Aussicht steht noch Hausa — wird gearbeitet, gelernt und geschrieben. Das ist sehr erfreulich, aber es fehlt diesem gesunden Anfang noch die Krone. Die höhere Bildung ist nicht national, sondern englisch. Es gereicht Frä. Boyton, die dem Lagos-Mädchenseminar vorstand, ehe sie nach S. Leone versetzt wurde, zur Ehre, daß sie darüber betrübt war, daß zwar in den unteren Klassen in Yoruba unterrichtet wurde, aber in den oberen nur in Englisch, wohl verstanden nicht Englisch gelehrt wurde, wie in englischen Schulen Deutsch oder Französisch, sondern in englischer Sprache der Unterricht erteilt wurde. Wie mag man nur von einer selbständigen einheimischen Kirche reden, wenn die Gebildeten ihre Bildung noch in fremdem Gewande bekommen; wenn die Lehrer gar nicht geübt sind, in ihrer eignen Sprache das Höchste zu denken und zu behandeln! Dies können sie nicht durch sich selbst lernen; auch die Westindier sind dazu nicht geschickt. Den Dienst müssen die weißen Christen, die Erben einer langen christlichen Entwicklung, an ihnen thun.

Das alles weist uns darauf hin, wie nötig es ist, reichlichere europäische Kräfte hier zu verwenden. Wo möglich, muß man natürlich sagen. Kleine Gesellschaften können oft nicht, wie sie gerne möchten. Und auch eine so große Gesellschaft wie die Kirchenmission kann nicht alles. Sie muß sich beschränken, konzentrieren. Man denkt bei den Berichten oft: Warum in die Ferne schweifen? Sieh, die Arbeit liegt so nah. In der letzten Rundschau wiesen wir darauf hin, daß der Vorteil Ugandas der Nachteil Yorubas und des Nigers gewesen ist. Jetzt droht eine neue Gefahr. Der Sieg über den Emir von Nupe droht den Zauber des Sudan und der Hausalande wieder zum Schaden von Yoruba und Niger kräftig zu machen. Vor acht Jahren ging eine Schaar edler Männer in Verbindung mit der Kirchenmission den Niger hinauf; sie wollten in den Sudan. Sie sind alle gestorben, unter ihnen J. A. Robinson. Sein Tod war Veranlassung zu der Gründung einer Hausa-Association“, die ihre Missionsaufgabe in sehr allgemeinen Ausdrücken definierte, wahrscheinlich um allerlei Leute zu gewinnen. Neben manchen Bischöfen und Gelehrten war auch Max Müller Mitglied geworden. Der Bruder des heimgegangenen J. A. Robinson, C. H. R. wurde „Student“ dieser Hausa-Association, ging nach Tripolis, wo an tausend Hausa redende Afrikaner leben sollen, um dort die Sprache zu lernen und dann 1894 mit zwei Begleitern, darunter ein Arzt, nach Kano, dem Handelsmittelpunkt der Hausaländer. Er brauchte über ein halbes Jahr um hinzukommen, blieb drei Monate dort und mußte dann wegen Krankheit seiner Gefährten heimkehren. Er war begeistert für Hausa; 15 Millionen Afrikaner reden Hausa, oder wie mit Vorliebe gesagt wird, auf jedes hundert Menschen kommt einer, der Hausa redet. Den guten Bischof Lugwell hat das Hausafieber denn auch erfaßt. Er wäre längst hin. Da starb aber der Emir von Nupe, und es schien ratsam, daß er zunächst den neuen Emir begrüße. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. 1896 ist Lugwell mit Missionar Nott den Vinue hinaufgefahren und von Loko aus ins Hausaland. Sie sind nicht bis Kano gekommen, haben aber in Keffi ziemlich



freundliche Aufnahme gefunden. Sie versprachen in der nächsten trocknen Zeit dort einzutreffen und die Mission anzufangen. Daraus wurde aber nichts. Allerlei kam dazwischen. Zugwell wie Rott kamen nach England, ohne daß die Hausmission begonnen war. Da kam der glückliche Kriegszug der R. N. E. Januar 1897, im Februar erließ Bischof Zugwell in den Times einen warmen Aufruf für eine Hausmission; einige 20 Männer seien dazu nötig. Wie es scheint, hat er vorher die Kommittee nicht gefragt, hoffte aber, daß die einverstanden sein werde. Dieselbe hat sich denn auch, wie uns scheint, mit Vorsicht bereit erklärt, vorzugehen, wenn Männer sich melden. Das ist geschehen. Zwei Männer, Dr. Müller und Missionar S. E. Jonas sind bereit mit Missionar Rott, einem früheren Offizier, in die Hausländer zu gehen, zuvor aber in Tripolis Hausa zu lernen. Dahin ist am 15. Februar d. J. Rott abgereist, um den anderen den Weg zu bereiten, und so ein erster Schritt für diese Sudanmission gethan.

Man muß es auffallend finden, daß Bischof Zugwell, der doch ein Missionar der Gesellschaft ist, einen so wichtigen Schritt thut, das christliche Publikum für ein großes Missionsprojekt zu begeistern, ohne vorher seiner Kommittee Gelegenheit zu geben, ihn davon abzuhalten oder auch ihn zu ermuntern. Nach Lage der Sache scheint das erstere doch das richtige. Wenn die Gesellschaft die Kraft hat, außer der genügenden Bearbeitung der Missionsgebiete im Yorubalande und am Niger eine Hausmission zu beginnen, die nebenbei bemerkt eine Verschwendung ist, wenn sie nicht mit genügender Kraft getrieben wird — wenn sie das neben der alten Mission übernehmen kann, so kann man sich nur freuen. Aber einstweilen muß man bedauern, daß nicht die alten ungenügend besetzten Gebiete wirksam bearbeitet werden. Wenn sie 20—30 Mann für den Sudan findet und schickt sie allezusammen nach Yoruba, so hat sie dort etwas mehr wie die Hälfte der Europäer, welche Basel so erfolgreich auf der Goldküste verwendet, und diese 37 Europäer würden mit ihren schwarzen Brüdern die Hülle und Fülle von lohnender Arbeit finden.

Yoruba allein ist ein großes und offen stehendes Missionsland. Von der Insel Lagos hat man eine Brücke nach dem Festlande gebaut und plant eine Eisenbahn. Aber auch ohne sie sind jetzt die Wege offen. Nach der Ausdehnung des Protektorats kehren an manchen Orten vertriebene Bewohner zurück in ihre alte Heimat; manche von ihnen sind an der Küste Christen geworden und gründen daheim kleine Gemeinden. An einem Orte haben sie einen solchen Christen zum König gemacht; er ist zwar Polygamist, aber er ist den Christen freundlich, geht regelmäßig in die Kirche und hat seine Frau veranlaßt, das Gleiche zu thun. Solche Anknüpfungspunkte finden sich überall. Das Land ist sehr bevölkert. Nahe bei einander liegen Städte von 20—150 tausend Einwohnern. An den Schulen, den höheren für Knaben und Mädchen, wie den niederen, in den litterarischen Arbeiten, in der direkten Missionsarbeit könnte so viel geschehen, was einem Volke von mehreren Millionen zugute kommen würde. Wie der stirring appeal von Bischof Zugwells für den Sudan in Afrika bekannt wurde, hat Missionar Jones gegen den Irrtum protestiert, als ob man den Sudan nur auf den weiten Wegen über Keffi und Kano erreichen könne; durch Yoruba führe ganz gerade so gut der Weg. Und er hat beklagt, daß Yoruba ein Name fehle. Es fehlt der Zauber, den das Wort Sudan ausübt, während doch überall in Yoruba Arbeit zu finden sei, und nur die Arbeiter fehlen. Nur zu bescheiden zeigt er in einem Überblick, wie in allen Bezirken des dortigen Werkes die Arbeiter mangeln. Lagos,

daß für den Küſtendiſtrikt ſorgen ſollte, hat, ſeit 1894 Lugwell Biſchof wurde, noch keinen Erſatz für ihn bekommen. Abeokuta, das Wood verlor, hat neben den Frauen jetzt nur einen Arbeiter, die Ausrüſtung mit Europäern „kann nicht für komplett gelten.“ Am wenigſten meint Jones bedürfe Biſchof Philipps, der ſeinen Sitz in Ode Ono hat, einen Europäer, obgleich der Biſchof ſelbſt ihn begrüßen würde. Und es wäre ſchön, wenn ein paar Europäer unter einem ſchwarzen Führer arbeiten wollten und europäiſche Energie in die Arbeit hinein tragen würden. Hier bringt man in das Skitiland, das aus 16 großen Königsſtädten beſteht, jede mit einer Zahl von kleineren Städten. Noch immer iſt man nicht bis zum Niger hin vorgebrungen, obgleich man ſeit bald 40 Jahren davon ſpricht. Der Weg iſt jetzt offen, die Arbeiter fehlen nur. Das Gleiche gilt vom Norden, dem „eigentlichen Yoruba“, wie Jones es nennt. Dieſer ſitzt in Oyo, wo er ein Seminar eröffnet hat; anſänglich ſollte es anſtatt des Seminars in Lagos der Miſſion dienen, jetzt will man es neben demſelben haben. Seine Schüler werden auch Arbeitsplätze genug finden. Noch immer hat dieſer Arbeitskreis mit dem von Ono keine Verbindung. Ibadan zählt 150 000 Einwohner, Oyo, Iſehin, Ogbomoſho ſind Städte von 40 000 Einwohnern. Von der nördlichſten Station, Ogbomoſho, wollte man nach Florin, 12 Reiſeſtunden weiter, vordringen. Vor vier Jahren war Miſſionar Farrow dort; die Thür war noch nicht ganz offen, doch plante man von Ogbomoſho aus häufige Beſuche zu machen und ſo den Widerſtand zu überwinden. Aber der eine der Miſſionare in Ogbomoſho wurde zweimal durch Krankheit heimgetrieben, und aus Mangel an Kräften geſchah nicht, was nötig war. Auch hier konnte man, ſeit die engliſche Oberherrſchaft für Frieden ſorgt, bis zum Niger vordringen.

Man ſieht, wie bedeutend das ſchon in Agriff genommene Gebiet iſt, und wie viel Raum noch iſt, in dem man ſich ohne Monate aufzehrende, an Geld und Lebenskraft koſtſpielige Reiſen ausbereiten könnte. Und bedeutend iſt auch die Arbeit am Niger. Da iſt zunächſt der Kreis im Nigerdelta, wo neben dem Native Paſtorate der Kirchenmiſſion in Braß Lumon und Nembe unter Ibo redenden Stämmen arbeitet. Politische Unruhen, Strafexpeditionen, bei denen das Recht nicht allein auf Seiten der Europäer lag, haben die Arbeit etwas geſtört, aber ſie iſt jetzt wieder im Gange. Die Zeiten ſind vorüber, wo ein Miſſionsdampfer Venn auf dem Niger fuhr; der Verkehr hat ſich ſo gehoben, daß der Miſſionar ohne eigenes Schiff Fahrgelegenheit findet. Für die Waſſerläufe im Delta hat aber doch die Geſellſchaft einen kleinen Ölmotor hinausgeſandt. Ein zweiter Arbeitskreis bildet ſich um Oniſſha. Auf beiden Seiten des Fluſſes wird Ibo geredet. Hier wird von Männern und Frauen fleißig gearbeitet. Ein kleines Seminar iſt gegründet; ärztliche Hilfe wird geboten und die Predigt getrieben. Von erfreulichen Fortſchritten kann hier berichtet werden, aber noch giebt es in nicht allzugroßer Entfernung Striche, in denen noch nie ein Miſſionar geſehen wurde. Von Aſaba aus, der Station Oniſſha gegenüber, am rechten Ufer ſollte die Verbindung mit Ono hergeſtellt werden. Der dritte Arbeitskreis bildet ſich um Lokoja; hier iſt Rupe die Sprache. Lokoja ſoll als Europäerſtation aufgegeben werden, da es ungesund liege. Man hat ſich entſchloſſen im Baſalande, in dem Winkel, den hier Binue und Niger bildet, eine neue Station anzulegen. Das Volk dort hat es verſtanden ſich den Iſlam, die Sklavenjäger und den Branntwein fern zu halten. Auch da ſoll ein kleines Seminar gegründet werden. Die Arbeit in Baſa iſt faſt wie eine neue. Es ſollen auf der

Station Wohnungen gebaut werden, die 2 oder 3 Europäer beherbergen können. Der letzte Europäer dort war Rott, der jetzt ja aber in den Sudan gehen will. So bedarf es also auch hier der Arbeiter, damit ein altes Werk fortgesetzt und die Hoffnungen, die man seit langen Jahren für den Niger hegte, in Erfüllung gehen.

## Litteratur-Bericht.

1. **Cooper:** „Aus der deutschen Mission unter dem weiblichen Geschlechte in China.“ Zum Besten der blinden Chinesinnen. 3. Aufl. Darmstadt. 1898. 164 S. — Die Verfasserin dieses mir erst in seiner 3. Auflage bekannt gewordenen Buches verfolgt mit demselben zugleich den praktischen Zweck, für eine neue Missionsarbeit unter den vielen blinden Chinesenmädchen, die soeben in Verbindung mit dem Findelhause auf Hongkong durch Entsendung einer besonderen Missionarin ins Werk gesetzt worden ist, Teilnahme zu wecken und Unterstützung zu suchen, was ihr bereits in kleinen Kreisen gelungen ist und hoffentlich durch die Verbreitung ihres Buches noch mehr gelingen wird. Der Inhalt desselben gliedert sich in 2 Hauptteile, in einen allgemeinen, welcher in 6 Kapiteln die Lage des weiblichen Geschlechts in China, und in einen speziellen, der wesentlich Geschichte und Arbeit des Findelhauses auf Hongkong behandelt. Die letzten Kapitel dieses zweiten Teils sind dann der Blindenmission in China insonderheit gewidmet. Die Verfasserin hat Recht, wenn sie in der Einleitung sagt, obgleich das Büchlein nichts neues bringe, werde sein Inhalt vielen doch etwas ganz neues sein. Man ist mit der chinesischen Mission überhaupt und besonders mit der Arbeit unter dem weiblichen Geschlechte in China bei uns recht wenig bekannt. Möchte das warm und anschaulich geschriebene Buch des Fräulein Cooper, die selbst Missionarin in China gewesen, dieser Unbekanntschaft in recht weiten, namentlich deutschen Frauenkreisen abhelfen.

2. **Würz:** „Soll ich Missionar werden.“ Basel. 1898. 40 Pf. — Das ist ein kurzer und guter Ratgeber für alle, welche sich mit der Frage tragen: soll ich Missionar werden? In 4 Kapiteln spricht der erfahrene Sekretär der Baseler M.-G. über den Trieb zum Missionsdienste, über die Ausrüstung zu demselben, über die Wege in ihn und über die Entscheidung für ihn — alles ebenso warm und eindringlich wie nüchtern und verständig.

3. **Schler:** „In der Einsamkeit einer Südseeinsel.“ Nach Briefen von Margaret Paton. Ebd. 1897. 20 Pfg. Ein Pendant zu der bekannten Selbstbiographie John Patons, das ihr schriftstellerisch ebenbürtig ist. Verfasserin der hier in deutscher Übersetzung dargebotenen Briefe ist die zweite Frau des genannten Missionars, eine Dame, die als Gehilfin ihres heroischen Mannes seine Thätigkeit in echt weiblicher Weise zu ergänzen versteht. Ein Büchlein trefflich zum Vorlesen in Missionsvereinen und zur Familienlektüre geeignet.

Wek.



# Die Entwicklung und Organisation des englischen Missionslebens.

Von Julius Richter.

England hat ohne allen Zweifel ein bedeutendes Missionsleben, welches das deutsche weit überragt. Aber beide eigenartige Gestaltungen des Missionslebens sind keine Mechanismen, an denen man die Schrauben und Hebel nach Belieben vertauschen könnte, so daß etwa dem deutschen Missionsleben einfach dadurch aufzuhelfen wäre, daß man die englischen Einrichtungen auf deutschen Boden verpflanzte. Nein, wir haben hier organische Gebilde vor uns, welche unter den verschiedenartigen Lebensbedingungen Englands und Deutschlands auf dem gemeinsamen Wurzelstocke evangelischen Glaubens und Lebens erwachsen sind. Jede Vergleichung einzelner Punkte des englischen und deutschen Missionsbetriebes würde etwas willkürliches und schiefes haben, wenn wir nicht vorher die Struktur und die Entwicklung des englischen und deutschen Missionslebens im ganzen verglichen haben.

Die allmähliche Entwicklung des deutschen Missionslebens aus den Kreisen des Pietismus heraus, die immer freiere Gestaltung des missionarischen Gesichtskreises und die Ausbreitung der missionarischen Organisation über die deutsche Christenheit darf ich als bekannt voraussetzen. Auch die englische Missionsbewegung hat ihre Wurzeln und ihren Nährboden in einer mächtigen religiösen Erweckung, in dem Methodismus, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts England bis in die Tiefen des Volkslebens ergriff und erneuerte. Der Methodismus hatte besonders dadurch für das kirchliche Leben Englands eine so große Bedeutung gewonnen, weil Wesley bis an seinen Tod zähe an seiner Zugehörigkeit zur großen englischen Staatskirche festgehalten hatte, so daß die Ströme des Lebens, die von ihm und seinen Mitarbeitern ausgingen, direkt dieser Kirche, die drei Viertel des englischen Volkes umfaßt, zu gute kamen. Um die Wende des Jahrhunderts war der charakteristische Zeitpunkt gekommen, wo diese Lebensströme sich in die höchsten Schichten der Gesellschaft, unter dem hohen Adel und den geistigen Führern der Nation auszubreiten begannen. In diesem Momente setzte die Missionsbewegung ein, durch Cooks epochemachende Reisen und andere geographische Entdeckungen erhielt die allgemeine religiöse Bewegung einen missionarischen Charakter. So ist's erklärlich, daß, obgleich der erste



Bahnbrecher der Mission, William Carey, seines Zeichens ein Schuhflicker, und die von ihm 1792 gegründete baptistische Missionsgesellschaft keineswegs der geistigen Elite Englands angehörte, doch schon die unmittelbar folgenden Gründungen, die Londoner Missionsgesellschaft 1795 und noch mehr die kirchliche Missionsgesellschaft 1799, ein großes Gepräge trugen. Eine Anzahl der hervorragendsten Geister der Nation auf kirchlichem wie politischem Gebiete beteiligten sich daran, wir erwähnen nur Hamer, Wilberforce, Charles Grant, John Venn, Josiah Pratt u. s. w.; die Mission hatte in England von vornherein nicht in der Weise den Konventikelcharakter wie bei uns, sondern eine zwar noch beschränkte, aber frei öffentliche Stellung im Volksleben.

Die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts sollten die Mission nach dieser Richtung hin erheblich fördern. Bekanntlich sind dieselben in England angefüllt von zwei großen geistigen Kämpfen, welche die englische Nation in ihrer Gesamtheit ergriffen und beschäftigten: die Überwindung des engherzigen Krämergeistes in der ostindischen Kompagnie, welche zur Begründung des englischen Kaiserreiches in Indien führte, und die Bekämpfung des Sklavenhandels, welche mit der Beseitigung der Sklaverei die tiefgreifendsten wirtschaftlichen Folgen für alle Plantagenkolonien und für den Welthandel nach sich zog. Es ist begreiflich, daß die jungen englischen Missionsgesellschaften an diesen Kämpfen den allerregsten Anteil nahmen: die baptistische Mission schuf durch ihre hervorragenden Missionare Carey, Marshman und Ward ihr Sirampur, eine große Musterlektion für den entstehenden Staat in Indien, ganz nahe dem Herzen desselben in Bengalen. Die freischottische Mission schuf durch Dr. Duff, Wilson, Anderson, Hyslop und andere hervorragende Schulmänner das englisch-indische Schulwesen. Die Kirchenmission verdiente sich daheim die Sporen in den heißen, parlamentarischen Kämpfen um die „frommen Klauseln“ in dem Charter der ostindischen Kompagnie. Die Londoner Mission wirkte in humanitärer Hinsicht in Südafrika bahnbrechend; die Wesleyaner und Baptisten reichten sich in Westindien die Hand zum Kampfe gegen die Sklaverei, die Namen der Burchell und Knibb waren damals in aller Munde. Dabei war es offenbar für die Mission ein Gewinn, daß diese Kämpfe sich durch Jahrzehnte hinzogen und England nicht zur Ruhe kommen ließen. Im Kampfe wuchs die Kraft und die Popularität der Mission. Die englische Nation im ganzen erklärte sich für die philanthropische Politik, und damit standen die großen Missionsgesellschaften schon am Ende des ersten Drittels des Jahrhunderts in England in einem

Maße im Vordergrunde des öffentlichen Lebens und Interesses, wie unsere Gesellschaften heute noch nicht.<sup>1)</sup>

Wir erwähnen nur noch die Ereignisse, welche in hervorragendem Maße dazu beigetragen haben, dem englischen Leben eine Missionsrichtung zu geben: Das erste war der Sepoy Aufstand vom Jahre 1857; vielleicht hat kein politisches Ereignis seit den napoleonischen Kriegen die englische Nation tiefer erschüttert, als dieser wie ein Blitz aus heiterem Himmel ausgebrochene Aufstand, der Indien in Gefahr brachte, das Juwel in Englands Krone. Alles was christlichen Geist und sittliches Gefühl in England hatte, faßte damals den Entschluß, an Indien wieder gut zu machen, was bis dahin versäumt war. Von diesem Jahre an nimmt Indien in dem Herzen und der Geschichte aller großen englischen Missionsgesellschaften den ersten Platz ein; fast die Hälfte der Missionsenergie Englands konzentriert sich in Indien! In weiten Kreisen Englands lebt die Mission von dem Interesse für Indien. Das zweite Ereignis war Livingstones Tod und die fast unmittelbar danach die Welt in Erstaunen setzenden Entdeckungen Stanleys. Vielleicht hat kein einzelner Mensch auf die Entwicklung der englischen Missionskraft einen nachhaltigeren Einfluß ausgeübt als David Livingstone, er hat auf Jahrzehnte hinaus Centralafrika seinen Landsleuten auf das Herz und Gewissen gelegt. Alle centralafrikanischen Missionen Englands wandeln mehr oder weniger in seinen Fußstapfen. Das dritte Ereignis ist das diamantene Jubiläum der Königin Viktoria 1897; an sich ein in der Weltgeschichte äußerst seltenes Ereignis, hat wohl nie eine Nation soviel Veranlassung gehabt, mit der tiefsten Dankbarkeit auf den Segen zurückzublicken, den eine so lange Regierungszeit einer einzigen Regentin ihrer Nation gebracht hat. Und auch dies Ereignis bekam in den weitesten Schichten des englischen Volkes eine ganz entschiedene Missionswendung. „Die Viktorische Ära hat England den vierten Teil der Welt zu Füßen gelegt, damit das christliche England den unterworfenen Ländern das Evangelium bringe“, oder staatsmännisch ausgedrückt: „der Kolosß des englischen Weltreiches kann nur Bestand haben, wenn England seinen Unterthanen zum Ersatz für die geraubte politische Freiheit die Segnungen seiner christlichen Civilisation mitteilt.“ Diese

---

<sup>1)</sup> Nur beiläufig sei erwähnt, daß in all diesen Kämpfen — ebenso wie zwei Jahrhunderte zuvor der Puritanismus — die Mission Schulter an Schulter mit dem politischen Liberalismus stritt. Mission und politischer Liberalismus gehen in England Hand in Hand, während sie in Deutschland meist Antipoden sind.

Gedanken sind soweit verbreitet, daß sie einen großen Teil der öffentlichen Meinung beherrschen.<sup>1)</sup>

Mir scheint, aus dieser aphoristischen Übersicht über die wichtigsten Ereignisse, welche im Laufe unseres Jahrhunderts das englische Missionsleben gefördert haben, gehen einige Folgerungen mit überzeugender Deutlichkeit hervor: Gerade an den Ereignissen, welche die englische Nation bis in ihre Tiefen erschüttert haben, hat die Mission einen hervorragenden Anteil; immer wieder ist sie von der Flutwelle der nationalen Begeisterung auf die Höhen des öffentlichen Lebens zurückgeführt worden; sie hat sich dadurch daran gewöhnt und gewöhnen müssen, als eine große nationale Angelegenheit behandelt zu werden; und sie erhebt mit Recht den Anspruch, von den Sympathieen der ganzen Nation, soweit sie überhaupt christlich ist, getragen zu werden.<sup>2)</sup> Es ist vielleicht nicht zu viel gesagt, daß manche kleinere Denominationen wie die Independents und Baptisten mit je etwa einer Million Anhänger überhaupt von der Mission leben. Im religiösen Leben des englischen Volkes sind durch die Entwicklung der beiden letzten Jahrhunderte die Wurzeln ihrer Kraft abgegraben; aber das großartige Missionswerk, welches sie unterhalten, führt ihnen aus der Heimat und aus der Fremde neue Kraft zu; es geht ihnen in dieser Hinsicht ähnlich wie der Brüdergemeinde bei uns,

1) Es ist ein bemerkenswerter Unterschied zwischen dem englischen und deutschen Missionsleben, daß in England der Impuls der großen, die Nation bewegenden Ereignisse den bestehenden Gesellschaften zu gute kam, während fast jeder solche Impuls in Deutschland zu Neubildungen führte, so die konfessionelle Strömung um die Mitte des Jahrhunderts und die koloniale Strömung seit 1885. In England haben sich die großen Missionsgesellschaften deswegen so imponierend entwickeln können, weil ihnen die großen Impulse unverkürzt zufließen. Es kommt noch dazu, daß das ganze nationale Leben Englands in London seinen Mittelpunkt hat, es fehlte deshalb in England das Bedürfnis territorialer Besonderung des Missionslebens, welches in Deutschland eine Haupttriebkraft zur Begründung der Miss.-Ges. wurde.

2) Allerdings blieb auch die Rückwirkung nicht aus, die Missionsaufgabe wurde unter dem Einfluß der großen politischen Kämpfe von Anfang an weiter gefaßt wie bei uns. Schon Charles Grant, einer der Begründer der C.M.S., schrieb 1811 in seinen berühmten *Observations on the state of Society among the Asiatic subjects*: „Die wahre Heilung der Finsternis ist die Einführung des Lichtes in vier Formen: 1. englische Sprache und Litteratur; 2. englische Physik und Maschinenbaukunst; 3. verbesserter Ackerbau; 4. aber unzweifelhaft die wichtigste Gabe, welche die Hindus durch das Medium unserer Sprache erhalten könnten, ist die Kenntnis unserer Religion“ (Smith, 12 Indian Statesmen, London 1897) „Lebensmitteilung des christlichen England an die unterworfenen Heiden“ war die Parole.

für die auch die Mission der Brunnquell ewiger Jugend ist. Es ist gewiß nicht zufällig, daß z. B. bei den Baptisten die sämtlichen Bureaux ihrer innerkirchlichen Verwaltung im Missionshause zur Miete wohnen!

Gewiß aber übersieht man einen wichtigen, wenn nicht den wichtigsten Faktor, wenn man nur auf die Entwicklung des Missionslebens im Zusammenhange der politischen Geschichte Englands achtet; man muß noch ein Gesetz der kirchenhistorischen Entwicklung Englands in Rechnung ziehen. Die englische Volksseele ist religiösen Bewegungen und Strömungen zugänglicher geblieben als die deutsche. Nun läßt es sich nachweisen, daß jedesmal in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts eine mächtige religiöse Bewegung durch ganz England ging, die in jedem Jahrhundert den veränderten Zeitverhältnissen entsprechend eine eigenartige Gestalt annahm: im 15. Jahrhundert der Wiclifismus und das Lollhardenium, im 16. die Reformation, im 17. der Puritanismus, im 18. der Methodismus. In unserem Jahrhundert nehmen wir auch im innerkirchlichen Leben verschiedene Ansätze zu höchst eigenartigen Lebensgestaltungen wahr, so den Anglikanismus und den Darbyismus in England und die freikirchliche Bewegung in Schottland. Aber die Kraft der religiösen Flutwelle ist durch diese immerhin in engen Grenzen verlaufenen Gestaltungen nicht repräsentiert, sie hat sich vielmehr massenhaft zusammengefaßt in dem praktischen Kampfe gegen Sünde und Elend daheim und draußen. Entsprechend dem eminent praktischen Geiste des Engländer's einerseits und der durch die Großmachtsentwicklung gegebenen Gegenüberstellung gegen die Mächte des Heidentums andererseits konzentriert sich die religiöse Energie des Volkes, soweit es ein christliches ist, in seiner Missionsarbeit. Die englische Kirche weiß deshalb sehr gut, was sie thut, wenn sie auf der Lambeth-Konferenz und dem Kirchenkongreß zu Nottingham 1897 die Parole ausgegeben hat, die Mission ist die wichtigste Aufgabe der Kirche. Die Führer der englischen Kirche wissen, daß ihre Vorgänger in den beiden letzten Jahrhunderten die Zeichen der Zeit nicht erkannt und darüber die Führung im religiösen Leben des Volkes verloren hatten. Sie wollen sich das nicht zum drittenmale widerfahren lassen. Sie wissen, eine Kirchengemeinschaft, welche keine Mission treiben wollte, würde heutzutage in England einfach Selbstmord begehen. Und die Kirche von England will eben dadurch die Führung im Leben des Volkes wieder in die Hand bekommen, daß sie sich an die Spitze der Missionsbewegung stellt.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> In der Denkschrift der C.M.S. an den Erzbischof von Canterbury heißt es: „Ihr apostolischer Glaube, ihre geschichtlichen Ansprüche, ihre schriftgemäße Liturgie,



So haben wir also in der englischen Missionsbewegung eine Flutwelle religiösen Lebens vor uns, welche das christliche Volk bis in die Tiefen ergriffen hat oder zu ergreifen im Begriff steht. Unter diesem doppelten Gesichtspunkt der Entwicklung inmitten der politischen Kämpfe der Kolonialgeschichte einerseits und dem Geseß der kirchengeschichtlichen Entwicklung andererseits gewinnt man den richtigen Standpunkt zur Beurteilung des eigenartigen Charakters und der teils großartigen, teils sonderbaren Gestaltungen des englischen Missionslebens.<sup>1)</sup> Ziehen wir die Parallele mit den Verhältnissen unseres deutschen Missionslebens, so springt der große Abstand in die Augen. Es wäre ebenso ungerecht, wollte man das deutsche Missionsleben nach dem Maßstabe des englischen messen wie umgekehrt. Die deutsche Mission hat in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts ein Stilleben geführt, in welchem es, von allen großen Weltbündeln abgekehrt, zwar seinen religiösen Charakter in großer Reinheit bewahrte — in viel größerer Reinheit wie jenseits des Kanals, aber doch mit einer gewissen Engigkeit behaftet war. Keine der großen wissenschaftlichen Schulen unserer Theologie — und in der Geschichte der deutschen

---

ihre geographische und politische Stellung, die Neigungen und Gaben ihres Volkes sollten die englische Kirche zur größten Missionskirche der Welt machen.“ Intell. 1897, 134.

1) Die Billigkeit verlangt, daß wir ausdrücklich hervorheben, die Missionsbewegung ist auch in England keineswegs eine allgemeine; sie ist, wie der offizielle Bericht der Lambeth-Konferenz es ausdrückt, „erst der Enthusiasmus weniger, und die Kirche muß noch viel mehr aufgerüttelt werden, um zu erkennen, daß die Erfüllung des großen Missionsbefehles unseres Herrn ein notwendiges und beständiges Element in dem geistigen Leben der ganzen Kirche und jedes einzelnen Gliedes sein muß“ (Int. 1897, 643). Die Missionsgaben sind der einzige einigermaßen zuverlässige Maßstab, um den Umfang des Missionslebens festzustellen. Die erforderlichen Daten liegen uns am vollständigsten von der englischen Staatskirche vor. In der Church of England, welche außer mehreren kleineren Gesellschaften zwei so großartige Organisationen wie die Ch. Miss. Soc. und die S.P.G. trägt, trugen noch im letzten Jahre (1896/7) ein Drittel der etwa 13000 Parochieen (churches) nichts für die Mission bei; ja es gab noch eine ganze Synode (deanery), aus welcher kein Pfennig weder in die Kasse der S.P.G. noch der C.M.S. floß. Von den 5492 Parochieen, welche für die C.M.S. und die 9227 Parochieen (meist dieselben!), welche für die S.P.G. steuerten, geben 1058 und 2060 Parochieen weniger als 40 Mk.; auch diese können als missionslebendige Gemeinden nicht gezählt werden. Es sind nur ein gutes Drittel aller Parochieen (3290 für die C.M.S. und 5000 für die S.P.G.), deren regelmäßige Missionsgaben 100 Mk. übersteigen, die also einen deutlichen Beweis des Lebens ablegen. Sehr genaue und instruktive Studien über das Missionsleben einer einzelnen englischen Diözese s. Intell. 1898, 259 ff.

Theologie konzentriert sich zum guten Theile die Triebkraft der deutschen Religiosität — hatte eine Missionsrichtung oder stellte den Missionsgedanken in den Vordergrund. Keine der großen politischen Bewegungen unserer wechselreichen Geschichte führte auf die Mission. Selbst die junge kolonialpolitische Bewegung hat nur in kleinen Kreisen für die Mission bahnbrechend gewirkt. Die Entwicklung des deutschen Welthandels hat auf die Entwicklung des deutschen Missionslebens wenig Einfluß gehabt; gerade die Mission, die an den beiden Brennpunkten des deutschen Welthandels ihren Sitz hat, hat sich trotz alles Opfermutes einzelner Freunde am wenigsten erfreulich entwickelt. Wenn trotz alledem die Mission auch bei uns anfängt, öffentliche kirchliche Angelegenheit zu werden und weitere Volkskreise zu bewegen, so verdankt sie das einmal der gesunden Entwicklung unseres religiösen Lebens überhaupt, das unter den modernen Weltverhältnissen eine Missionsrichtung nehmen muß, und zum andern dem hervorragenden Eifer und der ausdauernden Treue vieler einzelnen, treuen Missionsfreunde. Wir müssen uns darüber auch heute wieder klar werden: In England ist es die Aufgabe der Missionsleiter und -arbeiter, den vorhandenen Strom des Missionslebens auszuweiten, zu vertiefen und vor allen Dingen ihn in geordnete Bahnen zu leiten. Wir in Deutschland stehen noch vor der ungleich mühsameren Aufgabe, mit viel Geduld und Gebet, mit viel Weisheit und Ausdauer ein Missionsleben im größeren Stile zu erwecken. Der Gott, in dessen Händen die Geschicke der Völker liegen, wird auch zu seiner Zeit, wenn er die deutsche Christenheit zu einem großen Anteil an der Evangelisation der Welt berufen wird, die Seele unseres deutschen, für tiefe religiöse Impulse zu allen Zeiten besonders empfänglichen Volkes zu bewegen wissen. Unsere Aufgabe aber in diesen Tagen relativ geringer Dinge ist es, unserer gesamten religiösen Unterweisung eine Missionsrichtung zu geben und dadurch das Kommen einer Missionszeit vorzubereiten.

II. Wir wenden uns wieder nach England und kommen zum zweiten Theile unserer Bemerkungen, zur Organisation des Missionslebens. Da eine große Missionsbewegung vorhanden war, so war es ohne Zweifel eine Aufgabe von großer Verantwortlichkeit, diese Lebensströme auch in die rechten Bahnen zu leiten und diese triebkräftigen Ansätze so zu pflegen, daß sie sich zu einem gesunden Wachstum entwickeln konnten. Diese Aufgabe war verhältnismäßig einfach in Schottland, wo in allen drei großen Kirchenkörpern, der Staatskirche, der Freikirche und bei den unierten Presbyterianern, die Missionsfrage fast von Anfang an Kirchensache war. Der

ganzen schottischen Missionsarbeit daheim und draußen ist dieser kirchliche Charakter aufgeprägt, er ist eines ihrer charakteristischen Merkmale. Dem genialen Missionar Alexander Duff gebührt das Verdienst, daß er diesen spezifischen Charakter des schottischen Missionslebens erkannt und mit ebensoviel Weisheit wie Organisationstalent durchgeführt hat. Da ist jede Gemeinde ohne weiteres ein Missionshilfsverein, jedes Ältestenkollegium der gewiesene Missionsvorstand und die Generalsynode die höchste entscheidende Instanz in allen Missionsfragen. Da erfordert es ebensoviel Takt wie Konsequenz, den wechselnden Strömungen der öffentlichen Meinung Rechnung zu tragen und rechtzeitig eine neue Mission zu begründen oder zu übernehmen, wo sich eine starke Strömung dafür regt; andererseits aber auch angefochtene Missionsrichtungen und Aufgaben unentwegt aufrecht zu erhalten und durchzuführen, wie die oft angefochtenen Erziehungsmissionen in Indien oder die Industrie-Missionen in Afrika.

Auch in den independentischen Kirchengemeinschaften Englands, bei den Kongregationalisten, den Baptisten, den Quäkern, den Darbyisten u. s. w., war die Organisation verhältnismäßig einfach. Da giebt es ja von kirchlicher Verfassung und Ordnung so gut wie nichts, die Mission hatte so ziemlich eine tabula rasa vor sich, in welche sie eine ihren Bedürfnissen entsprechende Organisation eintragen und einprägen konnte. Allerdings mußte dieselbe den allgemeinen Prinzipien und Anschauungen dieser independenten Kreise Rechnung tragen; sie hat nie den Versuch gemacht, eine klare Centralisierung der Missionsleitung durchzuführen. Doch ist die Mission ein Einheitspunkt für diese Gemeinschaften geworden; sie gab dem losen Aggregat von einander unabhängiger Gemeinden gemeinsame Aufgaben und forderte sie zu gemeinsamen Kraftanstrengungen auf. Weit lehrreicher und unseren Verhältnissen angemessener sind die Missionsorganisationen der englischen Staatskirche.

Die Missionsgesellschaften der Kirche von England arbeiten unter eigentümlich erschwerenden Umständen. Sie konnten sich überhaupt nur zu einer Zeit entwickeln, in welcher das bischöfliche und das eigentlich kirchliche Bewußtsein erschlafft oder vorübergehend eingeschlummert war. Seitdem der Puseyismus den Bischöfen das Vollgefühl ihrer Machtposition und den Kirchengliedern, besonders der Geistlichkeit ein überaus hochgespanntes kirchliches Bewußtsein verliehen hat, haben die Missionsgesellschaften vorübergehend sogar um ihre Existenzberechtigung ringen müssen. Der Grundsatz, die Kirche als solche müsse Mission treiben, lebt so sehr in den Herzen und Köpfen der Kirchenleute, daß er immer wieder

mit Macht sich hervordrängt. Dieses kirchliche Bewußtsein ist nicht gegen alle Gesellschaften gleich empfindlich; die hochkirchlichen Gesellschaften, die S.P.G., die Universitäten-Mission, die südamerikanische Mission, die sich im wesentlichen nur auf die Sammlung von Gaben und die Agitation in der Heimat beschränken, aber die volle und freie Initiative der Missionsarbeit draußen in die Hände der Bischöfe legen, sind nach Ansicht der Kirchenmänner noch zu ertragen. Aber eine Gesellschaft wie die C.M.S., welche nicht bloß in der Heimat in der umfassendsten Weise agitiert, sondern sich auch im wesentlichen die Verfügung über die Verwendung der Missionsgaben und die Organisation des Missionswerkes vorbehält, ist dem gesamten Hochkirchtum ein Dorn im Auge. Das ist der eine außerordentlich erschwerende Umstand, unter dem die C.M.S. arbeitet.

Ein zweiter mindestens ebenso gefährlicher kommt dazu. Bekanntlich stehen sich in der englischen Staatskirche zwei theologische Schulen mit der äußersten Schroffheit und Exklusivität gegenüber, der Anglokatholizismus oder Puseanismus und der Evangelikalismus. Der erstere ist noch entschieden im Wachsen begriffen, er übt auf die geistig regsame, theologische Jugend den fascinierenden Einfluß aus, der in der Regel aufstrebenden theologischen Schulen eigen ist. Und so unbegreiflich uns Deutschen dieses System ist, welches die Rechtfertigung aus dem Glauben für eine Irrlehre, die Reformation für eine beklagenswerte Revolution erklärt, so bestechend ist dasselbe System für den Vollblut-Engländer, da nach ihm die englische Kirche die einzig wahre, echt apostolische ist, im Vergleich zu der selbst die römische und die griechische nur als Entartungen in Betracht kommen. Gegenüber dieser theologischen Schule und kirchlichen Richtung hat die evangelikale C.M.S. einen schweren Stand. Jede Neubesezung einer Pfarrstelle, jeder Wechsel im Episkopat kann ihren Besitzstand an Hinterland in Frage stellen; sie hat in keiner Weise einen derartig unbestrittenen Bereich, wie etwa die rheinische Mission in Rheinland und Westfalen oder die Breklumer Mission in Schleswig-Holstein.

Dazu kommt, um das Maß der Schwierigkeiten voll zu machen, der zersekende Zug, der durch das Freimissionartum in das ganze englische Missionsleben gekommen ist. Der Ritualismus, der alles Heil von der kirchlichen Ordnung und der bischöflichen Verfassung erwartet, ist gegen diese Gefahr ziemlich gefeit. Um so mehr ist ihr der Evangelikalismus ausgesetzt, der gerade in den Schichten der Bevölkerung seine Wurzeln hat, in denen das charakteristische Unabhängigkeits-Bewußtsein des Engländer am schärfsten ausgeprägt ist, im wohlsituierten Bürgerstande. Eigentüm-



liche theologische Richtungen vermehren die Gefahr; wie ehemals der Darbyismus der C.M.S. mehrere ihrer tüchtigsten Missionare wie Rhenius in Tinnemely abspenstig gemacht hat, so ist es jetzt die Pentecostal League (der Pfingstbund), welche die persönliche Erfahrung des heiligen Geistes in den Vordergrund des religiösen Lebens stellt. Jeder, der den heiligen Geist hat, ist eben damit eine neue Kreatur, aber bei allem religiösen Ernst leider meist eine sich in die Schranken geordneter Arbeit nicht fügendel!

In dieser dreifach schwierigen Lage gegenüber dem wachsenden kirchlichen Bewußtsein einerseits, dem siegesgewissen Ritualismus andererseits und den zersetzenden Tendenzen des Freimissionartums zum Dritten giebt es für die C.M.S. nur eine Rettung, die Organisation aller ihr zu Gebote stehenden Kräfte. Diese Organisation ist für sie Lebensfrage, und keine Missionsgesellschaft Englands, vielleicht keine in der ganzen Welt kann sich darin mit der C.M.S. messen. Sie ist ein so fein ausgearbeitetes Kunstwerk, daß ihr Studium allein ein Vergnügen ist. Auf der relativ sehr schmalen Basis von nur 5492 beitragenden Pfarreien, von denen noch dazu nur etwa 3300 als missionslebendig angesehen werden können, erhebt sich die größte evangelische Missionsgesellschaft mit einem Etat von über 6 Millionen Mark. Und dabei gehören den Evangelikalen nicht der hohe Adel und die reichen Familien des Landes an; es liegt in den Verhältnissen, daß diese sich überwiegend zu den ritualistischen Kreisen hingezogen fühlen; jene interessante und überraschende Untersuchung des Intelligencer, deren Resultate auch die Allg. M.=Ztschr. mitgeteilt hat,<sup>1)</sup> ist noch in der Erinnerung, daß unter den Millionen, welche die Einnahme der C.M.S. bilden, ganz unverhältnismäßig wenig d. h. nach englischen Verhältnissen große Missionsgaben sind, und daß der Adel relativ sehr geringe Beiträge leistet. Die Kraft des Evangelikalismus liegt im gebildeten Bürgerstande. Man bedenke dazu noch, daß die C.M.S. ihre Organisation nicht, was am nächsten zu liegen scheint, auf die Ortspfarren und die Bischöfe basieren kann. Es ist in England gerade wie bei uns, daß die Geistlichen in ihren Gemeinden die Hauptarbeit thun müssen, und daß das Missionsleben nur recht gedeiht, wo sich der Ortspfarren an die Spitze desselben stellt. Aber die Ortspfarren und Bischöfe wechseln, und an jeder Stelle kann auf einen Evangelikalen ein Puseyit folgen, der sofort jedes Band der Gemeinschaft mit der C.M.S. lösen würde! Eine sichere

<sup>1)</sup> Allg. M.=Ztschr. 1886, 515.

Grundlage können deshalb nur die ansässigen Familien selbst bilden, soweit sie treu zum Evangelikalismus halten.

Unter diesen ganz außerordentlichen Schwierigkeiten hat die C.M.S. eine dreifache Organisation ein gerichtet. Die erste Organisation, welche das Beitragsgebiet der C.M.S. umfaßt, ist geographischer Art, es schließt sich an die kirchliche und politische Geographie des Landes an. Je nach dem Verhältnis, in dem der Evangelikalismus in den einzelnen Landstrichen vertreten ist, werden ein, zwei, drei oder noch mehr Grasschaften oder Bischofssprengel zu einer Association zusammengelegt und an deren Spitze ein Association Secretary gestellt; in den wichtigen Associations steht der Secretary eben nur im Dienste der Gesellschaft, ist also Berufsarbeiter für die Mission; es sind ihrer 19, und an ihrer Spitze steht der Central Secretary, der sein Bureau im Missionshause in London hat. In einigen kleinen Associations behilft man sich mit Geistlichen, welche diese Missionsarbeit im Nebenamte leisten. Aufgabe dieser Association Secretaries ist die Pflege des Missionslebens in ihrem Territorium, sie sind die belebenden Mittelpunkte; diese Organisation entspricht also etwa dem Reiseprediger-System im Bereich der Basler Mission, nur daß die C.M.S. ausschließlich rite ordinierte Geistliche anstellt.<sup>1)</sup> — Neben dieser geographischen Organisation in Associations ist seit 10 Jahren eine zweite getreten, welche gleichfalls das ganze Beitragsgebiet der C.M.S. umspannt, die Gleaners Union mit ihren branches; zu deutsch der Sammelverein mit seinen Zweigvereinen. Die Gleaners Union ist eine geniale Schöpfung des bedeutenden Missionssekretärs Eugen Stock. Den Anlaß dazu gaben die großartigen sog. February Simultaneous Miss. Meetings des Jahres 1886, welche im Verlauf von 4 Wochen mehrere tausend Missionsversammlungen hervorgerufen und weit und breit das größte Interesse erweckt hatten.<sup>2)</sup> Die Idee ist ebenso einfach wie einleuchtend. Es kommt darauf an, alle die zusammenzufassen, welche wirklich etwas für die Mission thun wollen. Nun hat das englische Christentum bekanntlich eine hervorragend praktische

---

1) Sie haben die doppelte Aufgabe, einmal in ihrem Districte alle Arrangements für Missionsgottesdienste, Meetings etc. zu veranstalten und die erforderlichen Redner zu besorgen, sodann aber selbst an allen Missionsveranstaltungen nach dem Maße ihrer Kräfte persönlichen Anteil zu nehmen (vgl. die sehr instruktive und geistvolle Ansprache Intell. 1897, 161 ff.). Sie versammeln sich alljährlich im Januar in Salisbury Square, um den Feldzugsplan für das kommende Jahr zu beraten.

2) S. Allg. M.-Ztschr. 1896, 193 ff.

Richtung, jeder Christ will auch etwas thun, der viele gute Eifer muß nur in die rechten Bahnen geleitet werden.<sup>1)</sup> Dazu hat sich die Gleaners Union vortrefflich geeignet gezeigt; es ist keineswegs nur ein Sammelverein, etwa nach Art des Berliner kleinen Sammlers; die direkten Missionsgaben, die er an das Missionshaus abgeführt hat, beliefen sich im Jahre 1895/6 nur auf 85 500 Mark, im Jahre 1896/7 auf 58 000 Mark, also im Verhältnis zum Gesamteinkommen der Gesellschaft geringe Summen. Aber das Geldsammeln ist auch nicht die Hauptaufgabe der Gleaners, sondern das wirkliche Arbeiten für die Mission; die Gleaners gründen Nähvereine, veranstalten drawing room meetings, sie gehen in die Schulen, sie werben in den Sonntagschulen u. s. w. Vor erst 10 Jahren gegründet, hat die Gleaners Union bereits über 100 000 Mitglieder, und wie schnell sie wächst, beweist der Umstand, daß im Jahre 1896 etwa 12 000, im Jahre 1897 etwa 11 000 neue Mitglieder beitraten. Die Sekretäre dieser Gleaners Union sind zum überwiegenden Teile Damen; ich nahm an einer Konferenz derselben teil, da waren etwa drei Viertel Damen und kaum ein Viertel Geistliche, die Damen führten auch vorwiegend das Wort. Wenn diese Organisation sich wird ausgewachsen

---

1) „Der Zweck der neuen Union ist, zu einer Gemeinschaft alle die zusammenzuschließen, welche daheim und draußen in Verbindung mit der C.M.S. arbeiten, welche für ihre Missionare beten, welche an ihrem Ziele, der Evangelisation der Welt, interessiert sind; alle, welche einen persönlichen Anteil an der Predigt des Evangeliums unter den heidnischen und mohammedanischen Völkern zu nehmen wünschen.“ Dieser Zweck wird erreicht, indem alle Sammler folgende 5 Aufgaben ins Auge fassen: zu sammeln

1. zu sammeln aus dem Felde der heiligen Schrift die Botschaften Gottes betreffs seiner Gnadenabsichten mit der Menschheit, seine Befehle an sein Volk Christus überall bekannt zu machen, und seine Segensverheißungen an alle, die für ihn arbeiten;

2. zu sammeln Kenntnisse und Nachrichten über die heidnische und mohammedanische Welt, über die Missionsarbeit im allgemeinen und die der C.M.S. im besondern; einesteils zur eigenen Belehrung und Bereicherung und dann um andere für die Sache zu interessieren;

3. zu sammeln die Teilnahme und Dienstbereitschaft anderer, an dem Werk zu helfen. Jeder Sammler soll andere einladen auch Sammler zu werden;

4. zu sammeln die Gaben von Jungen und Alten, Reichen und Armen für Gottes Schatz;

5. endlich und vor allem zu sammeln Segen von Gottes Gnadenhand für die Missionare und ihre Gehilfen daheim und draußen durch regelmäßiges, bestimmtes Gebet in Verbindung mit anderen Sammlern. Gleaners Union Annual Report. 1888, S. 4.

haben, dann wird sie geeignet sein, der C.M.S. ein festes Rückgrat, eine relativ zuverlässige Operationsbasis in der Heimat zu geben, die Gleaners Union ist die Elite der Freunde der C.M.S. Gerade diese eigenartige Organisation verdient die ernste Aufmerksamkeit der Missionsarbeiter in Deutschland;<sup>1)</sup> sie wird sich allerdings unverändert auf unsere Verhältnisse nicht übertragen lassen, da bei uns doch auf absehbare Zeit der Geistliche der Träger der heimischen Missionsarbeit bleiben wird. Aber wenn es gelänge, die Laienkräfte nicht nur zu aktiver, sondern auch zu regelmäßiger und relativ selbstständiger Arbeit zu erziehen, so wäre das ohne Zweifel ein großer Gewinn. Für die Arbeit an der Jugend, besonders in den Sonntagschulen, für die Verbreitung von Missionsliteratur, wahrscheinlich auch für die Belebung der Familienabende und die Bereicherung der Nähvereine wäre das von großem Werte.

Neben diesen beiden umfassenden Organisationen tritt noch eine dritte, nicht minder bedeutsame und wichtige, die Berufs oder Klassenorganisation. Der Grundgedanke ist wieder sehr einfach: Wenn es unsere Aufgabe ist, das ganze christliche Volk mit Missionsgedanken zu erfüllen und mit Missionseifer zu entflammen, so ist ein sehr wichtiges Hilfsmittel dazu, die einzelnen Klassen der Bevölkerung gesondert in Arbeit zu nehmen, die Kinder, das heranwachsende Geschlecht, die Frauen, die Männer u. s. w. Das geschieht aber naturgemäß am besten, wenn die Mission nicht erst lauter neue Organe, Missionsvereine, zu schaffen braucht, sondern sich an die vorhandenen christlichen Organisationen anschließt; sie thut das teils in freierer, teils in engerer Weise. Das ist ein großer Vorzug des christlichen Vereinslebens in England, daß dasselbe unmittelbar und intensiv in die Missionsarbeit hineingezogen wird; es giebt keine christliche Organisation, die man nicht zugleich in den Dienst der Mission zu stellen sucht.<sup>2)</sup> In den Sonntagschulen gründet man Sower's Bands, Säer-Vereine, die

<sup>1)</sup> Einen instruktiven Einblick in die Arbeiten eines Zweigvereins der Gleaners Union gewährt der im Intell. 1897, 211—213 abgedruckte Vertrag von Mrs. Percy Grubb. Die etwa entsprechende Organisation der Lond. Miss.-Ges. ist die Watcher's Band, die aber nur ein Gebetbund ist und 26369 Mitglieder zählt; er wurde 1892 gegründet (Ann. Rep. of the Watcher's Band 1897, 3). Ähnlicher in Zweck und Mitteln ist die mit dem Harley House und der Congo Balolo Mission verbundene Regions Beyond Helpers Union (seit 1892) mit 7000 Mitgliedern, die aber doch mehr nur ein Sammelverein ist.

<sup>2)</sup> Das lehrreichste Beispiel dieser Verbindung des heimatischen Vereinslebens mit der Mission bietet die „Gildenmission“ der schottischen Staatskirche. Prof.



Sonntagschullehrer und andere zur Mission willige junge Leute sammelt man in Lay Workers Unions, Laien-Arbeiter-Bereine, die jungen und älteren Damen in Young Ladies und Ladies Unions, die jüngere Geistlichkeit in Younger Clergy Unions u. s. w. Die Younger Clergy Unions entsprechen leise unseren Missionskonferenzen, sie sind lose Verbände mit regelmäßigen Zusammenkünften, in denen Fragen der praktischen Missionsarbeit besprochen und nach Kräften jüngere Geistliche geistig und geistlich angeregt werden. Doch ragen sie, soweit ich die Berichte über ihre Versammlungen habe verfolgen können, weder extensiv noch intensiv an unsere Missionskonferenzen heran. Aber den anderen Verbänden, den Lay Workers Unions, den Ladies Unions, den Sowers Bands haben wir leider nichts ähnliches an die Seite zu setzen. Weder unsere Jünglingsvereine noch unsere Sonntagschulen sind, einzelne lobenswerte und erfolgreiche Beispiele abgerechnet, von den Missionsleitungen systematisch in Bearbeitung genommen, und auch in den Jungfrauen-Vereinen werden erst die ersten Versuche gemacht, das Missionsleben praktisch und systematisch zu pflegen.<sup>1)</sup> — Wir könnten nun neben den drei skizzierten Organisationen noch eine vierte nennen, welche gerade augenblicklich drüben im Vordergrund des Interesses steht, es ist die sogenannte T.Y.E. — die Engländer haben eine sonderbare Vorliebe, von den Schlagwörtern immer nur den ersten Buchstaben auszusprechen — vollständig Three Years Enterprise, das Drei-Jahres-Unternehmen. Es handelt sich um die 3 Jahre 1896—99, welche dem hundertjährigen Jubiläum der C.M.S. im Jahre 1899 vorausgehen. In diesen 3 Jahren will die C.M.S. auf der einen Seite den ganzen Bestand und die Organisation ihres ausgedehnten Werkes

Charteries gründete seit 1881 unter dem Namen von Gildeu Christliche Männer- und Frauenvereine, deren Zahl allmählich auf 1061 mit ca. 52 000 Mitgliedern angewachsen ist, und legte ihnen statutarisch unter anderem auch die Missionspflicht ans Herz. Diese Gildeu unterhalten jetzt, wie es scheint, vollständig die schottische Mission in Darbischiling und Kalimpong.

<sup>1)</sup> Wir wollen allerdings nicht versäumen hinzuzufügen, daß die meisten dieser Versuche, die Missionsarbeit nach den Altersstufen und Berufsclassen zu differenzieren, auch im Bereich der C.M.S. neueren Datums sind. Besonders schwierig ist es z. B. der heranwachsenden Jugend in den Colleges habhaft zu werden, welche größtenteils die Sonntagschulen ebensowenig besucht wie unsere Gymnasiasten. Unter der studierenden Jugend der Universitäten läuft die große studentische Missionsbewegung diesen Bestrebungen parallel, ohne in direktem Zusammenhang damit zu stehen. Die Miss.-Ges. pflegen aber diese Studentenbewegung aufs sorgfältigste, indem sie derselben ihre besten Redner zur Verfügung stellen; auch sitzt je ein Sekretär der großen Miss.-Ges. im Vorstande des Studentenbundes.

daheim und draußen einer gewissenhaften Prüfung unterziehen. Auf der andern Seite aber will sie diese 3 Jahre benutzen, um mit Aufbietung aller ihrer Kräfte dem ganzen englischen Volke seine Missionspflicht ins Gewissen zu rufen. Aber die besonderen Methoden, welche die leitenden Komitees der T.Y.E. in Anwendung bringen, sind theils nur ein Ausbau und eine Durchführung der eben erwähnten Alters- und Berufsorganisation, theils handelt es sich um kleine Missionsmitteln, die nur von vorübergehender Bedeutung sind.

Dem Eindruck wird man sich jedenfalls nicht verschließen können, daß drüben mit Hochdruck gearbeitet wird, um das Missionsleben bis an das entfernteste Dorf und bis in die Paläste der Fürsten zu tragen.<sup>1)</sup> Es ist ein großes Missionsleben vorhanden, aber die Missionsgesellschaften machen auch riesige Anstrengungen, um dasselbe zu pflegen und zu vermehren. Ja es ist drüben in England allgemeine Ansicht, daß eben die zweckmäßige Organisation und die unablässige Bereitschaft, jedem öffentlichen Ereignis eine Missionsseite abzugewinnen oder eine Missionsrichtung zu geben, ganz wesentlich beigetragen haben, die neue Missionszeit heraufzuführen. Die Organisation ist keineswegs nur der Kanal, der die bereits vorhandenen Wogen missionarischer Begeisterung faßte, nein, sie ist eben so sehr und vielleicht vielerorts noch mehr auch das Pumpwerk, um aus dem mit religiösen Stoffen allerdings durchsättigten Boden Bächlein auf Bächlein zunächst künstlich zu heben, — die, einmal geöffnet und gehoben, hernach weiter flossen. Und das scheint mir ein auch für unsere deutschen Verhältnisse überaus wichtiger Grundsatz zu sein, der sich für eine weise Pflege unseres Missionslebens ergibt: Eine zweckmäßige Organisation ist nicht nur da am Platze, wo bereits Missionsleben vorhanden ist, sondern überall da, wo überhaupt noch religiöser Boden im Volksleben vorausgesetzt werden darf. Nur muß die Organisation den verschiedenartigen Verhältnissen Rechnung tragen; an vielen Orten hat sie Brunnengräber-Arbeit zu thun, sie hat das allgemeine religiöse Leben erst in Missionsleben umzuwandeln. Hier sei noch eine

---

<sup>1)</sup> Es muß allerdings gesagt werden, daß die englischen Missionsgesellschaften auch auf die Agitation in der Heimat bedeutende Geldmittel verwenden. Die C.M.S. z. B. gab allein in dem Jahre 1896/7 nur zu diesem Zweck 435 724 Mk. aus; und in dieser gewaltigen Summe stecken allein 296 194 Mk. Gehälter für alle an der Agitation beteiligten Sekretäre, Missionare, Geistliche, Schreiber u. s. w. nebst ihren Reisekosten. Allein für das T.Y.E. werden 63 241 Mk. in Rechnung gestellt!

Bemerkung am Platz, die mich beim Studium dieser englischen Organisationen ebenso überrascht wie erfreut hat. Die C.M.S. hat immer und überall das aufrichtigste Bestreben, auch die äußerlichsten Operationen, selbst die Geldsammlungen, auf die Höhe des geistlichen Lebens zu stellen. Immer ist ihr Geld das Letzte, Leben das Erste. Selbst bei großartigen Unternehmungen, wie den Simultaneous February Meetings, die ihr tausende von Pfund kosteten, legte sie keinen Wert auf den unmittelbaren Gelbertrag, sondern auf den geistlichen Segen und die Weckung des Missionsgewissens. Spiritual Men for spiritual Work, das ist ihre Losung. Vertiefung in die heilige Schrift ihr Endziel. Sie legt deshalb auch nicht den Schwerpunkt auf Verbreitung von Missionskenntnissen, so Großartiges sie auf diesem Gebiete leistet: sie warnt sogar ihre Agenten, mit der Mitteilung missionarischer Thatfachen Maß zu halten, da sie für sich Leben und Interesse nicht wirken können. Ein gesundes Missionsleben kann sich ihrer Überzeugung nach nur aus der Richtung des innern Menschen, des Glaubens und des Gewissens auf die Mission ergeben. Die Missionsthatfachen sind dann das Material um das vorhandene Feuer zu nähren und zu einer großen Flamme anzufachen; aber „Missionskenntnisse ohne heiliges Glaubensfeuer wären wie ein im Schnee aufgeschichteter Holzhaufen, bei dem man erfrieren könne“.

## Die Bedeutung der Apostelgeschichte für unsere heutige Missionszeit.<sup>1)</sup>

Von Missionsdirektor E. Buchner.

Das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn, das ein Mensch nahm und säete es auf seinen Acker; welches das kleinste ist unter allem Samen; wenn es aber erwächst, so ist es das größte unter dem Kohl, und wird ein Baum, daß die Vögel unter dem Himmel kommen und wohnen unter seinen Zweigen. Matth. 13, 31. 32.

Schlichter und zugleich treffender konnte unser Herr nicht die seinem Gottesreich innewohnende Kraft schildern, als er es in diesen wenigen Worten thut. Und mit vollem Recht mag man dies Wort anwenden auch auf die Mission und ihre Arbeit. Senfkornartig überall ihr Anfang, ein weitverzweigter Baum ihr Erfolg. So schon zu der Apostel Zeiten, so immer wieder, so auch in unseren Tagen. Ist es nun auch noch bei

<sup>1)</sup> Vortrag auf der Missionskonferenz in Posen 1897.

weitem nicht erreicht, daß des Baumes Äste sich über die ganze Erde erstrecken, daß alle Vögel des Himmels ihre Nester in ihnen bauen, so ist die Mission auch unserer Zeit — dem Herrn zur Ehre dürfen wir es sagen — ein himmelan strebender Baum in vollem, gesundem Wachstum. Mit dem Wachstum hat aber nicht nur die Arbeit zugenommen, sondern je länger desto mehr drängt sich denen, die in dieser Arbeit stehen, die Überzeugung auf, daß es gilt mit immer größerer Sorgfalt, immer gesteigerter Erkenntnis dessen, was das Wachstum fördert, den weiteren Ausbau dieser Gottesarbeit zu übermachen. Konnte und durfte man in den Anfängen der Mission, wenn ich so sagen darf, mit einer gewissen Naivität die Arbeit thun, unbekümmert um allgemeingiltige Gesichtspunkte und bestimmende Leitsätze, so bricht sich heutzutage immer mehr die Überzeugung Bahn, daß der Arbeit, soll sie recht gedeihen, klare, wohlbegründete Leitsätze als Richtschnur zu Grunde liegen müssen. Wer einigermaßen mit der Mission bekannt ist, dem sage ich nichts Neues mit der Behauptung, daß ein reges Suchen und Forschen nach solchen wohlbegründeten Grundsätzen gegenwärtig, in der Missionswelt herrscht. Abgesehen von so vielen Aufsätzen in Missionszeitschriften brauche ich ja nur die Missionslehre von Warneck zu nennen. Woher aber sollen und können wir diese leitenden Gesichtspunkte gewinnen? Jedenfalls aus keinen anderen Quellen als die sind, aus denen wir für unser persönliches Christenleben sowie für unser heimisches Kirchenwesen die leitenden Gesichtspunkte stets neu schöpfen, aus der Erfahrung und aus der Schrift. — Nicht gering sind die Schätze, die eine nun schon mehr als 100 jährige Missionserfahrung in sich birgt. Reicher noch dünken mir die Schätze, die wir in der hl. Schrift für die Missionsarbeit und ihren Betrieb niedergelegt finden.

Unser Thema legt es uns heute nahe, die Erfahrung und ihre Lehren einstweilen außer Acht lassend, unser Augenmerk auf die ursprüngliche Quelle jeder Missionslehre, die hl. Schrift, zu lenken. Hierbei wollen wir uns auf einen Teil derselben, die Apostelgeschichte, beschränken.

Unser Thema ist aber — auch so beschränkt — noch so umfassend, daß wir in der kurzen Spanne Zeit, die uns zur Verfügung steht, nur wenige Andeutungen werden machen können und kaum dazu kommen werden, eingehende Einzelausführungen zu geben.

So viel steht fest, daß in dieser ersten Missionsgeschichte, gerade für unsere Zeit, eine solche Fülle von Anregungen, Anweisungen und be-



herzigenswerten Fingerzeigen liegt, daß man nur wünschen könnte, es möge einmal ein dazu Befähigter, der einerseits die Geschichte der neueren Mission beherrscht, andererseits die nötige wissenschaftliche Befähigung besitzt, uns eine exegetische Behandlung derselben unter dem Missionsgesichtspunkt liefern.

Wie uns allen wohlbekannt ist, gründete sich die Missionsarbeit auf den bestimmten Befehl des scheidenden Herrn an seine Jünger. In den Worten, die er diesem Befehl vorausschickt und nachfolgen läßt, deutet er auf eine, für jeden Christen verständliche Weise an, daß er selbst mit seiner lebendigen Persönlichkeit hinter der im Gehorsam gegen diesen Befehl gethanen Arbeit steht. Es ist nun für uns Missionsleute von höchster Bedeutung, daß Lukas gleich im Beginn seiner Apostelgeschichte diesen Gedanken erneut zum Ausdruck bringt und damit von vornherein uns auf den Grund stellt, auf dem eine gesunde Missionsarbeit allein stehen kann und darf.

Wir sind nun zunächst schuldig, den exegetischen Beweis für die oben ausgesprochene Behauptung zu liefern.

Man liest gewöhnlich gar zu schnell über die ersten Verse des 1. Kap. hinweg.

Baumgarten macht mit Recht auf den ersten Vers als grundlegend aufmerksam: seine Ausführungen liegen den folgenden Bemerkungen zugrunde. Lukas sagt: Die erste Rede habe ich zwar gethan, lieber Theophilus, von alledem, was Jesus anfang zu thun und zu lehren. (*ὡν ἡρξάτο ὁ Ἰησοῦς ποιεῖν τε καὶ διδάσκειν*).

Ganz unwillkürlich ergibt sich für uns aus der, in der griechischen Sprache zumal, auffälligen Wortstellung die Thatfache, daß Lukas in diesem Satze das Wort „anfang“ betonen will. Das deutet die Stellung des Wortes bestimmt an. Es ist nicht nur das den Satz beherrschende Wort, sondern ist auch ausdrücklich und offenbar absichtlich dem Subjekt vorangestellt. Ist demnach Lukas Meinung, daß seine erste Rede, das Evangelium, den Anfang der Thätigkeit Jesu berichtet, so müssen wir unmittelbar folgern, daß er sagen will, daß seine zweite Rede, eben die Apostelgeschichte, nicht nur erzählen will, was sich der Zeitfolge nach nachdem Jesus gen Himmel gefahren, weiterhin begeben hat, sondern daß er ausdrücklich betonen will, daß auch nach der Himmelfahrt, Jesus das handelnde Subjekt bleibt, wenn auch zunächst Menschen in den Vordergrund treten, daß also die Ausbreitung seines Reiches ebenso sicher das Werk des Meisters sei wie dessen Gründung. Man wendet

dagegen ein, daß der zweite Vers mit seinem „bis an den Tag, da er aufgenommen ward“, ja sage, daß nun Jesus persönlich zurücktrete, und daß in diesem Vers noch ausdrücklich betont sei, er habe die Weiterführung des Werkes den Jüngern übergeben „nachdem er den Aposteln, welche er erwählt hatte, durch den heiligen Geist Befehl gethan hatte.“ Sollte jener erste Ausdruck wirklich den Schlüsselpunkt der persönlichen Thätigkeit Jesu angeben, so müßte der sprachliche Ausdruck anders gewählt sein, etwa so: Die erste Rede habe ich gethan von alledem was Jesus that, anfangend (wir ergänzen etwa:) in Galiläa bis auf den Tag u. s. w. Und was den zweiten Teil des 2. Verses betrifft, so ist wohl darauf zu merken, daß ausdrücklich die Erwählung der Jünger durch Jesus und ihre zukünftige Ausrüstung mit dem heiligen Geist hervorgehoben ist, damit aber ihre völlige Abhängigkeit von der Person Christi und den durch ihn mitgetheilten Gaben. Ein unbefangener Leser muß unmittelbar den Eindruck gewinnen, daß Lukas dieses so bestimmt und scharf hervorgehobene „anfang“ in keinem anderen Sinne meinen kann, als daß der Jesus, der die grundlegenden Thatfachen der Pflanzung des Reiches Gottes vollbracht hat, auch nach der Himmelfahrt, obgleich unsichtbar, auch im Fortgang dieses Werkes, trotz aller nun hervortretenden menschlichen Werkzeuge, im letzten Grunde das eigentlich persönlich handelnde Subjekt bleibt.

Ist diese Auffassung richtig, so muß diese Tendenz des Geschichtsschreibers im Verlaufe der folgenden Geschichtserzählung deutlich hervortreten. Wir meinen nun, für jeden aufmerksamen Leser liegt es klar auf der Hand, daß dem auch wirklich so ist.

Überall tritt wieder und wieder zutage, wie der Verfasser jeden Fortschritt in der Ausbreitung des Reiches Gottes auf ein Eingreifen des Herrn Jesu zurückführt, bald unmittelbar, bald mehr vermittelt. Die Gründung der Gemeinde zu Jerusalem und der Siegeslauf des Evangeliums von Jerusalem bis Rom ist eine Kette von Thaten des Erhöhten. Die Ausgießung des Geistes ist nichts anderes, als die Erfüllung des Heilandswortes: „Ich werde euch den Tröster, den Geist aus Gott senden.“ Daß das Wort sich über Samaria und Galiläa ausbreitete, ist Folge der herbeigeführten Verfolgung und Zerstreuung der Gemeinde, nicht eine freie That der Jünger. Der Kämmerer aus dem Morgenland, der Hauptmann Cornelius, sie empfangen das Evangelium auf Grund ganz unmittelbarer Weisung des Herrn. Der erste Heidenapostel, Paulus ward nicht von Menschen, sondern unmittelbar vom Herrn selbst berufen. Und wiederum, der Beginn seiner Missionsarbeit erfolgt nicht aus eigener Initiative,

sondern auf ausdrückliche Anweisung durch den Geist des Herrn. Auf den Missionsreisen tritt immer wieder klar hervor, wie, oft bis ins kleinste, der Apostel abhängig bleibt von den Weisungen und Führungen des Herrn. So führt ihn bestimmte Weisung des heiligen Geistes (16, 7—10; V. 7 nach richtiger Lesart: τὸ πνεῦμα Ἰησοῦ) durch Phrygien und Galatien nach Troas, ja nach Europa hinüber, wohin aus eigenem Willen der Apostel kaum jemals sich hingewendet hätte. Was ist es endlich, was den Apostel mit klarem Bewußtsein dessen, was seiner wartet, nach Jerusalem treibt und damit nach Rom bringt als die Hand seines Herrn? Wir haben nur die am meisten in die Augen springenden Thatsachen namhaft gemacht, aufmerksame und nachdenkende Leser finden sicherlich noch viel zahlreichere Beweise dafür, daß unsere Auffassung des ersten Verses der Apostelgeschichte auf gutem Grunde ruht.

Ist dem aber so, so liegt darin für die Gesamtanschauung über die Mission und die in ihr gethane Arbeit ein nicht hoch genug zu schätzendes Moment. Missionsarbeit ist nicht, wird sie auch von sündigen Menschenhänden gethan, Menschenwerk; die in dieser Arbeit auftretenden Menschen sind nicht die im letzten Grunde handelnden Subjekte; nein der alles Leitende, mittelbar und unmittelbar Handelnde ist ein anderer, der erhöhte, persönliche Heiland, Jesus Christus. Ich brauche ja nicht zu fürchten, in diesem Kreise mißverstanden zu werden, als wollte ich die Schwächen, Sünden, Fehler, die unleugbar in der Missionsarbeit sich finden, auf höhere Schultern abwälzen. Solcher menschlichen Unvollkommenheiten sehen wir auch in der ersten Missionsgeschichte manche. Aber das ist ein köstlich Ding für uns Missionsleute, es kühnlich glauben und behaupten zu dürfen, daß hinter dem von uns oft so unvollkommen gethanen Werke eine lebendige, göttliche Persönlichkeit steht, der alle Macht gegeben ist, und welche die Gottesthaten selbst hinausführt.

Vielleicht meint aber mancher, daß wir damit gar nichts Absonderliches sagen, sei es doch eine allgemein anerkannte Wahrheit, daß der Herr in seiner Kirche fortschalte und walte. Aber abgesehen davon, daß in unserer Zeit die Wahrheit: wie haben einen lebendigen, persönlichen Heiland, auch für unsere Arbeit, gegenüber mancher Verdunkelung nicht energisch genug betont werden kann, so gilt von jeder allgemein gültigen Wahrheit, daß eine neue und zumal so unmittelbare Begründung sie nur fester stützt und dazu treibt, sie nun in vollerm Umfang als bisher praktisch zu verwerten. Darum wird uns dieser Hinweis in jener ersten Missionsgeschichte von unschätzbarem Werte sein.

Soll ich nun erst die Gedanken und Schlüsse alle entwickeln, die sich aus dieser Thatsache ergeben? Ich meine, sie liegen so auf der Hand, daß es einer eingehenden Darlegung nicht bedarf; einige wenige Ausführungen werden genügen.

Gotteswerk ist die Missionsarbeit, und wir stehen bei derselben unter der besonderen persönlichen Leitung des Herrn. Wenn dieser Gedanke wirklich lebendig im Herzen ist, muß nicht eine heilige Scheu uns erfüllen? Unmittelbares Werkzeug des fortwirkenden Heilandes zu sein, muß das nicht das Gewissen schärfen? Mission ist leider heute vielen ein Modewerk, ein interessantes Gebiet, dem man eben um des wissenschaftlichen oder sonstigen Interesses willen seine Aufmerksamkeit zuwendet. Und nicht nur das. Steht nicht mancher Missionar, vielleicht auch manche Missionsleitung, in Gefahr zu vergessen, daß auf diesem Gebiet absolut kein anderes Gesetz gilt als der Wille des Herrn, der in der Arbeit nur sein auf Erden begonnenes Werk selbst fortsetzt? Je tiefer die Erkenntnis der oben berührten Wahrheit, um so mehr verblaßt alles Heldentum auf dem Gebiet der Mission, jedes Arbeiten mit menschlicher Klugheit, jedes nur menschliche berechnende Vorgehen, jedes Bestehen auf eigene Pläne und Gedanken, um einem ernststen Forschen und Fragen nach dem Willen des unmittelbar leitenden Herrn und dem Gehorsam gegen seinem erkannten Willen Platz zu machen. Kurz desto heiliger wird uns das Werk.

Aber andererseits, welche Fülle von Ermütigung, von Kraft, von Zuversicht, von unüberwindlichem Siegesmut liegt in jener Wahrheit. Ich wüßte nichts zu nennen, was in Stunden innerer und äußerer Bedrängnis, die in dieser Arbeit nicht gar zu selten sind, das Herz fest machen könnte, als diese Gewißheit. Von ihr durchdrungen erscheint uns der ganze Plan dieser Arbeit, so verworren er sich unseren menschlichen Augen oft darstellt, im Glauben als ein wohlgeordnetes Ganze, in welches auch unsere Fehler und Schwachheiten hinein gearbeitet sind, und in dessen wunderbare und zielbewußte Anordnung wir einst anbetend werden schauen dürfen. Das giebt festen Grund, sichere Arbeit, fröhliches Glauben.

Stellt so der Anfang der Apostelgeschichte unsere Füße auf festen Grund und lehrt er uns damit die einzig richtige Stellung zur Missionsarbeit einzunehmen, so läßt uns dies Buch heiliger Schrift nicht minder die Gestalt eines rechten, gottgeweihten Missionares schauen; neben die im letzten Grunde handelnde Persönlichkeit des Herrn zeichnet uns Lukas das Bild eines idealen Dieners dieses Herrn, soweit wir hier auf Erden von idealen Persönlichkeiten reden dürfen. Ist auch



im letzten Grunde das Entscheidende die thatsächlich handelnde Person, so ist für uns doch von nicht zu unterschätzender Bedeutung das Werkzeug, dessen sie sich bedient.

Wir wollen hier nicht davon reden, wie der Herr dies sein Werkzeug Paulus zubereitet hat, ehe er ihn berief.

Das für uns wichtigste Moment ist die Thatsache, daß Jesus Paulus ausdrücklich und in einzigartiger Weise berief. Ersichtlich ist für uns daraus, daß zum Dienst des Herrn überhaupt und zumal in der Mission, die Voraussetzung ist: eine bewußte und klare Berufung des Meisters. Wir, die wir mit der Leitung der Missionsarbeit beauftragt sind, wissen am besten, daß diese Voraussetzung bei sehr vielen Meldungen, die uns zugehen, nicht vorliegt. Die Zeiten sind vorüber, da der Missionsdienst, verachtet und beschwerlich wie er war, nur diejenigen anziehen konnte, die eine solche innere Berufung wirklich erlebt hatten. Wir können auch nicht erwarten, daß der Herr jeden Missionar in solcher, sagen wir sinnfälligen, Weise berufen solle, wie Paulus. Ja selbst die auch anderen klare und offenbare Berufung, deren sich die ersten Missionare unserer Brüdergemeinde innerlich bewußt waren, können wir kaum voraussetzen. Aber wer in etwas weiß, welche mehr oder weniger oberflächliche Gründe manchen bestimmen, der Mission sich zuzuwenden, der ist sich dessen bewußt, daß bei der Beurteilung solcher Anerbieten die Frage entscheidend sein muß: Hat der Betreffende nicht nur den allgemeinen Christenruf zur Bekehrung gehört, sondern ist er wirklich vom Herrn zu diesem besonderen, im Reiche Gottes einzigartigen, Werke berufen? Und was wir vom Missionar verlangen, das müssen wir auch von jedem verlangen, der auf diesem Gebiet, auch in der Heimat bleibende Arbeit thun will. Nicht der Zug der Zeit, nicht persönliche Interessen, nicht individuelle Liebhaberei darf uns zu solcher Arbeit treiben, sondern das Bewußtsein, dazu berufen, damit beauftragt zu sein. Gilt dies von jedem Dienst im Reiche Gottes, so sicherlich zumeist von der Mission.

Die Apostelgeschichte zeigt uns nun weiter, wie Paulus alsbald glaubt, seinem ihm gewordenen Auftrag voll nachkommen zu müssen. Er wirkt mächtig in Damaskus, kaum daß er den Herrn ergriffen, seinen Ruf gehört. Wunderbar ist nun aber, wie der Herr dieser Thätigkeit durch seine Führungen ein schnelles Ende bereitet und Paulus zunächst in die Stille nach Arabien (Gal. 1) führt und zwar für drei lange Jahre. Hierin liegt ein Wink, den wir ja nicht übersehen wollen, ja den wir Missionsleute nur zum großen Schaden der Sache übersehen könnten.

Wie mancher junge Mann meint, wenn die Hand des Herrn ihn ergriffen, sein Herz in der ersten Liebe glüht, nun sei er geschickt zum Dienst in der Heidenwelt. Ja, die Befehrung, der bestimmte Ruf des Herrn ist durchaus notwendige Voraussetzung zum Missionsdienst, aber das ist noch nicht alles, nein, es erfordert dieser Dienst mehr noch, eine Reife des Christenlebens, die eben nur in der Schule des Geistes Gottes und mit der Zeit sich gewinnen läßt. Darum ist unumgängliches Erfordernis eines rechten Missionars der Durchgang durch eine Schule des Herrn und seines Geistes, die Zeit beansprucht. Kommt nun noch dazu, daß der Betreffende nicht über die menschliche Vorbildung verfügt, die der Apostel sein eigen nannte, so ist eine solche Zeit innerer und äußerer Vor- und Durchbildung für den Missionar unerläßlich. Darin liegt zum guten Teil die Berechtigung ja Notwendigkeit der von fast allen Gesellschaften gegründeten Missionschulen.

Und weiter, auch nachdem der Apostel jene Zeit der inneren Ausreifung hinter sich hatte, drängte er sich nicht zu der Arbeit, von der er doch wußte, daß er zu ihr ausdrücklich berufen sei. Barnabas mußte ausziehen und ihn suchen (11, 25. 26) und ihn nach Antiochien führen. Hier aber blieb er wiederum so zu sagen in untergeordneter Arbeit bis der Geist des Herrn ihn ausdrücklich „aussonderte zu dem Werk, dazu er ihn berufen hatte.“ Wie war dieser erste Sendbote völlig frei von allem eigenen Vordrängen und Selbsthandeln, gewiß dessen, daß zu seiner Stunde sein Herr ihn wohl zu finden wissen werde. Wer einigermaßen die Verhältnisse unserer jetzigen Zeit kennt mit ihrer zum Teil ungesunden Heranziehung jugendlich unreifer Elemente zum geistlichen Dienst, der versteht, wie viel Wert es hat, an der Geschichte des Apostels Paulus zu studieren, was alles zu einem gesegneten Werkzeug Gottes, zumal auf der Mission, vonnöten ist. Sicherlich hat der Herr dies erste Werkzeug in ganz besonderer Weise zubereiten müssen, ganz gewiß geht es im Reiche Gottes nicht nach der Schablone, Gott kann auch heute im einzelnen Fall gar anders handeln, aber das ist gewiß, daß in der Geschichte der Vorbereitung des Apostels auf seinen Beruf noch für unsere heutige Zeit sehr beherzigenswerte Winke liegen.

Wir wollen nun nicht die einzelnen Züge des Bildes verfolgen, welches uns in der Apostelgeschichte von Pauli persönlichem Missionsleben entrollt wird. Es wäre dies wohl eine sehr dankbare Aufgabe, aber, abgesehen davon, daß darüber schon manches veröffentlicht ist, würde uns dies heute zu weit führen. Nur auf den Punkt wollen wir aufmerksam machen,

daß das erste Wort, welches der Apostel bei seiner Befehrung zu seinem Herrn sprach: „Was willst du, daß ich thun soll?“ das Leitwort seines ganzen Lebens geblieben ist, wie aus der Erzählung der Apostelgeschichte klar hervorgeht. Wie ist es, um nur einen Punkt hervorzuheben, so wunderbar, daß der Apostel bald der Verfolgung sich durch die Flucht entzieht, bald ihr kühn entgentritt, beides je nachdem ihm der Geist gebietet, bis er endlich, wie er selbst es ausdrückt (20, 22), „im Geist gebunden“ gen Jerusalem fährt, nicht wissend, was ihm bevorsteht, während derselbe „Geist“ in allen Städten ihm bezeugt und spricht: „Bande und Trübsal warten deiner.“

Hier haben wir das tiefste Geheimnis der Erfolge des Apostels. Nirgends anders liegt es als im nüchternen Gehorsam. Und wie könnte es anders sein. Ist der Herr Jesus in der Mission der lezlich Handelnde, der Missionar das Werkzeug, so kann es keinen höheren Ruhm und zugleich keine größere Tugend für einen Missionar geben als den Gehorsam. Alle möglichen guten und schönen Eigenschaften, Heldenmut und was sonst, verbleichen gegen diese eine, unerläßliche Tugend.

Wir wollen unsern Blick jetzt aber von der Person und den persönlichen Eigenschaften des Apostels hinwegwenden auf die Art und Weise, wie er missioniert hat und sehen, ob wir nicht für die Missionsmethode etwas daraus lernen können. Dabei wollen wir uns aber nicht allein auf Paulus beschränken, sondern in den Bereich unserer Betrachtung den Mann auch hinein ziehen, welcher neben Paulus als insbesondere das Reich Gottes bauend in der Apostelgeschichte uns entgentritt, nämlich Petrus.

Der Herr hatte seinen Jüngern gesagt: „Gehet hin und machet die Völker zu Jüngern, indem ihr sie taufet und sie lehret.“ Die einzigen Mittel, die er ihnen in die Hand giebt um die große Aufgabe auszuführen, sind also Wort und Sakrament. Und die Erzählung der Apostelgeschichte zeigt uns, daß die Boten Gottes in der That keine anderen Mittel gewußt und keine anderen angewendet haben. Das beweist uns, daß auch wir für unsere Missionsarbeit keine anderen Mittel haben und haben können als Wort und Sakrament. Man ist wohl hier und da in Gefahr dies zu vergessen und zu meinen, in unserer Zeit bedürfe es noch mancher anderen Hilfsmittel. Wenn die Missionsarbeiter alle die Ratschläge befolgen wollten, welche ihnen von den verschiedensten Seiten zugehen und welche Kultur und Arbeit, Wissenschaft und Kunst ihnen als mindestens gleichwertige Waffen zum Kampf anpreisen, so würden sie bald

auf falsche Bahnen geraten. Ich fürchte nicht, daß Sie mich mißverstehen. Warum soll die Mission nicht alle erlaubten und von Gott stammenden Mittel in ihren Dienst ziehen? Aber sobald sie über diesen jene vom Herrn bargereichten Waffen auch nur zurücktreten läßt, verliert sie ihre ursprüngliche, göttliche Kraft.

Aber nicht nur daß die ersten Boten diese göttlichen Waffen und sie allein gebraucht, sondern auch in dem, wie sie dieselben gebraucht, liegen für unsere Missionsarbeit wohl zu beherzigende Fingerzeige. Wir wollen im Folgenden nur das Wort und seinen Gebrauch betonen, die Behandlung der Sakramente bezw. Tauffrage u. s. w. würde den Rahmen dieses Vortrags weit überschreiten.

Wir haben von eingehenden und längeren Missionsreden in der Apostelgeschichte vornehmlich vier, Kap. 2 die Pfingstrede Petri, Kap. 10 die Rede Petri bei der Bekehrung des Cornelius, Kap. 13 Pauli Rede in Antiochia, Kap. 17 die Rede Pauli in Athen. Sind uns jedenfalls nur Auszüge der eigentlichen Reden überliefert, — wir haben als sicher anzunehmen, daß sie bedeutend ausführlicher gewesen sind — so ist für uns aus diesen Auszügen schon genugsam zu ersehen, wie die Apostel geredet, welchen Ausgangspunkt sie nehmen, welche Punkte sie vornehmlich hervorheben, auf welches Ziel sie klar zusteuern. In alledem wird sicherlich für einen Missionsarbeiter ungemein viel Vorbildliches liegen.

Zunächst fällt dem Leser auf, wie ungemein schlicht und einfach diese Reden sind, ohne rhetorischen Schmuck und Beiwerk. Gewiß ist es eine schöne Gabe, wenn der Redner auch im Äußeren seiner Rede ein kunstvolles Gewand geben kann. Daß dies aber für den Missionsredner schließlich Nebensache ist, zeigen uns jene ersten Missionszeugnisse, die doch von solcher Wirkung wie keine anderen begleitet waren, aufs deutlichste.

Ein Missionar kann — zumal noch völlig vom Christentum unberührten Heiden gegenüber — gar nicht schlicht und einfach genug reden, das ist mir von meiner Visitation in Afrika her noch sehr eindrucklich, und ich werde nicht so bald vergessen, wie meine ersten Reden über die Köpfe der Leute hinweggingen. Giebt uns Gott die Gabe dies in einer künstlerisch schönen Form zu thun, um so besser, aber das ist Nebensache. Die Hauptsache bleibt, daß man verstanden wird. Darum sei eine Missionspredigt so schlicht und einfach wie die der Apostel. Diese Mahnung ist nötiger als man gemeiniglich denkt.

Worin lag nun aber die Kraft jener apostolischen Reden?



Es ist nicht zu leugnen, zum Teil in den eigen- und einzigartigen Verhältnissen, unter denen sie gehalten wurden. Aber diese Verhältnisse, mochten sie noch so günstig liegen, wären ohne Belang für den Erfolg gewesen, hätten die Redner diese Verhältnisse nicht voll ausgenutzt, aus ihnen heraus, ihnen nach allen Seiten gerecht werdend, gesprochen. Wie geschieht knüpft Petrus an an die soeben gefallene Äußerung: „Sie sind voll süßen Weines“, um sofort im Gegensatz dazu auf das einzugehen, was seinen jüdischen Zuhörern als lebendigstes Eigentum im innersten Herzen lag: die Hoffnung auf Gottes Hilfe durch Ausgießung des Geistes in der letzten Zeit unter Zeichen und Wundern, wie einst den Vätern verheißen. Und wiederum, Cornelius gegenüber, wie wenig kehrt er hier den Juden in seiner Rede hervor, sich beschränkend auf die einfache Erzählung der Thatfachen des Lebens Jesu. Paulus, der in Antiochia in der Synagoge sprach, baut seine Predigt auf der seinen Zuhörern so wohlbekannten Geschichte Israels auf, die der Stolz jedes rechten Israeliten war. In Athen dagegen, wo er gebildete Griechen vor sich hat, nimmt er seinen Ausgangspunkt von ihrer nationalen Religion, ihnen zunächst nachweisend, wie in ihr ein tiefes Sehnen liege nach einer bisher verborgenen Offenbarung.

Ein Missionar kann nicht sorgfältig genug achten auf die gerade vorliegenden Verhältnisse, unter denen er redet. Doch die paulinische Regel: den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche zu werden, ist so gar einfach nicht und setzt voraus, daß es der Missionar sich nicht verbrießen läßt, sorgfältig die religiösen, sozialen, politischen und sonstigen Verhältnisse seiner Hörer zu studieren und zu berücksichtigen. Und so einfach diese Forderung auch aussieht, ein Versuch ihr gerecht zu werden, wird sehr bald ergeben, wie schwer ihre Erfüllung oft ist. Wer einigermaßen praktische Missionsarbeit kennt, weiß, wie verschiedenartig, je nach den jeweiligen Zuhörern, die Missionspredigt sich gestalten muß. Das Gesetz der Apperzeption darf auch auf der Mission nicht übersehen werden.

Bei näherer Betrachtung jener apostolischen Reden ergibt sich uns ferner, wie die Apostel den Inhalt ihrer neuen Botschaft an die bisher den Hörern zuteil gewordene Offenbarung Gottes anknüpfen. In den zuerst genannten Reden greifen sie zurück in die Offenbarung Gottes im alten Testament, die ihren Zuhörern ja wohlbekannt war. Diese Predigten sind echte und rechte Bibelreden. In Athen aber, wo Paulus zu Heiden redet, greift er auf die Offenbarung Gottes in der Natur zurück, und beginnt mit dem Gedanken, daß der Gott, der in der Schöpfung

der Welt sich offenbart, unmöglich ein solcher sein könne, den Menschenhände nachbildeten und der in enge Tempelräume gebannt werden könne.

Für einen Missionar gilt es, wie die Apostel es thaten, die Verkündigung der neuen Gottesoffenbarung in Christo anzugliedern an die auch den Heiden schon gegebene Offenbarung, an das religiöse Bewußtsein, welches in ihnen schon lebt auf Grund der sie umgebenden Offenbarung Gottes in der Natur, zu denen sich, wie der eifrige Forscher sich bald überzeugen wird, noch manche andere Offenbarungsmomente, alte religiöse Überlieferungen u. s. w. gesellen. Ungemein interessant ist nun die Beobachtung, die sich hierbei aufdrängt, daß keineswegs bei allen Völkern die Offenbarung Gottes in der Natur die gleiche Wirkung übt. Nicht nur, daß der daraus geschöpfte Grad der Gotteserkenntnis ein sehr verschiedener ist, sondern es fällt unmittelbar auf, wie bei den verschiedenen Völkern immer wieder nur einzelne Seiten dieser Offenbarung in ihr Bewußtsein treten, während andere auf sie ohne jeglichen Eindruck bleiben. Redet einem Raffern von allen anderen Dingen der Schöpfung als von dem, was unmittelbar mit seinem täglichen Leben zusammenhängt er wird euch nicht verstehen, während andere Völker, daß ich so sage, gerade für die großartig poetische, unmittelbar zu Herzen redende Seite der Natur ein offenes Ohr haben. Hier ist ein Feld weiter und gesegneter Arbeit für den forschenden Missionar, der, dem Beispiel der Apostel folgend, die bei seinen Zuhörern vorliegenden Verhältnisse bei der Evangeliumsverkündigung voll ausnützen will, anknüpfend an die bei ihnen schon vorliegenden Wahrheitsmomente.

Verfolgt man den Gang der Apostelreden im einzelnen, so findet man, daß dieselben in klarem Gedankenfortschritt vorwärtsschreiten, ihren Zuhörern, eben infolge ihrer Klarheit, keine für das Verständnis zu schwere Zumutungen stellen. Ein Gedanke schließt sich in klarer Folge an den andern, bis endlich die praktische Schlußfolgerung und Anwendung sich gleichsam von selbst ergibt.

Es dürfte selbstverständlich sein, daß man von einer Missionspredigt verlangen muß, daß sie, wie die Reden der Apostel, der Fassungskraft der Hörer auch dadurch angepaßt werde, daß sie in klarem Gedankengang voranschreitend den Zuhörern nicht Gedankensprünge und verstandesmäßig schwierige Anstrengungen zumute, denen sie nicht gewachsen sind. So selbstverständlich dies erscheint, wird es doch gut sein, wenn der Missionar wieder und wieder an der Hand der Apostelgeschichte dieser Forderung sich bewußt wird.

(Schluß folgt.)

## Propst Jens Vahl †.

Ein Wort der Erinnerung von D. G. Kurze.

So ist er denn nun auch heimgegangen, der ehrwürdige Nestor unter den Missionsarbeitern Scandinaviens; wenige Monate, nachdem er in sein 70. Lebensjahr eingetreten war, rief ihn der Herr, dem er mit seinen großen Gaben so treulich gedient hat, am 1. April d. J., ohne daß eine vorhergehende Erkrankung sein nahes Ende ahnen ließ, mitten aus der Arbeit ab zur seligen Ruhe der Kinder Gottes. Nicht nur in den Missionskreisen der dänischen Kirche und der übrigen skandinavischen Reiche wird man den Entschlafenen schmerzlich vermissen, sondern auch weithin in fremden Ländern wird unter den Arbeitern auf dem Gebiete der Missionswissenschaft und bei den leitenden Persönlichkeiten der verschiedenen evangelischen Missionsgesellschaften die Nachricht von dem Heimgange des dänischen Missionsgelehrten wehmütig berühren. Dürfte doch kaum eine evangelische Missionsgesellschaft vorhanden sein, und wäre sie noch so unbedeutend und noch so weit entlegen, mit der Propst Vahl nicht im Interesse seiner Missionsstudien in seiner mikroskopisch kleinen Handschrift einen regen Briefwechsel geführt hätte.

Doch ehe wir näher auf des Verstorbenen Bedeutung für die Missionswissenschaft eingehen, schulden wir dem Leserkreise dieser Zeitschrift einige kurze Daten aus seinem äußeren Lebensgange. Jens Vahl ward am 24. November 1828 in Aalborg als Sohn des Regimentschirurgen Henrik Vahl geboren, absolvierte seine Gymnasialzeit auf der Sorøer Akademie, um dann von seinem 20. Jahre an auf der Kopenhagener Universität Theologie zu studieren. Im Jahre 1856 trat er ins geistliche Amt ein und hat dann 42 Jahre in demselben gearbeitet und zwar an sieben verschiedenen Gemeinden; acht Jahre hindurch stand er als Propst an der Spitze der Ephorieen Nörvang und Törrild; seine letzten 14 Amtsjahre waren der Gemeinde Nørre Alslev im nördlichen Teile der Insel Falster gewidmet.

Gleich in den ersten Jahren seiner pfarramtlichen Thätigkeit fühlte sich Vahl von der Beschäftigung mit der Mission sehr angezogen und schon seine erste im Jahre 1859 erschienene kleine Missionschrift („Er det Guds Villie, at Kristenommen i vore Dage skal usbredes blandt Hedningerne, og hvorledes det kan ske paa bedste Maade“) zeigte von seinem liebevollen Verständnisse für diese große Reichsgottesache. Von Jahr zu Jahr arbeitete er sich mit einem wahren Riesenfleiß immer tiefer in die Missionswissenschaft hinein, so daß er schon zu Anfang der 80er Jahre unbesritten als einer der hervorragendsten Missionsforscher innerhalb der evangelischen Christenheit gelten konnte.

Aber nicht auf diesem einen Gebiete allein entwickelte Vahl eine rege Thätigkeit; sondern wir finden ihn auch bei anderen Arbeiten für das Reich Gottes und auf dem Gebiete der christlichen Liebesthätigkeit in den vordersten Reihen stehend. So hat ihm z. B. die innere Mission in Dänemark viel Anregung und Förderung zu verdanken; seit 1881 war er ein ungemein thätiges Mitglied im Vorstande der dänischen Vereinigung für innere Mission. Von ihm ging ferner die Gründung der „dänischen amerikanischen Mission“ aus, welche sich die kirchliche Versorgung der dänischen Lutheraner in den Vereinigten Staaten angelegen sein ließ. Im Jahre 1858 rief er zusammen mit einigen gleichgesinnten Freunden die dänische Traktatgesellschaft



(„Foreningen til gudelige Smaaskrifters Udbredelse“) ins Leben und leitete dann bis zu seinem Tode deren Arbeiten. Daneben war er Vorsitzender des dänischen Zweiges der Evangelischen Allianz und ein sehr eifriges Vorstandsmitglied der dänischen Diakonissenstiftung. Im letzten Jahrzehnt seines Lebens stand er auch einem Hilfsverein zur Unterstützung der Waldenser Kirche und der deutsch-evangelischen Mission in Spanien vor.

Vahl hätte diesen vielen neben einer nicht leichten pfarramtlichen Thätigkeit einhergehenden Verpflichtungen nicht genügen können, wenn er nicht eine gewaltige Arbeitskraft und die Kunst, jede freie Minute für seine mannigfachen Studien auszukauften, sein eigen genannt hätte. Seine Hauptstärke aber lag doch schließlich auf dem Gebiete der Missionswissenschaft, die er besonders nach der historisch-statistischen Seite hin in nicht gewöhnlichem Maße gefördert hat. Seine Missionsstudien brachten ihn naturgemäß mit den Missionsmännern der verschiedensten Länder in enge Verbindung; zahlreiche Reisen führten ihn in die skandinavischen Nachbarstaaten, nach Deutschland, Österreich, Italien, Frankreich, Belgien, den Niederlanden und nach Großbritannien und von jeder derselben brachte er reichen Ertrag für seine missionsgeschichtlichen Arbeiten mit. An den großen Missionskonferenzen nahm er mit Vorliebe thätigen Anteil und benutzte sie dazu, seine weit ausge dehnten persönlichen Beziehungen, so viel als möglich, noch zu vermehren. Ihm ist es auch zu verdanken, daß sich in Skandinavien eine allgemeine Missionskonferenz gebildet hat, die durchschnittlich alle 3 Jahre abwechselnd in den verschiedenen Hauptstädten des europäischen Nordens tagt. Noch im vorigen Jahre nahm er mit großem Interesse an der Kontinentalen Missionskonferenz in Bremen teil.

Nicht zum wenigsten ist ihm die dänische Missionsgesellschaft zu Dank verpflichtet, deren Vorstand er seit 1870 angehörte, bis ihm dann vom Jahre 1889 ab das Direktorium derselben übertragen ward. Seinen Bemühungen gelang es, die Gesellschaft zu neuem Leben zu erwecken, ihr eine entsprechende Organisation zu geben und bei der Wahl eines zweiten Missionsgebietes in Nordchina — neben dem indischen — in der sachkundigsten Weise vor verhängnisvollen Mißgriffen zu bewahren. Leider sah sich Vahl im Herbst v. J. veranlaßt, sich von der Leitung der dänischen Missionsgesellschaft gänzlich zurückzuziehen und dieselbe jüngeren Händen zu überlassen.

Bei seinen Missionsstudien kam Vahl die große Leichtigkeit zu statten, mit welcher er sich die verschiedenen europäischen Kultursprachen aneignete; daher finden wir auch Missionsartikel aus seiner Feder in den Missionszeitschriften Deutschlands, der Schweiz, Frankreichs, Englands und Amerikas.

Trotz seines Riesensleißes und seiner Sprachengaben hätte Vahl jedoch auf missionswissenschaftlichem Gebiete kaum so Hervorragendes leisten können, wenn er nicht im Laufe der Jahre auf seinem stillen Pastorate eine Missionsbibliothek, die ihres Gleichen sucht, gesammelt hätte. Es ist dies, soweit unsere Kenntnis reicht, die umfangreichste und inhaltlich bedeutendste Missionsbibliothek,<sup>1)</sup> die überhaupt existiert; weder ein öffentliches Institut, noch ein Privatmann verfügt über eine derartige Sammlung. Bei Vahls Tode zählte seine Missionsbibliothek 11978 Nummern.

<sup>1)</sup> Zur Zeit bietet sich die günstige Gelegenheit, diese für ein wissenschaftliches Missionsstudium unschätzbare Bibliothek für Deutschland zu erwerben. Der Verfasser dieses Artikels ist von der Familie Vahls nach dessen letztwilliger Bestimmung er-



Abgesehen von ungefähr 300 älteren Reisewerken, die für Missionsstudien von geringerer Bedeutung sind, umfaßt diese Bibliothek, die nahezu gesamte periodische, Bücher- und Brochüren-Missionsliteratur der evangelischen und katholischen Kirche in den verschiedensten Kultur Sprachen. Besonders auf dem Gebiete der Missionsgeschichte aus den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts sind Seltenheiten in der Sammlung, die man vergebens auf den Archiven der in Frage kommenden Missionsgesellschaften sucht. Auch mit den bedeutendsten Geldopfern würde es heute nicht mehr möglich sein, eine Missionsbibliothek in gleicher Vollständigkeit wieder zusammen zu bringen, da viele Stücke längst vergriffen sind. Mit großer Bereitwilligkeit hat Bahl Zeit seines Lebens die Schätze seiner Bibliothek, von der er auf seine Kosten genaue fortlaufende Kataloge drucken ließ, jedem Arbeiter auf dem Gebiete der Mission zur Verfügung gestellt. Überhaupt war Bahl eine selbstlose, ritterliche Natur, die von persönlicher Ehrsucht frei war. Dabei war er furchtlos und offen und hielt mit dem, was er für wahr und recht hielt, nicht hinter dem Berge. Daher war es kein Wunder, daß er neben vielen Freunden auch nicht wenige Gegner in seiner heimatischen Kirche zählte.

Wir geben im folgenden zum Schluß nun einen Überblick über Bahls Tätigkeit als Missionschriftsteller. Wenn wir seine vierbändige Darstellung der Lehre der Mormonen („Mormonernes Laerdomme“ 1861—1867) beiseite lassen, so ist als erste größere missionsgeschichtliche Arbeit, welche Bahls fleißiger Feder entfloß, sein Buch „Lapperne og den lapske Mission“ (Kopenhagen, Gad 1866) zu nennen. Dieses 2 Bände umfassende Werk ist eine auf den gründlichsten Quellenstudien beruhende Monographie der lappischen Bevölkerung Nordeuropas mit besonderer Bezugnahme auf ihre Christianisierung, wie sich dieselbe in Norwegen, Schweden, Finnland und Rußland vollzog. Sechs Jahre später bot Bahl als eine weitere reife Frucht seiner Missionsstudien eine Arbeit über das jetzt so vielgenannte Alaska und die Missionsarbeit daselbst („Alaska: Folket og Missionen“, Kopenhagen, Gad 1872) dar, an welcher von den Kennern besonders die eingehende Schilderung der Missionsarbeit der russischen orthodoxen Kirche geschätzt wird.

Eine gewaltige Arbeit übernahm Bahl, als er in den Jahren 1883—1886 im Auftrage der dänischen Missionsgesellschaft und mit Unterstützung des dänischen Kultusministeriums einen Missionsatlas in 4 Heften zu je 5 Kartenblättern (Imperialfolio-Format) und im Anschluß daran 4 Bände „Erläuterungen“ („Forklaring“) über die Missionen in Asien, Afrika, Amerika und Australien veröffentlichte. So genau und zuverlässig auch der Missionsatlas ist, so wird er doch an Bedeutung weit durch jenen begleitenden Text übertroffen. Es ist dies offenbar das Hervorragendste, was Bahl auf litterarischem Gebiete geschaffen hat. Mit einer unübertroffenen Vollständigkeit und peinlichen Akribie sind hier die missionsstatistischen Daten von allen Missionsgebieten der Erde auf Grund der besten, wenngleich oft sehr entlegenen und schwer zugänglichen Quellen zu einem, auch den anspruchsvollsten Forscher befriedigendem Ganzen vereinigt. Übrigens beschränkt sich Bahl in diesem seinen vierbändigen Standard Work nicht bloß auf eine Missionsstatistik, sondern gibt auch

mächtigt, die ganze Bibliothek zu einem im Hinblick auf ihren Wert mäßigen Preise zu verkaufen. Es wäre sehr bedauerlich, wenn diese einzigartige Missionsbibliothek Deutschland verloren ginge.

gleichzeitig in knappen, allerdings sehr trockenen Umrissen eine Geschichte der Missions-thätigkeit auf den einzelnen Arbeitsfeldern. Es ist sehr zu bedauern, daß dieses Werk — der Vahlsche Missionsatlas nebst den 4 Bänden Text ist jetzt bei Fr. Bertelsen (Kopenhagen, Bendersgade) zum ermäßigten Preise von 8 Kronen zu haben — im Auslande, besonders in England und Amerika, nicht die Verbreitung gefunden hat, die es verdient. Ursprünglich war auch eine deutsche und englische Ausgabe dieser Missionsencyklopädie geplant, aber die Ausführung scheiterte an der Schwierigkeit einen opferwilligen Verleger zu finden. Der Vollständigkeit wegen sei hier angeführt, daß Vahl auch noch einen kleinen Missionsatlas („Lille Missionsatlas“, Kopenhagen. 2 Kr.) und eine in zahlreichen Auflagen erschienene Missionsweltkarte mit kurzem Text („Missionsverdenskort med Beskrivelse“, Kopenhagen, Christiansen) herausgegeben hat.

Eine Arbeit Vahls, die einem 1891 in Florenz bei Gelegenheit der Tagung der Evangelischen Allianz gehaltenen Vortrage ist Entstehen verdankt, ist auch in deutscher Sprache unter dem Titel „Der Stand der evangelischen Heidenmission in den Jahren 1845 und 1890. Eine vergleichende missionsgeschichtliche und missionsstatistische Rundschau. Aus dem Dänischen übertragen und mit Zusätzen versehen von P. G. Kurze“ (Gütersloh, Bertelsmann 1892) erschienen. Dieselben Vorzüge, welche die anderen Werke Vahls charakterisieren, vollständige Beherrschung der Missionslitteratur, auch der entlegensten Quellen, peinliche Genauigkeit und größte Verlässlichkeit in allen seinen Angaben, sowie ein sachkundiges, maßvolles Urteil, sind auch dieser Arbeit eigen. Gleichsam als eine Fortsetzung derselben hat dann Vahl seit 1892 im Verlage von Fr. Bertelsen in Kopenhagen in zweijährigen Zwischenräumen unter dem Titel „Missions to the Heathen“ eine Generalstatistik sämtlicher evangelischer Missionsgesellschaften und Missionshilfsgesellschaften auf der ganzen Erde für die Jahre 1889—1896 herausgegeben. Es gehörte ein Riesenfleiß und eine ganz ungewöhnliche Vertrautheit mit der Entwicklung der evangelischen Mission, die man nicht genug bewundern kann, dazu, um diese an und für sich so trockenen statistischen Tabellen auszufüllen. Wir glauben nicht, daß sich so bald in den Kreisen evangelischer Missionsfachmänner deutscher oder englischer Zunge eine willige und geeignete Persönlichkeit finden wird, um diese von Vahl begonnene Generalstatistik der gesamten evangelischen Mission fortzusetzen. Daß trotz ihrer großen Verdienste Vahls „Statistical Reviews“ noch in einzelnen Beziehungen verbesserungsfähig sind, hat der Herausgeber dieser Zeitschrift im Litteraturbericht der diesjährigen Aprilnummer (S. 188 f.) überzeugend nachgewiesen.

Das letzte Werk, welches Vahl ein Jahr vor seinem Tode hat vollenden können, ist ein im Auftrage der dänischen Missionsgesellschaft speziell für deren Missionszöglinge geschriebener auf 10 Bogen zusammengedrängter Abriß der evangelischen Missionsgeschichte („Laerebog i den evangeliske Missionshistorie“, Kopenhagen, Buchh. Bethesda 1897). Hier zeigt sich in der auferlegten Beschränkung so recht der Meister, der mit sicherer Hand aus der ungeheuren Fülle des Stoffes das Wichtigste und Bedeutendste für den missionsgeschichtlichen Unterricht am dänischen Missionsseminar ausgewählt hat.

Man würde der missionslitterarischen Thätigkeit Vahls nicht gerecht werden, wenn man nicht auch auf die zahlreichen Beiträge zur Geschichte und Statistik der Mission hinweisen wollte, die in den beiden von ihm herausgegebenen Zeitschriften

„Almindelig Kirketidende“ und „Nordisk Missionstidskrift“ aufgespeichert liegen. Die erstere, welche Bahl seit 1860 (jährlich 24 Nummern) herausgab, war ja, wie schon ihr Name, „Allgemeine Kirchenzeitung“ besagt, nicht ausschließlich den Interessen der Heidenmission gewidmet, hat aber dennoch durch ihre Artikel und Notizen aus dem Gebiete der Juden-, Mohammedaner- und Heidenmission viel dazu beigetragen, Missionskenntnis in gewissen Kreisen Dänemarks zu verbreiten. Streng missionswissenschaftliche Arbeiten hat Bahl dagegen in der seit 1890 erscheinenden „Nordisk Missionstidskrift“ (jährlich 4 Hefte) niedergelegt, welche auf seine Anregung hin von den 1889 auf der allgemeinen skandinavischen Missionskonferenz in Christiania versammelten Vorständen der Missionsgesellschaften Dänemarks, Norwegens, Schwedens und Finnlands als gemeinsames, wissenschaftliches Missionsorgan für diese 4 Länder begründet wurde. Es sind daher in derselben Artikel in den verschiedenen skandinavischen Sprachen zugelassen; der Löwenanteil an dieser Zeitschrift entfällt freilich auf Bahl, der noch dazu in den letzten Jahren das mit ihrer Herausgabe verknüpfte nicht geringe pekuniäre Risiko auf seine Schultern genommen hatte. Es wäre sehr bedauerlich, wenn die „Nordisk Missionstidskrift“, die doch ein so schönes Bindeglied zwischen den Missionsarbeitern der skandinavischen Kirchen darstellt, mit Bahls Tode ihr Erscheinen einstellen müßte. Ist es in dem kleinen Holland möglich, eine allgemeine „Zendings-tijdschrift“ lebensfähig zu erhalten, so werden sich hoffentlich im Norden auch opferwillige Männer finden, die das Bahlsche Erbe antreten und die „Missionstidskrift“, welche bisher bei den Missionsfachmännern des Auslandes gebührendes Ansehen genoß, als ein Centralorgan nordischer Missionswissenschaft fortzuführen.

Bahl ist auch Verfasser einer größeren Anzahl kurzer (durchschnittlich 50 S. lang) Biographien hervorragender Missionsarbeiter, welche in jedem zweiten Hefte der von ihm und N. Meier seit 1868 gemeinsam herausgegebenen Quartalschrift „Ny christelig Samler“ erschienen sind.

Möge Bahls Andenken in Segen bleiben und seine reiche Lebensarbeit befruchtend auf die jüngere Generation der Missionsfreunde in den nordischen Reichen wirken!

## Missionsrundschaу.

### West-Afrika IV.

Von F. M. Zahn.

Wir sind mit unsrer Rundschau schon zum Niger gekommen, an dessen Mündung sich im letzten Jahrzehnt ein neuer Kreis europäischer, d. h. hier britischer Herrschaft gebildet hat. Früher gab es dort nur britische Konsuln, im Jahre 1889 wurde aber zur Untersuchung der Verhältnisse Major Macdonald hinaus gesandt, dessen Berichte zur Folge hatten, daß das „Niger Coast Protectorate“ gebildet wurde. Dieses Verwaltungsgebiet liegt zu beiden Seiten des Niger, das kleinere Stück rechts, das größere links. Es ist ein Deltagebiet; rechts vom Niger sind die Flüsse Benin, Escarvos, Bari, welche alle in den Busen von Benin fließen. Dann kommt ein Stück der Royal Niger Kompagnie, der man hier den Zugang



zum Meer gelassen hat; das Delta, eine Küstenlinie von 130 engl. Meilen gehört ihr; ihr Gebiet theilt somit das Niger-Protectorat in zwei Theile. Der östliche ist den größere; vom Brakfluß bis zum Calabar fließen nicht weniger als 16 Flüsse in die Bucht von Biafra. Die meisten dieser Flüsse hängen durch verschiedene Wasserläufe mit einander zusammen, während nur der Brak und der Warri eine ordentliche Verbindung mit dem Niger haben.

Dieses wasserreiche Protectorat hat das Glück gehabt, gleich zum Anfang einen tüchtigen Regenten zu bekommen, eben jenen Major, später Sir Claude Macdonald, dem jetzigen britischen Gesandten in China. Durch weise und verständige Einrichtungen hat er Ordnung, Wohlergehen und gedeihliche Entwicklung des ihm anvertrauten Gebietes gefördert. Auch den Missionen ist er wie sein Nachfolger General-Konsul Moor freundlich gesinnt gewesen. Bedauerlicherweise leidet oder litt er dagegen an jener eigenthümlichen afrikanischen Augenkrankheit, der besonders dortige Gouverneure ausgesetzt zu sein pflegen. Ein in Europa allgemein erkanntes Übel erscheint ihnen in dem Lichte der afrikanischen Sonne als ganz harmlos. Sie bekommen nie etwas von seinen Schrecken zu sehen. Wir meinen den Brantwein und seine Folgen. Auch Sir Cl. Macdonald glaubt, daß der Palmwein unter gewissen Umständen gerade so mächtig sei, als der eingeführte Brantwein. Mit Vorliebe ist sein Wort citirt worden: „Ich habe in einigen größeren Städten Großbritanniens im Laufe einer Stunde mehr von Trunkenheit gesehen, als hier in den acht Jahren, die ich mit Afrika verbunden gewesen bin, im Osten wie im Westen.“ Für Missionskreise bedarf es nicht der Wiederholung alles dessen, was die Missionare zur Erklärung jener Brantweinblindheit schon so oft geschrieben haben, und des Beweises, daß der Palmwein ganz unmöglich so schädlich wie die europäischen Spirituosen sein kann. Aber es ist vielleicht nützlich zu sagen, daß dies Citat nur die eine Hälfte von Sir Cl. Macdonalds Zeugnis giebt. Er fährt fort: „Natürlich beweist das nicht, daß der Brantweinhandel irgend etwas anderes ist als ein Übel.“

In dieser neuen Kolonie arbeitet die anglikanische Nigermission und das Native Pastorate von Bonny, von denen beiden schon die Rede war. Das letztere bekommt, um dies nachträglich zu bemerken, von der Regierung des Protectorates 200 Pfd. Strl. jährlich zur Unterstützung von Industrieschulen. Außerdem arbeiten hier noch zwei Missionen, eine kleinere am Kwa Ibo, und die Vereinigte Presbyterianische Kirche von Schottland in Alt-Calabar. Die letztere Mission ist mittelbar ein Erbe der alten schottischen Missionsgesellschaft, unmittelbar der Kirche der Seceders an die Ver. presb. Kirche. Sie ist zugleich eine der guten Früchte, die Gottes regierende Hand aus dem, was Menschen an den Afrikanern Böses gethan haben, hat und, wie wir hoffen, noch wird hervormachen lassen. Im Jahre 1829, vor der Sklavenemancipation, war Hope M. Waddell als Missionar der schottischen M.-G. nach Jamaica gegangen. 1834 war er wieder in Schottland, und es gelang ihm, die Kirche der Seceders für die Mission in Jamaica zu interessieren, so daß Jamaica ihr erstes Missionsgebiet wurde. Der Kampf gegen die Sklaverei und den Sklavenhandel richtete damals die Gedanken auf Afrika, natürlich ganz besonders da, wo die Afrika Geraubten eine neue Heimat und jetzt Freiheit gefunden hatten. In einer feierlichen Stunde gelobten acht Männer in Goshen in Jamaica, sich Afrika zu widmen. Dies Anerbieten fand in Schottland Billigung, und die



wunderbare Führung eines Mannes in Liverpool mußte dazu dienen, die Kirche und ihre Vertreter nach Alt-Calabar zu bringen. Dieser Mann, Dr. Ferguon, war so mit Afrika verbunden, daß einer seiner Freunde scherzend sagte, wenn man ihn nach seinem Tode secieren würde, so werde man gewiß in seinem Herzen den Namen Afrika eingegraben finden. In jüngeren Jahren war er mit einem Sklavenschiff als Schiffsarzt nach West-Afrika gereist, wo er am Calabar Schiffbruch erlitt, von den Eingeborenen aber so freundlich behandelt wurde, daß er Alt-Calabar nicht mehr vergessen konnte. Wie er jetzt von dem Wunsche der Männer auf Jamaica hörte, erkundigte er sich durch befreundete Kapitäne in Alt-Calabar und konnte dann ein Schriftstück vorlegen, in welchem König Gyamba und sieben seiner Ältesten den Missionaren Grund und Boden, Schutz und Willkommen boten. Die Synode der Seceders nahm 1844 diese Mission an, und am 6. Januar fuhren Waddell, Edgerley und andre die Mersey hinab, um in Alt-Calabar die Mission zu beginnen. Dieselbe durfte also 1896, wie die N. M. G. 1897, ihr fünfzigjähriges Jubiläum feiern.

Wenn diese Mission größer wäre, so hätte sie Erfahrungen sammeln können, ob ein Aufenthalt in West-Indien für das afrikanische Klima eine gute Vorbereitung ist, wie Bischof Ingham meint. Die Leitung scheint dies zu glauben. Noch kürzlich hat sie einen Missionar W. Millan, der auf der westindischen Insel Grand Cayman gearbeitet hat, nach Alt-Calabar gesandt und spricht dabei die Hoffnung aus, er werde „jetzt gut gewöhnt sein an ein tropisches Klima.“ Die Thatsache scheint auch dafür zu sprechen, daß nicht weniger als drei Veteranen fast das Jubiläum mitfeiern durften. Der eine von ihnen, der schon erwähnte Waddell war von Anfang dabei, aber allerdings nach 17 jährigem Dienste 1858 wegen seiner Gesundheit ausgeschieden; er starb 18. April 1895 in Dublin, also ein Jahr vor dem Jubiläum, das sein eigenes westafrikanisches Jubiläum hätte sein können. Ein zweiter dieser Veteranen, Goldie, kam ein Jahr später als Waddell, im Jahre 1847, aber es ist ihm vergönnt gewesen, viel länger als jener dort zu arbeiten. Im Juni 1847 kam er in Alt-Calabar an, am 18. August 1895 ist er heimgegangen. In den letzten Stunden hörte man ihn halb in Englisch, halb in Efik sagen: „Ich habe deinen Sohn bekannt. Er gab mir das Evangelium. Ich habe dein Heil manchen verkündigt. Ich bin müde vom Warten.“ Das kann man wohl sein nach 48 Jahren westafrikanischer Arbeit. Ein so langes Arbeitsleben war aber gerade für Goldies Aufgabe von großer Wichtigkeit. Er ist der Sprachforscher dieser Mission geworden, die das Efik zur Schriftsprache gemacht hat. Man liest zwar häufig in den Berichten von andren Sprachen, die in der Nähe der Küste und der Stationen geredet werden, aber es wird dann gesagt, daß alle oder viele Efik gut oder doch etwas verstehen. Es ist natürlich eine große Erleichterung, wenn es möglich ist, mit einer Sprache auszukommen. In dieser hat Goldie gearbeitet. 1862 hatte er das Neue Testament und ein Lexikon fertig; er hat auch ein Grammatik, Katechismus, Gesangbuch, Psalmen, Schulbücher verfaßt. Eine Geschichte dieser Mission, die er als Augenzeuge schreiben konnte, verdankt man ihm gleichfalls. Es scheint, daß er dieses lange Wirken auch seiner Regelmäßigkeit und Ruhe verdankt. Langsam aber fleißig, ist ein gutes Motto für West-Afrika. Er studierte am Morgen Efik. Wenn es kühl wurde, besuchte er Kranke, Arme und Verkommene. Am Abend arbeitete er in seinem Garten. Mango, Brodfruchtbaum, Passionsblume, Sourfop und anderes sind von ihm aus Jamaica nach Alt-Calabar gebracht worden.

Der müde Wanderer hätte noch eine Freude, auf die er gewartet hatte, hier auf Erden erlebt, wenn er noch ein klein wenig länger geblieben. Er wünschte nämlich noch den dritten dieser Veteranen zu begrüßen, der sich so zu sagen auf einer Bergnügungsreise nach Alt-Calabar begeben hatte, um dort das Jubiläum mit zu feiern. Das ist William Anderson. 1844 war dieser als Katechist nach Jamaica gegangen, dort im folgenden Jahre ordiniert und dann 1848 nach Alt-Calabar gekommen. Bis 1891 hat er daselbst gewirkt, ehe er als 79-jähriger Mann heimkehrte. Sein Herz blieb in Afrika. Von seiner Pension, 120 Pfd. Strl. gab er die Hälfte zurück; der Vorstand nahm es aber nicht an, er wünschte, daß Anderson nach eigenem Ermessen darüber verfüge. Das hat er auch gethan, indem er, wie man nach seinem Tode erfuhr, 600 Pfd. Strl. ungenannt der Mission schenkte. Er wollte gerne seinen Freund Goldie noch sehen und das Jubiläum mitfeiern. So hat er als 83-jähriger Mann sich noch auf Reisen begeben. Ehe er das Schiff bestieg, vernahm er aber, daß er Goldie nicht mehr sehen werde, und auch das Jubiläum hat er nicht mitfeiern dürfen. An seiner alten Arbeitsstätte ist er am 28. Dezember 1895 heimgegangen.

In einem Jahre sind so drei Veteranen, gestorben von 80, 84, 90 Jahren, von 17½, 43½ und 48-jähriger Dienstzeit. Das ist ein Wunder in West-Afrika und scheint für die Theorie einer vorgehenden Akklimatisation in tropischen Ländern zu sprechen. Allein die von Jamaica nach West-Afrika kommen, sind immer schon die Überlebenden, d. h. die Gesunderen. Das Durchsieben der weniger Widerstandsfähigen geschieht so auch, nur nicht in West-Afrika. Die Zahlen sind auch zu klein, um daraus Schlüsse zu ziehen. Langlebige Ausnahmen giebt es auch sonst in West-Afrika. So starb am 31. Januar letzten Jahres nach 24-jähriger Arbeit Missionar Beedie. Er hatte sich, wie so viele Schotten herausgearbeitet und behielt die im Missionsleben so nützliche Hand des Tischlers. Wenn er einmal etwas zu seiner Erholung thun wollte, so machte er Geigen. Als Beispiel dieser Art wird auch Fräulein Edgerley gelten dürfen, obgleich sie in Jamaica geboren und mit ihrem Vater, einem Begleiter von Waddell nach Alt-Calabar gekommen ist. Vater und Bruder sind hier im Dienste der Mission gestorben, sie selbst hatte fast 40 Jahre mitgearbeitet, als sie am 13. August 1896 Alt-Calabar verließ, zum Leidwesen für viele, nicht am wenigsten der „Mammy Fuller“, einer alten Negerfrau, die von Jugend auf ihr gedient hatte.

Es giebt also glücklicherweise Ausnahmen, aber die Regel ist auch in dieser west-afrikanischen Mission viel Sterben und kurze Arbeitszeit. Besonders schnell hingerafft wurde Fräulein Miller, die am 15. März 1895 ankam und am 17. Mai starb. Dreizehn Tage vor ihrem Tode hatte sie bei ihrem ersten Fieber für ihre Lieben ihre Gedanken aufgeschrieben: „Dies ist geschrieben, als mein erstes Fieber kam. Wie der Herr will, so will ich. Wie süß ist's zu wissen, daß alles gut ist, wenn das Leben Jesu übergeben ist. Ich bliebe gerne noch länger für und mit dem Meister in diesem dunklen Land arbeitend. Aber was habe ich mit seinem Regieren zu thun? Nur zu folgen, wohin er führt, mit aller Treue und Einsicht seinem Willen zu folgen. Das ist der Himmel für mich, wohin immer mein Los fällt. Ich werde sehnsüchtig warten auf die von meinen Lieben, die mir vielleicht nachfolgen. So sei denn, bis wir zu Jesu Füßen uns wiedertreffen, Gott mit Euch!“

Mit jungen Leuten muß die Arbeit geschehen. Von den 17 Missionaren ist je einer

1883 und 1884 hinausgegangen, zwei sind seit 1891, die anderen alle erst seit 1894 in der Arbeit. Von den Frauen sind auch nur vier vor 1894 eingetreten. Fortwährend wird denn auch geklagt, daß die Mission „undermanned“ sei. „Gesucht für Alt-Salabar zwei ordinierte Missionare, ein Drucker“ 2c. ist fast in jeder Nummer des Missions-Record zu lesen. Es heißt auch, die Mission sei „under-womanned“; dem können wir aber nicht zustimmen. Von den Missionaren sind mehrere verheiratet, und außerdem giebt's doch noch 15 unverheiratete Mitarbeiterinnen. Das ist des Guten zu viel, und eine Station bloß mit einer Dame zu besetzen, wie in dieser Mission geschehen ist, scheint mir nicht wohlgethan. Von den acht Stationen, welche angegeben werden, sind die zwei am weitesten den Fluß hinaufliegenden gar nicht besetzt, zwei nur von eingeborenen Pastoren, eine von zwei oder auch nur einer Dame und nur drei, wie in den deutschen Missionen Hauptstationen besetzt zu sein pflegen. Die meisten der Männer und Frauen arbeiten in den beiden Küstenstationen Duke Town und Creek Town. Hier befindet sich ein Hospital, zu Ehren von Goldie-Goldie-Hospital genannt und ein Institut, von dem noch die Rede sein wird, zu Ehren von Waddell Hope Waddell-Institution genannt, welche Anstalten eben viele Kräfte in Anspruch nehmen.

Selbstverständlich haben die Presbyterianer auch schon einheimische Kräfte herangebildet. Daß sie Jamaica auch in der Weise der Mission in Alt-Salabar dienstbar gemacht hätten, daß sie afrikanische Amerikaner aus ihren dortigen Gemeinden anstellten, ist mir nicht bekannt. Auch scheinen sie nur wenig gethan zu haben, schulmäßig Gehilfen heranzubilden. Das neuerdings gegründete Waddell-Institut soll auch Prediger ausbilden. Überhaupt geschieht sonst viel für die Schule. In 12 Tageschulen werden 837 Schüler unterrichtet, was im Verhältnis zur Gemeinde sehr viel ist. Aber ein Lehrer- oder Prediger-Seminar war nicht da. Die Zahl der Gehilfen ist auch nicht groß, 27, zu denen noch zwei eingeborene Frauenarbeiterinnen kommen. Zwei von diesen sind ordiniert, der eine Esien Ukpabio ist der erste Täufling und der erste Pastor von Alt-Salabar. 1897 zu dem Kirchenjubiläum hat sich die Vereinigte Presb. Kirche von Schottland gebildet — hatte man von allen Missionsgebieten Repräsentanten kommen lassen. Von Alt-Salabar kam Pastor Ukpabio, der, wie es scheint, sich die Liebe der Schotten erworben hat. Die West-Afrikaner, wenn man keine Affen aus ihnen macht, sondern sie durch den christlichen Geist erzieht, sind gentlemen und haben eine große Gabe sein, anmutig zu reden. Ukpabio hat wie die andren Fremdlinge, als er zurückkehrte, ein schriftliches Abschiedswort zurückgelassen, in welchem er unter andrem dem Missionsvorstand den Rat giebt, seine Landsleute nach Schottland kommen und dort ausbilden zu lassen, das werde den Vorstand nicht gereuen. Er schreibt in diesem Abschiedswort, er werde seinen Landsleuten sagen, was er in Schottland gesehen habe von Eisenbahnen, Straßen, von der Nahrung, den Kleidern, Häusern, den Städten mit ihren Straßen, in denen die Menschen sich bewegen, wie die Bienen. „Die größten Dinge, das will ich ihnen sagen, sind Eure Christlichkeit und Eure Frömmigkeit und wie die beiden zusammen wandern und wirken.“ „Ich gehe heim und lasse diese Worte zurück: Gott wolle die Mutterkirche segnen und Gedeihen geben zu allem, was sie versucht, den guten Samen des Königreiches unsres Herrn Jesu auszubreiten!“

Diese weißen und schwarzen Männer und Frauen haben also ein halbes Jahr:



hundert in jenem Flußgebiet gearbeitet, wo ihnen beiläufig bemerkt, zwei Dampfschiffe oder Boote dienen, die altersschwach geworden sind und jetzt durch neue ersetzt werden sollen. Ein afrikanischer Schiffer ist nach Schottland citiert um beim Bau der neuen Fahrzeuge zu sein und dadurch zu lernen. Die Kosten belaufen sich auf etwas mehr als 44 000 Mk., von denen aber die Erbauer 14 000 der Mission erlassen haben. Was ist der Erfolg dieser Arbeiten? Auf einer seiner letzten Rückreisen — es muß 1891 gewesen sein — fuhr Bischof Ingham mit einem zurückkehrenden jungen Kaufmann, der wie üblich, nichts von dem Erfolg der Mission wissen wollte. Der Bischof nahm ihn einmal allein und sagte ihm, er habe ein böses Leben geführt, und so lange er ein böses Gewissen habe, könne er sich natürlich nicht mit der Mission befreunden. Auf demselben Schiffe fuhr Anderson, der „schöne alte Mann“, wie ihn der Bischof nennt, heim und wenn er am Arm des Bischofs auf dem Verdeck auf und nieder wanderte, so pries er diesem, wie glücklich er sei, daß Gott in langem Leben ihn so viel Gutes habe in Alt-Calabar ausrichten lassen. Den gleichen Ton schlägt der Brief an, den der 84 jährige Mann von Duke Town schreibt, als er die alten Plätze wieder sah. Äußerlich wie innerlich fand er alles anders. Er schreibt, wenn ihm einer, als er 1847 nach Alt-Calabar gekommen sei, gesagt haben würde, nach fünfzig Jahren werde es so sein, wie er es jetzt mit seinen Augen sehe, so würde er so wie die Sunamitin dem Eliza gesagt haben: Herr, lüge deinem Knechte nicht!

Wenn übrigens diese Männer von ihrem Missionserfolg reden, so nennen sie gar nicht den Haupterfolg zuerst. Ein junger Missionar, der zum erstenmale in einer Missionsversammlung redete, schilderte ihre Arbeit; sie sei 1. humanitarisch, 2. erzieherisch, 3. kirchengründend. Natürlich soll eine Missionsrede dieser Art keine systematische Beschreibung der Arbeit geben, auch kann der Redner sehr wohl vom Umkreis zum Mittelpunkt fortschreitend seine Einteilung als eine Klimax angesehen haben. Aber es ist doch ganz gut, sich in der Mission daran zu erinnern, daß die umgekehrte Ordnung die richtige Missionsordnung ist. Auch in dieser Hauptarbeit hat die Calabarmission von Erfolgen zu rühmen, aber sie sind mit anderen Missionen verglichen, doch nicht so sehr groß. Leider giebt die Statistik der Presbyterianer nicht die Zahl der Getauften, sondern nur der Kirchenglieder. Es ist bei den Freikirchen, deren Mitgliedschaft nicht, wie in den Staatskirchen, sich forterbt, erklärlich, daß man auf den Eintritt in die Mitgliedschaft, der mit freiem bewußten Entschluß geschieht, Gewicht legt und so auch in der Heidenmission nicht die Taufe, sondern die Zulassung zur Gliedschaft markiert. Aber wenn man in der Heidenmission die Taufe rechtmäßig anwendet, so wird der Getaufte doch durch sie der Heidenwelt entnommen und der kirchlichen Gemeinschaft einverleibt. Darum sollten die Getauften nicht nur die Vollglieder gezählt werden. Solcher Glieder nennt der Censur für den 30. Oktober 1896 : 545; im abschließenden Jahre war der Zuwachs 19; in den Jahren 1893—94 betrug die Zunahme der Glieder 46, in 1894—95 : 19, gerade wie im letzten Jahre. Für dieses werden 76 Tausen angegeben, während der Candidaten, der „inquirers“, ich verstehe um die Vollgliedschaft, 180 sind. Es strömt also noch nicht in die junge presbyterianische Kirche. Wenn man die ein Jahr jüngere Norddeutsche Mission vergleichen darf und Kommunikanten den Vollgliedern gleichstellt, so stehen den Zahlen 461, 507, 536, 545 die Zahlen 724, 846, 889, 1032 gegenüber. Ob die Hälfte nicht doch mehr bedeutet, als das Doppelte, können



Menschen nicht beurteilen. Aber die Zahlen zeigen doch, daß noch keine allgemeinere Bewegung zum Christentum in Alt-Calabar begonnen hat.

Die Erfolge, von denen die Arbeiter dort in erster Linie zu reden pflegen, sind die „humanitarian.“ Es ist erklärlich, wenn man bedenkt, wie es darin ausgefallen hat. Wir bemerkten schon in unsrer Rundschau, daß in den Niederungen des Niger-Delta Greuel finsternen Heidentums besonders üppig zu wuchern scheinen. Es ist ein Brutbett der scheußlichsten Ausschreitungen, Kannibalismus, Menschenopfer, Hingschlachten von Frauen und Sklaven am Grabe der Männer und Herren, mörderische Gottesurteile, Zwillingsmord und Mord der Mütter von Zwillingen, alles das findet sich dort. Die Missionare haben gegen diese Verbrechen gekämpft und sind Sieger geblieben. Man wird sich aber nicht verhehlen können, daß, wenn jetzt diese Striche unter ein humanes Regiment kommen, die Regierung noch viel wirksamer diese mörderischen Unsitten wegschafft, als die Mission, die das Schwert nicht braucht, dies kann. Die Mission hat aber die öffentliche Meinung für diese gesetzliche Reformation vorbereitet.

Eine „new departure“ hat diese Mission in den letzten Jahren genommen, indem sie sich mit Gewalt auf die Kulturarbeit warf. Das Institut in Duke Town ist eine Industrieschule. Der erste Flügel ist den Knaben gewidmet; ein zweiter den Mädchen. Der Zwischenraum soll noch mit für die Schularbeit bestimmten Gebäuden ausgefüllt werden. Die Gebäude stehen auf einem Duke Town überragenden Felsen. Jeder Flügel hat gekostet oder soll kosten 50—60 000 Mk. Schreiner, Ingenieure, ein Drucker, Schneider männlichen und weiblichen Geschlechts arbeiten da. Die religiöse Erziehung ist natürlich das Hauptziel, wie denn auch die Industriemissionare an der direkten Mission sich beteiligen. Die Statistik nennt sie Evangelisten. Der Gedanke ist, aus dieser Schule könnten die Lehrer und Prediger hervorgehen, denen die Handarbeit und die bei der Erlernung derselben erfahrene Disziplin ein gesundes Element gebracht haben. Der Gedanke ist nicht zu verachten. Das Institut ist aber doch vornehmlich eine Industrieschule, die an der Hebung des Volkes durch Kulturarbeiten teilnehmen will.

Diese Wendung scheint die Gedanken der Arbeiter beschäftigt zu haben. Der angeführte junge Missionar erwähnt in seiner Rede, daß manche behaupteten, jetzt endlich sei die Mission auf den rechten Weg gekommen; gerade so müsse man das Volk weiter bringen. Der Redner ist der Meinung, daß dieser Weg erst jetzt möglich geworden sei. Das andere habe zuvor geschehen müssen. Den neuen Weg hält aber auch er für sehr gut. Am Jubiläum hat in Alt-Calabar ein Eingeborener einen Vortrag gehalten, in dem er sich so aussprach: „Das Evangelium ist der Vater; alles Erziehen in der Industrie und anderem ist der Sohn. Das Evangelium als der Vater muß den ersten Platz bekommen, das Geschäft als Sohn einen zweiten.“ Das ist recht brav, wenn auch das Gleichnis sehr hinkt; das Weltgeschäft der Menschen ist älter als das Evangelium, und dieses hat keinen Kulturauftrag. Aber es giebt so viele Interessen der Mission an der Kultur, daß man wohl versteht, wie sie in Nebenarbeit je und dann eine Kulturarbeit beginnt. Nur sollte dies eine Nebenarbeit bleiben und nur von denen übernommen werden, die sich das leisten können. Neben zwei ordinierten Missionaren zwei Ärzte, sechs Handwerker das ist ein Übergewicht dieser Kulturarbeit. Hoffentlich gelingt es den Presbyterianern, das eine zu thun und das andre nicht zu lassen. Das Land bedarf noch sehr der Predigt des Evangeliums.

Wir müssen uns noch einen Augenblick wieder nach dem Niger zu wenden, um hier eine kleine durch die Alt-Calabarmission angeregte selbständige Arbeit uns kurz anzusehen. Hier fließt etwa in der Mitte zwischen Nib-Calabar und dem Opobofluß der Kwo Ibo ins Meer. Von den 200 englischen Meilen des Flusses sind erst 70 von Europäern erforscht. Eine halbe Million Volks verschiedener Stämme soll im Flußgebiet leben, heidnisch natürlich, aber auch in der Barbarei, die dem Nigerdelta eigen ist. Von hier kamen Bitten um Lehrer an die Missionare des Alt-Calabar, und da diese sie nicht erfüllen konnten, schrieben sie an „Harley House“, das Institut von Brattan Guineß. Einer der Studenten, Will, ging 1887 hinaus. Er dachte zuerst seinen Unterhalt selbst zu bestreiten, was bekanntlich nicht geht und aufgegeben werden mußte. Eine Vereinigung in Belfast übernahm ihn und seinen bald folgenden Gehilfen Baillie. Beide sind schon in Europa gewesen und zum zweitenmale von ihren Frauen begleitet hinausgegangen. Will arbeitet unter den Ibunas, Baillie ist 20 Meilen weiter den Fluß hinaufgegangen und hat unter den Ibibios in Ofat seine Station, wo er auch eine Holzsägemühle angelegt hat und von der Regierung in seinen Industriearbeiten Unterstützung erhält. Der Regierungsbericht nennt die Mission „baptistisch“. Sonst scheint sie sich sehr der Alt-Calabar-Mission anzuschließen und sie nachzuahmen. Sie kann auch die Effillitteratur benutzen, was ein sehr großer Vorteil ist. Der Kampf gilt hier denselben äußeren Übeln und Lasten wie am Alt-Calabar, auch dem Branntwein. Ein bekehrter Oybo-Häuptling mußte seine Weiber, seine Sklaven und den Branntweinhandel aufgeben; das letzte wurde ihm das schwerste. Ende des dritten Jahres, vor Wills Urlaub, hatten sie 9 Kirchenmitglieder, die im achten Jahre auf 65 angewachsen waren.

Diese Belfast Missionare am Kwo Ibo haben, wenn sie Hilfe bedürfen, nicht sehr weit bis zu ihren presbyterianischen Brüdern in Alt-Calabar, und auch diese haben nach der andren Seite nahe Nachbarn. Von dem Missionshaus der presb. Station Iforofiong hat man einen schönen Blick auf eine Spitze des Kamerungebirges, auf dem und um das herum wir die Baseler Missionare wiederfinden. Sie haben bekanntlich es „gewagt“ eine zweite westafrikanische Mission zu beginnen. Nicht wie die anglikanische Kirchen-Mission und die Wesleyaner haben sie an einer zweiten Stelle diesen heißen Boden betreten, weil die Geschichte ihres Missionswerkes sie auf diesen Weg wies, sondern die Geschichte unsres Vaterlandes gab ihnen den Wink, was sie an westafrikanischer Missionserfahrung auf der Goldküste gewonnen, der deutschen Kolonie Kamerun zu Gute kommen zu lassen. Sie haben die von den Baptisten schon länger wegen einer neuen Arbeit am Kongo vernachlässigte Kamerunmission mit kräftiger Hand angegriffen und in einem Jahrzehnte sie zu einer gedeihenden, sich kraftvoll entwickelnden gemacht.

Ich weiß nicht, wie viel sie bei diesem Wagnis von der kolonialen Begeisterung Deutschlands erwartet haben, aber jedenfalls hat sie nicht das geleistet, was Basel um Kameruns willen leisten mußte. Von 1885—1896 hat die Ausgabe für Kamerun 1 036 000 Mk. betragen. Dabei ist nicht gerechnet, was an allgemeinen Unkosten der Verwaltung durch eine Vergrößerung des Werkes hinzukommt, auch nicht die Mehrkosten, welche die Ausbildung der Kamerunmissionare, die Erziehung ihrer Kinder, die Unterhaltung von Invaliden, Witwen und Waisen verursachen, so weit ich erkennen kann, auch nicht die Unkosten für den europäischen Urlaub der Missionare. Also sehr bedeutende Ausgaben sollten zu der Million noch hinzu-

gerechnet werden. Ihr stehen aber als besondere Einnahmen für Kamerun nur 395 036 Mk. gegenüber, von denen zwischen 20 und 30 000 Mk nicht einmal aus Deutschland gekommen sind. Einer jährlichen Ausgabe von etwa 100 000 steht besondere Kameruneinnahme von etwas mehr als 39 500 gegenüber. Es scheint übrigens doch, als ob mit der deutschen Kolonialperiode auch ein Aufschwung des deutschen Missionslebens stattgefunden habe. Man darf freilich nicht, wie geschehen ist, aus einer post eingetretenen Mehreinnahme ohne weiteres ein propter herauslesen. Ein Vergleich mit den vorangehenden zehn Jahren oder mit dem Wachstum in andren Ländern würde eher Licht geben. Bei Basel, das einen nicht unbedeutenden Teil seiner Einnahme aus nichtdeutschen Ländern bekommt, ist letzterer Vergleich möglich. Die Durchschnittseinnahme der vier Jahre 1883—1886 und 1893—1896 betrug:

	allgemein, davon:	aus der Schweiz	aus Deutschland
1883—86	758.983	296.344	371.448 Mk.
1893—96	1.024.042	323.100	482.945
	264.059	26.756	111.497 Zunahme
	34,9%	9%	30%

Danach ist im allgemeinen in dem Jahrzehnt ein Fortschritt eingetreten, an dem auch die Schweiz teil nahm, aber doch nur wenig oder wenigstens viel weniger als Deutschland. Man darf wohl schließen, daß die durch unsre Kolonien auf die überseeische Welt gerichtete Aufmerksamkeit, wie es nur billig ist, auch der Mission zu gute gekommen ist. Ob diese Beachtung der Mission dann viele neue zahlende Freunde gewonnen hat und so der Fortschritt zu erklären ist, oder ob die alten Freunde zu größeren Anstrengungen dadurch angespornt sind, ist freilich noch eine andere Frage.

Aber ob die kolonialen Missionsfreunde den Erwartungen entsprochen haben oder nicht, die Gesellschaft hat sich nicht abhalten lassen, mit großen Opfern die Kamerunmission vorwärts zu treiben. Von den vier Missionsgebieten ist dieses am reichlichsten versorgt worden. Ein Katechist in Kamerun hat dem Vorstande durch einen Missionar danken lassen für alles, was derselbe für sein Volk gethan. „Die Henne übertrifft die Ente im Bewahren der Zungen,“ schrieb der Kameruner. „Um unsres Herrn Jesu willen übertreffen auch Sie, meine Väter, die mich geboren haben nach dem Fleisch.“ Von dieser mehr als väterlichen Liebe hat dieses jüngste Kind auch den Löwenanteil empfangen. Wir haben schon, als wir von der Arbeit an der Goldküste handelten, davon geredet, wie große Anstrengungen Basel gemacht hat im letzten Jahrzehnt, um die Zahl seiner Missionare zu vermehren. Auch die Goldküste ist nicht leer dabei ausgegangen, aber die größte Vermehrung hat doch Kamerun erfahren. Ende 1887 waren in West-Afrika 38, Ende 1896 70 Missionare. Von jenen 38 arbeiteten 6 in Kamerun, von den 70 dagegen 22.

Es war der Leitung wohl bekannt, welche besonderen Schwierigkeiten es in West-Afrika giebt, wenn man die Arbeiter vollzählig halten will. Aber doch konnte sie überrascht sein von den besonders großen Verlusten dieses Jahrzehntes. Der Heidenbote bringt in der Mainnummer einen Vortrag von Inspektor Ohler über dies Jahrzehnt in Kamerun. Er erwähnt, daß in demselben 49 Männer und 14 Frauen dorthin gesandt wurden, und 14 Männer und 5 Frauen starben. Sie sind nicht alle Opfer des Klimas gewesen. Wasser und Feuer haben zwei hingerafft und auch



andre Todesursachen hat es gegeben, aber daß ein Viertel der Ausgesandten in einem Jahrzehnt dahinsinkt, während eine Anzahl andrer die Arbeit verlassen müssen, das kommt doch auf Rechnung des Klimas. Der Verfasser des Lebens von Th. Christaller, des „Reichsschullehrers,“ der auch in Kamerun sein Leben ließ, meint doch von einer Zukunft reden zu dürfen, wo der deutsche Bauer nach Kamerun auswandert. Das sind Phantastereien; der deutsche Bauer meidet mit Recht ein ungesundes Land, aber die Boten Jesu dürfen sich nicht davon zurückschrecken lassen und haben dies auch nicht gethan. Der letzte, der sein Leben lassen mußte, war der Missionar Hermann, der 1895 hinausging und am 11. Juli 1897 starb. Er war für die neue Station Ebie bestimmt. Eines seiner letzten Worte war: „Armes Ebie! Brüder, gebt Ebie nicht auf! denn es wird herrlich werden.“

In dieser Mission sind nicht so viel alleinstehende Frauenarbeiterinnen, wie am Alt-Calabar. Während Basel auf der Goldküste 4 solcher Arbeiterinnen hat, sind nach Kamerun bisher nur verheiratete Frauen gegangen, unter denen auch das Klima seine Ernte gehalten hat. Da einer Verstorbenen Lob nicht mehr schadet, dürfen wir wohl als Beitrag zu der Bedeutung von Missionarsfrauen das Urteil der Überlebenden über eine dieser Heimgegangenen mitteilen. Es ist Frau Keller, die in Mangamba starb. Ein lediger Missionar schrieb von Nyasoso über sie und lobte, wie sie durch ihre ungeteilte Hingabe an das Werk, ihren fröhlichen Sinn und ihre treue Fürsorge den Brüdern eine rechte Mutter gewesen sei; an den Sendungen, die im fernen Nyasoso ankamen, habe man stets ihre liebevolle Hand erkannt. „Wie schön harmonisch,“ sagt er, „war unser Zusammenleben auf der Station! Es war ein Familienleben, wie es nicht wohlthuender sein konnte, ein Quell des Segens, ein Balsam in den Müheligkeiten der Arbeit. Fröhlich und mit neuem Mut zog man von dieser Heimstätte aus.“ Es ist sehr schmerzlich, wenn eine solche Segensquelle aufhört zu fließen, aber es wäre nicht weise, sie überhaupt nicht zu öffnen, weil sie so oft nur allzukunft Segen bringt.

Diesen sehr bedeutenden Aussendungen entspricht die schnelle Ausdehnung des Werkes. Die Baseler übernahmen von den Baptisten Victoria am Fuß des Kamerungebirges und Bonatu (Bethel) am linken Ufer des Kamerunflusses. Zu diesen haben sie Bonatu gegenüber am anderen Ufer Bonaberi (Sitory) und den Wurifluß hinauf in Ubo die Station Mangamba angelegt, beide 1889. Wieder drei Jahre später wurde ziemlich weit nach dem Süden am Sannagaflusse Lobethal gegründet. 1896 stieg man dann von Victoria acht Stunden auf den Berg hinauf und gründete die Erholungsstation Buea. Fast gleichzeitig nahm man noch drei andre Europäerstationen in Angriff, am Nordostabhänge des Kamerungebirges im Thale des Mungo die Station Batofe, auch Bombe genannt, von Mangamba nach Nordosten wohl 60 Kilometer vorgehend im Kosilande, Nyasoso, und endlich an den Fällen des Sannaga, auch wohl 40 Kilometer von Lobethal entfernt, allerdings mit dem Dampfmotor Musango (Friede) erreichbar, Ebie oder Zürshöhe. Ein Kaufmann Zürs hat das Land zu dieser Station geschenkt. Die beiden übernommenen Stationen waren keineswegs fertig, sondern bedurften sehr gründlicher Reparaturen, zu ihnen gründete man in einem Jahrzehnt noch sieben neue Stationen. Man begreift, wenn aus den Berathungen des Vorstandes gemeldet wird, derselbe glaube jetzt in der Ausdehnung eine Pause machen zu sollen, um mit aller Kraft an den inneren Ausbau zu gehen. Denn für jede Mission ist es viel, neun Stationen



in einem Jahrzehnt aufzunehmen, in West-Afrika aber noch mehr als anderswo. Wenn man die unter der gleichen Leitung stehenden Goldküstenmission mit der von Kamerun vergleicht, so sind dort in 69 Jahren 11 oder 12, hier in 10 Jahren 9 gegründet. Es kommen dabei nicht nur die Finanzen in Frage, obgleich diese sehr in Anspruch genommen werden. So viel ich weiß, stellen die Baseler auf der Goldküste eine ausgebaut Station nicht billiger als die benachbarte Norddeutsche Mission auf der Sklavenküste her, d. h. für 70 000 Mk. und mehr. Nun sind freilich diese Kamerunstationen wohl nicht ausgebaut. Die höheren Schulen sind noch im ersten Anfang; hier und da ist erst ein Provisorium hergestellt, aber man möchte trotzdem aus dem Aufwand von nur einer Million schließen, daß in Kamerun billiger gebaut wird als auf der Goldküste. Es kommen aber auch, wie bemerkt, bei Stationen gründungen noch andre Sachen in Betracht. Wenn nicht jede Station eine neue Mission sein soll, in der man ganz von vorne anfängt, so geschieht mit jeder neuen Anlage eine Teilung der vorhandenen geistlichen Kapitalien, und der Vorstand thut gewiß sehr wohl daran, nach dem ersten schnellen Anlaufe, der aus verschiedenen Gründen sich ihm empfahl, sich auf den inneren Ausbau zu legen.

Auffallend ist auch bei dieser Mission die schnelle Mehrung der Außenstationen; sie scheinen, wie die Pilze aus der Erde hervorzuschießen. Für den 31. Dezember 1896 werden schon 91 Außenstationen angegeben, während die viel ältere und größere Goldküstenmission nur 151 hat, und seitdem ist die Zahl derselben noch weiter gewachsen. Die neue Station Bombe ist gleich von einem Kranz von solchen Außenposten umgeben. Auf einer Reise, die zwei Missionare von Lobethal aus machen nach dem Nyong und dem Nepombe Kriek, lassen sie hin und her nicht weniger als drei Lehrer zurück. Denn damit wird doch wohl eine Außenstation gegründet sein, daß man eingeborne Gehilfen hinsetzt. Nach dem letzten Censur waren der eingebornen Mitarbeiter schon 98, und in dem erwähnten Vortrag von Insp. Öhler ist von 140—150 die Rede. Die Schulen, welche solche Gehilfen ausbilden, können natürlich noch nicht so viele Gehilfen stellen; sie sind noch in den ersten Anfängen. Man hat eben, was schulmäßige Bildung betrifft, noch mit wenigem sich begnügen müssen. Nur so hat man sich so weit ausdehnen können. Unter 12 verschiedenen Stämmen wird gearbeitet, die nicht alle Duala reden. Gelegentlich hört man von einem klugen Häuptlingssohn, der mit der Begabung des Westafrikaners drei Sprachen redet, oder von Leuten, die Duala nicht verstehen, oder daß diese Sprache „noch ganz unbekannt“ sei, wie in Kosi. Aber einstweilen scheint man noch die Hoffnung festzuhalten, daß man mit Duala auskommen werde. Die Baptisten haben darin gearbeitet, und Safer das Duala Neue Testament der Mission geschenkt. Dasselbe wird in revidierter Übersetzung neu herausgegeben. Die Evangelien sind oder werden schon gedruckt und wird Missionar Schuler, dem das Schulwesen in Kamerun übertragen ist, auch die anderen neut. Bücher revidieren. Irre ich nicht, so schenkt die Württembergische Bibelanstalt dies Neue Testament der Mission. Hoffentlich erstarken die deutschen Bibelgesellschaften für den gleichen Dienst in allen unsren Schutgebieten.

Die Gründung dieser vielen Europäerstationen in einem weiten Gebiet, noch mehr die der zahlreichen Außenstationen und die Möglichkeit, sie mit eingeborenen Kräften zu besetzen ist schon ein Beweis, daß die Baseler Mission hier auf ein ungewöhnlich günstiges Arbeitsfeld geführt ist. Unter den westafrikanischen Missions-

gebieten kann sich keines messen mit Kamerun. Wenn schon die Baseler Goldküsten-Mission, wie wir sahen, viel schneller zunimmt, als andre Missionen West-Afrikas, so übertrifft Kamerun die Goldküste weit. In den letzten Tagen des Dezember 1886 kamen die ersten Missionare an und übernahmen eine Gemeinde von 148, die sich in dem folgenden Jahrzehnt fast verzehnfacht hat, indem sie auf 1468 anwuchs. Die Kirche auf der Goldküste hat sich in der Zeit nur verdoppelt und während dort die Zunahme zwar auch durch Bekehrung von Heiden geschehen ist, aber doch auch sehr wesentlich die starke natürliche Zunahme der christlichen Bevölkerung mitgewirkt hat, ist sie hier fast ausschließlich durch Taufen von Heiden geschehen und zwar, was bemerkenswert ist, erwachsenen Heiden. Es läßt sich vielleicht aus der Jugend der Gemeinde erklären, daß so wenig Christenkinder getauft werden, nur 50 in einem Decennium; während auf der Goldküste der Zuwachs der Gemeinde durch Geburt 4—5% beträgt, ist er in Kamerun nur 2%. Es mögen noch nicht so viele christliche Ehen da sein in der jungen Gemeinde, daß viele Christenkinder können getauft werden. Dagegen wird es wohl auf einen noch fortwirkenden Einfluß baptistischer Bekehrung zurückzuführen sein, daß mit den erwachsenen Heiden so ungemein wenig Kinder aufgenommen werden durch die Taufe; mit 1817 Erwachsenen wurden nämlich nur 25 Kinder getauft, also 1,3%, während auf der Goldküste im gleichen Jahrzehnt neben 4864 erwachsenen Heiden 3282 Heidenkinder getauft wurden, also 67,4%. Es ist also die Bewegung eine, die erwachsene Heiden ergriffen hat. Solche Bewegungen haben etwas Epidemisches, wenn der Ausdruck erlaubt ist; einer nimmt den andren mit, und bei aller Vorsicht werden viele zugelassen, bei denen der Religionswechsel doch nicht genügend motiviert ist. Daher erklärt sich in dieser aufblühenden Mission wohl der auffallend große Verlust durch Ausschluß. Es liegt in der Natur der Sache, daß dieser Schaden nicht sofort bemerkbar wird. In den letzten Jahren ist er aber doch in Kamerun hervorgetreten in dem bedeutenden Verlust durch Ausschluß von der Gemeinde. Der hierdurch veranlaßte Reinverlust in den letzten fünf Jahren war sehr groß; es gingen, wenn man die Wiederaufgenommenen abzieht, in Kamerun auf hundert Christen durchschnittlich 7,4% verloren, auf der Goldküste nur 1,2. Auch dies ist ein Zeichen, daß es wohlgethan ist, auf die innere geistige Durchbildung der schnell gewonnenen Christen den Nachdruck zu legen.

Das Heidentum, welches hier zu bekämpfen ist, scheint nicht schlimmer zu sein, als sonst in West-Afrika. Solche Greuel, wie in Alt-Calabar und überhaupt den Nigerausflüssen vorkommen, werden nicht gemeldet, obgleich die Finsterniß groß genug ist, und die Geheimbünde, in denen sich die Verehrer der Götter zusammen-thun, eine gefährliche Macht haben. An einigen Orten scheint das heidnische Wesen auch schon sein Ansehen verloren zu haben. Das Heidentum ist ja auch nicht eigentlich der Feind, der zu besiegen ist, sondern das verkehrte Herz, das sich hinter ihm verschanzt. Einen neuen Feind haben die Christen eingeführt, den Branntwein, den einer der Missionare den „mächtigsten Götzen“ im Lande nennt. Es ist sehr erfreulich, daß die Gemeinden sich dagegen rüsten, indem sie eine kirchliche Sitte bilden, die den Branntweinhandel als für Christen nicht wohlanständig ansieht. Dagegen scheint es mir unberechtigt, diejenigen, welche Branntwein trinken, vom heil. Abendmahl auszuschließen. Der Missionar hat kein Recht, etwas zu verbieten, was Gott nicht verboten hat. Er kann sehr wohl den Rat geben, daß die Christen

nicht den Brantwein trinken, weil er ihnen zu gefährlich ist. Aber ein Verbot ist doch gegen das Evangelium, welches lehrt, daß nichts den Menschen gemein macht, was durch den Mund genossen wird. Man kann doch im Ernste nicht das Wort Pauli von dem Kelch des Herrn und dem Kelch der Dämonen (1. Kor. 10, 21) für ein Verbot des Brantweingenußes nehmen. Es ist vielmehr die Größe des Paulus, daß er, obgleich auch ein Missionar und darum allen den Versuchungen ausgesetzt, dem Evangelium mit Sätzen menschlichen Ursprungs aufzuhelfen, nicht denselben erlegen ist und die gesetzlosen Heiden nie unter das Gesetz gestellt hat, sondern immer nur den Weg verfolgt hat durchs Evangelium und den heiligen Geist sie innergesetzlich zu machen. Das ist auch allein das Praktische.

Es ist sehr zu beklagen, daß der ohnehin schwere Kampf gegen das Heidentum durch die Verführung der Weißen, die den verführerischen Brantwein einführen, noch erschwert wird. Das Evangelium siegt aber dennoch, wie es denn in Kamerun ja schöne Siege errungen hat. Bei denselben bleibt immer etwas Unerklärliches, und doch versucht man immer sich zu erklären, warum hier das Wort Gottes läuft, während dort alles so ungemein langsam vorwärts geht. Ein Faktor ist in Kamerun offenbar die Vorarbeit der Baptistenmission. Daß eine Mission, die Kindertaufe hat einer Baptistenmission folgte, so wenig Schwierigkeiten haben würde, wie die Baseler, war kaum zu erwarten. Die alten Christen sind eigentlich ohne große Schwierigkeit zum Gebrauch der Kindertaufe übergegangen. Die Separation, die statt fand, hat gar nicht in der Kindertaufe ihren Grund gehabt, sondern merkwürdigerweise darin, daß diese Baptisten sich nicht die strengere Kirchenzucht gefallen lassen wollten. Es ist die verkehrte Welt; während bei uns die Baptisten auch deshalb die Landeskirchen verlassen, weil diese zuchtlos sind, entziehen sich dort die Baptisten den Missionaren aus den Landeskirchen, um ihrer Zucht sich nicht unterwerfen zu müssen. Auch bei den Bleibenden haben die Missionare damit zu thun, daß die Gemeinden sich die genauere Aufsicht und strammere Leitung der Baseler Missionare nicht gleich gefallen lassen wollen. Ein gutes Beispiel, wie der Missionar mit Demut und Weisheit diesen Widerspruch überwindet, erzählt Böhner (Heidenbote 1895 S. 66 und 74 ff.) aus Bonendale einer Außenstation von Bonaberi. Die Lehrer und Ältesten wollten ohne den Missionar, der gekommen war zur Abendmahlsfeier, das Amt der Schlüssel verwalten. Böhner hat sie in Liebe überwunden.

Das sind doch kleine Nöten. Der Segen, den die Kamerunmission mit der Gemeinde empfangen, ist doch größer, eine Ursache des schönen Erfolges. Die alten Gemeinden Bethel und Victoria sind freilich keineswegs die blühendsten. Überhaupt ist die Arbeit nicht gleichmäßig gesegnet. Auch in Kfofie, wo es so dramatisch angefangen hat, scheint es zunächst nur langsam vorwärts zu gehen. In Buea ist die Sache auch im Anfang. Die durch die Grafenreuthsche Expedition verschüchterten Bakwiri, die auch sehr zerstreut wohnen, müssen erst wieder Vertrauen fassen. Das interessanteste Gebiet, wo die Sache am meisten den Charakter einer Volksache hat, ist das Aboland, und hier ist es ein von der Baptistenmission getaufter Christ Koto, der vorgearbeitet, die Missionare herbeigerufen und sie kräftig unterstützt hat. Das Evangelium hat hier „Gottes-Männer“ erzeugt, die eine heidnische Verfolgung durch Geduld überwandten. Die Gemeinde von Mangamba treibt selbst Mission; sie erbaut Außenstationen, setzt die dritte, und unterhält Lehrer. Von da ist auch das Wurigebiet in die Bewegung gezogen. Die Christen haben so viel Einfluß,



daß sie den öffentlichen Beschluß durchsetzen konnten, den Wassergott Dschenga abzuschaffen.

Neben dem religiösen Beweggrund ist vielleicht noch ein anderer wirksam. Bei einer Reise durch das Gebiet der Station Lobethal begegnete den Missionaren überall die Furcht der Eingeborenen vor den Weißen. Ein Europäer sei ihnen ein Ausbund von Grausamkeit und Schlechtigkeit. „Den ersten Wellenschlag der Kultur“ nennt der Berichterstatter dies. An einem Orte halten die Missionare in einer Woermannschen Faktorei eine Versammlung ab; der Vorsteher derselben ist ein Afrikaner, ein Christ aus der amerikanischen Presbyterianermission. Auch Frauen nahmen daran teil. Der Häuptling erklärte dann, sonst sei es den Frauen verboten, in die Häuser der Weißen zu gehn, aber jetzt handle es sich um die „Sache Gottes“, da sei es ja sicher. Man bekommt den Eindruck, daß die Leute, wenn sie erst einmal die Überzeugung gewonnen haben, der Missionar sei anders als die übrigen Weißen, sich gerne freundlich zu ihm stellen um vor seinen Brüdern geschützt zu sein. Die Furcht vor den Weißen scheint auch bei einer andren Bewegung zum Christentum mitzusprechen. Schon früher wurde berichtet, daß in Adom einer der 10 Außenstationen der jungen Station Bombe dem Missionar Lauffer in zwei Tagen mehr als 30 Götzen ausgeliefert wurden, darunter ein Riesengötze, zwei Meter groß, der als Siegestrophäe ins Museum nach Basel gewandert ist. Das wird dieselbe Sache sein, über die dann später gemeldet wird, die Leute wollten ihre Götzen verbrennen. Da Lauffer selbst nicht abkommen konnte, sandte er Gehilfen, die diese Sache in die Hand nahmen. Auf Bombe aber hat dann Lauffer selbst ein solches Fest gefeiert; am 27. August letzten Jahres wurde da eine Anzahl Götzen verbrannt. Am folgenden Tagen erlitten die Priesterkleider und Zaubermittel das gleiche Schicksal. Lauffer erzählt, daß bei Götzenfesten Verbrechen vorgekommen seien, welche die Regierung bestraft habe. Um das für die Zukunft zu verhüten, hätte man beschlossen, die Götzen lieber gleich selbst aus der Welt zu schaffen. Als Lauffer sie dann bat, doch nun auch gleich sich als Taufbewerber anschreiben zu lassen, waren sie zuerst darüber erschrocken; nachher haben doch 24 sich anschreiben lassen. Es wird wohl mancherlei zusammenwirken, um den Umschwung herbeizuführen. Außer dem guten Sauerteig des göttlichen Wortes giebt es noch viele andre Ingredienzien, gute, sittlich indifferente und auch verkehrte, welche mit dazu beitragen, die Gärung herbeizuführen. Um so mehr hat die Mission dafür zu sorgen, daß sie das reine Element des göttlichen Geistes dazubringt.

Bekanntlich haben die Baseler die Kamerunmission von den englischen Baptisten bekommen, deren Arbeit dort im Juni 1895 ihr 50jähriges Jubiläum hätte feiern können. Der Verkauf dieser Mission scheint den deutschen Baptisten unlieb gewesen zu sein und nicht mit Unrecht, so lange sie die Frage der Kindertaufe für wichtig genug halten, sich von den Kirchen, in denen sie geboren wurden, zu trennen. Insbesondere hat Prediger Schewe sich um diese Sache bekümmert und auch nachdem er schon 1886 vergeblich versucht hatte, den Verkauf zu verhindern, nicht geruht, bis eine Missions-Gesellschaft der deutschen Baptisten gebildet wurde, die in Kamerun arbeitet. Sie hat noch kein besonderes Organ, sondern veröffentlicht ihre Berichte in den „Wahrheitszeugen“ und in gelegentlichen Flugblättern, die unter dem Titel: „Blüten und Früchte“ erscheinen. Die mir gütigst zugestellten, die nicht ganz lückenlos sind, liegen meinem Berichte zu Grunde.



Der Anfang dieser Mission wird in diesen Blättern auf den „unglücklichen Verlauf der Mission“ zurückgeführt und als Beweggrund für diesen die „Mißstimmung“ über den Konflikt mit den Deutschen angegeben. Dem gegenüber muß doch zu Ehren der deutschen evangelischen Mission wiederholt werden, daß Basel erst dann eingetreten ist, nachdem ihr von der Leitung der Mission erklärt worden, daß sie nicht aus diesem Grunde weggehe. In der That ist denn auch, so sehr die politischen Verhältnisse den Engländern mißfallen mochten, der eigentliche Grund ein ganz anderer. Um des Kongo willen war Kamerun liegen gelassen; auch die „Blüten und Früchte“ sprechen von „jahrelanger Vernachlässigung“, und das Angebot der Baseler war nur ein willkommenener Anlaß, mit einigem Anstand eine Mission aufzugeben, die man um des Kongo willen nicht ordentlich betrieb, die aber, wie der Erfolg bewiesen hat, ordentlich bearbeitet ihnen mehr Frucht gebracht haben würde, als der von der Mode bevorzugte Kongo. Die Gemeinden in Kamerun, so sagen unsre Berichte, kannten den Unterschied nicht so, aber schon bald gingen ihnen die Augen auf, und bereits 1887 trennten sich 3—400 Christen von Basel. Die Baseler, die Dezember 1886 eintraten, geben für den 1. Januar 1888 nur 148 Christen an; danach zu urtheilen, wären die meisten Baptisten in Kamerun nicht zu den Baselern übergegangen. 1889 trennte sich dann auch die kleine Gemeinde in Victoria. Mit diesen Baptisten suchte nun Prediger Schewe Fühlung, wobei ihm von einem seitdem verstorbenen Herrn Ludwig Schausler in Stuttgart viele Hilfe wurde. Der Besuch von Alfred Bell in Berlin 1889 war ein weiterer Schritt; es entstand ein Briefwechsel; die Baptisten wurden finanziell unterstützt und die Ausfendung von Missionaren in Aussicht genommen. Der erste derselben langte im Dezember 1891 in Kamerun an; es war ein deutsch redender Amerikaner, wie auch die folgenden; erst die beiden letzten sind aus Deutschland selbst gekommen. Die Baptistengemeinschaft hat sich, wie wir das auch von den deutschen Methodisten hörten, pekuniär sehr angestrengt. Die Einnahme war 1894: 26773, 1895: 56640, 1896: 52747 und das letzte Jahr 50238 Mk. Daran sind, wie mit persönlichem Dienst, so auch finanziell deutschredende Baptisten und Mennoniten in Amerika beteiligt, gewöhnlich mit etwa 13000 Mk., das meiste thun aber doch die Deutschen; in den vier Jahren haben sie 130055, also jährlich 32513 Mk. beigetragen. Das ist eine sehr bedeutende Leistung. Beim Vergleich mit dem, was die Landeskirchen in Deutschland leisten, ist ja freilich nicht zu vergessen, daß diese jungen kleinen Gemeinden eine Auswahl von religiös angeregten Menschen haben und keine indifferente Masse mit sich schleppen, aber der Vergleich kann doch zeigen, wie wenig man in den großen Kirchen noch versteht, wozu die Kirchen da sind.

An Missionaren sind bis dahin 11 Männer und Frauen ausgesandt, der vorletzte, ein Deutscher, Namens Schwarz, der letzte, der Sohn des Herrn Schausler, ein praktischer Arzt. Mit Besorgnis liest man es, daß derselbe ein Gegner des Chinin ist. West-Afrika eignet sich nur wenig zum medizinischen Versuchsfeld, man sollte dort die breite Straße medizinischer Mittelmäßigkeit wandern, auf der man meines Wissens noch kein anderes Mittel als Chinin gegen das Fieber kennt. Wie heiß der Boden dort ist, haben auch diese Arbeiter erfahren. Von den elfen sind sechs gestorben, und eine Frau genötigt gewesen die Arbeit zu verlassen. Diese Erfahrung hat schon dazu geführt, wie in den anderen Missionen, bessere Wohnungen herzustellen, als in anderen Ländern nötig sein wird. Es ist ein schönes Zeichen,

daß der Baseler Missionar Schölziger den Plan für das erste in Altona gezimmerte Missionshaus der Baptisten gezeichnet hat.

Auch andere Begleiterscheinungen dieser crux West-Afrikas treten hervor. So der Ruf nach mehr Arbeitern; „mehr Leute würden,“ so tönt es von Afrika, „doppelt so reiche Frucht“ wirken. Oder der von Amerika aus angeregte Gedanke, die dortigen Afrikaner zu verwerten. Oder der Versuch, Kameruner nach Deutschland kommen zu lassen. Der Sohn des eingeborenen Pastoren Wilson in Viktoria ist noch in Berlin. Ein anderer Richard Mbene ist nach mehr als vierjähriger Ausbildung in Deutschland heimgekehrt und schreibt frisch aus seiner Schularbeit. In dem Brief redet er auch von „Bruder Schaufler“. Nun sind wir allerdings alle Brüder, und in der Baptistengemeinschaft scheint die Benennung Bruder ganz allgemein gebräuchlich, aber mir scheint, daß es dem Richard Mbene gar nicht schaden würde, wenn er den vermutlich älteren, höher gebildeten Mann, der um seines Volkes willen die angesehene Stellung eines Arztes verlassen hat, nicht „Bruder“, sondern „Herr Doktor“ nannte. Ich hörte Inspektor Josenhans von einer kleinen Katechese erzählen, die der Baseler Präses Pfarrer von Brunn mit den Zöglingen abhielt. Es handelte sich darum, ob die Missionszöglinge, da der Präses sie „Brüder“ nenne, nun auch Gleiches mit Gleichem vergelten und ihn „Bruder Brunn“ anreden dürften. Derartige Belehrungen wären in Afrika ganz angebracht.

Die Baptistenmission hat auch wohl schon dahin weisende Erfahrungen gemacht. Der erste Missionar, Steffens, scheint die Christen dort als Helden des Glaubens angesehen zu haben; als er sie bei seiner Ankunft heranrudern sah, bezeichnet er sie als „unsre wackeren Glaubensgenossen, die wegen ihres biedereren christlichen Sinnes und wegen ihrer Standhaftigkeit für Wahrheit und Recht die Sympathie und Achtung der ganzen Christenwelt genießen sollten.“ Nach den Baseler Berichten waren es weniger dogmatische Bedenken über die Kindertaufe, als Unlust sich ernste sittliche Zucht gefallen zu lassen, die zur Trennung führte. Im Anfang lauten auch die Berichte sehr günstig. Die Gemeinde zählte damals 1891: 500 Glieder auf 9 Stationen; in 9 Wochenschulen wurden 745 Schüler unterrichtet; in 1889 und 1890 hatten sie aus eigenen Mitteln zehn Versammlungshäuser gebaut. Dies Werk nahm so zu, daß in den nächsten drei Jahren weitere 19 Versammlungshäuser gebaut wurden; auf 35 Stationen arbeiteten 38 eingeborene Lehrer mit 16 unbesoldeten Helfern, die 1300 Mitglieder, 2300 Schüler hatten.

Doch sind dies wohl noch Zahlen, die von dem ganzen ungetheilten Werke gelten sollen, und die mit einiger Vorsicht zu gebrauchen sind. Die Berichte bemängeln selbst die Zuverlässigkeit der Statistik; es sei die Sache vernachlässigt, keine Kirchenbücher geführt, und erst mit der Zeit und beharrlichem Festhalten lasse sich die Sache ändern. Man kann nur dazu raten, dies ernstlich im Auge zu behalten. Genaue Statistik zu erstreben ist kein Dienst der Eitelkeit. Missionare und Missionsleitungen haben ihr Werk nicht in ihrer Hand, wenn sie die allerdings große Mühe der Statistik scheuen. Der Tag, an dem ein Missionar seine Statistik zusammenstellt, darf für ihn oft ein Tag des Dankes sein, nur selten wird er aber nicht auch ein Tag ernsten Selbstgerichtes sein.

Wie angedeutet, haben sich die Baptisten nochmals getrennt oder sind doch von einander geschieden. Dazu hat wohl ein dritter Ankömmling beigetragen. Auch in England ist man, wie es scheint, nicht zufrieden gewesen mit der Aufgabe

der Kamerunmission. In Nord-Wales hat sich eine Gesellschaft gebildet zur Ausbildung von Eingeborenen, die dann als Freimissionare ohne Verbindung mit einer Gesellschaft unter ihren Landsleuten missionieren sollten. Ein Geistlicher, Hughes, erschien als Vertreter dieser Gesellschaft in Kamerun, kümmerte sich nicht um die deutschen Baptisten und scheint nach allen Seiten hin Unfrieden gestiftet zu haben. Wegen deshalb zu befürchtender Reibungen hat der Gouverneur ihn ausgewiesen, auch verboten, daß Kameruner mit oder zu ihm nach England gingen, was aber dennoch geschehen zu sein scheint. Nebenbei bemerkt, finden wir diese Gewalt des Gouverneurs den Eingeborenen solches zu verbieten und solche Ausweisungen zu verfügen, recht bedenklich. Herr Hughes wird aber wohl kein gutes Gewissen gehabt haben, sonst hätte er sich beschwert. Vielleicht wäre ein Riß auch sonst gekommen. Man kam immer mehr zur Einsicht, daß die einheimischen Gemeinden noch nicht reif seien zur Selbstständigkeit, und da dieselben sich wohl die europäische Zeitung nicht haben gefallen lassen, hat man sich getrennt. Es ist nicht klar, ob die deutschen Baptisten sich ganz von dem Gebiet der selbstständigen Gemeinden entfernt haben oder nur ihre Arbeit für sich treiben. Unter ihren Stationen, deren meiste Namen übrigens in dem Grundemannschen Atlas nicht zu finden sind, sind Victoria und Bonaku vulgo Bethel genannt. Jedenfalls arbeiten sie für sich, und die späteren Zahlen gelten nur für ihre besondere Arbeit. Für 1894 werden 22 Stationen 124 Mitglieder und 29 Gehilfen genannt, die 1897 auf 40 Stationen, 401 Mitglieder und 41 Gehilfen angewachsen sind. An einer andren Stelle ist übrigens von 540 Mitgliedern die Rede. Auch diese Baptisten machen einen Unterschied zwischen Getauften und Mitgliedern, obwohl sie ja nur Erwachsene taufen. In 1896 wurden 137, in 1898 148 getauft. Die Baseler taufen in 1896 351 Erwachsene, von 1897 fehlen noch die Zahlen. Auch für die Schule wird gesorgt, für Tageschulen und für eine höhere in Bonaku, für die ein in Altona gezimmertes Haus, das 8000 Mk. kostet, hinausgeht.

In diesem Jahr ist diese Arbeit neu organisiert, indem eine „Missionsgesellschaft der deutschen Baptisten“ sich konstituiert hat. Dies ist mit Genehmigung der Bundes-Konferenz geschehen und bei der Wahl des Vorstandes ist auf die landschaftlichen Verbindungen der Baptisten Rücksicht genommen. Aber die Gesellschaft ist selbstständig; der Vorstand, dem acht Berliner angehören, hat in Berlin seinen Sitz. Prediger Schewe ist der Inspektor.

Es wäre gewiß erfreulicher, wenn die evangelische Mission in Kamerun, die gleichfalls von den Römischen angegriffen wird, nicht in drei Truppen marschierte. Aber das ist nicht zu ändern, und es wird schon gehn, wenn alle festhalten, daß in dem Missionsbefehl das: Taufet sie, nur eine unter mehreren partizipialen Näherbestimmungen ist, das Hauptwort dagegen besagt: Macht sie zu Jüngern!

# Die Bedeutung der Apostelgeschichte für unsere heutige Missionszeit.

Von Missionsdirektor E. Buchner.

(Schluß.)

Die praktische Anwendung fußt in allen Predigten der Apostel auf den von den Aposteln in objektiver, erzählender Weise vorgetragenen Thatsachen des Lebens, des Todes, der Auferstehung und der Himmelfahrt des Herrn. Und doch ist bei aller Objektivität immer eins auf das bestimmteste betont, nämlich daß die Redner zu diesen Thatsachen ein subjektives Verhältnis haben, sie selbst nicht nur für wahr halten, sondern aus ihnen für ihr eigenes Leben die entscheidende Schlußfolgerung gezogen haben. Das wiederholte: „Des sind wir Zeugen“ soll doch sicherlich nicht nur die objektive Wahrheit der dargebotenen Thatsachen bezeugen, sondern zum Bewußtsein der Hörer bringen, daß die Redenden selbst ein inneres, ja das innerlichste Verhältnis zu dem, was sie berichten gewonnen haben.

Von Erfolg kann eine Missionspredigt nur sein, wenn sie denselben Weg geht, wie jene ersten Zeugen. Die ernste Bußpredigt, die selige Evangeliumsverkündigung kann sie nur geben auf dem Grunde der großen Heilsthatsachen. Darum muß die einfache Erzählung der großen Gottesgeschichten, in denen die Heilsthatsachen uns dargereicht werden, die vornehmste Aufgabe der Missionspredigt sein. Die Thatsachen des Lebens Jesu, seines verdienstlichen Todes, seiner Auferstehung und seiner Himmelfahrt müssen dem Boten des Herrn objektiv außer allem Zweifel stehen. Wenn in der sogen. modernen Theologie etwas gefährlich ist für die Missionsarbeit, so ist es jener spiritualistische Zug, der die objektive Thatsächlichkeit der biblischen Geschichten in Frage stellt. Je öfter ein Missionsprediger die Wirkung dieser objektiven Heilsthatsachen zu beobachten Gelegenheit hat, desto klarer wird ihm aufgehen, welche göttliche Weisheit darin liegt, daß uns die ewigen, geheimnisvollen Wahrheiten als einfache, thatächlich geschehene Geschichten entgentreten, denn dies ist die einzige Form, in der sie auch von dem einfachsten, ungebildetsten, geistig am tiefsten stehenden Menschen verstanden werden können, abgesehen davon, daß jene Heilsthatsachen eben um ihrer Thatsächlichkeit willen erlösend sind. Es darf einem Missionsprediger darum nicht zweifelhaft sein, daß er in keiner anderen Form als in dieser jene Gotteswahrheiten der Erlösung



seinen Hörern darbiehen kann, und um dies mit vollem Herzen thun zu können, muß er selbst an ihre Wahrheit glauben.

Freilich ist damit noch nicht alles gethan. Nein, wie jene ersten Boten muß er mehr als ein Verkündiger geschehener Thatsachen sein, er muß ein „Zeuge“ geworden sein, und wenn auch nicht in dem Sinn der Apostel als Augenzeuge, doch in dem Sinn als Zeuge auftreten, daß er auf Grund eigenster persönlicher Erfahrung für die Wahrheit des verkündigten Wortes eintreten kann mit freudigem Aufsthen des Mundes.

Alle Reden der Apostel laufen zum Schlusse aus in die ernste Ermahnung zur Buße und in die Verkündigung der süßen Botschaft: Dieser Jesus kann, im Glauben erfaßt, euch die Vergebung der Sünde bieten und damit eine Erlösung, die vor Gott gilt.

Sollte es nun nicht völlig unnötig sein, festzustellen, daß die Missionspredigt keinen anderen Zielpunkt haben könne und dürfe als denselben, auf welchen alle Reden der Apostel hinauslaufen, nämlich die Ermahnung zur Buße, die Anpreisung der Gnade Gottes in Jesu Christo? Alles andere, was wir bisher genannt haben, ist doch nur Mittel zu diesem Zweck. Man sollte meinen, hier bedürfe es keiner Worte, und doch, ich denke, ein Missionar kann nicht oft genug darauf sich führen lassen, wie diese Wahrheiten allein es sind, um deren willen wir Mission treiben. Je mehr die Missionsarbeit sich Anerkennung verschafft, je mehr sie in unserer Zeit Gegenstand auch der Wissenschaft wird, je mehr die verschiedensten und nicht ohne weiteres unberechtigten Forderungen an sie herantreten, desto mehr kann die Gefahr für sie wachsen, das Allereinfachste und Selbstverständliche zurücktreten zu lassen gegenüber Nebensächlichem. Deshalb muß sie immer wieder zur Quelle ihres göttlichen Anfanges sich zurückweisen lassen, um hier zu lernen, wieder und wieder, worauf es letztlich allein ankommt, worin ihre Kraft liegt, was ihre einzige Aufgabe ist, zu verkündigen die Buße und die Vergebung der Sünden in Jesu Christo.

Für die Missionsmethode unserer Zeit liegen aber, abgesehen von den Reden der Apostel in der Erzählung des Lukas viele dankenswerte Winke. Auf sie alle hier näher einzugehen, sehe ich mich völlig außerstande; lassen Sie mich aber wenigstens einige Andeutungen geben, was ich meine.

Liest man z. B. den Bericht von den Missionsreisen Pauli, so will uns bei oberflächlicher Betrachtung scheinen, als ob ihnen kein bestimmter Plan zu Grunde gelegen habe, als ob der Apostel ohne recht

zu wissen warum, da oder dorthin gezogen sei. Darüber nur Folgendes: Eine genaue Forschung wird allerdings ergeben, daß der Apostel sich nicht ehe er auszog, einen festen Plan gemacht, daß aber keineswegs seine Reisen planlos genannt werden können. Jedem Schritt, den der Apostel that, lag wohlüberlegte Absicht zu Grunde, er wußte stets, warum er da oder dorthin ging, blieb aber wie oben schon gesagt, bei jedem Schritt abhängig von der Leitung seines göttlichen Meisters. Aber gerade da, wo diese Leitung auch für uns klar hervortritt, scheint zunächst oft eine dem menschlichen Verstande widersprechende Planlosigkeit zu herrschen, die sich freilich später als wunderbare Weisheit Gottes offenbart (zweite Missionsreise). Das giebt uns viel zu denken.

Welchen Wert hat menschliches Planen und menschliches zielbewußtes Handeln auf dem Gebiet der Mission? die Mission ist ein Glaubenswerk, sicherlich! und sie hört da auf, wo der Glaube aufhört. Aber doch nicht in dem Sinne, daß darum die menschliche Überlegung ungestraft bei Seite geschoben werden dürfte. Es gehört zur Missionsarbeit ganz gewiß auch menschliche Überlegung, menschliches Planen und zielbewußtes Handeln. Aber doch nur in dem Sinn, daß diese gebotene menschliche Arbeit sich nicht eigensinnig der göttlichen Führung in den Weg stelle und sie meistern wolle. Auf keinem Gebiet geschehen so wunderbare Dinge als auf diesem. Nirgends geht es oft mehr gegen Haar und Strich, nirgends leidet menschlich planvolles Handeln so völligen Schiffbruch als hier. Dafür sind die Beweise unschwer in Fülle zu erbringen. Wie köstlich für uns, aus jenem ersten Missionsbericht zu lernen, daß die Mission schon in ihrem ersten Beginn dieselbe Signatur getragen hat: wohl überlegtes menschliches Thun und wunderbare Gottesführung, oft sich scheinbar scharf widersprechend und zuletzt doch zum rechten Ziele führend. Diese Signatur gehört also offenbar zu ihrem eigensten Wesen und ist nicht ohne weiteres ein Accidens oder nur eine Folge menschlicher Sünde. Diese Signatur trägt unsere Missionsarbeit noch heute. Werfen wir z. B. nur einmal einen Blick auf eine Weltmissionskarte, so erscheint schon der Umstand aller menschlichen Weisheit und Vernunft zu widersprechen, daß die Arbeit nicht mit voller Kraft an einem Punkt einsetzt und von diesem aus in zielbewußtem Fortschritt vordringt, sondern daß sie, auch von den einzelnen Gesellschaften, an vielen Punkten zugleich begonnen wird. Ich habe mich oft gefragt, ob z. B. unsere Brüdergemeine nicht viel besser thäte, ihre über die Welt zerstreute Arbeit zu konzentrieren auf ein Gebiet und dort mit der vollen Wucht zu wirken. Ein Blick in

unsere Missionsgeschichte läßt aber erkennen, daß dieses uns auf den ersten Blick so fremdliche Thun der zerstreuten Missionsarbeit eine von Gott gewollte Thatsache ist, die wohl einem bestimmten göttlichen Zweck entspringt, womit keineswegs gesagt sein soll, daß nicht auch hierbei menschliche und falsche Gründe mit im Spiel sein mögen. Es ist aber unstreitig eine tröstliche Thatsache, allen oft menschlichen Plänen ins Gesicht schlagenden Führungen auf dem Missionsfelde gegenüber, daß es von Anfang an trotz aller Pläne im Reiche Gottes so zugegangen ist.

Greifen wir noch einen anderen Punkt heraus. Das Studium der Apostelgeschichte wird uns Licht geben u. a. in der jetzt in der Missionswelt viel besprochenen Frage: ob die Missionsarbeit Evangelisation oder örtlich begrenzte Gemeinde-Thätigkeit sein soll. Bekanntlich ist namentlich von Amerika aus die Parole neuerdings ausgegeben worden: not concentration but diffusion d. h. die Missionsarbeit soll nicht wie bisher durch Gründung fester Gemeinden und möglichsten Ausbau derselben ausgeführt werden, sondern soll in der Weise betrieben werden, daß die Missionare evangelisierend umherziehen, überall das Wort verkündigend, es der Macht dieses verkündigten Wortes mehr oder weniger überlassend, daß sich Christengemeinen aus eigener Initiative bilden. Zur Begründung dieser Forderung beruft man sich eben auf die Apostelgeschichte und die Art und Weise, wie Paulus missioniert habe. Und in der That hat dieser Einwand gegen die bisherige Missionspraxis auf den ersten Blick etwas Bestechendes und anscheinend Berechtigtes. Eine genaue und sorgfältige Betrachtung, die vor allem auch nicht die so ganz andersgearteten Verhältnisse der damaligen Zeit außer Acht läßt, wird uns aber zu dem entgegengesetzten Schluß führen. Allerdings zeigt uns die Apostelgeschichte, daß Paulus meist nur vorübergehend an einem Orte sich aufgehalten habe. Aber ebenso hören wir, daß er da, wo es die Umstände erforderten, wie z. B. in Ephesus länger verweilt habe. Ferner fällt es uns mit Recht auf, daß Paulus, wo es irgend angängig war, auf seinen späteren Reisen die früher gegründeten Gemeinden wieder aufsuchte, offenbar von der Überzeugung ausgehend, daß ein einmaliger kurzer Besuch ihm nicht genügend erschien. Auch dürfen wir nicht übersehen, daß er hin und her in den Gemeinden Älteste einsetzen ließ, also stets bestrebt war, die Gemeinde so weit als es möglich zu organisieren und damit fest zu gründen. Hierbei kamen ihm die damaligen Verhältnisse, sowohl religiöse als soziale, in einer ganz anderen Weise zu Hilfe als uns heutzutage. Er erkennt ferner auch im 1. Korintherbrief ausdrücklich an, daß ihn gerade der Herr nicht gesandt „zu taufen“ d. h. die Pflege einer bestimmten Gemeinde zu über-

nehmen, sondern „zu predigen“. Sein besonderer von Gott ihm gegebener Beruf war die Evangelisation, während das „Begießen“, die fortgehende Pflege der gegründeten Gemeinde, die Aufgabe anderer Boten sei z. B. des Apollo. Damit erkennt er aber an, daß diese letztere Arbeit auch zur Missionsarbeit gehöre. Und endlich: zeigen denn nicht seine eingehenden Briefe an die Gemeinden wie ihm die Pflege, der innere Ausbau derselben am Herzen liegt, und daß er sich wahrlich nicht mit oberflächlicher Evangelisation begnügte? So lehrt uns eben die Apostelgeschichte erkennen, daß in jener Bewegung, die sich auf Paulus und die Apostelgeschichte beruft, wohl ein sehr berechtigtes Gegenmittel liegt gegen die Gefahr, auf diesem Gebiet, in eine falsche Engherzigkeit der Arbeit zu verfallen, daß sie aber in sich selbst als allein gültige Missionsmethode biblisch nicht begründet ist.

Hieran anknüpfend wollen wir noch einen Punkt ins Auge fassen. Wir lesen Apostelgeschichte 20 die köstliche Erzählung, wie Paulus Abschied nimmt von den Ältesten der Gemeinde zu Ephesus, die er nach Milet beschieden hatte. Hier thun wir einen Blick hinein in das Verhältnis des Apostels eben zu einer Gemeinde, in und an der er längere Zeit gearbeitet hatte. Leider müssen wir es uns versagen auf dies für unsere Missionsarbeit an Belehrung so ungemein reiche Kapitel einzugehen. Aber unerwähnt durften wir nicht lassen, daß es für jeden Missionsarbeiter eine Instruktion enthält, wie sie inhaltsreicher nicht gedacht werden kann. Diese Erzählung allein verurteilt nicht nur jede oberflächliche Evangelisationstheorie, sondern schließt in sich eine solche Fülle von Belehrung, daß die Betrachtung derselben an sich schon genügen würde, nachzuweisen, daß die Apostelgeschichte für unsere heutige Missionszeit eine noch nicht genug gewürdigte Bedeutung hat.

Man kann dieses Kapitel nicht lesen, ohne an das Wort des Herrn zu denken Joh. 20, 21: „Gleichwie mich der Vater gesandt hat, also sende ich euch auch“, ergänzt durch die Worte: Matth. 20, 28: „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene.“ Und: Matth. 10, 25. „Es ist dem Jünger genug, daß er sei wie sein Meister und der Knecht wie sein Herr.“ Was Missionsdienst heißt, hier können wir es lernen.

Doch die Apostelgeschichte lehrt uns nicht nur die rechte innere Stellung zur Missionsarbeit gewinnen, sie giebt uns nicht allein eine Fülle von Belehrung in Bezug auf die Missionsmethodik, nein sie schafft uns auch Klarheit über das Ziel, welches wir bei unserer Arbeit im Auge haben sollen und welches bestimmend auf die Art und Weise derselben einwirkt.



Auch auf diesem Gebiete macht sich in unserer Zeit eine Auffassung geltend, mit der sich ein Missionsfreund auseinandersetzen muß. Der Missionsbefehl des Herrn lautet: Gehet hin und machet alle Völker (wie Luther übersetzt) zu Jüngern, indem ihr sie taufet und lehret halten alles, was ich euch geboten habe.

Die ältere Missionsgeschichte, namentlich die der Brüdergemeine, zeigt, daß die ersten Missionare dies Wort ganz im allgemeinen Sinn als eine Anweisung zur „Heiden“ bekehrung aufgefaßt und danach gehandelt haben. Dabei trat ihnen das Individuum in den Vordergrund, und die Bekehrung einzelner ward ihnen das Ziel ihrer Arbeit, die Zusammenschließung der durch das Evangelium Bekehrten zu Gemeinden die Vollendung ihrer Aufgabe. Graf Zinzendorf sprach es klar aus, daß die Missionare diejenigen Seelen aufsuchen sollten, die schon vom Herrn zuvor zubereitet, auf das Evangelium warteten und für den Zug des Vaters zum Sohne empfänglich waren. Es entstanden also in jener ersten Zeit, daß ich so sage, Auswahlgemeinen, in denen die Sammlung der Gläubigen stattfand. Wer die Geschichte der Entstehung der Brüdergemeine kennt, wird sich darüber nicht verwundern. Wer ferner in der Geschichte unserer ersten Missionszeiten zu Hause ist, wird gestehen müssen, daß gerade in jener Beschränkung die Kraft der Arbeit lag. Ganz gewiß müssen wir darin eine göttliche Vorsehung erkennen, daß dieser „individualistische“ Zug, der auf die Rettung einzelner hinging, die erste Missionszeit beherrschte. Gegen diese Auffassung der Aufgabe der Mission macht sich nun in neuerer Zeit eine andere Auffassung geltend, die wir als „universalistisch“ bezeichnen können. Sie betont, daß jenes „Völker“ — ἔθνη — im strengen Sinne zu fassen sei, so daß der Befehl des Herrn keineswegs dahin gehe, nur einzelnen Seelen das Heil zu bringen, sondern dem Volke als Ganzem. Demnach wäre das Ziel der Missionsarbeit keineswegs bloß die Bildung einzelner christlicher Gemeinden, sondern die Durchbringung des gesamten Volkslebens mit dem Sauerteig des Evangeliums, es müsse demnach von Anfang an die Mission das Ziel der Volkskirche im Auge haben und danach ihre Methode von Anfang an einrichten.<sup>1)</sup> Es bedarf keiner Ausführung, sondern springt von selbst in die Augen, daß die unbedingte Anerkennung dieses Satzes eine tiefgreifende Folge für unsre Arbeit haben würde. In vielen Stücken müßte die bisher befolgte Methode abgeändert werden. Wir können diesen

<sup>1)</sup> Vergl. über diese Frage meine Evang. Missionslehre III Kap. 33: die Missionsaufgabe als Volkschristianisierung.

Gedanken der „Volkschristianisierung“ nicht ohne weiteres von der Hand weisen, sondern müssen uns mit ihm auseinandersetzen. In wirklich befriedigender Weise können wir dies aber nur thun an der Hand der Schrift und wieder namentlich an der ersten Missionsgeschichte, wie sie uns in der Apostelgeschichte dargeboten wird.

Man kann nun zunächst bezweifeln, ob die Übersetzung des Wortes *ἔθνη* mit „Völker“ im strengen Sinne exegetisch geboten, ja zulässig ist. Ich glaube, es ließe sich wohl nachweisen, daß die Begriffe „Völker“ und „Heiden“ — *Góyim* — im alten Testament so oft als Synonyma gebraucht sind, daß für die jüdische Auffassung — und zu Jüngern aus dem Volke Israel spricht der Herr dies Wort — beide Begriffe sich deckten. Doch dem sei wie ihm wolle, für uns ist wichtiger, was wir über diesen Punkt aus der Apostelgeschichte lernen.

Unstreitig geht aus den ersten Kapiteln hervor, daß die Jünger hofften, es werde gelingen, das gesamte Volk Israel zum Glauben an Jesum zu bringen und daß sie demgemäß ihre Arbeit auf dies Volksganze zu spitzten. Auch der Apostel Paulus hält noch, wie aus seinem Thun und seinen Reden hervorgeht, fest an der Hoffnung, daß Israel als Volksganzes sich bekehre; und als er diesen Glauben mit Schmerzen aufgeben muß, ist ihm diese traurige Thatsache eine vorübergehende Erscheinung, die einst der anderen herrlichen Thatsache weichen muß, daß das „ganze Israel selig“ werde, Römer 9—11. Jemehr und mehr zeigt aber der weitere Verlauf der Erzählung, daß auch die ersten Boten sich begnügen müssen, eine „Auswahl“ aus Israel für den Herrn zu gewinnen, dem Herrn und der weiteren geschichtlichen Entwicklung überlassend, daß der in das Volk gelegte Sauerteig das Ganze durchsäuere. Aber auch in ihrer Arbeit an den Heiden finden wir keinen Anhalt dafür, daß die Apostel von Beginn ihrer Arbeit an das Ziel der Volkskirche sich gesetzt hätten. Sie wenden sich an die einzelnen, suchen einzelne Seelen für den Herrn zu gewinnen, fassen die so Gewonnenen in Gemeinden zusammen und überlassen das Weitere der ferneren geschichtlichen Entwicklung, besser gesagt der Leitung des Herrn. Sehen wir einmal in die Missionsgeschichte unserer Tage, so ist es ganz eigen zu beobachten, daß noch kein einziges Volk, unter welchem die Mission getrieben wird, als Volksganzes christianisiert ist und eine Volkskirche bildet, mit Ausnahme vielleicht der Neger in Suriname, wenn man die Buschneger außerhalb der Betrachtung läßt. Ob man in Westindien von einer Volkskirche reden kann, lassen wir dahin gestellt sein. Ist es nicht eine wohl zu beachtende Thatsache, daß gerade die

Brüdergemeine, die vornehmlich seit ihrem Beginn jenen individualistischen Zug auf der Mission vertritt, ohne ihren Willen, ja vielleicht gegen denselben, die einzige<sup>1)</sup> Gesellschaft ist, die eine Volkskirche gegründet hat? Liegt nicht in dieser Thatsache die Andeutung, daß die Volkschristianisierung eine Sache ist, die sich als Folge der individualistischen Missionsarbeit von selbst ergibt und nicht künstlich angestrebt werden muß noch kann? Hat sich denn nicht die Christianisierung der alten Welt, eben auf Grund der individualistischen Arbeit der Apostel gleichsam von selbst vollzogen? Wir lassen hierbei die schwerwiegende und entscheidende prinzipielle Frage außer acht, ob die durch Konstantin geschehene Volks- und Staatschristianisierung ein Segen gewesen und nicht vielfach vielleicht die Quelle vieler Schäden, weil dem innersten Wesen des Christentums widersprechend.

Doch wir haben zur Unterstützung unseres bis heute festgehaltenen Grundsatzes noch eine unmittelbare Begründung aus der Apostelgeschichte. Wir lesen Kap. 13, 48 folgendes: Da es aber die Heiden hörten, wurden sie froh und priesen das Wort des Herrn und wurden gläubig, „so viel ihrer verordnet waren zum ewigen Leben“.

Illustrationen zu diesem Worte geben uns die Lydia in Philippi und der Kerkermeister, denen der Herr, jedem in seiner Weise, das Herz aufthat.

„So viel ihrer verordnet waren zum ewigen Leben.“ Sagt denn nicht dieses Wort ganz deutlich, daß die Mission zunächst und vor allem es mit denen zu thun hat, die nach dem geheimnisvollen Rat unseres Gottes „zum ewigen Leben verordnet sind“, also mit einer Auswahl? Ich meine, der Graf Zinzendorf wußte wohl, was er wollte, als er seinen Boten jene auf individualistischen Missionsbetrieb sie hinweisende Instruktion gab.

Wir können und wollen nicht anders missionieren als jene ersten Boten, zunächst diejenigen suchend,<sup>2)</sup> die verordnet sind zum ewigen Leben, sie dann in Gemeinen sammelnd, sie pflegend, daß sie Lichter werden, die hinaus scheinen in die Finsternis und allmählich das gesamte Volksleben durchdringen. Ein voreiliges und schnelles Durchdringenwollen des Volksganzen mit dem Sauerteig des Evangeliums könnte, meiner Meinung nach, nur zur Verflachung der Missionsarbeit führen und hätte jedenfalls kein

<sup>1)</sup> Doch nicht; z. B. auf verschiedenen Inselgruppen der Südsee, in der Minahassa, unter den Batakten, auf Madagaskar sind auch durch andre M.-G.G. ähnliche Volkskirchenbildungen bewirkt. D. S.

<sup>2)</sup> Sind diese denn dem menschlichen Auge so erkennbar, daß man sie suchen kann? D. S.

Vorbild an der apostolischen Missionspraxis. Wollen wir uns auch keineswegs der Wahrheit verschließen, die in jener Ansicht liegt — und es ist die, daß unsere Arbeit oft zu schwerfällig ist und sich zu enge Grenzen steckt — so glauben wir doch mit gutem Grunde sagen zu können, daß die alte, individualistische Arbeitsweise tiefer in der Schrift begründet ist als die universalistische.

Es war nur unsere Aufgabe Anregungen zu bieten. Möchten sie manchen Missionsfreund dazu treiben, weiter zu forschen. Wie viel interessante und fruchtbringende Winke könnten wir der Apostelgeschichte noch entnehmen. So z. B. über die Gabe des heiligen Geistes, über Vorbedingungen zur Taufe, über die Stellung der Mission zu den sozialen Fragen, über das Verhältniß der Missionare zu einander u. s. w. Allein das 15. Kapitel ist überreich an missionarischen Fingerzeigen. Aber forschen Sie selbst, Sie werden mehr finden als Sie erwarten. Je mehr aber die Missionsarbeiter und Missionsfreunde sich in die Schrift und zumal in die Geschichte der apostolischen Mission vertiefen, desto mehr wird auch ihre Arbeit eine gesunde, frische und kraftvolle werden.

## Einige Blicke in die katholische Missionspraxis in China.

In dem Artikel über „Politik und Mission in China“ (S. 207) war gelegentlich auch darauf hingewiesen worden, wie das ganze chinesische Reich von der Mantschurei bis Kanton widerhalle von den Klagen über den Terrorismus, den die katholische Mission ausübe durch ihre fortgehende Einmischung in die Streithändel der Chinesen. Wie sie durch diesen, auf Grund der ihr zur Verfügung stehenden Macht Frankreichs geübten, in die Gerichtsbarkeit eingreifenden Terrorismus die chinesischen Beamten ebenso einschüchtert wie erbittert, so proselytiert sie auch durch ihn, wenn sie oft sehr unsaubere Subjekte in ihren Schutz nimmt, um sie dadurch zum Anschluß an die römische Kirche zu bewegen. Um einmal eine Einsicht in diesen unwürdigen Missionsbetrieb zu gewähren, der die gesamte chinesische Mission in so übeln Ruf bringt, theile ich 3 Zeugnisse mit, eins aus der Mantschurei von dem ebenso angesehenen wie erfahrungs- und erfolgreichen presbyterianischen Missionar D. Noß und zwei aus der Kantonprovinz von den beiden gleichfalls gediegenen rheinischen Missionaren Genähr und Kieße. Es ist nicht erbaulich,



was diese zuverlässigen Gewährsmänner berichten und manches erscheint vielleicht auch kleinlich, aber man muß einmal in dieses Getriebe hineinschauen, auch um die unchristliche Weise kennen zu lernen, in welcher der evangelischen Mission durch dasselbe Konkurrenz gemacht wird.

# 1. Katholicismus und Protestantismus in der Mantschurei.<sup>1)</sup>

„Die römisch-katholische Kirche hat den Vorzug, daß sie den Geist ernster Propaganda schon mehrere Jahrhunderte früher entwickelte, ehe der Protestantismus zu einem Gefühl seiner Verantwortlichkeit erwachte. Schon vor sechs Jahrhunderten legten begabte römische Katholiken in China einen Grund, welcher die Aussicht bot, sich zu einer Volkskirche auszugestalten. Zu untersuchen durch welche Ereignisse die glänzenden Hoffnungen jener Zeit erstickt wurden, hat keinen Zweck. Nach Verlauf von drei Jahrhunderten trieb der militärische Enthusiasmus des neu gegründeten Jesuitenordens einige Glieder desselben zu dem Versuch, ihre Kirche in China neu zu beleben. Die ersten Missionare der Jesuiten waren Männer ebenso weise als gelehrt und fromm. Einige von ihnen hatten zuvor in Paris und an andern Orten einflußreiche Stellungen inne gehabt. Durch ihr mathematisches Wissen und ihre astronomischen Kenntnisse gewannen sie nach und nach bedeutenden Einfluß im Lande. Sie erlangten hervorragende Stellungen am Hofe des Kanghi, dessen bevorzugte Günstlinge sie während seiner langen Regierung waren; ja sie hofften ihn sogar zur Annahme der Taufe zu bewegen, als Glieder seiner Familie sich der Kirche anschlossen. Nicht wenig hohe Beamte, Männer in vornehmer sozialer Stellung, von denen viele hervorragend litterarisch gebildet waren, wurden Glieder der Kirche. Nach kurzer Zeit bildete eine volle halbe Million Männer und Frauen, welche vorwiegend den intelligenten und besser gebildeten Klassen angehörten, eine starke Kirche in China. Die ersten Jesuiten starben, aber ihr Name blieb bei allen in Ehren, und ein augenfälliger Beweis der kaiserlichen Gunst war die dicht neben dem kaiserlichen Palaste gelegene ihnen von Kanghi geschenkte Kirche.

Ihnen folgten Männer, welche es nicht nötig hatten, ebenso kluge Weisheit zu üben und zu bethätigen wie ihre Vorgänger, denn ihnen traten keine ernststen Schwierigkeiten in den Weg, auch hatten sie keine

<sup>1)</sup> Chinese Recorder, 1897, 366. — Beiläufig bemerkt giebt es in der Mantschurei nach Miss. Cath. 1898: 21830 catholici. Die Presbyterianer haben dort nach der neuesten Statistik 8334 members, d. h. ca. 24000 Christen

große Opposition zu überwinden. Für die Aussicht, China zu einer römisch-katholischen Weltmacht zu machen, war es ungünstig, daß sie die in ihrer Kirche gebräuchliche Taktik anwandten. Sie beteiligten sich an einem Komplott, den Sohn des Kanghi, welchen dieser zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, zu entthronen und an seine Stelle einen jüngeren Sohn zu setzen, von dem sie glaubten, daß er ihnen freundlicher gesinnt sei. Das Komplott wurde bald entdeckt und am zur Ausführung bestimmten Abend wurden alle Teilnehmer verhaftet und erlitten früher oder später die gebührende Strafe. Edikt folgte auf Edikt; zuerst, um die maßlosen Präensionen der römisch-katholischen Konvertiten einzuschränken, dann, um die Priester zu verbannen, einige wenige ausgenommen, welche man zu den astronomischen Berechnungen nicht entbehren konnte, und endlich, um eine Religion zu unterdrücken, welche man vielfach anklagte, daß sie den Verbrechern Schutz gewähre und Gesetze und Autorität verachte.

Obgleich große Zahlen der so „Verfolgten“ zum Buddhismus zurückkehrten, so wagten doch viele alles für ihren Glauben. Wahrscheinlich nahmen einige dieser Männer ihren Weg nach der Mantschurei, welche damals sehr dünn bevölkert war. Ich habe hier noch Männer getroffen, in der ersten Generation von diesen römisch-katholischen abstammend. In der Mantschurei giebt es viele, welche durch mehrere Generationen, wenigstens ein Jahrhundert lang, der römisch-katholischen Kirche treu geblieben sind. Männer in autoritativen Stellungen haben mir bezeugt, daß die meisten dieser Leute sehr geachtete Bürger sind und von ihrer vielen sagt man, daß sie das jetzige Thun und Treiben ihrer Kirche tief beklagen.

Der römisch-katholische Priester ist ein Mandarin, er steht im Range eines chinesischen chihfu und alle chinesischen Beamten, welche einen niederen Rang haben als chihhien, stehen in Rang und Ehren unter ihm. Der Bischof ist gleichen Ranges mit dem Taotai und im Verkehr mit dem Generalgouverneur beansprucht er sogar noch höheres Ansehen. So würde es der hohen Stellung der Priester Abbruch thun, wenn sie mit den Chinesen in der freien und freundlichen Weise verkehren wollten, wie es die protestantischen Missionare thun. Es würde tief unter ihrer Würde sein, der nichtchristlichen Bevölkerung zu predigen oder auch nur mit ihr in Berührung zu kommen, ausgenommen mit den Beamten in den Namens, wenn sie Geschäfte mit ihnen haben. Ihr Leben ist also ein otium cum dignitate. So fiel es ihnen nicht ein, außerhalb des Bezirks ihrer Kirche

aggressiv vorzugehen. Hin und wieder trat wohl hier und da einer zu ihrer Kirche über, aber nicht immer aus religiösen Gründen. Aber seit dem Kriege der Allirten und dem darauf folgenden französischen Friedensvertrag hat die römisch-katholische Kirche eine ausgedehnte weltliche Macht im Lande entfaltet. Fünfundzwanzig Jahre vorher hatten die rastlos thätigen Presbyterianer die schlammigen Küsten von Niu-tschwang betreten. Sie sind nicht durch Mandarine lahm gelegt und nicht mit Würden beladen worden. Sie haben nicht behaglich gelebt. Sie predigten allem Volk an allen Orten. Sie wurden geschmäht und insultiert; aber das machte ihnen nichts. Sie aßen und tranken in den Wirtshäusern mit den Fuhrleuten und hatten Gemeinschaft mit den Volkshaufen auf den Straßen. Sie predigten den Volksmassen und verteilten viele tausend neue Testamente und Traktate auf den Straßen der Städte und auf den Jahrmärkten in den Dörfern. Sie kamen fortwährend und ungeniert mit Leuten aller Art und jeden Standes in Berührung; sie machten keinen Unterschied zwischen arm und reich.

Sobald sie Konvertiten gewonnen, wählten sie die würdigsten aus, unterrichteten sie und übergaben ihnen eine kleine Kapelle in belebten Straßen der größeren und Hauptstädte. Später durchzogen Wanderevangelisten das Land kreuz und quer als Kolporteurs, wie es auch heute noch geschieht, so daß kein Dorf und kein Flecken der Mantschurei unbesucht blieb. So traten die Missionare der Presbyterianer mit allen Chinesen in Verkehr; mit den guten und den schlechten, mit den einfältigen und den klugen. Besonders von der letzteren Art wollten viele Christen werden, aber da man bei ihnen oft andre als religiöse Motive argwöhnte, so war man sorgfältig bei der Auswahl. Hätte man alle, welche kamen, um sich unter die Protektion des Namens der Fremden zu stellen, aufgenommen, so würde die protestantische Kirche in den ersten Jahren große Zahlen von Mitgliedern gewonnen haben.

Ich persönlich stand und stehe auf gutem freundlichen Fuße mit den Missionaren aller Seiten, die der römisch-katholischen Kirche mit eingeschlossen. Ich war damals der Meinung, daß auch die römisch-katholischen Missionare, welche ihr Vaterland verließen und, wie ich glaubte, sich freiwillig in Verbannung begäben, von denselben Motiven getrieben würden wie ich. Deshalb war ich entschlossen, ihre Bekanntschaft zu kultivieren. Der erste Priester, mit welchem ich in Berührung kam, war ein freundlicher Franzose; sein Charakter schien mir ein solcher zu sein, der ihn nur zu guten edlen Thaten antreiben, aber alles Schlechte vermeiden lassen

würde. Aber schon während meines ersten Jahres im Lande, wo ich die Sprache lernte, brachten mich die Chinesen zu der Erkenntnis, daß man ganz allgemein die römisch-katholische Kirche für schlecht und nur für schlecht hielt. Es dauerte nicht lange, bis es mir klar war, daß, wenn ich mit den Chinesen Freundschaft halten wollte, ich mich ohne die Freundschaft der katholischen Kirche behelfen mußte. Ob das Urtheil, welches man über diese Kirche fällte, ein ganz gerechtes war, wage ich nicht zu entscheiden. Aber im Lauf der Jahre habe ich Beweise genug bekommen, daß die ernstesten Anklagen gegen die katholische Kirche nicht unbegründet waren. Daß es auch gute Männer in der Priesterschaft der Mantschurei giebt, glaube ich fest. So schmerzlich es mir ist, muß ich aber zugeben, daß die Kirchenpolitik der römischen Katholiken ausgesprochen übel ist und entschieden großen sittlichen und sozialen Schaden bringt. Diese Politik ist politisch und nicht religiös und diese politische Kirchenpolitik ist eine ungerechte.

Im Jahre 1876—77 befürchtete ich einen Aufruhr wegen der von den römisch-katholischen Konvertiten unter dem Schutz ihrer Priester verübten Erpressungen und veröffentlichte ein Pamphlet „Chinesische Fremdenpolitik“, um das Schlechte aufzudecken und womöglich Besserung zu veranlassen. Es hatte insofern den gewünschten Erfolg, als man von einzelnen Fällen von Erpressungen und Gewaltthätigkeiten nicht mehr so viel hörte wie früher. Das war mir ein augenfälliger Beweis, daß die römisch-katholischen Autoritäten von vielen der Erpressungen nichts erfahren hatten: sie erfahren eben nur das, was ihre nächsten Umgebungen sie wollen erfahren lassen. Ich sah aber auch, daß die Autoritäten der Geselofsigkeit ihrer „Konvertiten“ wohl ein Halt gebieten konnten. Von der Zeit an verlief die Geschichte beider Missionen mehrere Jahre ganz ruhig und friedlich.

Vor ungefähr sechs Jahren aber wurde einem eingebildeten jungen Burschen, einem Katechumenen, die Taufe verweigert, weil unsere Ältesten ihn für ganz unwürdig hielten, in die Kirche aufgenommen zu werden. Er empfand dies als eine Beleidigung seiner Würde und ging zur römisch-katholischen Kirche über, wo damals ein Priester von besonderem Rufe war; dieser nahm ihn mit Freuden auf als einen von der Keterei zum wahren Glauben Befehrten. Er wurde dazu verwandt, zu unseren schwächeren Brüdern zu gehen und sie aufzufordern, seinem Beispiel zu folgen; die ihnen dafür versprochenen Vorteile hatten mit der Religion ganz und gar nichts zu thun. Lange hatte er keinen Erfolg. Aber so-



fortige Aufnahme stößte einigen unserer Leute, welche wegen ungesetzlicher Pfandverleihungen und wegen Hehlerei unter Kirchenzucht standen, Hoffnungen ein. Mehrere von diesen hatten sich unter falschen Vorpiegelungen Aufnahme in unsere Kirche zu verschaffen gewußt. Einige waren dann von uns exkommuniziert worden, und die Hauptschuldigen, welche ihre Teilnahme an dieser Art von Geschäften geschickt zu verbergen gewußt hatten, sollten jetzt abgeurteilt werden, als die ganze Schar mit einemmale, Weiber und Kinder eingeschlossen, zur römisch-katholischen Kirche übertrat. Die Art, wie sie dort willkommen geheißen wurden, erfüllte sie mit Entzücken. Ein Fall scharfer Kirchenzucht, welcher unsere Gemeinde in zwei streitende Parteien teilte, veranlaßte noch einige zum Übertritt. Letztere waren meist ehrenhafte Bürger und, als sie inne wurden, daß ihre erste Pflicht für ihren neuen Glauben die war, ihre Bibeln und Liederbücher auszuliefern, hörten sie auf, sich zur katholischen Kirche zu halten und baten einer nach dem andern um Wiederaufnahme bei uns.

Vor der Rückkehr dieser Männer zu uns nahm die römisch-katholische Kirche, wahrscheinlich von den aus unserer Kirche Ausgestoßenen aufgestachelt, gegen die Leute in unsern Kapellen eine Politik hartnäckiger Quälereien an: sie erklärten, sie wollten all denen, die nicht zur römisch-katholischen Kirche übertreten würden, das Leben zu einer Last machen, dagegen sollten die Übertretenden völligen Schutz gegen alle chinesischen Gesetze u. s. w. finden. Diese Menschen kamen täglich in unsere Kapellen, unsere Leute mit den unflätigsten chinesischen Schimpfworten schmähend, da sie wohl wußten, daß unsere Kirchenpolitik, ungleich der ihrigen, solch Betragen unbeftraft läßt. Unsere Ältesten wurden aufgeregt, weil einige unserer jüngeren Männer die Geduld zu verlieren drohten und nicht länger müßig zusehen wollten, während die römisch-katholische Kirche ihrem Mutwillen den Zügel schießen ließ. Aber sie wurden zur Geduld ermahnt, weil solche Menschen ihres schmutzigen Thuns bald müde werden, wenn man sie nicht beachtet. Sie aber wurden nicht müde. Wir wandten uns an den Konsul, ihn um freundliche Vermittelung bei dem damals in Niutschwang wohnenden Bischof bittend. Dieser kam nach Mukden und als er, zu ihrer großen Freude, die wie ein Brand aus dem Feuer des Protestantismus Geretteten bewillkommnete, sprach er einige vernünftige Worte, welche dem Unfug, über den wir klagten, schnell ein Ende machten. Dies bewirkte allgemeine Zufriedenheit. Wir waren eine gewissenlose Schar los und frei von ihrer unruhewollen Gefolgschaft. Die römisch-katholische Kirche erhielt einen Zuwachs von Anhängern wie selten. Aber

durch das weise Verhalten des Bischofs war der Friede gesichert und ich hoffte von Herzen, daß die soeben bewiesene Weisheit auch für die Zukunft eine Friedensgarantie sein würde.

Aber kurze Zeit darauf verließ wieder, aus Gründen, die besser im Dunkel bleiben, ein junger Mann unsere Kirche und trat zur römisch-katholischen über. Er führte dann dieser Kirche eine Anzahl unserer eingeschriebenen Katechumenen zu, welchen die römisch-katholische Kirche öffentlich solchen Schutz gewährte, den unsere Kirche ihnen mit Absicht verweigert hatte. Im Verein mit einigen von diesen Leuten und einigen römischen Katholiken setzte er aufs heftigste einem seiner Verwandten zu, katholisch zu werden, dieser aber blieb, trotz aller Angriffe, ein Glied unserer Kirche. Er wurde schnell reich gemacht, indem er Steuern von allen Unwohnern erheben durfte; aber er hörte nicht auf, unsere Gemeindeglieder, welche in seinem Dorfe wohnten, zu belästigen und ihr Leben dadurch zu verbittern, daß er sie zwingen wollte, zu den Römisch-katholischen überzugehen. Der an dem Orte wohnende Missionar legte dem katholischen Bischof den Fall auf freundliche Weise vor; dieser gab sehr höfliche Antworten, that aber durchaus keinen Schritt, um das Übel, über welches man klagte, abzustellen. Aber selbst die Freude an der Quälerei mußte über kurz oder lang übersättigen, so daß die Verfolgungen von selbst nachließen. Das Ende war ein gänzliches Aufhören des Unfugs, auf Veranlassung der römisch-katholischen Autoritäten — nicht etwa um des Friedens oder um der Gerechtigkeit willen — sondern aus Gründen, die auch lieber im Dunkel bleiben. In jener Gegend hat seitdem voller Friede geherrscht.

In einem anderen Teile unseres Arbeitsfeldes entdeckten wir, daß einer unserer jungen Prediger sich nach der Weise der Römisch-katholischen hielt, indem er sich mit Namèn-Geschäften befaßte, welche besser bezahlt wurden als das Predigen. Er wurde exkommuniziert, trat zur römisch-katholischen Kirche über und zog eine große Zahl von Katechumenen nach, welche eines Geistes Kinder mit ihm waren. Er fing nun an feindlich gegen die Kirche vorzugehen, welche ihn ausgestoßen hatte. Das war der Anfang eines bedeutenden Zuwachses, den die katholische Kirche in jener Gegend erhielt; es waren freilich Menschen, deren Charakter ich nicht weiter zu beschreiben brauche, es genügt zu sagen, daß die Religion nichts mit dieser Bewegung zu thun hatte.

Nun begann der Krieg. Während desselben geschah die beklagenswerte Ermordung des Mr. Wylie in Piao-yang. Diese brachte uns von

dem Tsung-li Yamên das günstigste Schutzedikt, was je in China gegeben worden ist. Beamte teilten mir schon vor der Publikation desselben mit, wie sehr sie die Wirkung fürchteten, welche ein solches Edikt haben mußte, da es die Römisch-katholischen sehr frech machen würde. Aber auf eine so außerordentliche Kühnheit, wie sie die Katholiken sofort entwickelten, war ich doch nicht vorbereitet. Der daraus resultierende Zustand der Dinge würde einfach unglaublich scheinen und darum ist es unnütz, wenn ich mich damit aufhalten wollte, ihn zu schildern. Jener Zustand triumphierender Überhebung über die gedemüthigten Beamten und das niedergeworfene Volk dauert noch fort.

Nach dem Kriege berichtete man allgemein, daß die römischen Katholiken den reichsten und einflußreichsten Mann in der Nachbarschaft einer geschäftigen Stadt um eine große Geldsumme gebüßt hätten. Der stolze Mann, welcher bis dahin Herr war, so weit seine Augen reichten, wurde auf seine Kniee niedergeworfen. Dieser große Sieg wurde dadurch verherrlicht, daß eine Schar von über tausend Konvertiten der römisch-katholischen Kirche zuströmte. Sie konnten bei einer späteren Gelegenheit mehr als tausend Büchsen schützen stellen. Diese Männer, deren Charakter nicht näher geschildert zu werden braucht, marschirten eines Tages in beträchtlicher Zahl nach der protestantischen Kapelle der Stadt und zerstörten sie, obgleich der Vorsteher der Stadt sie fußfällig bat, Frieden zu halten. Wären sie nicht römische Katholiken gewesen, so würden die meisten vor dem Ortsvorsteher gezittert haben und mit gutem Grunde. Die gleiche Art Menschen, welche sich zur selben Zeit an einem anderen Orte der römisch-katholischen Kirche angeschlossen, griffen eine andere weiter nach Norden gelegene protestantische Kapelle an. Diese Vorfälle wurden von dem betreffenden Missionar dem Bischof in freundlicher Weise mitgeteilt. Dieser gab freundliche Antworten, aber that weiter nichts. Als uns ernstere Schädigungen als die Zerstörung des Eigentums gedroht wurden, wandte sich der Missionar um Schutz für seine Konvertiten an den Konsul. Der P'seng-Fall war inzwischen in Mukden verhandelt worden; man hatte gefunden und entschieden, daß die Katholiken allein und gänzlich im Unrecht waren. Dieser Fall wurde rechtlich geordnet, trotz der verzweifelten Anstrengungen der römisch-katholischen Autoritäten, den General-Gouverneur einzuschüchtern. Die gleichen Einschüchterungen wurden bei den Gerichtsverhandlungen wegen der zerstörten Kapellen versucht und ein französischer Konsul erschien auf der Bildfläche, um diese Versuche zu befördern. Doch wurden die Fälle wegen der Kapellen, wenn auch nach langwierigen Unter-

suchungen ebenso entschieden wie der P'seng-Fall. Vor offenem Gerichtshofe wurde erklärt, daß die Katholiken elf Teile Unrecht hätten, ein strenges Urtheil, da zehn die Vollzahl ist. Befriedigend war es, daß der Bischof 155 der Kapellenzerstörer exkommunizierte. In einer unserer am schnellsten wachsenden Landgemeinden meldeten sich plötzlich eine große Zahl von Katechumenen. Diese Gemeinde ist in der Nachbarschaft einer römisch-katholischen Kirche. Der in unserer Gemeinde angestellte Prediger erkannte bald, daß dreißig von denen, welche unserer Kirche beitreten wollten, nur Protektion suchten. Er strich ihre Namen in der Liste der Katechumenen. Diese traten sogleich zur römisch-katholischen Kirche über und eine Kapelle für diese würdigen Leute wurde gebaut. Seitdem ist dort kein Friede mehr gewesen. Der Ortsvorsteher hat ein ganzes halbes Jahr lang nichts gethan als diesen Männern gehorcht, und ins Gefängnis gelegt und Geldbußen verhängt ganz nach ihren Befehlen, und noch vor wenigen Monaten war er von ihnen aufs verächtlichste behandelt worden. Obgleich die Unsrigen die Katholiken an Zahl weit übertreffen, auch meist zu den geachteten Bürgern gehören, so fürchten die Vorsteher doch die arge Gewissenlosigkeit der Römisch-Katholischen, deren Hand und Mund kein anderes Gesetz anerkennt als ihren eigenen Willen. Eins unserer Gemeindeglieder wurde auf der Straße von einigen dieser Menschen verfolgt und floh in unsere Kapelle. Sie folgten ihm auch dort hin und schlugen ihn nieder. Ein besonders begabter junger Student wurde vor kurzer Zeit ermordet. Sein Charakter war ein solcher, daß niemand irgend Groll gegen ihn hatte, ausgenommen einer aus einer ihres schlechten Charakters wegen berüchtigten Familie, welche seit langer Zeit nur von Erpressungen gelebt hatte. Dieser eine schlug ihn nieder. Aus Gründen, welche in den Augen der Freunde des Ermordeten vollwichtig waren, wurde dieser Mensch des Mordes angeklagt. Er und seine Brüder wurden unter Anklage des Mordes verhaftet. Jedermann hält ihn für den Mörder. Aber nach der Mißhandlung, jedoch vor dem Morde, war er der katholischen Kirche beigetreten. Infolge der andauernden und unermüdblichen Anstrengungen des Bischofs, der wieder in unglaublicher Weise von einem französischen Konsul unterstützt wurde, ist der angeklagte Mörder gegen Kaution freigegeben worden.

Genug habe ich nun wohl erzählt, um ein deutliches Bild davon zu geben, was der Katholizismus in der Mantschurei ist. Wie oben mitgeteilt, sind in letzter Zeit große Massen den Römisch-Katholischen zugeströmt und, wo das der Fall ist, da herrscht Unfriede, wenn nicht



Anarchie; denn kein Beamter wagt es, ihnen entgegen zu handeln. Ich glaube nicht, daß der Bischof von all dem Bösen, was in seinem Namen geschieht, Kenntniß hat. Wir haben durch wenigstens fünf unserer Missionare, jeder unabhängig von dem andern, aber leider ohne Erfolg, versucht, ihn zum Handeln zu treiben, um unsere Gemeindeglieder vor den widergesetzlichen Verfolgungen der Römisch-Katholischen zu schützen. Er und jeder Priester ist wie von einem Wall von Dignität umgeben, welcher nur ein ganz kleines von Eingeborenen — Priestern und Diakonen — sorgfältig bewachtes Zugangspfortchen hat; diese allein haben das Ohr der hohen Würdenträger. Unsere Christen haben, von uns dazu veranlaßt, sich an mehreren Orten bemüht, den französischen Priester zu sprechen, um ihm ihre Klagen vorzulegen. Sie sind, einen Fall ausgenommen, mit Fluchen und Drohungen, daß noch schlimmeres folgen würde, fortgetrieben worden. Hier ist die Quelle des Unheils; und was für Motive mir die römischen Katholiken auch unterlegen mögen, so werden sie aus diesem Aufsatz doch erkennen, wie wünschenswert es ist, daß diese Wurzel so vieler und großer Übel ausgerottet werde. Wenn sie nicht nur für ihre Thürküher, sondern auch für andere Leute zugänglich wären, dann würden ihnen der Jammer und die endlosen Ungerechtigkeiten bekannt werden, welche ihre Anhänger den andern Chinesen auflegen. Ich würde ungerecht sein, wenn ich nicht hinzufügen wollte, daß es auch bei ihnen einige Priester giebt, welche sich weigern, Gesetzwidrigkeit zu schützen und wissentlich die Erpressungen ihrer Leute zu fördern. Aber diese bilden eine so geringe Minorität, daß ihre weise und christliche Haltung nicht genug bekannt werden, um den übeln Ruf der Kirche, zu welcher sie gehören, zu ändern.

Während der letzten Jahre scheint die römisch-katholische Kirche ihre Taktik geändert zu haben. Früher hatten sie nirgend Kapellen oder irgend eine nähere Berührung mit den Volksmassen. Seit wir durch die oben erwähnten Mittel ihnen zur Anschwellung ihrer Reihen behilflich gewesen sind, fangen sie an, überall in der ganzen Provinz kleine Betsäle zu eröffnen . . . Wir haben kaum eine blühende Station, wohin nicht nachher die römisch-katholische Kirche ihren Fuß gesetzt und eine Kapelle geöffnet hätte. An vielen dieser Orte predigen sie aber weder den Konvertiten noch den Heiden. Aber für die, welche sich ihnen zuwenden, führen sie alle Rechtsstreitigkeiten. „Kommt zu uns,“ predigte neulich einer, der früher der protestantischen Kirche an gehörte, „und wenn ihr schon auf dem Wege zur Hinrichtung wäret, so werden wir euch doch retten.“ Und dieses Versprechen ist keine leere Phrase.

So sind wir zu einer bedeutenden Verstärkung der römisch-katholischen Kirche das Mittel gewesen. Wir haben es ihnen vorgemacht, wie man mit den Massen in Berührung kommt, was sie bisher ganz unterlassen hatten. Aber wir grollen ihnen nicht, wenn sie Früchte einheimisen, welche wir wegwerfen mußten. Alles, was wir begehren, ist, daß sie aufhören unsere Leute zu verfolgen. Außerdem haben sie uns auch reichlich zurückgezahlt. Haben sie durch unser Verhalten große Scharen gewonnen, so haben wir durch ihr Verhalten noch mehr gewonnen. Die Art, wie sie sich seit Beginn des Krieges betragen haben, hat auch den Gleichgiltigsten für den Kontrast zwischen beiden Religionen die Augen geöffnet. Der Name der „Jesus“-Religion (d. h. des Protestantismus) wird ebenso hoch gepriesen, wie der andere verdammt wird. Ihre Verfolgung unserer Leute hat den großen Vorteil für uns gehabt, daß sie auf das schärfste den jetzigen, und ich fürchte bleibenden Unterschied zwischen uns und ihnen kund gemacht hat. Merkwürdig ist es, daß an einigen Orten ehrenwerte Bürger Aufnahme in die protestantische Kirche suchen, um Schutz gegen die römisch-katholische Gesetzlosigkeit zu finden, welchen ihnen ihre eigenen Behörden nicht gewähren können.

Auf verschiedene Weise und zu verschiedenen Zeiten habe ich mich bemüht, den römisch-katholischen Autoritäten den ihren Anhängern zugeschriebenen Charakter kund zu thun. Ob diese Autoritäten sich vorgenommen haben, diese Behauptungen nicht zu glauben, weiß ich nicht. Jedenfalls sind meine Bemühungen vergeblich gewesen. Noch einmal wende ich mich an die Öffentlichkeit in der Hoffnung, daß diese Autoritäten doch vielleicht die wirkliche Gefahr erkennen möchten, welche sie durch ihre gegenwärtige Politik heraufbeschwören.“

## 2. Genährs Bericht.<sup>1)</sup>

„Es ist kaum glaublich, welchen Terrorismus die Katholiken hier zu Lande ausüben. Das Volk und die Mandarine, alle fürchten sie und gehen ihnen gerne aus dem Wege. Die Ursachen sind nicht weit zu suchen. Offenkundige Diebe, Spieler, Spielbudenbesitzer und Räuber (Dr. Kühne, der Missionsarzt, hat augenblicklich zwei von der letzteren Sorte in Behandlung) bilden die starke Grundlage der katholischen Kirche in China. Ich bin mir bewußt, mit diesen Worten eine schwerwiegende Anklage gegen die katholische Kirche ausgesprochen zu haben. Aber sie läßt sich leicht mit Thatfachen aus allen Theilen Chinas erhärten. Wie sehr der Ruf der katholischen Kirche in diesem Teile Chinas darunter schon gelitten hat, geht daraus hervor, daß das Volk sie geradezu mit jenen Leuten identifiziert. Man sollte meinen, die

<sup>1)</sup> Berichte der Rheinischen M.-G. 1898, 39.

katholischen Priester müßten es uns Dank wissen, wenn wir vermöge unserer genaueren Bekanntschaft mit den Leuten Dinge ans Licht ziehen, die nicht nur die evangelische, sondern auch vor allem die katholische Kirche im höchsten Maße schädigen. Unsere Anklagen richten sich ja nicht gegen diese selbst, sondern gegen Ränke und Umtriebe, die von dunklen Elementen in der katholischen Kirche, höchst wahrscheinlich ohne Wissen und Wollen der Kirche, unter dem Deckmantel der Religion gemacht werden, um persönliche Interessen zu verfolgen. Aber weit davon entfernt, bemühen sich die Patres, besonders die in sehr üblem Rufe stehenden Jesuiten, sei es, daß sie schlecht unterrichtet sind, sei es übelwollend, ihren Konvertiten, die obendrein oft gar nicht einmal getauft sind, immer und überall zu helfen; und leider ist es ihnen bis jetzt fast immer gelungen, mit Hilfe des französischen Konsuls und, wenn dessen Macht nicht ausreichte, des Gesandten in Peking, ihrer Sache zum Siege zu verhelfen. Es ist darum nicht zu verwundern, daß ränke- und prozeßsüchtige Menschen sich dem katholischen Priester an die Rockschöße hängen und den Protestanten gegenüber auf die Macht der katholischen Kirche pochen. Wo man hinkommt, hört man die Leute sagen, die katholische Kirche hat Macht, die protestantische dagegen nicht, eine Meinung, die von den Katholiken geflissentlich genährt wird. In ihrem Haß und in ihrem Bemühen, die Protestanten herabzusetzen, scheuen sie sich nicht von uns zu sagen, „wir seien dazu da, ihnen als Schuhsohlen zu dienen!“ . Die Anstrengungen der katholischen Kirche in dieser Provinz, die Wahl der Mittel, durch welche sie Propaganda machen (Prozesse etc.), deuten die Chinesen vielfach dahin, daß es den katholischen Priestern hauptsächlich darum zu thun sei, die Provinz (Kanton) den Franzosen auszuliefern, und zwar mit Hilfe des Gefindels, das sich der katholischen Kirche eingereiht hat und ihr bei Ausbruch von Feindseligkeiten willig Heeresfolge leisten wird.“

Aus Tschun Tschä, wo evangelische Taufbewerber durch Drohungen der Katholiken eingeschüchtert worden waren, berichtet Genähr folgende charakteristische Einzelheiten:

„Auch hier sind es Diebe und andere anrüchige Personen, die sich der katholischen Kirche angeschlossen haben. In dem benachbarten San Tong befindet sich ein Gehilfe des hiesigen (Tungtuner) Priesters, bei dem sich alle, die katholisch werden wollen, anzumelden haben. Sie hinterlegen bei der Gelegenheit eine Summe Geldes bei dem Gehilfen, einem geriebenen Advokaten, der sich dafür verpflichtet, im Namen der katholischen Kirche, d. h. Frankreichs, sie bei Gericht zu vertreten. Zu dieser Clique, die der Schrecken der Umgegend ist, gehören nun auch die „Katholiken“ von Tschun Tschä, deren Zahl sich auf etwa 12 belaufen mag. Von dem, was katholisch ist, haben diese Leute natürlich keine blasse Ahnung. Ihnen genügt, daß die katholische Kirche sich ihnen für ihre ruchlosen und selbstsüchtigen Zwecke hergiebt. Den Pater selbst haben sie erst einmal gesehen. Er hielt neulich einmal Heerschau in San Tong und besuchte bei der Gelegenheit auch seine Getreuen in Tschun Tschä. Auf seinem Boot, in dem er angefahren kam, prangte vorne die Inschrift: „Kung Ying Schan Fu“ zu deutsch: „Begegnet mit Ehrfurcht dem geistlichen Vater.“ Dort angekommen, führten ihn die Tschun Tschäer „Katholiken“ in eine Halle, in der sie seit einiger Zeit einen großen Vorrat an Waffen aufgehäuft hatten, um gegebenen Falls gleich über die anderen herfallen zu können. Indem sie dem Priester ihre Waffenkammern zeigten, bewiesen sie, daß sie ihm kriegerischen Sinn



zutrauten. Dem Priester schien aber doch der Anblick der von Schuß- und anderen Waffen starrenden Halle nicht gerade zu behagen. Nach einer halben Stunde schon habe er Tschun Tschu, so wurde mir erzählt, wieder verlassen. Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß die katholischen Priester ihre Leute gar nicht näher kennen. Sie sind in Bezug auf diese ganz auf die Aussagen ihrer Gehilfen angewiesen. Und diese sorgen dafür, daß sie der Wahrheit nicht auf den Grund kommen.

„Nach der Abreise des Priesters war das Benehmen der Katholiken immer herausfordernder geworden. Infolgedessen hatten, wie gesagt, nur noch sieben Tschun Tschu den Mut, sich uns anzuschließen. Einem dieser sieben wollten die Katholiken sogar wehren, meine Sachen vom Schiff in meine Wohnung zu tragen. Sie versperrten ihm den Weg und drohten ihn durchzuhauen, wenn er sich zu mir halte. Und diese Drohung haben sie während meines Dortseins eines Abends, als ich in der Ahnenhalle die *laterna magica* zeigte, ausgeführt. Sie haben den Mann, dem sie auf der Straße in der Nähe der Ahnenhalle begegneten, mit ihren Fäusten und mit einem eisernen Werkzeug bearbeitet, daß er heulend zu mir kam. Da sie ihn mit Totschlag bedroht haben, wenn er Christ werde, und er seines Lebens in Tschun Tschu thatsächlich nicht mehr sicher ist, so habe ich ihn mit hierher (nach Lungkun) genommen und suche ihn hier zu beschäftigen. Jene Kaufbolde habe ich hier beim Richter zur Anzeige gebracht und ihr Thun und Treiben der Wahrheit gemäß geschildert. Will sehen, ob sich der hiesige Priester nun der Verklagen annimmt oder ob er das Taseltuch zwischen sich und ihnen zerschneidet.“

Und ähnlich erzählt derselbe Gewährsmann aus Wang kong ha: „Dem Li yu pan, der in der ganzen Umgegend als ein Erzschurke bekannt ist, ist es gelungen, eine Familie nach der anderen einzuschüchtern, so daß wirklich nur noch einige wenige den Mut haben, ihm die Stirne zu bieten, und selbst diese können es bei aller Überzeugungstreue nicht lassen, sich angelegentlich zu erkundigen, ob im Falle neuer Feindseligkeiten von seiten des Li yu pan der deutsche Konsul sich der Christen auch annehmen werde oder nicht. Es ist aber nicht Li yu pan und sein Anhang allein schuld an dem Rückgang unserer Sache in Wang kong ha und an anderen Orten, sondern auch der katholische Priester und seine Clique. Wie weit derselbe (ich weiß leider seinen französischen Namen nicht, da wir ja gar keinen Verkehr miteinander haben; sein chinesischer Name lautet Mong tai shing) mit Li yu pan unter einer Decke steckt, läßt sich schwer ermitteln. Da ein Sohn des letzteren und außer ihm ca. 60 Stammesgenossen katholisch geworden sind, d. h. wenigstens ihre Namen eingereicht haben, womit sich übrigens die Katholiken in der jetzigen Sichtsungszeit zu begnügen scheinen, so ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß Mong tai shing an den Feindseligkeiten des Li yu pan nicht unbeteiligt ist, jedenfalls an ihnen seine Freude hat. Er hat sich jetzt mit Strafgeldern der Heiden ganz in der Nähe von Phui tschung also bei Scheungphing-Markt, ein Haus gebaut, das vor einigen Tagen mit Marionettentheater, Feuerwerk und großartigem Gelage eingeweiht worden ist. Man denke sich die Einweihung einer Kapelle unter diesen Umständen!! Auch hier in Lungkun (um das nebenbei einzuschalten), hat die katholische Gemeinde das Bedürfnis gehabt, das letzte Pfingstfest mit Bomben und Raketen, sowie einem solennen Festessen, an dem jeder für 40 Cts. teilnehmen konnte, zu begehen. Es läßt sich nicht leugnen, daß solcher



Aufwand von betäubenden Mitteln auch auf den Durchschnittschinesen seine Wirkung nicht verfehlt. Um so mehr ist es anzuerkennen, daß die Taufbewerber von P'huifchung, die den Mong tai shing gerade vor der Nase sitzen haben, bis jetzt seine Schmeichelworte glatt abgewiesen haben. „Wo ist in der ganzen Umgegend eine so prächtige Kapelle, wie die, welche ich in Scheungleng gebaut habe? Wie ärmlich, ja staalähnlich sind dagegen die der Protestanten in Kangphui und Tailef! Schließt euch doch uns an. Was kann euch denn der deutsche Missionar bieten? Ihr habt es ja gesehen, wie machtlos sie sind und wie wir dagegen mit allen unseren Ansprüchen jedesmal durchgedrungen sind.“ Das sind einige Proben der Reden, die Mong tai shing an unsere Taufbewerber gehalten hat. Ständen die Katholiken nicht in einem so üblen Rufe, so würde ihnen die urteilslose Masse noch viel lauter zuzubeln und in dem Schoß der „allein seligmachenden Kirche“ Zuflucht suchen. Immerhin nimmt ihr Anhang, unter dem der Auswurf der chinesischen Gesellschaft sich befindet und ungehindert seinen Neigungen nachgehen darf, bedenkliche Dimensionen an.“

(Schluß folgt.)

## Missionsrundschau.

### West = Afrika V.<sup>1)</sup>

Von F. M. Zahn.

Erfreulicher Weise arbeiten in Kamerun auch noch fremdländische Missionare. Es ist demütigend, wenn dieselben sich vor und nach aus unseren Kolonien entfernen, mögen sie dies thun, weil unsere Regierung oder einzelne Beamte sie weggedrängt haben oder auch nur, weil die deutsche Kolonialverwaltung bei ihnen ungerechtfertigter Weise in dem Verdacht steht, fremdländische Mission ungern zu sehen. Auch vom Standpunkt des Reiches Gottes aus betrachtet, ist es demütigend, wenn unsere Glaubensgenossen besonders englischer Zunge es um des Evangeliums willen nicht erdulden können, unter fremder Herrschaft für Gottes Reich zu arbeiten. Man hat zuweilen den Eindruck, als ob sie gar zu schnell bei einer etwas rauheren Berührung davonliefen. Es ist eine Ehre für einen Christen, wenn er dies Opfer bringen kann.

Im Gebiet der Kolonie Kamerun arbeiten noch die amerikanischen Presbyterianer. In der letzten Rundschau wurde schon mitgeteilt, daß die französische Regierung diese Mission unmöglich machte, indem sie verlangte, daß in den Schulen nur Französisch gelehrt werde. Dieser Befehl ist so unsinnig, daß es uns schwer wird zu glauben, er sei ernstlich gemeint.<sup>2)</sup> Auch die Thatfachen scheinen einen Zweifel zu rechtfertigen. Die Folge des Befehles ist jedoch gewesen, daß die Presbyterianer ihr südlichstes Gebiet am Ogowe den Parisern, von deren Arbeit nachher zu berichten ist, übergeben und in ihre übrige Mission französische Lehrer berufen

<sup>1)</sup> Diese Rundschau ist etwas umfangreich geworden, aber ich hoffe, die Leser entschuldigen das mit ihrer lehrreichen Inhaltsfülle. D. S.

<sup>2)</sup> Siehe später. S.

haben. Ein Herr Perrinjaquet, der zuerst eintrat, wird später nicht mehr genannt, dafür ist von zwei anderen französischen Lehrern die Rede, die hinaus gesandt werden sollten oder wurden. Es scheint aber in dem übrigen französischen Gebiet nicht nach dem Gebot gehandelt zu werden. Von der Station Benito wird erzählt, daß der Gouverneur oder ein Unterbeamter den Befehl erlassen habe, und darauf die Schule geschlossen sei. Diese konnte aber später wieder eröffnet werden, da der Gouverneur von dem Sprachenverbot ablah. Der Gedanke, ein westafrikanisches Volk zur Unkultur zu zwingen, wenn es nicht Französisch oder auch Deutsch oder Englisch lernen will, ist doch auch zu wunderbar, als daß er im Ernst sollte durchgeführt werden können.

Dieselben Missionare arbeiten auch im deutschen Gebiet und haben sich hier sogar noch weiter ausgedehnt. Es heißt, daß nach einem „Übereinkommen mit der deutschen Regierung“ keine andere fremde Sprache gelehrt werden solle, als Deutsch. Wenn diese Missionare als fremde Sprache Englisch gelehrt hätten, so würde Kamerun darunter nicht gelitten haben, und von dem Gewinn, den sie durch ihre Arbeit der Kolonie bringen, ist der Unterricht im Deutschen nur ein ganz winziger Teil. Man möchte wünschen, daß sich unsere Kolonialbeamten auf einen etwas höheren Standpunkt stellten. Doch für gewöhnlich ist es billig, daß die fremde Sprache die der herrschenden Kolonialmacht sei, und die Amerikaner haben recht gethan sich darein zu fügen. Sie haben aber gewiß eine unnötige Ängstlichkeit gezeigt, wenn sie ein Benga-englisches Wörterbuch nur auf handschriftlicher Handpresse vervielfältigten, aus Furcht vor Empfindlichkeit der deutschen Regierung. Wenn ein Beamter so kleinlich sein sollte, so würde das Kolonialamt in Berlin ihn ohne Zweifel rektifizieren. Auch wenn ein Beamter, wie gemeldet wird, erklärt, er sei mit der Schule in Batanga nicht zufrieden, weil nicht genug Nachdruck auf industrial training oder auf das Deutsch gelegt werde, so kann das nur als private Meinungsäußerung aufgefaßt werden, als Beamter hat er über den Plan der freien Missionschule nichts zu sagen. Ob er als Privatmann so viel davon versteht, daß sein Rat beachtungswert ist, müssen die Missionare nach dem einzelnen Falle selbst entscheiden.

Leider ist ja die herrschende Meinung der Kolonialbeamten nicht nur der deutschen, sondern auch der anderer Nationen, daß die Wohlfahrt der Kolonien mehr gefördert wird, wenn die Eingeborenen einige Brocken der Sprache ihrer Herren erlernen, als wenn sie in ihrer Muttersprache gebildet werden. Dieser Irrtum ist ganz im Einklang mit der öffentlichen Meinung der Afrikaner, welche es für ganz überflüssig halten, zu lernen, was sie schon bei der Mutter lernten, ihre eigene Sprache. Von der Station Batanga wird erzählt, daß dort die Eingeborenen früher nur Englisch und seit Deutsch eingeführt ist, nur Deutsch lernen wollen. Benga, die von der Mission gelehrt Sprache, wollen sie nun noch aus einem anderen Grunde nicht. Es ist für sie eine fremde Sprache, die Mission hat sie von Corisco mitgebracht. Sie wollen aber, wenn überhaupt eine afrikanische, nur ihre eigene. Missionar Schnaz hat ihnen vergeblich erklärt, daß er auf seinen Reisen in Deutschland gefunden habe, daß in allen Schulen Schriftdeutsch gelehrt und doch im Verkehr der Dialekt geredet werde. Aber sie bestehen auf ihrem Schein, und zwar jeder Stamm, es sind dort zwei, die Bapuku und die Banaka, auf seinem. Die Missionare haben ihnen den salomonischen Bescheid gegeben, sie würden einstweilen beim Benga bleiben, bis die beiden Stämme sich verständigt hätten unter einander,

welche Sprache, die der Bapuku oder die der Banaka gegebenen Falls denn gelehrt werden sollte. In Wirklichkeit ist es den Leuten nur um die fremde Sprache zu thun; wenn die Regierung die gesunde Methode der Presbyterianer unterstützen wollte, so müßten die Eingeborenen sich fügen. So wie es ist, sind die Römischen gekommen und haben eine Gegenschule eröffnet; ihr pädagogisches Gewissen ist sehr weit. Die Kinder werden dort hingefandt, auch von protestantischen Eltern. Es ist das Schiboleth der Römischen geworden deutsch zu grüßen, und ostentativ wird den Protestanten das deutsche Grußwort zugerufen, wobei es wohl vorkommt, daß die Kinder am Morgen guten Abend und am Abend guten Morgen rufen. Immerhin ist es ja deutsch. Der Bericht stammt aus der ersten Hälfte von 1896; vermutlich wird es jetzt schon anders geworden sein. Solche Erfolge der Gegenmission ruhen auf unsicherem Grunde; wenn die evangelische Mission bei der richtigen Erziehungsweise bleibt, werden sich die Früchte zeigen, und ihre Sache wird siegen.

Man hätte diesen Arbeitern insbesondere wohl gönnen können, mit dieser Sprachschwierigkeit verschont zu bleiben. Denn sie haben in der Hinsicht vollauf zu thun. Sie scheinen auch fleißig darinnen zu sein. Die Reverends und die Doktoren, die Männer und Frauen lernen fleißig. Sind sie im Süden, so haben sie da Npongwe zu lernen. Den Como hinauf liegt die Station Angom, auf der Fang geredet wird. Dies Fangvolk, das sich an die Küste vorgedrängt hat, wird auf 3 Millionen geschätzt, und es lohnt sich schon ihre Sprache zu bearbeiten. In Batanga, wie schon erwähnt, wird Benga geredet und endlich in Efulen, 1893 unter den Bule gegründet, als vierte Sprache Bule. Ob die neueste Station im deutschen Gebiet, Glatte in Ntume, nicht noch eine fünfte Sprache fordert, ist wohl noch nicht ausgemacht. Die vier ersten Sprachen haben die Missionare zu Schriftsprachen erhoben und Teile der Schrift, sowie andere Schriften darin übersetzt, einige schon in verbesserten Auflagen herausgegeben. Man hört von einer revidierten Ausgabe von Bunyans Pilgerreise. Es wäre interessant, einmal zu erfahren, ob dies Buch, welches wohl zu den englischen Klassikern zu rechnen ist und so stark auf den englischen Geist, auch auf die Sprache eingewirkt hat, während es meines Wissens unter anderen Nationen keinen großen Eingang gefunden hat, in der Mission sich als nützlich bewährt. Eine Übersetzung von Jessicas erstem Gebete scheint mir doch, so reizend das Büchlein ist, für die Benga noch etwas verfrüht.

Aus diesem Reichtum an Sprachen erkennt man schon, daß diese Arbeit sich über ein großes Gebiet erstreckt. Von den sechs Europäerstationen ist die südlichste Baraka, schon 1842 gegründet, aber erst 1870 von den Presbyterianern übernommen; sie liegt am Gabun, 10 englische Meilen von der Küste. Im Innern liegt das schon erwähnte Angom, unter den Fang. Es hat ein reichbevölkertes Arbeitsgebiet; nicht weniger als 43 Dörfer liegen ringsherum, jedes in einem Tage zu erreichen, jedes mit einer Einwohnerzahl von etwa 700. Wenn der Missionar eines der Dörfer mehrmals passiert, ohne zu predigen, kann es geschehen, daß man ihm zuruft: „Weißer Mann, warum verbirgst du Gottes Wort vor uns? Hat Gott keine Nachrichten für uns!“ Älter als Angom sind Benito, schon 1864 gegründet, 92 miles vom Gabun, im französischen Gebiet und Batanga, 150 miles nördlich vom Gabun jetzt in deutschem Gebiete gelegen, aber schon 1875 vor dem Beginne unserer Kolonialära gegründet. Mit Ausnahme von Angom haben alle diese älteren Stationen Außenstationen, 14 zusammen. Zu Baraka gehört als einzige Außenstation die Insel



Corisco, von der man aber sonst nichts hört. Den Missionaren stehen 43 eingeborene Gehilfen zur Seite, von denen einer ordiniert ist, er ist in Benito stationiert, 4 Prediger und 2 Vicentiaten tituliert werden. Auch der Stof der Gemeinde ist auf diesen und um diese alten Stationen. Für das Jahr 1895 werden 1371 Kommunikanten angegeben. Der Zuwachs an Kommunikanten 1893 betrug 240, 1894 337. Die gesamte Kirche wird der Baseler in Kamerun um einige Hundert voraus sein.

Solche Früchte sind noch nicht zu finden auf den beiden neuen Stationen Esulen, 70 miles südöstlich von Batanga im Hinterland und die jüngste Ebolewoe, wieder 75 miles südöstlich von Esulen. Die Stationen sind nicht gegründet, weil das von der Mission entzündete Feuer dort hinübergesprungen war, sondern weil man neue Gebiete in Angriff zu nehmen wünschte. Der jüngsten Station hat man einen neuen Namen gegeben. Sie soll Glatte heißen, der „Bund“. Wenn nämlich die Missionare einladen nach Ebolewoe zu kommen, so kam niemand. Das war der Name des heidnischen Ortes oder eines Komplexes von Örtern. Der Zustand des Landes ist nämlich so, daß sich nicht leicht jemand getraut in eine fremde Stadt zu gehen, aus Furcht wegen eigener oder fremder Missethat weggefangen zu werden. Unter den Fang war es derselbe Grund, der die Missionare nötigte sich an einem besonderen Orte niederzulassen. Die Missionsstationen sind neutraler Boden und fangen damit ihr Friedenswerk an, daß sie einen neutralen Boden schaffen. Glatte liegt außerdem auf einer kleiner Anhöhe. Das ganze Land, Bule wie Ntume, ist übrigens Hochland, 2—3000 Fuß über dem Meere. Nach der Sommerhize von Chicago, schreibt ein Missionar, fühlt man in Esulen sich ganz erfrischt. Hoffentlich ist das Land relativ gesund. Die Gründung von Glatte hat schon ein kostbares Leben gekostet.

Zu allen diesen afrikanischen Stämmen oder Völkern kommt hier noch eine Spezialität. Dr. Good hat bei Esulen ein Volk oder einen Stamm von Zwergen gefunden. Eine Schottin, die davon gelesen, interessiert sich dafür und hat die Mittel gegeben für eine besondere Zwergmission.<sup>1)</sup> Wie überhaupt die inneren Stämme von den Küstenstämmen tyrannisiert werden, so sind auch diese Zwerge von dem Bulestamme abhängig. Nur mit ihrer Erlaubnis wird man unter ihnen missionieren können. Einige Begegnungen der Missionare mit den Zwergen haben stattgefunden und einige Kinder sind in der Schule. Die Zwerghaftigkeit scheint übrigens nicht so gewaltig. Ein Mann maß 1,60 m, die Frau 1,34 m. Da könnte der Mann ja wohl bei uns Soldat werden, und die Frau würde auch ihres Gleichen finden. Fürs Reich Gottes aber braucht man kein Goliath zu sein; Sachaeus ist auch hineingekommen.

Das weiße Personal, welches auf diesen Arbeitsfeldern arbeitet, besteht aus etwa 15 Männern und 15 Frauen. Unter den letzteren sind die Frauen der Missionare und auch Witwen von Missionaren. So hat sich die Frau des im Oktober 1896 gestorbenen Marling, der unter den Fang arbeitete, entschlossen, in der Arbeit zu bleiben. Aber es sind auch Fräulein in der Arbeit. Eine derselben, Fräulein Nassau, hat, allerdings nur vorübergehend, die theologische Klasse in Batanga unterrichtet und soll ein „durchaus kompetenter theologischer Professor“ für

<sup>1)</sup> Nach Miss. Review (1897, S. 319) ist die Dame Miss M. Maclean aus Glasgow, die 30.000 Mk. und 2000 Mk. jährlich für diese Zwergmission versprochen hat.



diesen Lehrstuhl gewesen sein. Unsere englischen Glaubensgenossen, deren Biblizismus zuweilen etwas sehr buchstäblich ist, machen sich in diesem Punkte wenigstens von dem Buchstaben der Bibel sehr frei.

Auch Doktoren hat die Mission, weibliche und männliche. Die Ärzte können sich selbst nicht helfen, daß Krankheit und Tod sie nicht berühren. Die Ärztin, Frau des Missionar Roberts, starb im Mai 1895. Der Doktor Laffin verlor seine Frau im November 1894. In der Julinummer von *The Church at Home and Abroad* 1895 S. 29 hat dieser Doktor ein zwar nicht gerade neues, aber doch beherzigenswerthes Wort über die gesundheitliche Seite geschrieben. Sein Rat, daß auf jeder Station ein Arzt sein sollte, ist sehr gut, wenn man ihn befolgen kann. Auf die Frage, ob der Missionar einen medizinischen Kursus durchmachen solle, antwortete Dr. Laffin resolut nein. Wenn der Missionar so viel von der Medizin wisse, daß er die meisten Medicinen nicht gebrauche, so sei das gut; alles weitere sei vom Übel. Das wird schwerlich Beifall finden, aber die Missionare sollten sich vielleicht doch von dem Fachmann auf die Gefahren ihres Dilettantismus aufmerksam machen lassen. Das bißchen Medizin ist manchmal recht gefährlich; die Dilettanten sind immer so unfehlbar.

Es ist beachtenswert, daß diese amerikanische Mission nicht daran denkt, amerikanische Afrikaner in ihrer Arbeit zu verwenden. Da der General Assembly der Presbyterianer auch einen Board hat, der sich um die Freedmen bekümmert, so kann der Gedanke ihr nicht ferne gelegen haben. Man sollte denken, daß ein sorgfältig ausgebildeter und ausgewählter Afrikaner doch von großem Nutzen sein könnte. Die Freedmen müßten freilich gelernt haben, daß die Haupttugend eines freien Mannes ist, daß er gehorchen und anderen sich unterordnen kann.

Wie wir schon bemerkten, wird die Frage, ob diese Afrikaner das Klima besser vertragen als die Weißen, noch durch die Erfahrung beantwortet werden müssen. Aber es ist kein Grund da, warum sie nicht ebenso gut wie die Weißen ihr Leben für Afrika lassen sollten. Daß dies von diesen Presbyterianern geschieht, dafür sind schon Beispiele gegeben. Ein besonders schwerer Verlust ist der von Missionar Dr. ph. Good am 13. Dezember 1894. Der 38 jährige Mann hat 12 Jahre seines Lebens Afrika gedient, am Gabun, am Ogowe, dann im Hinterland von Batanga, wo die beiden neuen Stationen seine Gründung sind. Auf einer Reise nach Glatte hat er wohl den Todeskeim aufgenommen. In Mpongwe hat er literarisch gearbeitet, u. a. eine neue Auflage des Neuen Testaments vorbereitet und die Bule-sprache zur Schriftsprache gemacht, die Evangelien in sie übersetzt. Wer soviel gearbeitet, dem kann man es verzeihen, daß er einem Museum in den Vereinigten Staaten 500 neue Schmetterlinge und Motten gesandt hat. Sie werden ihm den Dienst gethan haben, den das Rebhuhn dem Johannes that. Good hatte geplant, im nächsten Frühjahr nach Amerika zu gehen, um da litterarisch zu arbeiten, aber es war anders beschlossen. Seine Gefährten telegraphierten mit der Todesbotschaft: Sendet schnell Arbeiter. Sie standen wohl unter dem Eindruck der letzten Gebete des Heimgegangenen. Es war ihnen aufgefallen, daß derselbe sterbend sich so wenig mit sich selbst beschäftigte, sondern vornehmlich mit seiner Arbeit. Fast sein letzter Seufzer war: O Gott, möchten diesem Felde die Arbeiter nicht fehlen!

Der römisch-katholische Einfluß in der französischen Kolonialpolitik, der fremdländischen Missionen die Arbeit, wenn nicht unmöglich macht, so doch sehr erschwert,

zwingt die protestantischen Franzosen zu ungemein großen Anstrengungen. Zu den vielen Lasten, welche die Pariser Missionsgesellschaft auf sich genommen hat, um nicht Rom überall triumphieren zu lassen, gehören auch zwei westafrikanische Arbeiten, die eine am Senegal, in der wir später kommen, und die andere am Ogowe im französischen Kongo. Missionar Escande, der auf einem dieser Felder am Senegal mit großer Geduld gearbeitet hat und dann auf einem anderen aufgenötigten Arbeitsfelde ermordet ist, sprach auf einem Missionsfest von „diesen ausgebreiteten Gegenden des französischen West-Afrika, die sich vom Senegalstrom bis zur Elfenbeinküste erstrecken und vom Ocean bis zum Tschadsee, jenem ungeheueren Kolonialreich, acht Mal so groß wie das Vaterland, das nur die französischen Missionare das Recht haben zu evangelisieren“. So ist es, aber es ist nicht alles, denn auf der Elfenbeinküste endet das französische West-Afrika nicht; auch auf der Sklavenküste und am Gabun weht die Fahne Frankreichs, und überall müssen die französischen Protestanten eintreten. Es ist bewundernswert, wie leistungsfähig sie sich beweisen. Sie selbst klagen sich an, daß sie nicht genug leisten, aber den Glaubensgenossen anderer Nationen kommt es zu, sie zu bewundern. Die 616 000 Protestanten Frankreichs stellen 47 Missionare ins Feld. Nach einer Mitteilung des „Journal des Missions Evang.“ sind davon allerdings 15 Fremde, meistens Schweizer, 5 werden als Missionarsöhne bezeichnet, worunter doch wohl Franzosen sein werden, die zu den übrigen 21 Franzosen zu rechnen wären. Aber auch nur die letzte Zahl würde für die 32 800 000 protestantischen Deutschen eine Zahl von 1125 Missionaren fordern; nicht die Hälfte kommt heraus, wenn man von den deutschen Missionsgesellschaften nur die aus Deutschland stammenden Missionare zählt. Trotzdem sind die französischen Missionare wie ihr Vorstand unermüdlich, die Bitte um mehr Arbeiter Gott und Menschen vorzutragen.

Diese Bitte ist besonders in West-Afrika nötig, wo das Klima die Arbeitskraft der Missionare so rasch aufzehrt. „Es ist eine Thorheit,“ schreibt einer dieser Missionare im französischen Kongo, „einen das Werk von zweien thun zu lassen;“ er hätte hinzufügen können: hier, wo zwei nötig sind, um das Werk von einem zu thun. In unserer letzten Rundschau mußten wir noch berichten, daß einer dieser Missionare, Bonzon, nachdem er eben noch seine Pläne und Hoffnungen für das Werk dargelegt, dem Klima erlegen sei. Ihm ist seitdem Missionar Jacot gefolgt, der damals auch erwähnt wurde. Er trat von den amerikanischen Presbyterianern zu den Pariser über, denen er durch seine schweizerisch-französische Abstammung nahe stand. Noch am Tage vor seinem Tode sprach er es seiner Frau aus, er möchte noch gerne länger leben, um Gott dienen zu können. Es ist anders beschlossen. Auf das Sterben hat sich eine der Frauen gefreut. Sie schrieb, als sie noch bei guter Gesundheit war und bat, man möge nicht bei der Nachricht von ihrem Tode sagen: Die arme Frau Gacon, sondern lieber ihres einsamen Mannes zu gedenken. Auch zur Heimkehr, zur definitiven und zu häufigem Urlaub zwingt das Klima. So ist ein Kaufmann Richard, der im Mai 1896 mit seiner Frau hinauszog, um zu helfen, wieder aus der Reihe der Arbeiter verschwunden, vermutlich, weil er das Klima nicht ertragen konnte, und das Reisen hin und her geht ununterbrochen fort. Es ist darum eine stereotype Klage in den Berichten: Wir sind zu wenig. Selbst die Eingeborenen stimmen dem zu. Einer von ihnen sagte, wenn die Missionare die Sache nicht kräftiger betreiben könnten, so wäre es besser gewesen, sie wären gar nicht ge-

kommen. Das ist wohl ein Wort des Unmutes gewesen. Denn derselbe erzählte von einer Gebetstunde, die sie unter sich hatten, da sei davon die Rede gewesen, daß die Gesellschaft so vieler Orten helfen müsse, jetzt wieder in Madagaskar, und darum auch am Ogowe nicht nach Wunsch eintreten könne. Die Moral, die man daraus zog, war aber: Laßt uns Gott bitten, daß er uns helfe, daß jeder Christ ein Missionar sei.

Das Feld scheint dort sehr verheißend, wenn die Missionare auch dem recht finsternen westafrikanischen Heidentum gegenüber stehen. Nicht selten haben sie Gelegenheit Menschen zu retten, die ohne sie gefressen worden wären. Aber vielleicht findet eben darum das „Wort“, die neue Botschaft, ein williges Gehör und viel Verständnis. Die Eingeborenen kommen auf die Station, um das Wort zu hören. Ein Missionar begegnet einem Trupp von Lastenträgern und will vorbei. Die Leute aber halten ihn auf und verlangen, daß er ihnen die neue Botschaft verkündige. Es kommt vor, daß sie ein Dorf besuchen und finden, daß einer ihrer Schüler das Evangelium dort verkündigt hat. Einer der Missionare berichtet über die Tausen; seine Mitteilungen über die sehr detaillierten Tauffragen zeigen, wie ernst es damit genommen wird. Die Tauffrage: Hast du von Gott die Vergebung deiner Sünden empfangen? scheint mir allerdings nicht ganz unbedenklich. Die Auskunft, welche die Täuflinge über ihre Bekehrung geben, sind manchmal sehr treffend. Obgleich der Westafrikaner, wie wir schon bemerkten, die Gabe hat sein pointiert zu reden, so kommt einem zuweilen doch der Verdacht, ob ihre dicta ins Französische übersetzt nicht noch etwas schöner werden, als sie in Wirklichkeit sein mögen. Der eine bekennet, daß er an den Unterfluß geflüchtet sei, weil er eine Frau seines Vaters gestohlen habe, aber ist bereit, seine Strafe dafür zu erdulden. Der andere sagt, er sei mit Gott in Frieden, denn Jesus habe sein Palaver mit Gott geschlichtet. Noch ein dritter, darauf aufmerksam gemacht, daß er um des Bekenntnisses willen werde leiden müssen, erklärt: Der König der Könige ist gekommen für mich zu leiden, und ich kann auch etwas für ihn leiden. Wenn ich nicht mehr bin, so sagt allen: Er ist in das Haus seines Vaters gegangen. Sehr interessant ist die Mitteilung, und man möchte davon gerne Näheres hören, es habe sich in dem Taufunterricht herausgestellt, daß in ihrer Tradition der Glaube an Einen Gott sich fand. Missionar Allegret konnte ihnen zeigen, daß die verschiedenen Worte, die sie von Gott gebrauchen, ihn als den Allmächtigen, den Ewigen, den Schöpfer, die Vorsehung bezeichneten, und die Katechumenen waren darüber hoch erfreut und sahen darin ein Glied, das ihr Geschlecht mit der ganzen menschlichen Familie in Verbindung setze.

Das scheint ein viel verheißendes Feld, und es ist sehr zu bedauern, daß den Männern und Frauen, die es bestellen, nicht mehr Gehilfen können gesandt werden. Auch jetzt ist ihre Arbeit nicht vergeblich, obgleich es um der erwähnten Verhältnisse willen langsamer geht, als bei starker Besetzung zu erwarten wäre. Der Europäerstationen sind noch immer nur zwei, Talaguga und Kongwe, Lambarene genannt. Im Neuen Missions-Atlas sind Kongwe und Lambarene genannt und bei letzterem stets in Klammer Talaguga; Lambarene gehört aber zu Kongwe. Die beiden Stationen Lambarene und Talaguga haben 150 Kilometer Flußlauf zwischen sich. Im letzten November ist die lange beabsichtigte Verlegung Talagugas an einen gesunderen, Überschwemmungen nicht ausgesetzten Ort endlich vollzogen. Die Berichte



lassen nicht erkennen, ob die Entfernung zwischen beiden Stationen dadurch verändert wurde. Dieselbe ist sehr groß, und es ist gewiß sehr zweckmäßig, wenn geplant wird kleinere Stationen zu gründen und die Verbindung dadurch zu kräftigen. Freilich sollte dann auch die Besatzung dafür da sein. Zuweilen kommt einem bei den Klagen über ungenügende Besetzung sogar der Gedanke, ob nicht eine gut besetzte Europäerstation mehr sei als zwei ungenügend ausgerüstete. Hat man erst eine größere Gemeinde und mehr eingeborene Gehilfen, so kann man kleinere Europäerstationen anlegen.

Um diese Europäerstationen liegen im weiten Kreise die Außenstationen, die größte Entfernung ist 150 Kilometer. Der Fluß mit seinen Wasserläufen und Seen erleichtert den Verkehr. Den Missionaren steht auch ein kleines Dampfboot zur Verfügung, welches freilich die letzten Jahre nicht in brauchbarem Zustande gewesen zu sein scheint. Wie viel die Missionare unterwegs oder auf dem Wasser sind, zeigt die gelegentliche Notiz, daß einer in 7 Monaten 700 Kilometer sich hat rudern lassen. Um den Verkehr mit den zerstreuten Christen zu erleichtern, werden auf den „annexes“, die wohl unseren Außenstationen gleich kommen, vierteljährlich und auf der Hauptstation jährlich Vereinigungen abgehalten, zu denen die Christen zusammen kommen. Auf ihnen wird getauft, geschieht die Aufnahme in das Katechumenat und wird das heilige Mahl gefeiert. Die größere Zahl der Christen sind Galoa, die Mpongwe reden, während von den Bahuin, die seit 1884 an den Fluß gekommen sind, erst 1892 die Erstlinge getauft wurden. Diese reden ihre besondere Sprache; man hört von einem Missionar, der Mpongwe beherrscht und auch Bahuin zu reden versteht und es weiter lernt. Die litterarischen Arbeiten in Mpongwe, die von den amerikanischen Presbyterianern begonnen waren und natürlich noch mehr die in Bahuin stehen noch in den Anfängen.

Zu der Arbeit gehören hier, wie jetzt fast überall, solche, die der Missionar doch nur im „Nebenamte“ treiben kann. So haben die Missionare Kaffee und Kakao gepflanzt und andere Pflanzen aus dem Versuchsgarten in Libreville und hoffen dadurch mit zu helfen, daß die unsichere Grundlage des jetzigen Handels, der von Raubbau lebt, durch eine solidere ersetzt werde. Auch haben sie eine Sägerei angelegt, die zunächst schon für den Bedarf der Missionsbauten wird zu thun haben. Viel enger ist natürlich die Schularbeit mit der Mission verbunden. Bekanntlich sind die Pariser hier eingetreten, weil die französische Regierung für den Schulunterricht das Französische und zwar nur dies forderte und den Unterricht in den Landessprachen verbot. Es scheint uns aber, als ob die Pariser doch auch in den Landessprachen unterrichteten; wenigstens lernen sie selbst Mpongwe und Bahuin, benutzen und erweitern die vorhandene einheimische Litteratur, werden also wohl auch helfen, daß die Schüler diese Bücher lesen können. Die Schüler kennen, wie auch anderswo in Westafrika, keinen Schulzwang, auch nicht von seiten der Eltern. Ein Vater, zur Rede gestellt, daß sein Sohn nicht in die Schule komme, gab zur Antwort: Sein Herz hat es ihm nicht gesagt. Doch scheint es trotz dieser Freiheit nicht schwer zu sein, Schüler zu sammeln. In letzter Zeit hat Missionar Leiffères auch eine Katechistenschule begonnen. Neben dem allen geschieht dann natürlich alles das, was in Unterricht und Predigt zur Evangelisierung der Heiden und Fortbildung der Christen nötig ist. Man möchte diesen Arbeitern viele Gehilfen wünschen. Seiden wie Christen bedürfen der Leitung. Wenn sie sich nicht wieder ins heidnische Wesen



verlieren, so verfallen sie, wie einer der Missionare zutreffend bemerkt, in Formalismus und Gesetzhlichkeit. Nur weise altchristliche Leitung kann sie davor bewahren. Andererseits aber können diese wenigen Missionare sich auch trösten, daß es ihrem Herrn gleich ist, mit viel oder wenig zu helfen.

Weiter im Süden finden wir noch den amerikanischen Board an der Arbeit. Anderswo in West-Afrika sind die amerikanischen Presbyterianer in seine Arbeit eingetreten, in Folge der bekannten Millionenerbschaft hat aber der Board eine neue eigene Mission in Benguela begonnen. Die Reiche Bailunda und Bihé sind nur durch portugiesisches Gebiet zugänglich, und ihre Selbständigkeit ist ganz nominell. Die portugiesische Herrschaft scheint den Protestanten aber keine Schwierigkeiten zu bereiten. Die Amerikaner lehren als fremde Sprache Englisch. Die Schwierigkeit ist dieselbe wie überall, wo die Europäer hinkommen. Die Deportation von Sträflingen ist freilich glücklicher Weise eine portugiesische Spezialität, aber daß die Europäer, die unter der fremdländischen Herrschaft kommen, zu einem großen Teile, wie einer der Missionare schreibt, a miserable set ist, das gilt leider auch anderswo. Desgleichen ist die Klage über den Branntweinhandel in ganz Westafrika an der Tagesordnung. Gerade hier wäre derselbe sehr gut zu entbehren. Die Eingeborenen brauen Bier und trinken es in ausgiebigem Maße. Die Frauen sind die Bierbrauer und wenn sie fertig sind, laden sie die Nachbardörfer zu einem mehrtägigen Trinkgelage ein, bei dem natürlich die Leute nicht nüchtern bleiben. Es ist übrigens die weise Sitte, daß in diesen Tagen, wenn einer sinnlos betrunken gefunden wird, wohlwollende Freunde ihn beiseite schaffen und für die Trinktage unter Obdach bringen. Das Biertrinken ist so allgemein, daß dem Eingeborenen an dem Europäer, d. h. dem Missionar fast weniger die weiße Haut auffällig ist, als daß er ein „Mensch ist, der kein Bier trinkt“. Nach gewöhnlicher Logik ist hier kein Bedürfnis, neue berausende Getränke einzuführen, die Branntweinhändler aber folgern, daß wo man auch ohne sie schon sich betrinkt, der Branntwein einem tief gefühlten Bedürfnis entgegenkomme. So auch in Benguela, und es scheint der Branntwein doch noch etwas anderes als das Bier zu sein. Ein Häuptling hat sich dem protestantischen Missionare zugewandt; er hatte einen Sohn an die Küste in die Schule gesandt; dort habe er nur etwas Portugiesisch gelernt, was ihm nichts nütze und nebst anderem Unerfreulichen das Branntweintrinken, das er nun wieder den Vater lehrte. Dieser aber merkte nun, daß ihn der Branntwein ruiniere und faßte den tapferen Entschluß, täglich sich an einem Gläschen Rum genügen zu lassen. Wenn es nur gelingt! Einen anderen Sohn aber wollte er in die protestantische Schule senden. Also auch hier dies importierte Glend, um so schlimmer, als man angefangen hat im Lande selbst zu destillieren. Von einer Station wird die Anlage einer neuen Branntweimbrennerei gemeldet, die vierte in nächster Umgebung. Was das bedeutet, kann man ahnen, wenn man hört, wie ein Missionar auf der Predigtreise einen Häuptling betrunken findet; er hatte sich drei Fäßchen Rum gekauft, für die er mit drei Sklaven gezahlt hatte.

Teilt das Gebiet in dieser Hinsicht das Geschick des übrigen Westafrika, so ist es klimatisch wohl mehr süd-afrikanisch. Schon die Deportation von Verbrechern spricht dafür, im übrigen West-Afrika würde Deportation für die meisten Verbrecher der Todesstrafe gleich sein. Zwar hört man auch klagen über die Gesundheit und das Verlangen nach einem Arzte, aber letzterer soll, wie es scheint, mehr den Ein-

geborenen dienen, als den Weißen, und ganz gesundes Klima giebt es ja auch auf Erden nicht. Diese Mission ist 1880 begonnen und noch sind drei Arbeiter von damals thätig, von den 18 Gliedern des Arbeiterkreises sind sieben 10 Jahre und länger in der Arbeit. Missionar Woodside war 9 Jahre ohne Urlaub thätig. Das ist ein großer Vorteil für die Arbeit.

Seit 1880 hat der Board die vier Stationen Bailunda, Kamundongo, von deren Verlegung die Rede ist, Safajimba und Chisamba angelegt. Sie liegen alle verhältnißmäßig nahe bei einander, wie es scheint in gut bevölkerter Gegend. Der Missionar von Bailunda findet — er ist allerdings selbst davon überrascht — im Umkreis einer halben Meile (englisch wohl?) 25 Dörfer. In dem Arbeitsgebiet kommen sie mit dem Umbunda aus, in welches auch verschiedene Bücher der Bibel und anderes bereits übersetzt ist. In Chisamba berührt die Mission allerdings eine andere Völkerschaft, die Bai Luimbe, die eine ganz andere Sprache reden, als das Umbunda. Die in dieser Sprache geschriebenen Bücher werden auf der Missionspresse im Lande selbst gedruckt; daß die Missionsdruckerei 168 500 Seiten im Jahre gedruckt hat, gehört mit zu den statistischen Angaben des Berichtes.

Diese Presse ist eine der industriellen Arbeiten, auf welche zur Förderung der Selbstständigkeit und zur Erziehung der Eingeborenen Wert gelegt wird. Sie haben sogenannte „Selbsthilfe-Schulen“, Nebenabteilungen der gewöhnlichen Schulen, in denen die Schüler lernen mit Werkzeugen umzugehen. Auf Chisamba bemüht man sich, daß die Christen lernen die Holzarbeiten für den Hausbau und die Möbel selbst zu machen, damit sie nicht von der Küste geholt werden müssen. Zu der vollständigen „Arbeitsordnung“ einer Station gehört auch, daß Ochsen und Wagen und Pflug gut im Gang sind. Hierhin gehört auch, daß Doktoren mitarbeiten; unter den Frauenarbeiterinnen ist auch ein Fräulein Doktor. Missionar Currie schreibt von Chisamba, daß er dort wohl ohne einen weiteren predigenden Missionar auskommen könne, dagegen werde das Werk Schaden leiden, wenn länger ein Arzt fehle, der eben bis heute für diese Station noch nicht gefunden ist. Interessant ist, daß ein geheilter Häuptling, der aus schwerer Krankheit durch Dr. Wellmann auf Kamundongo gerettet wurde, daraus nur den Schluß zog, daß der weiße Doktor eben kräftigere Zaubermittel habe, als sein Priesterdokter. Das sollte warnen vor Überschätzung der ärztlichen Mission; sie ist kein notwendiges Stück in der Missionsarbeit, so nützlich sie sein wird. Schon Livingstone hat bemerkt, daß die Entfaltung unserer Kulturkünste zur Befehrung der Heiden nicht beitrage.

Die Missionare des Board scheinen übrigens kein unrichtiges Gewicht auf die begleitende industrielle und sonstige kulturelle Arbeit zu legen. Die Predigt steht doch im Mittelpunkt und wird gewiß zur rechten Zeit Großes ausrichten. Einzuweisen steht die 18 jährige Arbeit noch in den Anfängen. Neben den vier Europäerstationen sind 5 Außenstationen gegründet. Ordinierte Gehilfen haben sie noch nicht, obgleich einige von den 9 Gehilfen „Pastor“ tituliert werden. Leider hat auch diese Mission die unbiblische Statistik, nicht die Getauften, sondern die Kirchenglieder zu zählen. Der Bericht von 1896/97 nennt 79 Glieder, 9 mehr als im Jahre vorher, in welchem daneben 300 Anhänger gezählt wurden; die entsprechende Zahl vom letzten Jahre wird nicht angegeben; der Schüler sind 319.

In den letzten Jahren wird in dem „Miss. Herald“ nur sehr sporadisch von den anderen Stationen berichtet, dagegen, wenn auch nicht vollständig, so doch mehr

von Chisamba, wo der Missionar Currie mit seiner Frau und zwei Schwestern, den Fräulein Melville, arbeitet. Es ist nicht ersichtlich, ob diese Arbeit typisch ist für die Benguela-Mission, oder ob der leitende Missionar ihr sein Gepräge aufgedrückt hat. Derselbe hat die kleine Gemeinde — wie viel von den 79 Gliedern dazu gehörten, wird nicht angegeben — konstituiert und strebt dahin, daß diese „Church“ äußerlich und innerlich selbständig werde. Wie es scheint, hat die Gemeinde selbst einen Gehilfen, Ngulu, mit dem Currie elf Jahre gearbeitet hat, zum „Pastor“ gewählt, d. h. nicht ordinierten. Currie tritt nach Möglichkeit im Gottesdienste zurück und sucht es der Gemeinde klar zu machen, daß er nur Missionar sei, Ngulu dagegen ihr Pastor. Letzterer tauft noch nicht, aber den Getauften reicht er nach der Taufe „die rechte Hand der fellowship“ (englische Übersetzung von Gal. 2, 9) mit einer Ansprache. Drei andere Glieder wurden zu Diakonen gewählt, die den Leuten in der Kirche die Plätze anweisen, Kranke besuchen und mit ihnen beten müssen und sich am Evangelisationswerk beteiligen. Mit den äußeren Geschäften haben sie gar nichts zu thun, dafür waren 4 andere bestimmt. Diese Diakonen, deren Zahl bald vermehrt wurde, haben sich sehr eifrig erwiesen. Sofort brachten sie neue Taufbewerber herbei. Sehr schön ist, daß sie, anscheinend aus eigenem Antrieb, veranlaßt haben, daß die Karawanen von Trägern, die an die Küste gehen, von einem Reiseprediger, so kann man ihn nennen, begleitet wurden. Je näher die afrikanischen Christen den weißen Christen kommen, desto schwerer ist es für sie Christen zu bleiben. Wenn Christen an die Küste gingen, so begleitete sie darum einer, der sie im guten stärken konnte. Abends im Quartier sammelte er sie dann und las, redete und betete mit ihnen. Das haben diese Reiseprediger auf eigene oder Gemeindefosten unternommen. Überhaupt sind diese Christen sehr willig zu helfen und selbst die Arbeit zu bestreiten. Currie hegt die Hoffnung, daß die Gemeinde bald selbst sich unterhalten werde ohne Zuschuß vom Board. Sogar für die Armenier haben sie etwas geopfert. Vielleicht giebt es später einige Enttäuschungen, aber man bekommt den Eindruck, daß die Arbeit sehr tüchtig betrieben werde.

Aufgefallen ist mir, daß es wie ein Sieg gefeiert, wie ein Zeichen des Durchbruchs angesehen wird, wenn einer oder auch eine in den Gebetsstunden laut betet. Es ist gewiß entscheidend, wenn von einem Menschen, wie von Saulus gesagt werden kann: Siehe, er betet. Man begreift auch, daß es für den Missionar Woodside herzbeweglich sein mußte, als er die ihn begleitenden Knaben laut beten hörte, auch für ihn und seine Kinder. Man darf auch nicht vergessen, daß die fromme Rede eines Heiden viel naiver ist, als die unsrige. Sie sind darin wie die Kinder, die ganz unbefangen vom „lieben Gott“ und dem „Heilande“ reden, wie zu reden für einen Jüngling oder Jungfrau nur bei großer innerer Reife möglich und erlaubt ist. Unsere Heidenchristen sind darin Kinder. Aber nun ist das öffentliche Gebet eines der schwierigsten Äußerungen der christlichen Frömmigkeit, auch keineswegs die für jeden Christen notwendige Äußerung seines Christenstandes. Provoziert man das öffentliche Gebet als eine Stufe im Heilsweg, so thut man Unrecht und gefährdet die Christen. Es wäre wohl angebracht öfter den Heidenchristen zu sagen, daß sie anstatt öffentlich von Gott und zu ihm reden, lieber dies im Kämmerlein thun und öffentlich ohne Worte durch den Wandel für Gott zeugen sollten.

Ich weiß nicht, ob es ein Organ giebt, in dem die von Arnot angefangene Mission in Sarenganze Nachrichten giebt. In dem „Miss. Herald“ des Board



lieft man, daß die Mission in Garenganze aufgegeben, dagegen eine andere Station in der Nähe von Sakanjimba in Kuanjulula angelegt sei. Die Missionare des Board stehen freundschaftlich zu diesen „Plymouth-Brüdern“. Eine andere Station ist zwischen Chisamba und dem Moero gegründet; das Ziel scheint der Moero zu sein. Ich glaube, wenn man diese „Glaubensmissionen“ genau verfolgte, würde sich finden, daß keine andere so viel Zeit, Geld und Lebenskraft vergeudet an Unternehmungen, die dann liegen gelassen werden.

Daß sie übrigens mit dazu helfen, die Maschen des Netzes, das ins Völkermeer geworfen wird, dichter zu machen, ist dennoch wahr. Zwischen den Amerikanern in Bailundu und den Franzosen am Sambesi liegt nur ihre Station. Als die Rinderpest im Süden den Franzosen am Sambesi die südliche Verbindungslinie durchschneidet, hat Coillard die Amerikaner um ihre Hilfe für seine Zufuhr über ihre Stationen. Die Kette schließt immer enger zusammen.

Vom tiefen Süden müssen wir noch einmal ganz in den Norden West-Afrikas hinauf gehen, wo die gegenwärtige evangelische Mission ihre älteste Arbeitsstätte hat. Leider können wir nur im Vorbeigehen einen flüchtigen Besuch in Liberia machen, von dessen Missionsarbeiten man immer noch nichts Erfreuliches hört. Die amerikanischen Presbyterianer, deren Arbeit am Gabun wir kennen lernten, haben auch in Liberia eine Mission, von der aber ihr Organ fast nichts meldet, außer einer sehr mangelhaften Statistik. Es werden 14 Stationen genannt, die aber nicht alle von der Gesellschaft unterstützt werden. Den Kirchen dort ist einige Selbständigkeit gegeben; sie sind zu einem kirchlichen Verband geeinigt, der „West-African Presbytery“ genannt wird. Dieses Presbyterium berichtet, daß 12 Kirchen bestehen mit 384 Gliedern unter 9 Predigern, von denen zwei vom amerikanischen Vorstand unterstützt werden. Dieser will langsam, aber stetig die Kirchen den Liberia-Christen zuschieben. „Nach dem Urteil des Board,“ so wird gesagt, „ist ganz und gar kein Grund vorhanden,“ daß die Liberia-Gemeinden sich nicht selbst unterhalten, für ihre Pastoren sorgen und unter den eingeborenen Stämmen Mission treiben. Es wird schwerlich gemeint sein, daß die Liberia-Gemeinden auch weiße Missionare unterstützen sollen. Wenn diese weggezogen werden sollten, so wird diese presbyterianische Kirche in Liberia verkommen. Die oben genannten Aufgaben, besonders die letzte, können west-afrikanische Kirchen nur unter starker altchristlicher Leitung ausrichten. Es ist schade, daß man gesammeltes Kapital nicht Zinsen tragen läßt.

Auch die amerikanischen bischöflichen Methodistten arbeiten hier. Der Bischof Taylor ist als 75-jähriger Mann von seinem afrikanischen Bischofsamt zurückgetreten und Dr. J. C. Harrell zu seinem Nachfolger erwählt worden. Der Titel „Bischof von Afrika“ ist nicht so umfassend wie das Weltkirchspiel von Wesley selbst, aber es ist immer noch sehr anspruchsvoll. Die meisten Gebiete dieser bischöflichen Diocese sind noch partes infidelium, und von den evangelischen Afrikanern gehört nur ein kleiner Teil zur Gemeinschaft der amerikanischen bischöflichen Methodistten. Die Miss. Review bringt in der Juninummer (S. 472) eine Statistik dieser Mission, wonach sie in Afrika 2634 Glieder hat, welche bis auf 36 Glieder am Kongo sich in Liberia befinden. Die Zahl gilt für 1897; es wird nicht erklärt, warum in dem letzten Jahre die Gliederzahl in Liberia um 1716 abgenommen hat. Das ist eine erschreckend große Zahl.



Eine höchst erfreuliche Arbeit in diesem Lande der großen Worte und kleinen Thaten ist die Institution der Amerikanischen Luther. Synode in Mühlenberg, die 23 Jahre unter der Leitung von Dr. Day gestanden hat, der im letzten Dezember auf dem Meer nach Amerika heimkehrend gestorben ist. Auch Frau Day hat mit ihm 21 Jahre gearbeitet. Die Miss. Review brachte 1895 (S. 47 ff.) einen Artikel über dieses Werk aus der Feder von Dr. Day selbst und die Märznummer von diesem Jahre (S. 209) nach seinem Abscheiden einen zweiten von dem Mitredakteur, Rev. Dr. Gracy, der die Days persönlich kannte und sie auch in Liberia besucht hat. Man würde ihm dankbar sein, wenn er noch ausführlicher und genauer berichtet hätte; seine unvollständigen und irreleitenden Notizen über das Sterben der Missionare in Westafrika hätten besser weiteren Mitteilungen über diese interessante Arbeit Platz gemacht, zumal die beiden Artikel nicht ganz klar sind. Es ist freilich der Thatbeweis geliefert, daß nach anderen Prinzipien geleitete Missionen in Westafrika gute Erfolge haben, aber wer wie Dr. Gracy glaubt, daß Mühlenberg allein ein Prinzip befolgt, „nach dem dauernd erfolgreich“ unter afrikanischen Stämmen Mission getrieben werden kann, der sollte doch diese Arbeit noch genauer beschreiben.

Dies Mühlenberg liegt am St. Pauls Fluß 30 miles von Monrovia entfernt. Die Regierung hat der Mission hier ein Stück Land von etwa 404 Hektar geschenkt. 1860 ist die dortige Niederlassung begonnen worden mit 40 Kindern, die von einem Sklavenschiff befreit wurden. Man hat das Land, das Busch war, urbar gemacht, die nötigen Gebäude errichtet, die im Lande üblichen zum Unterhalt nötigen Früchte gepflanzt und Kaffeepflanzungen angelegt. Nach Days Mitteilungen ist etwa ein Fünftel, nach Graceys  $\frac{2}{3}$  des Landes so für die Mission urbar gemacht. Ein Viertel ist reserviert für die Knaben, die, wenn sie 21 Jahre alt geworden, etwa vier Ar bekommen, um sich anzubauen. Das Viertel würde übrigens nur für 25 Männer hinreichen. Nach Day sind solcher Ansiedelungen schon viele vorhanden; seit 1860 müssen ja auch schon viele mündig geworden sein. Day fürchtet für die Jungen, wenn sie Clerks werden und freut sich, wenn sie sich als Ackerbauer ansiedeln. Ihr Beispiel ist auch für andere Eingeborene maßgebend gewesen. Die Kolonie hat 1895 zwischen 4000 und 5000 \$ an Kaffee gewonnen, und der ganze Besitz, den die Mission sich erworben, wird auf 73045 \$ geschätzt. Die Station unterhält sich selbst, wohl mit Ausnahme der Familie Day und eines zweiten weißen Mitarbeiters. Neben dem Ackerbau wird auch in der Schmiede und in der Schreinerwerkstatt gearbeitet. Die jungen Leute haben selbst ein Dampfboot gebaut. Es sind also auch Maschinen im Betrieb, und Day scheint denselben viele erziehende Macht zuzutrauen. Er ließ eine kleine Eismaschine kommen, vornehmlich um in Krankheitsfällen Eis zu haben, aber auch zur Belehrung der Afrikaner. Denen war denn auch das Arbeiten der Maschine eine „ganze Offenbarung“.

Mühlenberg ist also eine Arbeitserziehungsanstalt, die vom humanitären Standpunkt aus jedenfalls sehr anzuerkennen ist. Zu ihrem Gedeihen hat zweifellos sehr beigetragen, daß Day so lange in Liberia sein konnte, einmal zehn Jahre ununterbrochen, was er übrigens selbst zu viel fand. Vielleicht bestätigt sein Beispiel auch die Erfahrung, daß die mit der Besorgung äußerlicher Arbeiten Beschäftigten das Klima besser vertragen, als andere Missionare. Mühlenberg will aber außer durch Arbeit auch durch eine einfache Schulbildung und die Predigt die Liberianer erziehen. Leider

hat er durch die Schwierigkeit, die ihm verschiedene Sprachen oder vielleicht nur Mundarten bereiten, verleiten lassen, Englisch zur Verkehrssprache in Mühlenberg zu machen. Er ist darin wohl bestärkt worden durch die ganz unbegründete Meinung, daß „in nicht zu ferner Zeit Englisch die Sprache von ganz Westafrika sein werde.“ Eine Überwindung der einheimischen Sprache durch die fremdländischen Eroberer unter Verhältnissen, wie sie in Westafrika vorliegen, ist ohne geschichtliches Beispiel und seitdem Frankreich und Deutschland als Mitbewerber aufgetreten, vollends unwahrscheinlich. Dagegen macht man die Afrikaner mit diesem Englisieren oder Germanisieren zum Spott. Day giebt ihre Rede und da bekommt man denn solches Englisch zu hören: dis ting call work, fool ting too much. Warum will man diese Leute, die eine schöne Sprache haben, wie sie für vernünftige Wesen paßt, reden lassen, wie Narren oder kindische Menschen? Die Sprache ist nicht nur der Mensch, sie macht auch den Menschen. Diese eigentliche Missionsarbeit ist übrigens nicht ohne Erfolg geblieben. In Mühlenberg besteht eine Gemeinde von etwas über 100 Gliedern. Da dies eine lutherische Gemeinde ist, so werden die Members alle Getauften sein; sie haben ihre Kirche, ihren Pastor, von ihnen selbst unterhalten und ein Missionswerk. Auch eine Endeavorgesellschaft giebt es in Mühlenberg, die fünf andere Gesellschaften dieser Art hervorgerufen hat. Denn auch an anderen Orten, wo sich die Zöglinge der Institution niedergelassen haben, sind von ihnen kleine Kirchen gebaut. Wie viele deren sind und wie groß die ganze durch Mühlenberg gesammelte evangelisch-lutherische Kirche ist, wird nicht gesagt.

Ein Missionswerk im eigentlichen Sinne des Wortes ist dies nicht, so leicht man auch begreift, wie viel Interesse die Mission daran haben kann, ihre Pfleglinge auch in dieser Weise zu erziehen. Day dagegen meinte, daß dies die notwendige Vorarbeit für die Mission sei, es sei die Arbeit eines Pioniers. Das Predigen des Evangeliums, das, „was man darunter in anderen Ländern versteht,“ kann diesen Leuten nur wenig helfen. Bei der in Liberia geübten Praxis kann man diesen Irrtum verstehen. Allein der Fehler bestand nicht darin, daß die Missionare keine Ackerbauwirtschaft getrieben und keine Maschinen eingeführt haben. Wenn dort das Missionswerk der Erweckung, Bekehrung und Erziehung nur konsequent durch die religiösen Mittel des Evangeliums betrieben wird, so beweist sich das Evangelium dort wie überall als die rettende Kraft. In die Lücken, die das Klima reißt, müssen allerdings immer neue Streiter treten. Aber wenn die Vereinigten Staaten nur einen ganz kleinen Teil der Männer, die für Cuba fallen, an ihr Kind Liberia wenden wollten, so würden alle Lücken ausgefüllt werden, und das reine Evangelium sich als die Kraft Gottes erweisen. Seit es Paulus so genannt hat, haben die Missionsarbeiter durch Jahrhunderte hindurch an manchem Ort sagen können: Probatum est. Auch schon längst in Westafrika.

An Liberia grenzt Sierra Leone. In England hat man geklagt, daß dieser alte britische Besitz in Westafrika durch das raslose Vordringen Frankreichs um sein Hinterland gekommen, somit um seine Zukunft betrogen sei. Chamberlain selbst hat solche Rede geführt. Es ist merkwürdig, wie die Ländergier der europäischen Völker ihnen das Auge trübt. Für Afrika sind die sonst üblichen Maßstäbe ganz außer Gebrauch gekommen. Es ist immer noch ein ganz ansehnliches Stück; die eigentliche Kolonie, die Halbinsel, die seit langen Zeiten die Aufmerksamkeit der Missionsfreunde in besonderem Maße in Anspruch genommen hat, ist freilich nicht

so groß, nur 1036 Quadratkilometer, also etwas kleiner als unser Fürstenthum Waldeck. Diese ist auch nicht schlecht bevölkert mit 74 835 Einwohnern, von denen 224 Weiße sind, 40 790 Protestanten, 571 römische Christen, 7396 Mohammedaner und der Rest Heiden. Die mohammedanische und heidnische kleinere Hälfte der Einwohner ist eingewandert und bietet den Christen gleich in nächster Nähe ein ergiebiges Missionsfeld. Das ganze dortige britische Gebiet aber ist bedeutend größer, 77 700 Quadratkilometer, also etwas größer als die beiden preussischen Provinzen Brandenburg und Sachsen. Es wäre schon ein hinreichend wichtiges Gebiet, um eine oder auch mehrere Missionsgesellschaften zu beschäftigen. Sollte es gelingen, da eine kraftvolle evangelische Kirche zu bilden, so könnten die französischen Grenzpfähle das Evangelium, das von ihr weitergetragen würde, nicht aufhalten. Das Gebiet scheint auch wohl bevölkert zu sein. Missionar Humphrey zählte auf einem 10 tägigen Marsch ins Innere 80 Städte und Dörfer, die er passierte. Aus dem Bericht von Missionar Alvarez, der in Sinkunia, 210 Miles von Freetown entfernt, sich niedergelassen hatte, ist auch da die Bevölkerung dicht. In der letzten Zeit hat die Regierung kräftiger dies Gebiet unter ihre Verwaltung genommen, ein Vorgehen, welches freilich neuerdings zu einer allgemeinen Erhebung im Sierra-Leonegebiet geführt hat, von der später die Rede sein muß.

Dieses große Arbeitsgebiet hat den für die Mission, wenn sie einmal unter der Herrschaft der christlichen Völker zu arbeiten hat, großen Vorteil in den letzten Jahren einen ausgezeichneten Gouverneur an dem Obersten Cardew zu besitzen. Man hat demselben freilich die neuesten Unruhen zur Last gelegt, wogegen ihn Bischof Ingham in Schutz genommen hat, aber einzelne Mißgriffe würden den großen Segen nicht aufheben, den er als ein guter Mensch und Christ der Kolonie bringt. Oberst Cardew ist verheiratet; er trinkt nicht, d. h. nicht nur nicht zu viel, sondern überhaupt keine Spirituosen. Darüber mag man denken, wie man will; in Westafrika, wo die meisten Europäer durch ihr unmoralisches und unmäßiges Leben das sittliche Urtheil des Afrikaners, in diesen Punkten ohnehin sehr schwach, verwirren, ist ein erster Beamter, der ein christliches Familienleben führt und on tea lebt, eine Macht des Guten. Der Gouverneur hat sich ganz freundlich zur Mission gestellt; die Missionare haben ihn mehrmals auf seinen Reisen ins Innere auf seine Einladung begleitet. Nebenher bemerkt ist bei diesen Expeditionen kein Mann geschlagen worden. Er liest in der Kathedrale in Freetown die biblische Lektion; er kommt zu den Feierlichkeiten der Mission und ladet die Schüler zu sich, ist auch für diese Afrikaner, wie die englische Redensart heißt, at home, d. h. hat einen offenen Abend für sie. Man hat in einer Vorstadt von Freetown, in Olivetown, wo Crowther als Schüler und Lehrer gelebt, eine Gedächtniskirche für diesen begonnen. Bei der Grundsteinlegung hielt auch der Gouverneur, der nebenbei bemerkt ein Schwager des Dean von Canterbury, des durch seine Bücher auch in Deutschland bekannten Farrar, eine Ansprache, in welcher er die Hoffnung aussprach, daß in dieser Kirche viele lernen würden, „dem Heiland zu vertrauen und für ihn zu leben, wie Crowther that.“ In England ist der Oberst auch in der Komiteefizung gewesen und hat seinen Rat gegeben. Daß dieser in den gleichen Bahnen sich bewegt, wie die Vorschläge Inghams, für eine Vermehrung des industriellen Elementes in der Mission, wie in den amerikanischen Missionen, und für den Gedanken: „Afrika durch die Afrikaner“ sich aussprach, ist nicht ohne Bedenken, hebt aber den großen Vorteil nicht auf,



daß der Gouverneur mit Beispiel, Wort, Rat und That sich auf die Seite der Mission stellt.

Die Mission hat in dieser Gegend noch den weiteren Vorteil, wenn die richtigen Persönlichkeiten da sind, daß die Landeskirche ihr zur Seite steht. Sierra Leone hatte seine Landeskirche mit einem Bischof, dem alle britischen Besitzungen in Westafrika kirchlich untergeben waren, so weit die Anglikaner in Betracht kommen. Diese Bischöfe sind meistens Missionare der Kirchlichen Mission gewesen, der letzte, Ingham, war kein Missionar, aber so nahe mit der Gesellschaft verbunden, als ob er aus den Reihen ihrer Missionare gekommen war. Ingham war der sechste Bischof von Sierra Leone; die Bischöfe Vidal, Weeks und Bowen haben nur sieben Jahre, Weekes und Sheetham beide über 10 Jahre und Ingham fast 15 Jahre ihres Amtes als Bischöfe gewaltet. In einem halben Jahrhundert — 1852 trat der erste Bischof ein — 7 Bischöfe; nicht einmal zu einem 25jährigen Jubiläum hat es bei einem gereicht. Auch Ingham hat aus Gesundheitsgründen resigniert und ein Pfarramt in England angenommen. Seine irrige Anschauung über das Eölibat erwähnten wir schon, auch seine Betonung der technischen Erziehung scheint uns nicht wohl begründet, und die Meinung, daß in „naher Zukunft“ die Afrikaner einen jetzt noch ungeahnten Anteil an der Evangelisierung Afrikas nehmen werden, hat in Westafrika schon viel Schaden angerichtet. Aber ein tüchtiger Mann mit einem warmen Herzen für das Missionswerk, für westafrikanisch gemessen so lange Zeit an der Spitze der anglikanischen Kirchengemeinschaft dort, war ein großer Segen. Bischof Ingham scheint es sehr erkannt zu haben, daß die afrikanischen Gemeinden besonders einer Hebung in sittlicher Beziehung bedürfen und hat sich darum sehr bemüht. Er war auch ein total abstainer und ging in dem Punkte den Christen mit seinem Beispiel voran.

Mit seinem Ausscheiden traten noch andere als persönliche Veränderungen ein. Die anglikanische Kirche von Sierra Leone ist schon länger entstaatlcht; seit 1876 empfing sie keine staatliche Unterstützung mehr. Dagegen der Bischof von Sierra Leone war noch staatlicher Bischof. Dies Verhältnis aber hat mit dem Ende des letzten Jahres aufgehört; der Nachfolger ist nur noch kirchlicher Bischof. Der Staat giebt nicht mehr den Gehalt; der englische Premier hat insolgedessen auch nichts mehr mit der Ernennung zu thun. Diese ist Sache des Erzbischofs von Canterbury geworden, der bei Ernennungen von Missionsbischöfen mit der Gesellschaft zusammen wirkt, wenn letztere zu dem bischöflichen Gehalte beiträgt. Für Sierra Leone wird der Erzbischof seine kolonialen Fonds in Anspruch nehmen und darum allein den Posten besetzen. Vermutlich hat diese Veränderung eine andere ermöglicht. Die bischöfliche Diözese vom Yorubalande ist unabhängig geworden. Bischof Lugwell mit seinen beiden afrikanischen Suffraganen hat alle britischen Besitzungen in Westafrika zwischen dem 5° westlicher Länge und dem Niger von seiner Mündung bis zu dem Punkte, wo der 5. westliche Längengrad ihn schneidet, zu seiner Diözese bekommen, der vom „Westcentralafrika“. Die beiden Diözesen bleiben immer noch recht groß, wenn ein Mann, auch mit zwei Gehülfen, da überall ein *ἐπίσκοπος* sein soll, und der Titel „Bischof von Westcentralafrika“ ist zwar nicht so schwer als der „Bischof von Afrika“, aber recht drückend könnte er doch werden, wenn man ihn ernst nimmt.

Der jetzige Erzbischof von Canterbury, Dr. Temple, hatte zum erstenmal einen Bischof zu ernennen, als er Ingham einen Nachfolger zu geben hatte. Er wird ein



besonderes Interesse dafür gehabt haben, da sein Vater einer der Gouverneure von Sierra Leone gewesen ist. Auf dem ersten Feste der kirchlichen Mission, dem der Sitte nach der neue Erzbischof präsiidierte, erzählte er, daß schon seine Mutter ihn gelehrt habe, für die in Sierra Leone arbeitende Kirchenmission zu beten, und daß er das nicht aufgegeben habe. Seine Wahl fiel auf einen Missionar der Kirchenmission, C. I. Smith. Diesem war schon 1890 ein ostafrikanisches Bischofsamt an geboten, das er aber abgelehnt hatte. In demselben Jahre berief ihn Bischof Ingham als Kanoniker seiner Kathedrale nach Freetown, wohin er 1891 gegangen ist, so daß der neue Bischof schon 6 oder 7 Jahre mit Westafrika verbunden ist. Als sog. missioner, d. i. wohl „Erweckungsprediger“ zu übersehen, hat er in Sierra Leone und auch in Yoruba gewirkt. Gerade jetzt war er zum Archidiacon für Lagos ernannt, welche Ernennung durch sein neues Amt aufgehoben wird. Er hat auch verschiedene Reisen ins Innere gemacht und ist demnach in vieler Hinsicht vorbereitet auf sein neues Amt. Es ist der 36. Missionar der kirchlichen Mission, der zum Bischof geweiht wurde, die drei Afrikaner mitgerechnet. Am Himmelfahrtstage letzten Jahres wurde er konsekriert, unter den handauslegenden Bischöfen waren drei afrikanische Bischöfe. Anfang dieses Jahres hat er in Freetown sein Amt angetreten in einer für seine Diözese sehr schweren Zeit. Man muß wünschen, daß ihm eine lange Wirksamkeit beschieden werde, und daß es ihm gelinge, die vielen günstigen Gelegenheiten Sierraeones recht auszunutzen zur Förderung des Reiches Gottes im Norden von Westafrika.

Durch den Dienst der Kirchenmission ist dem anglikanischen Bischof hier ein stattliches Kriegerheer geworben, das bekanntlich schon länger in einem sogenannten Native Pastorate zu einiger Selbstständigkeit gekommen ist, neben dem die heimatische Leitung nur noch wenige Arbeiten betreibt. Die Berichte dieser einheimischen Kirche melden von Jahr zu Jahr, daß die Kirchenorganisation fortbesteht, daß die finanziellen Verhältnisse sich bessern, daß auch hier und da innere Fortschritte gemacht werden, daß aber das kirchliche Leben nicht gerade kräftig ist, und daß insbesondere die spezifisch afrikanischen Sünden eine große Macht bleiben. Auch die eigentlichen Missionen, im Norden der Kolonie unter den Temne, und im Süden in Sherbro, wo die Mende sind, deren Sprache von  $\frac{2}{3}$  der Bevölkerung des Binnenlandes geredet werden soll, machen keine besonderen Fortschritte. Erfreulich ist, daß im Norden, wo der älteste weiße Missionar Alley, der seit 1878 mit der Mission verbunden ist, sprachliche Arbeiten geschehen, in welchen Alley sich verdient macht. Der gesamte Bestand der einheimischen Kirche und der noch unter englischer Leitung stehenden Mission war Ende 1886: 12150 Christen und ist 1897 auf 11920 hinuntergegangen. Diese Abnahme wird wohl wesentlich erklärt werden durch die Separation von fünf Gemeinden, von der schon die letzte Rundschau berichtete. Gegen diese Gemeinden ist ein Prozeß angestrengt, der aber endlos sich dahinschleppt. Vermutlich werden auch anderswo die Eigentumsverhältnisse der Missionsgemeinden in heidnischen Ländern, wenn einmal Streit entsteht, den Advokaten guten Stoff zu Prozessen bieten. Unter dessen sind von den fünf Gemeinden drei wieder zurückgekehrt und werden die anderen wohl folgen. Man durfte erwarten, daß dieser Verlust in 10 Jahren so ziemlich durch natürlichen Zuwachs der Gemeinde ersetzt werden würde. Aber die 5434 in diesen zehn Jahren getauften Kinder haben dazu nicht gereicht. Vermutlich hilft auch die Auswanderung mit zur Abnahme, und die Gewinnung neuer Christen aus Heiden und

Mohammedanern ist zu gering, um dies wieder gut zu machen. In dem Jahrzehnt sind nur 473 Erwachsene getauft. Wenn man damit vergleicht, daß zu der am Ende dieses Jahrzehntes 14 900 Seelen zählenden Baseler Mission auf der Goldküste in dem letzten Jahre 1896 allein 671 erwachsene Seiden hinzugethan sind, so erkennt man, wie traurig gering diese 473 Erwachsene als die Frucht eines ganzen Jahrzehntes ist. Wie wir in unserer Rundschau wiederholt gesagt haben, glauben wir, daß auch hier die Leitung ein großes Werkzeug für die Evangelisierung Westafrikas nahezu nutzlos daliegen läßt, weil sie von dem irrigen Gedanken, schon jetzt Afrika durch Afrikaner zu missionieren, zu sehr bestimmt wird. Auf Anregung von Bischof Ingham und Missionar Humphrey hat der Vorstand den Sekretär für Westafrika, Herrn Baylis, zu einer kurzen Visitation nach Sierra Leone entsandt. Anfang letzten Jahres ist dieselbe ausgeführt. Was das Resultat gewesen, verlautet bisher nicht. Es wäre sehr erfreulich, wenn der Visitierende die Überzeugung gewonnen hätte, daß ein Stab von 20—40 europäischen Missionaren das ausgezeichnete in dieser Kirche von mehr als 10 000 ruhende Missionskapital fruchtbar verwenden würde. Eine technische Schule, die vom Gouverneur und Bischof befürwortet ist, für die von der Regierung einmal 420 £ und für fünf Jahre 100 £ gegeben werden, ist gewiß schön, aber den Krankheitszustand der Kirche heilt sie nicht. Diese Schule ist im Januar 1896 eröffnet und wird gewiß mit den andern höheren Schulen segensreich wirken. Die Annie Walsh Institution scheint ein höheres Mädchenpensionat für einen großen Teil von Westafrika geworden zu sein. Miß. Boyton ist von Lagos zu ihrer Leitung berufen. Dieselbe wird hier in noch höherem Maße als schon in Lagos bedauern, daß Englisch die Unterrichtsprache ist. Für Sierra Leone ist das freilich eine Notwendigkeit, ob aber es geraten ist, die Mädchen von anderen Ländern hier zu englisieren, statt in ihrer Heimat ihnen eine höhere Bildung, so weit sie jetzt schon nötig ist, in ihrer eigenen Sprache zu geben, möchte sehr fraglich sein. Neben dieser höheren Bildungsanstalt für Mädchen besteht noch immer Fourah Bay, die Sierra Leone-Universität, in den letzten Jahren unter der Leitung von Missionar Humphrey. Diese Anstalt hat eine Vereinbarung mit der Universität Durham abgeschlossen, nach der ihre Zöglinge die Universitätsgrade erlangen können, was denn auch häufig geschieht. Leider ist sie nicht sehr besucht. Die Kirchenmission hat die gute Einrichtung an dieser höheren Schulen Scholarships zu gründen, d. i. Freistellen, aber nicht einmal die Freistellen in Sierra Leone sind besetzt. Da aus dieser Hochschule die einheimischen Pastoren, Lehrer, Missionare hervorgehen sollten, so ist diese Leere ein sehr betrübtes Zeichen von den ungünstigen Verhältnissen der Sierra Leone-Kirche.

Es wurde schon berichtet, daß Bischof Ingham den Mangel an Arbeiterkräften durch Werbung in Westindien abhelfen wollte. Zugleich aber hat man versucht, aus den Gemeinden Sierra Leones Arbeiter zu bekommen, wenn man sie auch nur durch einen kürzeren Lehrkursus für den Dienst vorbereite. Es scheint in dem englischen und amerikanischen christlichen Kreise immer mehr Sitte zu werden durch ein Verfahren ähnlich wie das in den römisch-katholischen Missionen oder den jesuitischen Exercitien geistliche Ziele zu erreichen. Mit gehäuften religiösen Versammlungen wird für einige Zeit auf einen bestimmten Zweck hingearbeitet, auf Erweckung, auf Bekämpfung von Unmoralität, Trunksucht u. oder auch auf Gewinnung von Arbeitern in Gottes Weinberg. Zu einem solchen geistlichen Feldzug sind der jetzige Bischof und

Humphrey ausgezogen und haben die Gemeinden Sierra Leone zu ihrer Pflicht zu wecken gesucht. Das Resultat ist gewesen, daß sich 100 Sierra Leoneer aller Alter gemeldet haben. Diese sind dann gesichtet und ein kleiner Teil angenommen worden, einige direkt zur Verwendung, andere zu einem „kurzen Kursus“ in Fourah Bay. Auch von diesen sind schon einige zur Anstellung gekommen. Bei der feierlichen Entlassung in den Dienst hat einer von diesen sich und seine Gefährten mit den 70 verglichen, die weniger vorgebildet als die Zwölfe doch ausgesandt wurden, das Reich Gottes zu verkündigen. Der anwesende Dr. Battersby sprach dann den Wunsch aus, es möchten ihrer nur 70 werden. Wenn es Leute sind, deren Namen im Himmel angeschrieben sind und die berichten dürfen: es sind uns auch die Teufel unterthan, dann würden auch weniger als 70 in Sierra Leone wohl angebracht sein. Diese neuen Kräfte gehören zu dem sogen. „Forward movement“ und sollen ihm dienen. Man ist ins Innere vorgeedrungen in den letzten Zeiten, besonders von Porto Lokoß aus. Auch ein Schüler des Islingtoner Missionshauses, Allen, hat sich für diesen Vormarsch ins Innere gemeldet, ist aber leider, wie bereits gemeldet, schon nach kurzer Zeit gestorben. Am weitesten — vielleicht zu weit — ist Alvarez vorgegangen, bis in die Nähe von Falaba. Von dieser Stadt als einer Missionsstation ist schon seit vier Jahren die Rede; jetzt endlich ist ein Anfang gemacht. Leider ist diese frische Bewegung nun wieder durch den Aufstand in Sierra Leone für den Augenblick wenigstens vernichtet.

Ehe wir davon berichten, müssen wir noch von den anderen Missionen in Sierra Leone und seinem Hinterlande handeln. Einer der dortigen Missionare schreibt, sie seien jetzt mit so vielen Missionsgesellschaften dort an der Arbeit, daß eine Gebietseinteilung nötig werde. In der That sind eine ganze Reihe von Missionen dort thätig, ich kann nicht einmal von allen etwas sagen, und von mehreren weiß ich nur ganz wenig. Es sind zunächst noch zwei amerikanische Missionen zu erwähnen. In einer Statistik der amerikanischen Missionen führt die Miss. Rev. (1898, S. 79) die United Brethren an, welche 3 ordinierte und 7 andere Missionare, von denen 8 verheiratet sind, und 7 Missionschwwestern ausgesandt haben und 5000 Kommunikanten zählen, von denen 300 im letzten Jahre hinzugethan sind. Es ist leider aus der Statistik nicht zu erschen, wie sich die Arbeitskräfte auf China und Sierra Leone verteilen. Auf letzterem Missionsgebiet haben sie in Sherbro ihren Mittelpunkt, auf der Station Rotufunk. Einer ihrer Missionare, Mills, ist es, der eine Teilung der Arbeitsgebiete wünscht. Sie beabsichtigen nach Osten vorzugehen. Eine Untersuchungsreise von 20 Tagen, in denen sie 400 miles zurücklegten, hat sie bis über Panguma hinaus geführt. Nach dem Calwer Handbuch sind diese Unit. Brethren Methodisten, die in der Kindertaufe Freiheit lassen.

In dem erwähnten Censur der amerikanischen Missionen, auch dem früherer Jahre, wird nicht erwähnt die International Miss. Alliance, die seit 1890 nach Sierra Leone ging und ins Innere vorrückte. Einer ihrer Missionare, Francis, schreibt, daß sie von Lubabudugo aus weiter vorzudringen versuchen. Ich finde auf der Karte den Ort nicht. Nach den gleich zu erwähnenden Maßen muß es in der Nähe von Falaba liegen; dann wird es wohl dasselbe sein, wovon Missionar Alvarez in Sinhunin schreibt. Seine eigene Station, wie schon bemerkt, ist schon 210 miles von Freetown, 140 miles von dem neuerdings vorgeschobenen äußersten Posten der Kirchenmission in No. Obere. Weitere drei Tagereisen von ihm ins Innere hinein.



arbeiten „amerikanische Brüder“ an einem Orte, den er Jalunka nennt, in Jalunkaland. Das wird das Lubabudugo der Intern. Miss. Alliance sein. Vermuthlich giebt es da auch Menschen und viel unter ihnen zu thun. Nach Missionar Francis streben diese Arbeiter aber weiter; man hat gefunden, daß hier der Weg in den „Sudan“ ebenso leicht, wenn nicht leichter, als vom unteren Niger durch die Hausaländer zu finden sei. Sie wollen zwei Stationenketten herstellen; die eine folgt dem oberen Nigerlauf nordöstlich bis Timbuktu 780 miles, d. i. 1188 Kilometer; die andere soll gerade aus nach Osten bis zu demselben Längengrade, auf dem Timbuktu liegt, gezogen werden, auch die anständige Strecke von 825 Kilometer. 24 neue Stationen sind dafür anzulegen; 100 Missionare müssen gesandt werden. Jede Station kostet, die Einrichtung und ein Jahresbetrieb, 3063 \$ — kostet d. h. nach dem Plane. Das soll natürlich nicht in einem Jahre geschehen. Step by step we will follow Him. Ich bekenne meinen völligen Unglauben an des Herrn Führung auf diesen phantastischen Wegen, auf denen Kraft und Leben der Knechte Gottes vergeudet wird, die viel wirksamer in der Nähe arbeiten würden, wenn sie lernen wollten, daß Gottes Reich nicht kommt *μετὰ παρατηρήσεως* (Luk. 17, 20).

Auch noch zwei englische Missionen sind zu nennen, beide methodistische. Westafrikanische Methodisten von Sierra Leone haben die methodistischen Freikirchen gebeten, sich ihrer anzunehmen, und seit 1859 ist Sierra Leone ihr Arbeitsfeld. Seit 1896 ist Proudfort, der länger in Centralamerika und Westindien gearbeitet, Superintendent dieser Mission oder Missionskirche. Dieselbe zählt 2849 Kirchenglieder und hat 9 Prediger, 6 eingeborene, von denen einige in England in dem theologischen Institut dieser Kirchen ihre Bildung empfangen haben, und 3 weiße. Eine eigentliche Missionsarbeit wird unter den Mende betrieben. Die Juninummer des „Miss. Echo“ bringt eine kurze Geschichte dieser Mission.

Auch die englischen Wesleyaner haben hier in Sierra Leone eine Mission und zwar von ihren westafrikanischen die bedeutendste. Die Zahl der Vollglieder, die von 95 auf 96 nur um 9, von 96 auf 97 um 213 gewachsen ist, beträgt 6241. Mit den junior Members sind es 9357 Kirchenglieder unter einer Bevölkerung von 75 000. Diese Arbeit ist fast ganz allein in Händen der Afrikaner, nur der Präsident, dem auch die Gambiamission untersteht, ist ein Europäer. Der letzte war Missionar S. Bridge. Derselbe, noch ein Mann in den Vierzigern, hatte in Westindien zuerst das Predigtamt verwaltet, darauf an verschiedenen Orten in England und war dann 1892 ohne schon in der Mission gedient zu haben, zum Leiter dieser beiden westafrikanischen Missionen gemacht worden. Vier Jahre hat er dies Amt bekleidet und arbeitet jetzt wieder in Hull in England. Der „Gambia-Methodist“ lobt seine Amtsführung wegen seiner mit Ernst gepaarten Milde und seiner Organisationsgabe und spricht dem Nachfolger den gelungenen Wunsch aus, daß er es durch sein Wirken „möglich machen möge, daß in der Kirche Christi der Frieden bei den Völkern liege.“ Man kann zweifelhaft sein, ob das die Aufgabe eines Kirchenhauptes ist. Der Nachfolger übrigens, Maude, einer der älteren westafrikanischen Missionare, scheint bis jetzt diesen Wunsch der eingeorenen Mitarbeiter zu erfüllen.

Mit Ausnahme dieses Europäers, wie gesagt, sind die übrigen Arbeiter alle Afrikaner, 14 Pastoren und 60 sonstige Gehilfen. Auch die High school in Freetown ist unter der Leitung des afrikanischen Geistlichen, S. Claudius May, der



auf der letzten Synode, nachdem er schon zehn Jahre die Anstalt geleitet, aufs neue zum Direktor gewählt ist. Er, unterstützt von nicht weniger als 12 Lehrern, erzieht die Jugend der wesleyanischen Kirche, welche nach höherer Bildung verlangt — im letzten Jahre waren es 174 Schüler — und bereitet sie vor zum Missionsdienst, zum Lehramt und für das bürgerliche Leben. Man muß allerdings befürchten, daß die gute pädagogische Regel *multum non multa* nicht sehr in Ehren steht, wenn man hört, daß von den 174 Schülern 46 Griechisch, 92 Latein, 107 Französisch, 112 Geometrie, 132 Algebra, andre „Phonographie“, 71 Mensuration und Naturwissenschaft und 61 Zeichnen studieren. Das ist ein buntes Durcheinander.

In Sierra Leone war die Annahme einer fremden Sprache ein notwendiges Übel. Aus demselben sind aber doch einige Vorteile erwachsen. Ohne daß die englische Sprache die Muttersprache der Sierra Leone-Bevölkerung wurde, konnten diese nicht so schnell an allen unseren Bildungsmitteln teil nehmen und konnten die an der ganzen Westküste zerstreuten Sierra Leoner nicht so oft Träger einer höheren Kultur werden. Denn das sind sie doch, trotz allem, was man gegen sie sagen kann, manchen Ortes geworden, wenn sie auch zuweilen nicht mehr waren, als um dies häßliche Wort zu gebrauchen, „Kulturbünger“. Auch die Musterkarte von dem, was die Knaben der Hochschule in Freetown lernen, zeigt, wie bequem es auf diesem Wege ist, rasch unsere Kulturformen sich anzueignen. Aber der Vorteil ist mit vielen Nachteilen erkauft. Die Afrikaner scheinen bei der Berührung mit den Weißen sehr stark den Wunsch nach Gleichberechtigung mit denselben zu empfinden; sie wollen nicht mehr eine niedrige Rasse sein. Es ist auch ganz berechtigt, daß sie, wenn das Evangelium zu ihnen kommt, hoffen, auch in ihrem ganzen Volksleben gehoben zu werden. Wenn man aber diese berechtigten nationalen Aspirationen nicht weise behandelt, die Herzen nicht so bildet, daß sie erkennen, nur was in der Tiefe wächst, kann wahrhaft groß werden, so greifen sie nach den Flittern unserer Kultur und machen sich mit ihnen lächerlich. Die Entfremdung von ihrer eigenen Sprache ist dabei sehr behilflich. Der Unterschied zwischen berechtigter Emanzipation und unberechtigter ist nicht so leicht zu ziehen. Der oben erwähnte Missionar E. R. Johnson hat in Bathurst einen Hilfsverein für die Bibelgesellschaft gegründet und dazu auch eine Versammlung veranstaltet, die sehr erfreulich verlief. Ein junger afrikanischer Herr, der sich von Oxford den B. A. erworben und demnächst nach England zu reisen beabsichtigte, um für den Advokatenberuf sich dort auszubilden, präsiidierte. Den Höhepunkt des Abends bildete aber eine Rede eines afrikanischen Pastors, eines Namensvettern von Johnson. Dieser Pastor F. S. Johnson redete darüber, was sie, die Afrikaner, der Bibel verdanken. Er exemplifizierte auf sich selbst. Vater und Mutter waren vor Jahren als nackte und elende Sklaven ins Land gekommen; der Sohn stehe jetzt hier auf der Tribüne und dürfe die unaussprechlichen Reichtümer Christi verkündigen und neben ihm stehen da Männer, „viel höher begünstigt denn ich, die mir die Ehre anthun, mich Bruder zu nennen.“ Das hat die Bibel gethan. Dann zeigte er den Frauen, daß der Koran nicht für sie gethan habe, was die Bibel. „Wenn ihr durch die Straßen geht und die Männer ziehen vor euch den Hut, oder wenn ihr in ein Zimmer tretet und sie bieten euch ihren Stuhl an und bleiben lieber stehen, als daß sie euch ohne Sitz sehen möchten, so erinnert euch, es ist die Bibel, die euch diese Achtung eingetragen hat und wenn ihr die Bibel aufgebt, so werdet ihr es zu eurem eignen Schaden thun.“

Es ist in der That schwer hier die Grenze zu ziehen und läßt sich die Frage auch nicht mit wenigen Worten entscheiden. Aber es ist klar, daß diese Kulturfortschritte um so leichter ungesund werden, je mehr die Eingebornen fremde Sprache, Sitte, Kleidung, Wohnung annehmen. Das ist die schwache Seite an der Sierra Leone-Mission, die auch wohl von der Leitung nicht genug erkannt ist. Insbesondere ist es eine Schwäche für die Missionsarbeit der eingebornen Christen, es bildet sich, wenn sie entnationalisiert werden, eine Kluft zwischen ihnen und den heidnischen Volksgenossen. In einem der Berichte von Sierra Leone stoße ich auf den Ausdruck: Aborigines. So reden die englisierten Afrikaner von den unverfälschten Kindern des Landes. Von dem verstorbenen eingebornen Missionar Williams wird gerühmt, daß er die Mendi- und Timanisprachen vollkommen beherrschte, aber hinzugefügt, es sei ein trauriger Zug, ein „perplexing problem, unsere jungen Leute dazu zu bewegen, daß sie eine der vielen Sprachen dieses Bezirkes lernen.“ Vom Gambia berichtet man, sehr nötig sei ein genügend erfahrener Gehilfe, der in der Landessprache predigen könne. Man freut sich, daß in Bathurst auf St. Mary, wo die Mehrzahl der Bevölkerung aus Fouluffen besteht, die englische Straßenpredigt wenigstens in die Fouluffsprache gebolmetscht wird.

Unter diesen Umständen kann man sich nicht wundern, daß die eigentliche Missionsarbeit, südlich, östlich und nördlich von der Kolonie im engeren Sinne, nur sehr wenig Erfreuliches bietet. Sie ist aber doch nicht aufgegeben, wie das bei den Außenposten von Gambia geschehen ist. Wir können diese Mission gleich erledigen. Der Vollglieder werden hier 658 angegeben, die Zahl ist etwas zurückgegangen. Der einzige Posten, der noch besetzt bleibt, ist Bathurst auf der Insel St. Marys. Die Stationen an der Mündung des Gambia und weiter hinauf hat man aufgegeben. Und doch ist der Fluß, nach dem Urteil der Gesellschaft, „the finest opening in West Central-Africa“ und dazu haben die Wesleyaner dieses Gebiet ganz für sich.

Es ist schade, daß diese eingebornen Missionsmittel nicht ausgiebiger gebraucht werden. Die Leute sind leistungsfähig. Der Unterhalt wird größtenteils von ihnen selbst bestritten. Die Einnahme der Sierra Leone-Kirche war 1896 alles im allem 120 946 Mk. Bei 9357 Kirchengliedern — die junior members mitgerechnet — wäre das auf den Kopf 22 bis 23 Mk. Darunter ist übrigens auch die Sigmiete, die in den Stadtkirchen erhoben wird. Ideal ist diese Einrichtung nicht gerade. Sie wird von Europa gekommen sein. Vermutlich ist dagegen auf heimischem Boden erwachsen, was einer der eingebornen Pastoren schreibt bei Gelegenheit einer Gebetsversammlung, die wegen der Missionsschuld der Gesellschaft abgehalten wurde. Dieser Geistliche berichtet, er habe in der Versammlung die Schuld von 360 000 Mk. gar nicht erwähnt, „denn es ist mein Glaube, daß man, wenn man Geldangelegenheiten in einer solchen feierlichen Versammlung vorbringt, nur die Freude an derselben stört.“ Das ist eine neue Version des Wortes: Bei Geldsachen hört die Gemütslichkeit auf. Doch, wie bemerkt, man kann den Christen dort nicht vorwerfen, daß sie sich ihr Christentum nichts kosten lassen. Aber ihre Kräfte reichen doch nicht aus, um das Werk so zu treiben, wie es wünschenswert ist. Man kann der Bitte der letzten Sierra Leone-Synode an den Vorstand in London nur besten Erfolg wünschen; sie begehrten men und means um die großen Gelegenheiten, die gegeben seien, recht ausnützen zu können.

Alle diese Missionen sind in große Unruhe und einige in schweres Leid versetzt durch die neuesten Ereignisse in Sierra Leone. Schon Ende des letzten Jahres kam es, veranlaßt durch eine Gewaltthat eines Polizisten in Porto Loffoh zu einer kleinen Revolte. In diesem Jahre ist es aber zu einem allgemeinen Aufstand gekommen, in dem die Regierungstruppen wiederholte Schlappen erlitten haben und der noch nicht niedergeschlagen ist. Eine Zeitlang schien es, als ob selbst die Kolonie im engeren Sinne sich an dem Aufstande beteiligen wollte. Es wird darüber gestritten, ob eine neuerdings auferlegte Hüttensteuer, die Rebellion verursacht hat. Vermutlich wirkt mancherlei zusammen. In letzter Zeit ist die britische Verwaltung entschieden vorgegangen. Das Land ist in Distrikte geteilt, jeder Distrikt hat seine Beamten und Polizei bekommen; schlimme Dinge sind kräftiger angefaßt worden, so das Treiben der sogen. Leopard-Gesellschaft, die Menschen wegfang und Kannibalismus ausübte und der Sklavenhandel. Die Hüttensteuer wird der letzte Tropfen im Simer gewesen sein. Es kann nicht fraglich sein, daß der Aufstand unterdrückt wird, er ist aber doch eine arge Störung. Die Wesl.-Miss.-Not. und Miss.-Echo in ihren letzten Nummern erwähnen diese Ereignisse nicht, werden also wohl davon nicht berührt worden sein. Von den amerikanischen Missionen erfährt man durch die politischen Zeitungen, daß fünf Glieder ihres Missionskreises ermordet sind; dieselben gehören der United Brethren Mission an.<sup>1)</sup> Das ist ein schmerzlicher Schlag. Auch die Kirchenmission hat den vortrefflichen Humphrey verloren, der in letzter Zeit auch der Sekretär dieser Mission war, d. i. der Vertreter der Leitung in England. Er machte eine Reise ins Innere, auf der ihn die Rebellen zwingen heimzukehren. Dennoch wagte er eine zweite und obgleich sein Begleiter durch einen Schuß verwundet wurde, weigerte er sich zurückzugehen. Er wollte seine Brüder im Innern sehen und hat darüber sein Leben durch die Hand der Aufständischen verloren. Der Vorstand hegt die Hoffnung, daß Alvarez, von dem Briefe vorliegen, und die Missionare in Ro Obere unverletzt sind. Die Mission darf vielleicht erfahren, was die Kirche sonst erfahren hat, daß solche Ereignisse „vielmehr zur Förderung des Evangeliums“ dienen.

Auf dem äußersten Posten, den die evangelische Mission im Norden von Westafrika besetzt hat, Senegambien, finden wir wieder die Franzosen. Sie haben hier St. Louis besetzt. In der Stadt ist oder wird eine Kirche gebaut, zu der auch die Regierung einen Beitrag von 5000 Frs. giebt. Schon länger ist davon die Rede, daß es zweckmäßig wäre, die eigentliche Missionsarbeit nach der Vorstadt Sor zu verlegen, wo die Eingebornen mehr für sich wohnen. In der Stadt sind sie „trop civilisés“ um sich zu bekehren. Die Mädchen- und Knabenschulen und die Mission überhaupt wäre darum in Sor besser am Platze. Die Übersiedelung ist zum Teil geschehen. Es kostet eine Stunde von der Missionärswohnung in der Stadt zu der Mission in Sor zu kommen. Außerdem giebt es noch eine Nieder-

<sup>1)</sup> Nach dem Spirit of Missions (98, 315) sind 7 amerikanische und 8 eingeborene Glieder das Missionspersonal der United Brethren in Christ (ungerechnet 4 Kinder) ermordet worden. Die Morde fanden statt durch die Timne teils nördlich vom Schengeh, teils auf den Stationen Avery und Danville, sämtlich im Sherbro-gebiet.



Lassung von befreiten Sklaven in Bethesda, die, wie es scheint, nicht weit entfernt ist. Die Station Kərbala, den Senegalfluß hinauf ist unbesezt. Nach den vorliegenden Berichten ist die Station in den drei letzten Jahren nur einmal in den Ferien so zu sagen als Sommerfrische benutzt worden.

Diese Mission leidet noch mehr als die am französischen Kongo an dem Mangel an Arbeitern. Lange Zeit waren nur Missionar Escande und der an der Schule thätige Perequin da außer den Frauenarbeiterinnen. Escande hätte eine Erholung in der Heimat sehr nötig gehabt, aber er mußte warten, bis Hilfe kam. Als er dann endlich heimkehrte, wurde sein Urlaub unterbrochen durch eine Reise nach Madagaskar, zu der er sich willig finden ließ. Sie war auf ein Jahr berechnet, und dann wollte Escande, wie er sich ausdrückte, als einfacher Soldat in die Linie zurücktreten, d. h. wieder in Senegambien arbeiten. Wie wir schon erwähnten, hat Gott es anders beschlossen, indem Escande in Madagaskar erschossen und diese Mission damit ihres einzigen erfahrenen Missionars beraubt wurde. Zu seiner Ablösung war am 15. Februar 1896 Missionar A. Bolle in St. Louis eingetroffen. Auf die Frage, ob er nach dem Senegal gehen wolle, hatte er geantwortet: Wenn ich dahin gerufen werde. Ein Jahr später, am 23. Februar 1897 lief das Schiff, das ihn heimbrachte, in die Gironde ein; im Hafen starb der junge 25 jährige Mann. Ein eingeborner Gehilfe, Samba Kumba, hatte den Leidenden begleiten müssen und es ist erbaulich zu sehen, wie lieb er seinen Missionar hat. Lieblich ist ein Zug, der von diesem Missionar erzählt wird. Als er hinausging, fuhr auf dem Schiff eine Frau mit ihrem Kinde, die zu ihrem Manne nach Rio de Janeiro wollte. Sie hatte früher in besseren Verhältnissen gelebt, mußte jetzt aber dritter Klasse fahren. Bolle wechselte mit ihr den Platz, ließ sie zweiter Klasse fahren, während er ins Zwischendeck ging. Das war vielleicht noch mehr als für Afrika sterben. Sein Stelle hat ein anderer junger Missionar eingenommen, dessen Abschiedsrede sehr schwungvoll und begeistert war. Er hörte einst den Missionar Touffe sagen: Hätte ich 20 Leben, ich würde sie alle dem Dienst der Mission weihen. „Ich, sagt der junge Anfänger, habe nur ein Leben, aber von dem Augenblick an war meine Entscheidung gefaßt.“ Er wußte, daß er Gott gehöre, und bat darum nur, daß man ihn dem Herrn weihe, „denn ihm gehöre ich.“ Getrost zog er darum hinaus. „Wenn ich nicht freudig wegginge, würde ich überhaupt nicht gehen.“ Das ist eine erquickende Begeisterung, aber der junge Missionar scheint die Erfahrung gemacht zu haben, die jungen begeisterten Missionaren selten erspart wird; er fühlte sich enttäuscht. Wenn man die Schilderung des Missionswerkes jungen Missionaren überlassen wollte, würde es nicht viel besser fahren, als in den Händen der flüchtigen Besucher, die in ein paar Tagen, Wochen oder Monaten alles glauben beurteilen zu können. Der erste Brief Morreaus, der das ganze Werk am Senegal Revue passieren läßt, ist sehr deprimierend. Es hat sich jetzt schon etwas gebessert, aber wenn der Präsident der Gesellschaft den einsamen Arbeiter ermahnt, die schwere Missionarstugend der Selbstbeschränkung zu üben, so wird dieser davon ganz gerührt, verspricht auch, zu folgen, fährt jedoch fort um Hilfe zu bitten. Eine ist ihm geworden, indem im Dezember 1897 ein weiterer junger Missionar Lang hinausgegangen ist. Noch eine ganz unerwartete Verstärkung ist dieser Mission durch besondere Fügung zugeführt worden. Die Anregung, die Kardinal Lavigerie zur Bekämpfung des Sklavenhandels gegeben hat, führte auch



in der französischen Schweiz zu einer Gesellschaft zur Hilfe für afrikanische Sklaven. Vermutlich der Landsmann Ramsfayer ist die Veranlassung gewesen, daß dieser Genfer nach Rumase gehen wollten, und schon war der ordinierte Arzt de Prosch und Herr Junob, beide mit ihren Frauen in London, um nach Asante zu ziehen, als sich der Plan aus nicht genannten Gründen wieder zerschlug. Darauf verhandelte man mit Paris, und am 23. Februar d. J. sind die Genannten nach dem Senegal abgereist. Gerade waren Missionar Morreau von der Regierung 300 befreite Bambana überwiesen, die von den beiden neuen Arbeitern gleich übernommen werden konnten. Dieselben haben sich gleich nach der Ankunft auf eine Untersuchungsreise aufgemacht, um einen Arbeitsplatz zu suchen. Da, wie es scheint, in der Hauptsache Übereinstimmung herrscht, so wäre es sehr gut, wenn die beiden Arbeiten auch geographisch nahe bei einander bleiben könnten und konzentrisch arbeiteten. Wenn sie weit aus einander sind, so ist damit der Mission in St. Louis, die zu schwach besetzt ist, nicht geholfen.

Dieser Mangel an Arbeitern ist besonders drückend da, wo, wie am Senegal, der Erfolg noch nicht in die Augen fällt. Als Escande heimkehrte, hatte er das Unglück mit Coillard zugleich in einer Versammlung reden zu müssen. Das Unglück, insofern auch die Missionsfreunde sehr große Anbeter des Erfolges sind. Coillard konnte kommen, „die Hände voll Garben.“ „Ach, ich, sagte Escande, muß viel bescheidener sein und anstatt zu Euch zu reden von Garben, muß ich mich bescheiden zu reden von Ähren.“ Manche Knechte Gottes müssen noch bescheidener sein. Es wird auch zu Garben kommen. Hier im Norden hat die Mission es mit dem Islam zu thun, und dem sind die Zeugen Jesu doch überlegen. Ein Mann, dem man von Jesu erzählte, sagte, er habe auch von dem Leben Mohammeds erzählen gehört, aber es habe nie sein Herz bewegt, wie, was er von Jesu gehört. Wie sollte es auch anders sein! Und wenn diese Bewegung eine Veränderung des Herzens wirkt, so werden die Ähren hundertfältige Frucht tragen und die Garben auch kommen. In Bethesda hat sich eine streitbare Frau bekehrt. Befragt, woran sie erkenne, daß sie bekehrt sei, antwortete sie: Daran, daß mich früher in Bethesda niemand liebte, und jetzt liebt mich jedermann. Und ein Mann ebendort wurde gefragt, warum er sich nicht mehr vor Gott dem Richter fürchte, da er sich doch fürchte, wenn er nach St. Louis vor den Richter citiert werde. „A, antwortete er, darum, weil der Richter jetzt mein Freund ist. Siehst du, so kann er mich ja nicht verurteilen.“ Für solche Früchte ist's wohl der Mühe wert in Westafrika zu arbeiten und zu leiden.

## Litteratur = Bericht.

1. **Rühne:** „Tagebuchblätter beschrieben während der Jahre 1891—1895 in Südafrika.“ Berlin. Missionsbuchhandlung. 2. Aufl. Mk. 1.50. Anmutige Plaudereien einer deutschen Lehrerin, die während der genannten Jahre eine Schule für Missionarskinder zu Bethanien im Orangefreistaat geleitet und sich auch am Unterricht der eingebornen Kinder beteiligt hat. „Tagebuchblätter“ ein sehr allgemeiner Titel, aber besonders für Damen ein bequemer Rahmen, in den sich Bilder der mannigfaltigsten Art fassen lassen: Reisebetrachtungen und

=erlebnisse, Naturschilderungen, Portraitierungen, auch Missionsmiscellen. Besonders zur Lektüre in Frauenvereinen zu empfehlen.

2. **Gründler:** „Geschichte der Bawenda-Mission in Nord-transvaal.“ Mit zahlreichen Bildern und einer Karte. Ebenda. Mk. 1.50. — Eine frische und anschauliche Schilderung 1. des Bawenda-Missionsgebietes und 2. der auf den 3 Stationen Ga Ischewake, Ischako-ma und Georgenholz gethaner Missionsarbeit und ihrem Ergebnis. Ein Anhang bringt dann noch eine spezielle Statistik der genannten Mission, eine Predigt des eingebornen Helfers Josef Motscheni in der Ursprache und in deutscher Übersetzung und eine kurze Geschichte des zur speziellen Unterstützung der Bawendamission gegründeten Missionshilfsvereins Heidenfreund.

3. **Brune:** „St. Paulus als Missionar.“ Ebenda. 50 Pf. — Ein auf einer Missionsynode im Orangefreistaat gehaltener Vortrag, der dem Referenten alle Ehre macht. In 7 Kapiteln behandelt er sein inhaltsreiches Thema: 1. Vorgeschichte und Zubereitung Pauli zum Missionsdienst. 2. Kurze Geschichte seiner Arbeit als Missionar. 3. Pauli Missionsmethode: Ziel seiner Arbeit; Mittel, die er anwandte (er ging zu den Heiden, Predigt, Seelsorge, Helfer und Mitarbeiter). 4. Pauli Stellung zu seinen Gemeinden. 5. Pauli Verhältnis zu seinen Mitarbeitern. 6. Der Stand seiner Missionsarbeit am Abend seines Lebens. 7. Unsere Arbeit im Lichte der seinen. Sehr lesenswert für Missionare und Pastoren.

4. **Boßamp:** „Zerstörende und aufbauende Mächte in China.“ Ebenda 1898.<sup>1)</sup> 80 Pf. Ein ebenso gebiegenes wie zeitgemäßes Büchlein, dem wir weiteste Verbreitung auch über die Missionskreise hinaus sehr wünschen. Nur sollte bei einer neuen Auflage die Disposition markanter gemacht werden durch Kapiteleinteilungen und -überschriften. Sonst ist die Schilderung anschaulich und durch viel illustrierendes Detail belebt, dem man die Sachkunde des Verfassers anmerkt. Auch die meisten Bilder sind gut und instruktiv.

5. **Gppler:** 1. „Wie wecken und pflegen wir das Missionsinteresse in unseren Gemeinden?“ und 2. „Ein Gang durch die deutsche Missionslitteratur mit besonderer Berücksichtigung der Basler.“ 2 Referate für den Missionskursus in Heinrichsbad im Oktober 1897. St. Gallen, 1898. Je 40 Pf. Beides gebiegene Arbeiten. Sind es auch nicht neue Bahnen, welche das erste Referat vorzeichnet, so sind es doch gesunde Wege, die wirklich zu gehen nicht genug empfohlen werden kann. Mehr originell ist das zweite Referat, welches den Gang durch die deutsche Missionslitteratur im möglichsten Zusammenhange mit der Entwicklung der Missionsgeschichte daheim und draußen zu halten sich bemüht. Die gegebenen Charakteristiken sind kurz und meist zutreffend; nur Stosch, Im fernen Indien und Dalton, Auf Missionspfaden in Japan scheinen uns zu ungünstig beurteilt zu sein.

6. **Handmann:** „Überblick über das Gebiet der ev.-luth. Mission im Tamulenlande.“ Mit einer Karte und mehreren Illustrationen. Leipzig, 1898. 40 Pf.

<sup>1)</sup> Die 3 ersten Schriften sind ohne Angabe des Jahres ihres Erscheinens. Auch bei kleineren litterarischen Produkten empfindet man das als einen Mangel.

7. **Gehring:** „Land und Volk der Tamulen und die Missionsarbeit unter denselben.“ Mit Illustrationen. Ebenda 1898. 50 Pf. — 2 sich ergänzende orientierende Arbeiten über Gebiet, Betrieb und gegenwärtigen Stand der Leipziger Tamulenmission von kundigster Hand. Die beigegebene deutliche Karte dient wesentlich zur Veranschaulichung.

8. **Steinecke:** „Georg Müller, Prediger zu Bristol. Ein Abriss seines Lebens und eine Auswahl seiner Reden.“ Halle Mühlmann. 1898. 2,50 Mk. Auch eine Festschrift zur Feier des 200 jährigen Jubiläums der Franckeschen Stiftungen. Bekanntlich hat man den Begründer der 5 Waisenhäuser zu Bristol den englischen A. S. Francke genannt, obgleich er ein Deutscher war und seine kirchliche Stellung eine viel andere ist als die des Halle'schen Waisenvaters, auch seine kirchengeschichtliche Bedeutung an die A. S. Franckes nicht heranreicht. Dennoch hat diese Bezeichnung insofern ein Recht, als die Franckeschen Stiftungen, obgleich Müller nur kurze Zeit in ihnen sich aufgehalten, auf seine spätere Thätigkeit von großem Einfluß gewesen sind. Georg Müller ist ein Kind und ein Knecht Gottes, in dem christlicher Glaube, christliche Liebe und christliches Gebetsleben sich personifiziert und zu dem auch die gefördertesten Christen unserer Zeit ehrfurchtsvoll aufsehen, ein Mann, dessen Werke predigen, wie die A. S. Franckes, was gläubiges Gottvertrauen vermag und man kann nichts Erbaulicheres lesen als die Geschichte seines Lebens und seines Wirkens. An einem solchen Manne überfieht man die mancherlei Schattenseiten einer subjektivistischen Einspännerei, die sich in keine kirchliche Form und Ordnung fügte und darauf bestand, „nur von Gott Weisungen anzunehmen;“ aber man kann nicht wünschen, daß diese subjektivistische „Freiheit“ Müllers vielen vorbildlich werde, das müßte zur Atomisierung des Protestantismus führen. Steinecke schildert uns den wahrhaft vor Gott wandelnden Patriarchen, wie er gewesen ist, ohne jede kritische Bemerkung, aber die kritischen Gedanken drängen sich von selbst auf. Solche Männer gehen und dürfen gehen ihre eigenen Bahnen, aber sie sind nicht in allem, was sie denken und thun, allgemeine Vorbilder. Erbaulich zu lesen sind auch die beigegeführten Reden, in denen ein Strom lebendigen Wassers fließt. Daß G. Müller auch viel für die Mission gethan, sei noch besonders bemerkt.

9. **Fries:** „Die Franckeschen Stiftungen in ihrem zweiten Jahrhundert.“ Halle. Waisenhaus. 1898. Mk. 2.70. Eine vortreffliche Festschrift, die uns in 6 Kapiteln mit den Direktoren der Stiftungen in diesem Jahrhundert, namentlich Aug. Herm. Niemeyer, „dem zweiten Gründer der Anstalten“ und seinem Sohne Herm. Agathon Niemeyer bekannt macht. Mehrere Anhänge geben noch wertvolle Übersichten, besonders über den gesamten Organismus der Stiftungen. Es ist wesentlich die Geschichte der Anstalten selbst, welche ihr jetziger Direktor zum Gegenstande seiner licht- und lebensvollen Monographie gemacht hat. Nur gelegentlich und kurz wird der Beziehungen zur Heidenmission gedacht, so daß die Ausbeute, welche sie für die Geschichte des Ausgangs der alten dänisch-halle'schen Mission gewährt, nur eine geringe ist.

Warnck.

# Giebt das Neue Testament für alle Zeiten bindende Vorschriften über die Methode der christlichen Mission?

Von D. F. M. Zahn.

Als am 28. Juli 1796 in der Zionskapelle in London die 29 ersten Missionare der Londoner Missionsgesellschaft verabschiedet wurden, hatte man die feierliche Einsegnung der scheidenden Missionare fünf verschiedenen Kirchengemeinschaften angehörenden Geistlichen übertragen. Sie standen vor dem Abendmahlstisch, auf welchem 29 Bibeln lagen, in welche der Donator die Worte des Missionsbefehles aus Matthäi 28 geschrieben hatte. Zu fünfen traten die Missionare vor die Geistlichen und jeder empfing seine Bibel mit den Worten: Gehe hin, du unser geliebter Bruder, wandle nach diesem gesegneten Worte (hier wurde ihm die Bibel gegeben) und verkündige den Heiden das Evangelium nach deinem Beruf, deinen Gaben und deinem Vermögen. Jeder Missionar antwortete: Ich will es thun mit der Hilfe des Herrn. Die ausziehenden Männer empfingen noch andere eingehende Anweisungen für ihre Arbeit, aber in diesem feierlichen Augenblick wollte man doch betonen, daß sie nicht berufen seien, den christlichen Glauben zu den Heiden zu tragen in der Form, wie sie das ausgeprägte Bekenntnis ihrer besonderen Kirchengemeinschaften bot, sondern das Evangelium nach der allen werten heiligen Schrift. Diese Rückkehr der Mission von den komplizierten Formen des in Jahrhunderten herausgebildeten Kirchentums trat auch noch in anderen Äußerungen hervor.

Man hatte dem Prediger der Brüdergemeinde in London Chr. Ign. Latrobe eine Reihe von Missionsfragen zur Beantwortung vorgelegt. Eine der Fragen war: Erwarten Sie Wissenschaft oder theologische Gelehrsamkeit (von dem Missionar)? „Wir erwarten sie nicht, lautete die Antwort, und halten sie nicht für nötig bei Missionaren. Der Besitzer (des größten Borrates theologischer Gelehrsamkeit nämlich) würde oft wünschen, lieber ein Paar Schuhe machen oder mit der Art und dem Hammer umgehen zu können. Denn der Inhalt seiner Predigt wird immer einzig und allein sein, das wahre und teure werte Wort, daß Christus Jesus kommen ist, in die Welt, Sünder selig zu machen.“ Die nächste Frage lautete: Halten Sie einen vorläufigen Unterricht in



göttlichen Dingen für nötig? In der Antwort wird gesagt: „Wir legen keinen Accent auf einen vorläufigen Unterricht in irgend einem Teile des theologischen Systems. Wir ermahnen allezeit unsere Brüder und Schwestern die Bibel fleißig zu lesen und dabei um die beständige Führung und Belehrung des heiligen Geistes zu bitten. Wenn sie auf diese Weise die heilige Schrift lesen, so wird sie der Herr zu Schriftgelehrten machen, die zum Himmelreiche gelehrt sind.“ Eine spätere Frage erkundigt sich danach, ob die Erfahrung gelehrt habe, daß „die weisesten und gelehrtesten die nützlichsten“ Missionare seien. „Nein, antwortet Patrobe, wir könnten Beispiele vom Gegenteil anführen.“

Man sieht, es war die Tendenz, auf die primitiven Verhältnisse zurückzugehen, wie sie in dem Zeugnis der heiligen Schrift uns entgegentreten. Das war nicht nur damals beim ersten Anfang des neueren evangelischen Missionslebens der Fall und bei dieser Gesellschaft, sondern immer wieder tritt dieser Zug hervor, er begleitet die Geschichte der Missionsentwicklung und zeigt sich noch heutigen Tages. Zum Beweis braucht man nur an einige bekannte Thatsachen zu erinnern. Die evangelische Mission hat ihr großes Werk fast ganz ohne die Hilfe der Berufstheologen ausgeführt. Das war Notsache, aber es war doch nicht nur aus der Not eine Tugend gemacht, wenn man ein Loblied sang, daß der Herr auch heute durch ungelehrte Leute seine Siege erkämpfe. Nein, man glaubte sich mehr im Einklang mit dem Urchristentum, wenn, wie einst die Fischer, so jetzt Handwerker das Evangelium in die Welt trugen. In Deutschland gründete man ja Missionschulen, aber man hielt es doch für richtig, nur eine sehr einfache Ausbildung dem Missionar zu geben. Nur langsam ging man darin weiter. Ich hörte Fabri erzählen, daß er Josenhans von Basel zu Hilfe gerufen habe, um seinen Vorstand zu überzeugen, daß eine vollere Vorbildung nötig sei. Und wenn die älteren Missionschulen sich hierin fortentwickelten, so wurde in Opposition dagegen von Männern wie Gögner und Harms wieder auf einfache, nur biblische Bildung zurückgegriffen. Ein anderer aus biblischen Vorbildern stammender Gedanke, der nicht sterben will, ist, daß der Missionar wie Paulus mit seinen Händen sein täglich Brot verdienen müsse. Auch immer wieder taucht die Vorliebe für die freiere, weniger organisierte Missionsthätigkeit der biblischen Zeit auf, jener köstlichen Zeit, wo man keine Missionsvorstände, Inspektoren, Superintendenten hatte, und es bilden sich loser gehaltene Missionsgenossenschaften, oder es ziehen auch einzelne Freimissionare auf eigene Hand in den Kampf. Das Ideal jener großen Zeit, in der man so viel weniger Form und, es

läßt sich doch nicht leugnen, so viel mehr Geist hatte als heute, das biblische Urbild übt seine Zauberkraft an den Missionaren und nicht weniger an der Missionsgemeinde aus.

Dieser Zug zu Bibel und zu biblischen Zuständen zurück ist bei der Mission sehr erklärlich, und wenn man die krankhaften Auswüchse, die dabei vorkommenden Irrungen nur bekämpfen könnte, indem man den Zug selbst tötet, so wäre der Schaden meines Erachtens viel größer als der Nutzen. Die Mission, wenn sie lebensfrisch ist, wird immer diesen Zug zum Urchristentum und darum zu dem Zeugnis von demselben, zur Bibel haben. Dafür spricht ein allgemeiner und ein besonderer Grund. „Es sind die großen Stunden in der Geschichte der Kirche, sagt sehr zutreffend Raftan, wo dieser Einfluß (den der wahre Inhalt der Schrift auf die Gemüter geübt hat) deutlich erkennbar wird.“ Jede Erneuerung der Kirche, jede Neubelebung, jedes Beginnen neuer Aufgaben, jedes Besinnen auf sich selbst in der Kirche ist ein Besinnen auf den Anfang des Christentums. Ich las kürzlich, daß der Konvertit Ward in dem Leben des Konvertiten Wiseman die protestantische Forderung, sich auf die Bibel zu berufen, damit zurückgewiesen habe, daß dies die Auflösung der Kirchengemeinschaft bedeute, ebenso gewiß, wie es zur Auflösung des Staates dienen würde, wenn sich jeder vor dem Gericht, das nach den feinen Unterscheidungen des heutigen Rechtes entscheidet, auf das unentwickelte Naturrecht vergangener Zeiten berufen wollte und dürfte. Wie geringe Einsicht in die Natur geistlicher Dinge verrät das, wie geringes Verständnis für die Schwäche der römischen Kirche, die sich und ihren Gliedern den Weg versperrt hat zu der Quelle, in der man sich jung haben kann, und für die Stärke der protestantischen Kirchengemeinschaften und ihrer Glieder, die sich an dem Zeugnis von der Jugend der christlichen Kirche immer wieder orientieren, selbst korrigieren und erneuern können! In einer dieser großen Stunden, wo die Kirche oder Kreise in der Kirche sich wieder unter den Einfluß der Schrift stellen, ist die evangelische Mission geboren und hat eine gute Gabe von Biblizismus als Geburtstagsgeschenk empfangen. Aber sie hat noch einen andern Grund sich zur Bibel zu wenden.

Es ist nicht so leicht zu sagen, wo und wann die Missionsarbeit aufhört, Missionsarbeit zu sein und anfängt Kirchenarbeit zu werden. Aber man wird doch ihr Wesen treffen, wenn man sagt: Die Mission ist Gründungsarbeit. Sie will die christliche Kirche an Orten gründen, wo sie noch nicht bestand. Was ist natürlicher, als daß sie nach den Urkunden fragt, die uns erzählen, um mit Markus zu reden, ἀρχὴν τ. εὐαγγελίου I. Χοῦ. die

Geschichte der ersten Gründung. Die Mission unsrer Tage hat im Vergleich mit der apostolischen einen großen Nachteil, der sich nach der Seite des Weltlebens wie auf dem religiösen Gebiet fühlbar macht. Wenn der Apostel Paulus nach Troas, Philippi, Korinth oder Athen kam, so war er an Kultur so ziemlich auf der gleichen Stufe wie die, an denen er zu missionieren hatte. Es klappte keine tiefe Kluft zwischen ihm und ihnen. Heute dagegen kommt der Missionar aus der Atmosphäre der Fabrik- schornsteine, aus dem Lande der Eisenbahnen, der Telegraphen, Telephone und elektrischen Wunder zu dem fast nackten Heiden, und auch bei den sogenannten Kulturvölkern findet er einen ungemein großen Unterschied. Eine ganze Reihe von Missionschwierigkeiten der heutigen Mission haben hierin ihren Grund. Doch das nur nebenbei. Für uns handelt es sich um den religiösen Unterschied. Paulus wurde Missionar, zwar nicht selbst ein Neophyt, aber doch als Glied einer Christenheit, die noch in ihrer ersten Jugend stand. Er sollte die Gründungsarbeit thun in einer Zeit, wo überhaupt kein Christentum vorhanden war, das alt geworden, viele Entwicklungsstadien durchgemacht hatte. Heute kommt der Missionar aus einer Christenheit, die eine bald 2000jährige Entwicklung durchgemacht hat. Wenn er auch selbst jugendfrisch ist, sein Christentum ist alt, es trägt die Spuren dieser Entwicklung, während seine Arbeit darin besteht, Anfänge des Christentums zu pflanzen. Man hat oft der Mission vorgeworfen, daß sie die Heiden mit schweren, unverständlichen Dogmen quäle, von der Trinität und ähnlichem. Es ist das meistens die Rede derer, die mit dem Missionsbetrieb unbekannt sind. Aber der Vorwurf berührt eine Schwierigkeit. Der Missionar muß mit Selbstzucht den Kindern ein Kind werden, sich wieder in den Anfang zurückversetzen, auf die Einfachheit der christlichen Jugendzeit sich besinnen, um zu seiner Gründungsarbeit befähigt zu sein. Ich möchte mir wohl erlauben zu sagen, daß diese für ein Kind des 19. Jahrhunderts nicht ganz leichte Arbeit auch in der christlichen Heimat gar nicht übel angebracht wäre. Wir sind daheim in ausgedehntem Maße auf Missionsarbeit zurückgedrängt, und dafür ist man um so besser geschikt, je mehr man es versteht im Denken, Reden und Thun den Anfängen des Christentums ähnlich zu werden. Ich habe einen mir nahe stehenden Mann, einen der ersten, der unter uns ein Volksblatt herausgab, sagen hören, es gebe keine bessere Schule für populäre Rede als die geschichtlichen Teile der Bibel. Das ist eine Seite, aber nach allen Seiten hin hat die Bibel, als das Zeugnis des Anfangs, die Eigenschaft, einen Menschen fähig zu machen, die Wahrheit so zu bezeugen,

daß sie den Fremden und Entfremdeten faßbar wird. Wer so recht getränkt ist von der Bibel, wer in der Bibel zu Hause ist, selbst wenn nur in einer übersehten Bibel, auch ohne gelehrte Bildung, hat vieles voraus vor andren, denen das abgeht. Ich hoffe, es ist nicht Aberglaube, wenn ich meine, bei denen, die religiös von Bibelfrost sich nähren, wiederholt sich das Wunder von Daniel und seinen Freunden, nicht gerade, daß er schöner und besser bei Leibe wäre denn die Knaben, so von des Königs Speise aßen, aber doch so, daß er in allen Sachen, die den König angehen, wenn man ihn fragt, zehnmal klüger und verständiger befunden wird, denn alle Herrscher und Weisen, die anderswo gebildet wurden.

Wie alles Geistliche, so muß auch die Mission biblisch, schriftgemäß sein. Sie hat besondere Veranlassung und Nötigung dazu. Immer aus einer kräftigen Anregung christlicher Frömmigkeit, aus einer Erweckung geboren, geht sie wie diese selbst auf die Schrift zurück. Als eine Arbeit der christlichen Kirche, welche das Christentum pflanzen will, kann sie nicht anders als auf die erste Pflanzung des Christentums in der Welt sich besinnen. Sie muß schriftgemäß sein. Daß dies von dem Inhalt der Missionsthätigkeit, die ja vorwiegend Predigt, Lehre ist, gilt, daß die Mission kein anderes Christentum pflanzen darf, als eines im Einklang mit dem von der Schrift bezeugten Urchristentum, ist selbstverständlich. Ist es aber auch nötig, daß die Methode schriftgemäß sei? Giebt die Schrift auch Gesetze und Vorschriften für die kirchliche Technik? Giebt es eine biblische Kunstlehre? Muß die praktische Theologie, von der die Missionslehre ja nur ein Teil ist, einen Bibelbeweis heibringen, und in wie fern? Das ist es, was uns beschäftigen soll. Die Thatfachen aus der evangelischen Missionsgeschichte, die ich eingangs erwähnte, scheinen darauf hinzudeuten, daß man allerdings in den Missionskreisen der Meinung war und vielfach noch ist, daß es eine schriftgemäße Missionsmethode gebe. Ob dies und wie weit dies richtig ist, können wir nur finden, wenn wir selbst einen Schriftbeweis für oder wider diese Anschauung versuchen.

Ghe wir uns dazu anschicken, gestatte ich mir, die Bemerkung voranzuschicken, daß es nicht so ausgemacht ist unter Christen und auch Theologen, wie man einen solchen Schriftbeweis zu führen hat, als es bei der langen Geltung des sogenannten formalen Prinzipes zu erwarten wäre. Es ist schon 46 Jahre her, daß Hofmann in der Widmung seines Schriftbeweises schrieb: „Daß es an der Zeit ist, die heilige Schrift umfassender, freier und folgerichtiger zur Beweisführung für unsere dogmatischen und ethischen Aussagen zu verwenden, wird schwerlich jemand leugnen, es



müßte denn philosophische Konstruktion oder Wiederholung überlieferter Sätze oder ein Unnennbares zwischen beiden für zureichende Erfüllung unseres theologischen Berufes gelten wollen.“ Auf die Gefahr hin, daß von viel besser als ich hierüber Unterrichteten mir wird widersprochen werden, möchte ich sagen, daß seitdem nicht gerade viel geschehen ist, um klar zu stellen, was oder wie ein Schriftbeweis sein soll. Jedenfalls ist es nicht ausgemacht. Ich kann diese schwierige Frage auch nicht hier im Vorbeigehen behandeln, dagegen muß ich doch ein paar Bemerkungen darüber machen, die, wie ich vermute, auch keinen Widerspruch finden werden. Erstlich, wer einen Schriftbeweis führen will, muß richtig, sprachlich richtig, auslegen. Das sollte sich freilich von selbst verstehen, aber doch wird es nicht immer beachtet. Besonders in Sachen der Praxis — und zu denen gehört die Mission — wird es in Missionspredigten, Reden und Schriften mit der Auslegung nicht immer so sehr genau genommen und manchmal selbst aus dem deutschen Text heraus kühn argumentiert. Wenn z. B. aus dem Wort: Gehet hin im Missionsbefehl bewiesen werden soll, daß der Missionar ein perpetuum mobile sein soll, sich nicht lange an einem Orte aufhalten dürfe, oder daß er per pedes apostolorum durch die Welt kommen müsse, so ist das alles nur möglich, wenn man sprachlich unrichtig auslegt. Zum andren kann man den Schriftbeweis nicht führen, indem man einzelne Worte herausnimmt, auf sie sich stützt. Man kann auf diesem Wege zu sehr widerspruchsvollen Aussagen kommen. Aus dem Wort: Ihr sollt nicht Gold noch Silber noch Erz in euren Gürteln haben, auch keine Tasche zur Wegfahrt (Matth. 10, 9) könnte man beweisen, daß nach der Schrift der Missionar mit leerem Beutel oder — da ein leerer unnütz ist — ohne Beutel an seine Arbeit gehen solle, aus dem Worte dagegen: Aber nun, wer einen Beutel hat, der nehme ihn, desselbigen gleichen auch die Tasche (Luk. 22, 36), das Gegenteil. Aber auch wo solche auszugleichende einzelne Stellen sich nicht gegenüber stehen, würden einzelne Stellen nicht zum Schriftbeweis genügen. Der kann nur aus dem Ganzen der Schrift geführt werden, als dessen Teil auch das einzelne Wort nur richtig verwertet werden kann. Endlich darf bei einem Schriftbeweis nicht vergessen werden, daß die Schrift ein geschichtliches Buch ist, sowohl in dem Sinne, daß sie Geschichte erzählt, als auch in dem, daß die heiligen Schriftsteller geschichtliche Personen sind, die zu verschiedenen Zeiten und unter mannigfaltigen Umständen und Veranlassungen geschrieben haben. Die Auslegung wie die Anwendung hat darauf Rücksicht zu nehmen. Ob ein Wort geredet ist vor dem Anbruch

der Missionszeit, oder nachdem dieselbe ihren Anfang genommen hat, von einem Judenmissionar und für Judenmissionare oder von einem Heidenmissionar, für judenchristliche oder für heidenchristliche Gemeinden, das alles will berücksichtigt sein, damit man nicht bei scheinbarer Schriftmäßigkeit sich in ganz schriftwidrige Wege verirre.

Diesen wenigen Regeln scheinen wir freilich gleich mit unserem Thema zu widersprechen, da es den Schriftbeweis auf das Neue Testament beschränkt, anstatt ihn aus dem Ganzen unsrer Bibel zu führen. Allein, das geschieht nicht, weil wir das Alte Testament für einen Schriftbeweis glauben entbehren zu können. Nein, handelte es sich bei unserer Aufgabe darum, nachzuweisen, was das Christentum sei, das die Mission in der Welt zu verbreiten hat, so würde hierfür das Alte Testament heranzuziehen sein, wie bei jedem anderen Schriftbeweis, den ein Theologe zu führen hat. Es hält uns auch nicht die Besorgnis zurück, daß wir im Alten Testament auf einen Partikularismus stoßen würden, der dem Universalismus durchaus widerspricht, auf welchem die christliche Weltmission doch beruht. Es ist vielmehr so, daß in den biblischen Zeugnissen und der Geschichte Israels uns zwar ein nationaler Partikularismus begegnet, wie er seinesgleichen sich kaum in der Weltgeschichte findet, aber zugleich ein Universalismus, wie er vor der Erscheinung Jesu als Christ meines Wissens nirgends in der Welt zum Ausdruck gekommen ist. Aber wir haben es heute nicht mit dem Universalismus zu thun, auch nicht mit dem Inhalt der Missionsthätigkeit, sondern mit ihrer Form, mit der Methode, nach welcher der Universalismus dieser geoffenbarten Religion soll verwirklicht werden. Das ist nun in der Zeit der alten Gottesordnung noch nicht geschehen; die Urkunden bringen uns nur Bilder von einer Zukunft, in der dies geschehen soll, aber diese alttestamentlichen Missionsbilder sind ganz anders als die neutestamentliche Missionswirklichkeit. Nach dem alttestamentlichen Missionsbild würde niemand auf den Gedanken kommen, diese Thätigkeit Mission, ihre Träger Missionare, Sendung, Sendlinge zu nennen. Auch dort lesen wir von Boten, deren Füße als lieblich gepriesen werden; aber sie eilen über die Berge, nicht um den Heiden, sondern um Zion zu verkünden: Dein Gott ist König (Jes. 52, 7; Nah. 2, 1). Allerdings auch zu den Heiden gehen Boten, aber ihre Botschaft lautet: Bringt die Zerstreuten Israels wieder heim. Wir sehen mit Hilfe der Völker das Volk Gottes wieder hergestellt, seine Stadt und Tempel aufgebaut und über ihr das Licht Gottes leuchten. Dann erst kommt es zu einer Verwirklichung des Universalismus

der Religion, indem die Heiden nach Jerusalem strömen. Was man dem neutestamentlichen Volk Gottes als Mission hat empfehlen wollen, daß es wie ein Magnet die Völker anziehe, das ist das alttestamentliche Missionsbild. Die Königin vom Mittag, die des israelitischen Königs Weisheit hören will, paßt hinein. Auch Matthäus malt uns sein solches Bild, wenn er von den Magiern erzählt, die zum König der Juden kommen ihn anzubeten. Aber wie mit einem Schwamm ist dieses Bild weggewischt, als dieser König als Nazarener und galiläischer Prophet vor sein Volk tritt, und wie Matthäus sein Buch schließt, hat er ein ganz anderes Bild. Jesus der Auferstandene in der Mitte der Elfe spricht πορευθέντες μαθητεύσατε πάντα τ. ἔθνη. Sie sollen alle Völker in seine Jüngerschaft werben, aber nicht warten, bis sie kommen, sondern πορευθέντες, zu ihnen gehend. An der Schwelle des Neuen Testaments steht noch eine alttestamentliche Gestalt: es ist Johannes der Täufer; er stellt sich in die Wüste, und alles Volk strömt zu ihm. Da sieht er eines Tages einen Mann (περιπατοῦντα) wandeln (Joh. 1, 36) und spricht: Das ist Gottes Lamm. Es ist derselbe Jesus, von dem es in der ersten Heidenpredigt heißt: der umhergezogen ist und hat wohlgethan (Ap. 10, 38) von dem der älteste Missionschriftsteller Lukas die schönen Worte aufbewahrt hat, in welchen er den Hirten preist, der dem verlorenen Schafe in die Wüste naheilt. Er ist es, der die Mission angeordnet hat, indem er seinen Jüngern befahl, hinzugehen bis an das Ende der Erde um das Verlorene zu suchen, damit es durch ihn errettet werde.

Diese Veränderung des Missionsbildes hat nicht ihren Grund in einer Veränderung der Offenbarung. Es ist nicht eine andersartige Offenbarung im alten Bunde als im neuen; sie verhalten sich nur wie Anfang und Vollendung, wie Keim und volle Frucht. Auch im Alten Bunde ist schon der Schade des Menschengeschlechts erkannt und die einzige Hilfe dagegen: die menschliche Sünde und die göttlich erbarmende Liebe. Im Neuen Bunde ist beides nur tiefer gefaßt, völliger enthüllt. In Jesu Christo erschien die Liebe Gottes, seine Philanthropie (Tit. 3, 4) wie nie zuvor. Und dieser Liebe wurde gerade durch die menschliche Sünde Gelegenheit gegeben, sich zu bewähren und zu beweisen, wie nie zuvor. Unter der regierenden Hand Gottes mußte die Sünde die Umstände herbeiführen, in welchen die göttliche Liebe das Werk der Erlösung siegreich vollendete und so Mission möglich ward. Es war die Sünde Israels, und indem an ihr die göttliche Liebe sich bewies, wurde die israelitische Form zerbrochen. Das Reich wurde Israel genommen und den Völkern

gegeben. Die neutestamentliche Mission hat ihre grundlegende Voraussetzung gewonnen, indem die älteste Form der Gottesoffenbarung aufgehoben wurde. Wenn wir noch einen Schriftbeweis für die Missionsmethode suchen, können wir darum, müssen wir von vornherein vom Alten Testament absehen, da die Geburtsstunde der christlichen Mission die Todesstunde der alttestamentlichen Ordnung war. Nicht den Gottesstaat Israel, sondern die Gemeinde Jesu erweitert die Mission über die ganze Welt und wie jede andere Gemeinschaft kann auch bei der Gemeinde Jesu nur das ihrem Wesen und Anfang entsprechende Gesetz gültig sein. Giebt es ein solches, so können wir es nur im Neuen Testamente finden.

Daß es sich in der Mission, die das Christentum pflanzen will, um eine andere Ordnung handelt, als die israelitische des alten Bundes wird uns bestätigt, wenn wir uns den neutestamentlichen Berichten zuwenden. Wir hören da, daß etwas Neues mit Jesus gekommen ist. Das Reich der Himmel oder das Reich Gottes nahe, so wird verkündigt. Eine neue Ordnung der Dinge, *διαθήκη καινή*, im Unterschied von der alten breche an. Während Israel seine Gemeinde hat, redet Jesus von seiner Gemeinde, die er unüberwindlich auf einen Felsen gründen werde. Er vergleicht sich einem Hirten und verheißt seiner Herde, daß ihr die Herrschaft gegeben werde, und wenn sie auch noch zur Zeit klein ist, so weist er doch auf eine Zeit hin, wo die Fernen herbeigerufen werden, damit unter einem Hirten eine Herde gesammelt sei. Diese neuen Dinge hat schon der Täufer angekündigt und als die Bedingung für den Anteil an der neuen Ordnung die Änderung der Gesinnung genannt und die Möglichkeit ihrer Herstellung in der Macht des größeren Kommenden gesehen, nicht nur mit Wasser, sondern mit heiligem Geiste zu taufen. Diese Predigt hat Jesus selbst aufgenommen, zu der seinen gemacht, und der Gesamtinhalt seines Lebens, seines Redens und Thuns stimmt mit ihr überein. Wir sehen, wie es ihm zu thun ist, um eine Neuordnung des Verhältnisses der Menschen zu Gott, in welche diese durch eine Änderung ihres inneren Menschen eingehen und durch eine Zuwendung zu Gott, welche es ihnen ermöglicht die Gabe zu empfangen, die Jesus ihnen bringt. Die Religion, welche er bringt, ist unter Absehen von bisher gültigen Formen eine Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit (Joh. 4, 23). Diese Natur der neuen Gottesordnung tritt noch deutlicher hervor in dem Kampf, den Jesus hervorruft; er findet Widerstand bei den Vertretern der alten Ordnung. Dieser Widerstand hat seine tiefsten Wurzeln darin, daß sie das Übel der Menschheit nicht erkennen, nicht bei sich erkennen; er voll-



zieht sich aber in der Form, daß sie Jesu Autorität bestreiten, eine neue Ordnung herbeizuführen; sie erwarten auch eine Errettung, aber sie soll nur die Verherrlichung der bisherigen Ordnung bringen. Sie verwerfen Jesum schon um des willen, weil er diese nicht achtet; seine Formlosigkeit ist ihnen anstößig. Daß der Menschensohn sich als Herr auch des Sabbats benimmt, daß er die Seinen den Sabbat und die Reinigungsgesetze mißachten läßt, daß er nicht nur israelitische Sitte sehr frei behandelt, sondern auch die Sittlichkeit sehr leicht zu nehmen scheint, indem er mit Sündern und Zöllnern Gemeinschaft hat, dabei fassen sie ihn an. Jesus leugnet nie die Thatsächlichkeit der erhobenen Anklagen, er benutzt sie nur, um zu zeigen, daß es ihm um ganz andere Dinge zu thun ist: um Heilung eines inneren Schadens, um Reinigung der Herzen, um einen neuen Geist, der sich dann schon die für ihn geeignete Formen schaffen werde. Dieser Kampf hat den Ausgang gehabt, daß Jesus von seinem Volk als Verbrecher gegen die israelitische Gottesordnung ans Kreuz gebracht ist und ebendadurch der Heiland der Welt wurde. Er hat wohl seinen Gegnern, die nach überzeugenden Zeichen fragten, das Zeichen des Propheten Jonas genannt, der in des Fisches Leib seine israelitische Voreingenommenheit verlieren sollte, um ein Zeuge Gottes an die Heiden zu werden. So hat Jesus im Sterben und Auferstehen, daß ich so sage, den Israeliten ausgezogen und ist für alle der Heiland geworden. Als die Heiden ihn sehen wollten, hat er davon geredet, daß dies Weizenkorn in der Erde seine Schale, die eben israelitisch war, brechen müsse, damit die in ihm liegende Keimkraft viel Frucht bringe. Über Israel erhöht kann er alle zu sich ziehen. Die neue Ordnung der Dinge ist eine vom Herzen Gottes ausgehende, in den Herzen der Menschen verwirklichte; sie ist nicht an die alttestamentliche Ordnung und ihre Gesetze gebunden, und auch nicht an neue. Nicht als wenn sie geschlossen wäre oder formlos sie schafft sich aus sich heraus Gesetze, so wie sie immer nötig sind. Den Gerechten der neuen Gottesordnung ist das Gesetz ins Herz geschrieben, kein von außen an sie herantretendes gegeben, am wenigsten ein für alle Zeit bindendes methodisches Gesetz.

Aus dem Geiste geboren ist die neue Ordnung, im und durch den Geist wird sie bewirkt, sie ist geistlicher Natur und wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Aber dennoch ist sie nichts spiritualistisches. Sie wird gewirkt durch das Wort. Jesus selbst hat das Reich Gottes gepredigt. Da die Zeit seines Scheidens kam, hat er zu dem Wort des Mundes das in irdische Elemente gekleidete Wort im Sakrament des

heiligen Mahles und der Taufe angeordnet. Und damit dieses Wort nicht verstumme, wenn sein Mund hier auf Erden sich schließt, hat er schon während seines Lebens auf Erden Diener der neuen Ordnung, Träger des Wortes berufen. *Δεῦτε ὁπίσω μου*, hat er nach Markus ihnen zugerufen, *καὶ ποιήσω ὑμᾶς γενέσθαι ἁλιεῖς ἀνθρώπων*. Ich will dafür sorgen, daß ihr Menschenfischer werdet. Damit hat Jesus eine Missions-  
schule eröffnet, mit der sich gewiß keine messen kann, die nachmals gegründet ist. Was haben die zukünftigen Missionare bei ihm gelernt? Etwa durch ein triennium oder ein biennium Theologie? Ich glaube nicht, daß ein historisches Zeugnis vorliegt, wenn anders Theologie die Wissenschaft des Glaubens ist. Oder haben sie einen Kursus in der Missionslehre bei ihm durchgemacht? Auch das liegt nicht vor. Der Schlüssel zum Verständnis dieser Schule liegt in den ersten Worten der Berufung: *Δεῦτε ὁπίσω μου*; er hat sie in seine Nachfolge berufen und da behalten. Wie viel haben sie da nicht gesehen, gehört, gelernt! Sie haben ja manches zur Zeit nicht verstanden, aber wie werden sie nachmals daran sich erinnern und daraus gelernt haben! Wenn er ihnen in Gleichnissen die Geschichte des Reiches Gottes offenbarte, wenn er ihnen zeigte, daß ihm auch der leibliche Jammer das Herz bewegte, wenn er ihnen Anweisung gab, die Brocken zu sammeln, wenn er den Sturm stillte, das und hundert andere Worte und Erlebnisse, sie waren Fundgruben auch für methodische Missionsweisheit. Und doch war diese Missions-  
schule keine theologische, keine methodische, sondern eine religiös-sittliche. Er hat die Jünger zu seinen Nachfolgern, zu Christen gemacht, er hat sie gelehrt, besser zu verstehen, tiefer zu fassen, was das bedeutet und mit sich bringt, Christ zu sein, und da er, wie so oft die Lehrer, nicht fertig wurde, auch nicht fertig werden konnte, hat er sie auf seinen Stellvertreter, den heiligen Geist verwiesen, der sie weiter führen und ihnen auch das sagen werde, was sie jetzt noch nicht verstanden. Am letzten Abend noch hatte er ihnen so viel zu sagen. Wenn wir armen Leute, die wir Missionare zu erziehen oder zu leiten haben, einen solchen Abschiedsabend erleben, ich hoffe, wir finden auch ein Wort von der Hauptsache, aber ich fürchte, wir kamen noch in der letzten Stunde einen Sack voll methodischer Weisheit aus. Jesus hat kein Wort davon gesagt; den zukünftigen Missionaren weiß er nichts zu sagen, als was jeder Christ brauchen kann. Schon steht er, um den letzten Gang anzutreten; er der Weinstock, sie die Reben, die über die Erde sich hinranken sollen; die einzige Regel ist: bleibt in mir, so werdet ihr viele Frucht bringen. Und dann hebt er noch einmal vor ihnen Herz und Hände

zu seinem Vater im Himmel. Er betet nicht, daß seine Jünger geschickte Missionare werden, daß sie, wie er früher einmal gesagt, mit der Taubeneinfalt Schlangentlugheit verbinden sollen; nein, was er bittet ist: Erhalte sie in deinem Namen! laß sie eins sein gleich wie wir! nimm sie nicht von der Welt, aber bewahre sie vor dem Bösen! Heilige sie in deiner Wahrheit! Das ist das Ziel dieser Vorbildung für den Missionsdienst gewesen.

Und wie beim Herrn, so finden wir es bei seinen Aposteln. Keiner von ihnen außer dem Paulus hat sich so viel mit der Heidenmission beschäftigt, daß wir bei ihm methodische Gesetze erwarten könnten. Und bei Paulus suchen wir sie eben so vergeblich wie bei seinem Meister. Schon die Art, wie er Missionar geworden ist, läßt es erwarten. Er war einer der eifrigsten Anhänger der alten Gottesordnung und mußte in den Grundfesten seines religiösen Lebens erschüttert werden, um ein Missionar, vollends ein Heidenmissionar zu werden. Er erfuhr es, daß er, während er nach dem Gesetze unsträflich wandelte, für das Gesetz eiferte, unter den Sündern der vornehmste geworden war. Das hat ihn so erschüttert, daß er nie wieder das Gesetz als Heilsweg konnte gelten lassen. Gerade auf diese Erfahrung führt er es zurück, daß ihn Gott auf dem Felde der Heidenmission verwende. Aus seiner inneren Erfahrung heraus, die ihn vom Gesetzesweg frei machte, ist er „Apostel, Lehrer der Heiden“ geworden. Das ist er und zwar unabsehbar und unersehbar; als solcher bewährt er sich noch heute. Uns Heiden ist dieser unser großer Missionar nur da nicht ganz verständlich, wo er in alte Formen zurück zu fallen scheint, wo er sich etwa das Haar wachsen oder scheren läßt oder wo er die israelitischen Schriften behandelt in einer Weise, die uns nicht immer passen will. Ob mit Recht oder Unrecht, das erörtere ich hier nicht. Ich wollte nur sagen, daß mit wenigen Ausnahmen dieser Knecht Gottes wunderbar frei ist und eben darum der Heidenlehrer; nur so hat es geschehen können, daß der beste Interpret dieses Israeliten unter den Israeliten der deutscheste Deutsche, Martin Luther, werden konnte. Er ist frei vom Gesetz, auch vom methodischen. Natürlich finden wir, daß er Regeln aufstellt; so z. B. soll Timotheus keinen Neophyten zum Bischof ernennen (I. Tim. 3, 6), aber das sagt auch der gesunde Menschenverstand, und ein methodisches Gesetz wäre es doch erst, wenn er auch gleich das kanonische Alter — übrigens nicht nach der leiblichen, sondern nach der geistlichen Geburt — fixiert hätte. So hören wir auch von ihm, welche sonstigen Eigenschaften ein Bischof und Diakon haben müsse, aber sie laufen doch im wesentlichen

nur auf die keineswegs überflüssige Erinnerung hinaus, daß ein Diener in der neuen Gemeinschaft der Tugenden nicht ermangeln darf, die jedes Glied zieren sollen. Auch bei diesem hervorragenden Arbeiter in der Mission wie bei seinem Meister finden wir kein methodisches Gesetz und dürfen darum wohl als sicher annehmen, daß es eine schriftgemäße Missionsmethode, d. h. eine, deren Anweisungen direkt aus der Schrift entnommen werden können, nicht giebt. Es giebt kein biblisches Gesetz für die Methode, natürlich auch nicht ein Gesetz, daß der Diener im neuen Bunde keine Methode haben, studieren, befolgen dürfe.

Es ist ein Glück, daß es so steht. Denn sonst könnte die christliche Mission nicht Weltmission sein. Wie Paulus sich zum Lehrer der Heiden so ausgezeichnet eignet, weil er frei geworden war, so eignet sich die christliche Religion zur Weltreligion, weil sie gesetzsrei ist, frei von jeder Gebundenheit als der, die im Wesen Gottes und der Menschen liegt. Nur darum kann sie überall, immer, allen angeboten werden. Der Islam hat auch den Anspruch erhoben, Weltreligion zu werden, aber er ist mit Gesetzen belastet, die ihn dazu ungeschickt machen. Z. B. verbietet er seine heiligen Bücher aus dem Arabischen zu übersetzen und macht sich schon damit unmöglich, wenn nicht etwa das Arabische auch Weltsprache werden sollte. Er verbietet, unter einem ungläubigen, d. i. andersgläubigen Herrscher zu leben, und ein Drittel der Mohammedaner unter der Herrschaft einer protestantischen Fürstin lebend muß sehen, wie er mit einer sophistischen Umdeutung auskommt. Auch wo christliche Gemeinschaften diese Freiheit aufgeben, verlieren sie an Missionstüchtigkeit. Rom ist so missionsunfähig, wie es trotz seiner Lobredner seit 400 Jahren sich bewiesen hat, zum größten Teil, weil es die evangelische Freiheit verloren hat. Und auch evangelische Kirchengemeinschaften bereiten sich nur Schwierigkeiten, wenn sie sich mit Gesetzen beladen.

Also kein biblisch methodisches Gesetz! Folgt daraus, daß die Methode der praktischen Theologie keiner biblischen Begründung bedarf? Das wäre ein oberflächlicher und voreiliger Schluß, der allerdings nicht selten gemacht wird. Insbesondere in kirchenpolitischen Fragen wird oft so gefolgert. Da, wie anerkannt wird, es keine biblische Kirchenverfassung giebt, wird daraus der Schluß gezogen, daß Verfassung und Ordnung der Kirche sich um biblische Begründung nicht zu bekümmern habe. Das Christentum läßt die Entwicklung allerdings frei; der Macht des Wortes, der Wirksamkeit des heiligen Geistes und der Gegenwart des lebendigen



Hauptes vertrauend darf es zusehen, wie sich sogar die christliche Lehre, noch vielmehr die Lehrmethode und vollends die Methode des kirchlichen Thuns in seiner Entwicklung gestalten werden. Der gesunde Menschenverstand, die Geistesbildung, die nie ausbleibt, wo das Christentum wirksam ist, die historischen Verhältnisse wirken dabei mit. Diese Freiheit ist ganz legitim. Nur eine Grundbedingung ist dabei festzuhalten. Was da herauskommt, muß dem Christentum entsprechen. Der Methodiker oder Praktiker muß sich also doch fragen: Ist meine Methode oder Praxis geeignet, das Wesentliche des Christentums zu realisieren? Es könnte sich doch eine Praxis einschleichen, die ganz und gar ungeeignet wäre, dem zu dienen, was in der christlichen Religion gemeint ist. Leichtsinns bei den Tausen, Zuchtlosigkeit bei den Getauften, voreilige Anstellung ungenügend gebildeter Kirchendiener, unberechtigter Einfluß bekehrter Fürsten, reicher oder gelehrter Männer in der jungen Kirche, dies und viel anderes könnte das nach göttlicher Absicht verfolgte Ziel der Mission aufs ernstlichste gefährden. Die vielhundertjährige Erfahrung der Christenheit, das abschreckende Beispiel der fein ausgebildeten römisch-katholischen Kirchentechnik zeigen, wie nötig es ist, sich immer wieder zu fragen, ob die befolgte Methode noch dem entspricht, was nach der Schrift Ziel und Zweck aller kirchlichen Thätigkeit ist.

Es ist überaus heilsam dies wiederholt bei der Methode zu thun. Sie kommt ja allerdings auf Dinge zu sprechen, die so weit abliegen, daß man nicht einsieht, wie ein Weg von diesen peripherischen Punkten zur Bibel zu finden sein sollte. Wenn eine praktische Theologie auf die Heiserkeit oder Belegtheit der Stimme zu sprechen kommt und wollene Unterkleider und Gurgeln mit Salzwasser empfiehlt, so verdient diese praktische Theologie gewiß ihren Namen, aber es möchte schwer sein, pro oder contra der angeführten Mittel den Schriftbeweis anzutreten. Die Missionslehre aber hat von vielen derartigen Dingen zu reden. Die Mission baut Kirchen, bei denen noch leichter der Zusammenhang erkennbar ist und auf einen kirchlichen, evangelischen Kirchenbaustil mag gedrungen werden, aber sie legt auch Stationen an, baut Wohnhäuser mit Küchen und Ställen, bahnt Wege, gräbt Bäume, pflanzt Gärten, Felder und Wälder, und es ist schwer zu erkennen, wie da ein Bibelbeweis zu führen wäre. Aber schon das bedarf der Prüfung, ob ein derartige Arbeit mit sich bringender Missionsbetrieb noch dem Zweck der Mission entspricht. Und wenn auch die Antwort, die bejahende nicht zweifelhaft ist, man thut doch wohl daran, die Prüfung anzustellen, damit solche so leicht viele Kraft

in Anspruch nehmende Arbeiten die ihnen zukommende untergeordnete Stellung behalten. In den letzten Jahrgängen der Hallenser Missionsmitteilungen vom Ende des vorigen Jahrhunderts erschienen wohl Aufsätze der ostindischen Missionen über Schmetterlinge und Blumen. Sehr schön, nihil humani alienum. Aber es wäre den Missionaren doch gut gewesen sich zu fragen, wie sich diese Arbeit biblisch rechtfertigen lasse, und ob man sich vorstellen könne, daß der große Lehrer der Heiden neben dem Römerbrief auch eine Schrift über Fauna und Flora eines der Länder geschrieben, die er mit dem Evangelium erfüllt. Heutzutage ist die Gefahr nicht gering. Hätte der Missionar nur Zeit und Lust, er könnte morgen seine Station zu einem Auskunftsbureau umgestalten, in welchem es nicht leer würde von Nachfragenden nach den Blumen, Bäumen, Tieren, Arzneien, Rechten, Sitten u. s. w., die im Lande gangbaren Briefmarken nicht zu vergessen. Es würde auch nicht so schwer sein, in einer Missionslehre gute Gründe anzuführen, daß ein Missionar wohl daran thue, diesen Wißbegierigen willfährig zu sein. Aber damit er nicht verkommt, ist es doch ungemein heilsam, wenn er sich auf seinen Beruf besinnt und an der Schrift orientiert, ob er noch in der Richtung sich bewegt, die ihm sein Herr anweist. Der hat ihm Freiheit gegeben unter Berücksichtigung der Zeit und Umstände, des Menschenpersonals, das aktiv oder passiv heute in Betracht kommt, den Missionsgedanken auszuführen, in der Heidenwelt zu pflanzen, was sein Herr dort gepflanzt haben will. Je freier er ist, desto mehr Anlaß hat er, sich oft zur Bibel zu wenden, um zu sehen, ob seine Methode noch dem Wesen seines Glaubens entspricht; er wird von dort immer auch methodisch belehrt und bereichert an seine Arbeit zurückkehren.

Dies ist um so gewisser, als er bei der Beschäftigung mit der Bibel doch nicht bloß in ihr findet, was das Christentum ist, das er mit seiner Arbeit weiter verbreiten möchte und dem die Methode seiner Arbeit dann entsprechen muß. Das Neue Testament ist ja doch ein Missionsbuch, aus der Missionsarbeit entstanden. Auch der Teil, der von den grundlegenden Heilsthaten Christi erzählt, ist im Missionsinteresse geschrieben. Das Neue Testament erzählt uns den Anfang der Mission; es berichtet, wie Jesus selbst, wie die Apostel missioniert haben. Das Neue Testament ist für die Missionsmethodik so wichtig, weil es veranschaulicht, wie Mission getrieben wird, und zwar an den höchsten Autoritäten; wie Jesus selbst, wie die von ihm erwählten und ausgebildeten hohen Apostel das Werk betrieben haben, das erfahren wir hier. Wir haben ein Buch mit Missions-

Beispielen, die um so normativer sind, als sie den Anfang aller Mission uns vor Augen stellen. Beispiele finden wir hier von der höchsten Autorität. Das Vorbild Jesu Christi ist bei der Stellung, die er im Religionsleben des Christen einnimmt, von absoluter Autorität. Und auch die Männer, die er selbst bestimmt hat, seine Kirche zu gründen unter Juden und Heiden sind von sehr hoher Autorität. Oder muß man sagen: auch von absoluter Autorität? Haben die Apostel immer richtig missioniert? Auch wer nein sagt, wird langsam sein, wird nur mit tiefstem Respekt es wagen, das autoritative apostolische Beispiel abzuweisen. Aber Paulus selbst unterscheidet in seiner Missionsthätigkeit zwischen solchem, wofür er seine apostolische Autorität einsetzt und anderem, wofür er nur geltend macht, daß er auch den Geist Christi habe und ein treuer Diener sei. So läßt er doch hier Freiheit für die Beurteilung, erlaubt zu wählen und das gut Befundene zu behalten. Allein auch wo er das nicht ausdrücklich thut, kommen wir in Verlegenheit, wenn wir absolute methodische Autorität den Aposteln zugestehen. Als Barnabas und Paulus sich zur zweiten Missionsreise rüsten, kamen die beiden Männer, wie Luther übersetzt, hart aneinander; es kam zu einem *παροξυσμός*. Die Missionsarbeiter haben den Trost der Elenden, daß, wie geschrieben steht, auch die hohen Apostel aneinander geraten sind. Aber ist das autoritatives Beispiel? Und wer hat Recht gehabt? Da Barnabas *ἀνὴρ ἀγαθός* war, Luther hat übersetzt ein frommer Mann, man dürfte wohl übersetzen: gutmütiger Mann war, so ist vielleicht anzunehmen, daß nicht gerade er der heftigste war, und fast möchte man glauben, daß Paulus über die Veranlassung des Streites, den Joh. Markus, später anders geurteilt habe. Doch dem sei, wie ihm wolle; die Schrift verschweigt uns ja auch nicht, daß Barnabas und Petrus einmal geheuchelt. Ein unfehlbares Beispiel ist nur beim Herrn selbst zu finden, und für das apostolische Beispiel gilt doch auch die Regel, daß es nur dann richtig verwertet wird, wenn man es als ein Teil der gesamten in der Schrift niedergelegten Offenbarung beurteilt.

Also einen Anschauungsunterricht in der richtigen Missionspraxis giebt uns das Neue Testament. Damit wollen wir nicht durch eine Seitenthüre wieder einschleppen, was wir vorhin ablehnten, ein methodisches Gesetz. Beispiele sind es und die sind wohl dazu da, daß man von ihnen lernt, aber nicht, daß man sie kopiert. Ein Beispiel will nicht lehren dasselbe zu thun, sondern ähnlich zu handeln. *Καὶ οὐ ποιεῖ οὐοὺς* (Luk. 10, 37), ist die Moral eines Beispiels. Wenn der Papst es Jesu nachmacht und einmal im Jahre Armen die Füße wäscht, so ist die Kopie des Beispiels

an und für sich ungenügend, aber wenn sie auch getreuer wäre, so hat es den Päpsten doch noch niemand nachgesagt, daß sie ihrem Meister an demütiger, dienender Liebe täuschend ähnlich aussehen. Beispiele sollen eine Wahrheit veranschaulichen; man muß von den zufälligen Umständen absehen und die innewohnende Wahrheit suchen. Das Neue Testament ist ein Buch voll Missionsbeispielen, voll Vorbildern; sie bringt uns, wie Nitzsch es nannte, das „Urbild“ des kirchlichen Thuns. Den Nutzen dieses Urbildes hat man sich vielfach verdorben, indem man aus den begleitenden Umständen ein Gesetz machte. So hat man es kopieren wollen, daß Jesus „Laien und ungelehrte Leute“ zu Missionaren machte; man vergaß dabei nicht nur, daß der wirksamste Heidenmissionar ein nach dem Maße seiner Zeit gelehrter Mann war, sondern übersah auch, daß seitdem Jahrhunderte vergangen sind, und daß, wie Nitzsch mit Recht betont hat, die Kirche Christi, je weiter sie sich von ihrem geschichtlichen Ursprung entfernt, desto mehr für ihren Dienst der „theologischen Bildung“ bedarf, um auch nur das Urbild zu verstehen. Oder man hat es selten sich selbst, öfter dagegen andern empfohlen, den Aposteln es nachzumachen, die in der einen Hand das Evangelium tragen, in der andern das Handwerkszeug, mit dem sie ihr täglich Brot verdienten, aber man vergaß auch hier, daß wir das nur von einem wissen, dem Paulus, und daß er auch nicht immer dies that, sondern eine Gemeinde hatte, mit der er in Rechnung der Einnahme und Ausgabe stand, und daß er nach eigenem Bekenntnisse einige Gemeinden beraubte, um einer anderen, in welcher der kaufmännische Sinn mächtig war, nicht beschwerlich zu fallen. Noch mehr aber übersah man, daß in jenen einfachen Zeiten das tägliche Brot einfacher gewonnen ward, und daß heute auf einen Missionar, der das nachmachen wollte, das Urtheil Hoffmanns, des Baseler Inspektors, paßt: die missionieren, arbeiten nicht und die arbeiten, missionieren nicht. Es geht meistens unrichtige Auslegung und unrichtige Anwendung bei diesem gesetzlichen Mißbrauch der biblischen Vorbilder Hand in Hand. So ist es, wenn man aus der Instruktion Matth. 10 und aus dem Beispiele Pauli schließt, es sei nicht schriftgemäß, daß die heutige Mission an hunderten von Orten sich festbaut, statt den Staub von den Füßen zu schütteln, wo sie nicht Aufnahme findet, und wie der Engel in der Offenbarung mit dem Evangelium durch die Welt zu fliegen. Man übersieht dabei, daß die Instruktion Matth. 10 mit den Worten beginnt: Auf den Weg der Heiden gehet nicht und in eine Samariterstadt tretet nicht ein, daß sie also nicht für Heidenmission, sondern für Judenmission gilt und auch nur für die Judenmission jener



Tage, und man vergißt, daß die Zeiten sich verändert haben und die Verhältnisse, seit Paulus in einem schnellen Laufe von Antiochia bis Syrien das Evangelium trug und sich anschickte, in einem zweiten bis Spanien vorzubringen. Es kann doch nicht so wohl darauf ankommen, die Mission so schnell als möglich fertig zu bekommen, als vielmehr darauf, wirklich das zu erreichen, was nach ihres Herrn Willen Missionare erreichen sollen. Und das hängt von den Umständen ab. Paulus, obwohl er prinzipiell fest gehalten, daß auch der Barbar und der Scythe in Christo Jesu eine neue Kreatur werden könne, hat doch im wesentlichen unter Kulturmenschen missioniert, die heutige Mission, obwohl sie auch mit Kulturmenschen zu thun hat, arbeitet doch wesentlich unter Barbaren, auch in den sogenannten Kulturländern. Um nur Einiges zu nennen, Paulus hat keinem Volke eine Schrift geben müssen. Er fand vor oder konnte in Bälde seinen Zuhörern das Bibelwort des Alten Testaments in die Hand geben. Wo er hinkam, traf er Juden und wenn sie ihm auch viele Noth gemacht haben, so waren doch die wenigen, welche gläubig wurden, eine Hilfe, deren Bedeutung nur der ermessen kann, der die Kämpfe der modernen Mission mitmacht. Ein halbes Duzend Judenchristen in der Missionsgemeinde unserer Zeit unter allem Volk auf Erden; welcher Unterschied würde das sein! Nach Lebensweise, Hautfarbe und den meisten bürgerlichen Beziehungen den Heidenchristen gleich war ihrem Volke seit einigen Jahrhunderten der Monotheismus in Fleisch und Blut übergegangen; die Moral der Zehn Gebote war ihnen zur Natur geworden; sie brachten eine Schriftkenntnis mit, die sie von Kind auf sich erworben. Solche Gemeinden konnte man bald verlassen, und verständige Männer sollten aufhören, die moderne Mission zu tadeln, daß sie nicht auch so rasch macht, wie die Missionare jener Zeit, da doch ihrer Einsicht nicht verborgen bleiben kann, daß man auf Sand bauen würde, wenn man unter ganz anderen Verhältnissen das Gleiche thun wollte.

Also nicht so soll man aus diesem Buche voller Beispiele lernen, daß man dieselben sklavisch nachmacht. Man muß die handelnden Personen ansehen, ihr Herz kennen lernen, um ihr Vorbild recht zu verstehen. Es ist nicht meine Aufgabe, davon zu reden, wie reich an methodischer Belehrung dann das Beispiel Jesu, oder seines großen Apostel Paulus werden muß. Zum Schluß sei mir erlaubt, die Bemerkung zu wiederholen, daß man in ihrer Schule, so reich die Arbeit für die Methode auch sein wird, doch etwas viel besseres als methodische Weisheit lernen kann. Der Pulsschlag der

Missionsarbeit Jesu ist doch, daß er überall und immer dem Bilde des guten Hirten gleicht, das er mit dem Worte gezeichnet hat: der gute Hirte läßt sein Leben für die Schafe. Und der große Apostel Jesu hat für seine und seiner Berufsgenossen Arbeit die Regel aufgestellt: Die Liebe Christi giebt uns das Maß. Eine gute Methode ist etwas sehr gutes, und wir sollten fleißig sein, sie zu finden, dankbar, wenn man sie uns zeigt. Aber wer in dem heiligen Buche und in Lebenserfahrung gelernt hat und die Gnade empfangen hat, zu lieben, wie Er geliebt hat, bei dem bedeckt die Liebe auch der methodischen Fehler Menge.

## Die Schleswig-Holsteinische evang. = lutherische Missions-Gesellschaft zu Breklum.

Von Missionsinspektor Pastor Bahnsen.

So lautet die offizielle Bezeichnung unserer Mission; kürzer wird dieselbe auch nur: „Die Schleswig-Holsteinische Mission“ (S. H. M.), oder noch kürzer: „Die Breklumer Mission“ genannt.

Es ist oft in Missionskreisen darüber verhandelt worden, was das Beste sei: Große Missions-Gesellschaften mit weitem Hinterlande oder kleinere Gesellschaften mit einem beschränkten Kirchengebiete zu haben. Die Vorzüge und Nachteile sollen hier nicht gegen einander abgewogen werden; es lassen sich gewichtige Gründe in beide Wagschalen legen. Unsere Schleswig-Holsteinische Mission hat es von Anfang an grundsätzlich festgehalten und bis jetzt auch andauernd beachtet, nur in der eigenen und engeren Heimatskirche Missionsliebe zu wecken und zu pflegen, um so an ihrem Teile dem Herrn auf seinem Siegeszuge durch die Welt im Dienst einer eigenen, wenn auch nur bescheidenen Missionsarbeit zu folgen. Wir wissen, der Herr kann auch das vor Menschen Geringe segnen, und das ist es, was er in den verflossenen beiden Dezennien unserer Mission über Bitten und Verstehen gethan hat, hier in der Heimat wie auf unserem Missionsgebiete in Vorder-Indien.

Als die Arbeit unserer Mission begonnen wurde, waren es nicht viele, weder in der engeren noch in der weiteren Heimat, welche dieselbe freudig begrüßten. Manche rieten in der wohlwollendsten Meinung geradezu ab und baten dringend, man möge sich doch einer älteren deutschen Gesellschaft anschließen, denn es sei ja nicht nötig, daß jede Kirchen-Province auch ihre eigene Mission habe. Andere verhielten sich zurückhaltend, ab-

wartend, beobachtend in der Meinung, Schleswig-Holstein werde kaum imstande sein, selbständig Mission zu treiben; dazu sei es nicht groß genug und auch nicht hinreichend opferwillig.

Aber schon nach etwa 10 Jahren hatte sich in maßgebenden Kreisen unseres Landes langsam ein Umschwung vollzogen; man sagte, wir konnten und durften nicht zuraten, als die Arbeit begonnen wurde — nun wir sie aber haben, ist es auch unsere Pflicht, dieselbe nach Kräften zu stützen und zu fördern.

Und jetzt, am Ende der ersten 20 Jahre unserer Arbeit, neigt die allgemeine Meinung in den kirchlich lebendigen Kreisen unseres Volkes immer mehr dahin: Gott sei Dank für „unsere Mission“! Ja, man hört nicht selten Äußerungen wie diese: Wir könnten unsere Mission gar nicht mehr entbehren, denn, abgesehen von ihren Erfolgen unter den Heiden, ist schon der Segen, welcher durch sie auf unsere eigene Landeskirche zurückgefloßen, ein ganz unschätzbarer.

Am 10. April vorigen Jahres kam ich von meiner  $\frac{1}{2}$  jährigen Informationsreise nach Indien zurück; genau an demselben Tage vor 20 Jahren — am 10. April 1877 — war „unser Missionshaus in Breßlum“ eingeweiht worden. Es waren erst 13 Jahre, daß unsere Brüder angefangen hatten, draußen wirkliche Missionsarbeit zu thun und sie hatten schon das erste halbe Tausend Heidenchristen.

Nach 20 jähriger Arbeit in der Heimat und 13 jähriger Arbeit in Indien ziemt es sich wohl Umschau zu halten und zu fragen: Dürfen wir glauben, daß der Herr uns andauernd Kraft und Vermögen geben wird, unsere Missions-Aufgabe daheim und draußen so zu erfüllen, wie sie billigerweise erfüllt werden soll?

### 1. Die Arbeit in der Heimat.

Man fragte bei Beginn unserer Mission ganz besonders ernst, ob ein Kirchengebiet wie Schleswig-Holstein nicht thatsächlich zu klein sei, um auf die Dauer eine Missions-Arbeit durchzuführen. Die Frage ist in dieser Form nicht richtig. Es giebt ja anderweit kleine kirchliche Kreise, die verhältnismäßig viel mehr für die Mission aufbringen, als Schleswig-Holstein bis jetzt aufbringt. Die Frage ist vielmehr die, ob Schleswig-Holstein genügend kräftiges Glaubens- und Liebesleben besitzt, um eine eigene Missions-Gemeinde darzustellen.

Unsere Missions-Gesellschaft ist eine evangelisch-lutherische; sie ist es nicht nur nominell, sie ist es mit Bewußtsein in dogmatischer

Klarheit des lutherischen Standpunktes; sie ist in keiner Weise, wie man wohl gesagt hat, aus dem Individualismus und aus einem besonderen Geiste ihres Gründers hervorgegangen; dieser hat nur unsere Kirche an ihre Missionspflicht erinnern wollen und das soll ihm unvergessen bleiben. Ist es aber unserer Mission darum zu thun, dem lutherischen Bekenntnisse die Treue zu halten, so ist es ihr nicht weniger darum zu thun, an ihrem Teile vor allem lebendiges Christentum wecken zu helfen; sie hat dabei das Ziel vor Augen und strebt demselben mit ganzem Ernste zu, unsere Gemeinden zu lebendigen Missions-Gemeinden und unsere Kirche zu einer wirklichen Missionskirche zu machen. Wir wissen, die Mission ist Sache und Pflicht der lebendigen Gemeinde, der wirklich Gläubigen, „der Gemeinde der Heiligen“. Dies Panier halten wir stets hoch und lassen niemanden darüber in Zweifel, in welchem Sinne wir Mission getrieben sehen wollen. Wir betonen es immer wieder, nur wer selbst bekehrt und seines Heils gewiß geworden ist in der freien Gnade, kann in rechter Weise an der Rettung anderer und somit auch an der Ausrichtung des Missionsbefehles mitarbeiten. Wir legen das nachdrücklichste Gewicht darauf, daß nur wirklich betende Christen rechte Missionsarbeiter sein können. Indem wir aber an solchen Grundsätzen unverbrüchlich festhalten, sind wir dankbar für jede Hilfe und Mitarbeit, denn wir sind der Überzeugung, daß die Mission ein sehr guter Pionier ist, um Glaubensleben zu wecken; gerade die Mission führt der Kirche stets neue Kraft zu.

Dies die kirchliche, konfessionelle Stellung unserer Mission. Wenn wir nun wieder fragen, ob unsere heimatliche Kirche genügend bewußtes lutherisches Glaubensleben hat, um eine eigene Mission zu tragen, so können wir das leider nicht unbedingt bejahen. Wir sind freilich der fröhlichen Gewißheit, in demselben Maße als es gelingt, in unserem Volke Missionseifer zu entflammen, wird auch die Mission eine Lebensweckerin für unsere Kirche werden. Aber man kann nicht sagen, daß die Kirche Schleswig-Holsteins eine geistlich sehr lebendige sei.

Dazu kommt ein anderes. Wie stets in der Mission hat es auch nicht in unserer Mission an Enttäuschungen und schmerzlichen Erfahrungen gefehlt. Es hat uns ganz besonders geschmerzt, daß man gerade in den Kreisen, die von Anfang an am treuesten zu Breklum standen — in den Gemeinschaftskreisen — die China-Inland-Mission eingeführt und dadurch uns einen Teil unserer treuesten Freunde entfremdet hat. Wir sind von Anfang an den Gemeinschaftsleuten mit vielem Vertrauen entgegengekommen und wissen uns ihnen eng verbunden, nur daß wir einen klareren



Blick für die Herrlichkeit unseres lutherischen Bekenntnisses und für die pädagogische Bedeutung der Volkskirche haben; wir bringen noch immer ihrer Arbeit volles Verständnis entgegen. Um so mehr mußte es uns wehe thun, daß der Leiter derselben (Pastor Witt in Kiel) „getrieben vom Geiste des Herrn“ (im Winter 1896/97) die China-Inland-Mission gerade in Schleswig-Holstein einführte. Missionsleute haben wohl ein weites Herz. Auch wir freuen uns wie St. Paulus, wenn nur Christus gepredigt, wenn nur Mission getrieben wird. Aber trotzdem halten wir es nicht für recht und vor dem Herrn zu verantworten, wie es hier geschehen ist, ohne Grundangabe das eigene Haus zu verlassen und das Haus eines Nachbarn bessern zu helfen. Wir trauern viel um alle Zerklüftung unter den gläubigen Kreisen unseres Volkes. Wir tragen auch Schmerz um diese Zersplitterung, nicht so sehr wegen des Ausfalles der Liebes-Gaben, sondern wegen des Mißtrauens gegen die Leitung unserer Mission, wegen der Geistes- und Gebetsmacht, die uns entzogen wird und nicht am wenigsten deswegen, weil nun das letzte Band kirchlicher Liebesarbeit, welches den Gemeinschaftsverein mit unserer Kirche verband, zerschnitten worden zu sein scheint. Aber der Herr wird's versehn!

Trotz dieser kirchlich recht schwierigen Lage, unter welcher unsere Mission arbeitet, sind doch unsere Einnahmen recht erheblich gewachsen. Die Missions-Einnahmen aber sind der allein kontrollierbare Maßstab für die Leistungsfähigkeit einer Missions-Gemeinde. Wir empfangen gar keine Unterstützung außerhalb Schleswig-Holsteins; selbst in Gebieten, die kirchlich mit uns verbunden oder uns befreundet sind, finden wir bis jetzt nur wenig Teilnahme; wir sind ganz auf uns selbst angewiesen. Noch mehr! Wie viele Missionsgaben gehen gerade aus unserer Provinz an auswärtige Missionshäuser! Wir gehen in der Annahme nicht fehl, daß die Gaben nach auswärts fast die Hälfte unserer eigenen Einnahmen betragen. Ist dem aber so, dann müssen wir um so dankbarer sein, daß unsere Missions-Einnahme an Liebesgaben diese Stufenfolge aufweisen kann: 1878: 23000 Mk.; 1888: 42000 Mk.; 1898: 105000 Mk.

Wenn wir somit auf das Wachstum unserer heimischen Missionsarbeit in den verflossenen 20 Jahren sehen, so haben wir beim Blick in die Zukunft keinen Grund zur Verzagtheit; wir dürfen vielmehr getrost glauben: so der Herr Gnade giebt, wird unsere Mission auch bei noch bedeutend wachsenden Ausgaben andauernd ihre Selbständigkeit behaupten können. Ja wir sind der Meinung, wenn wir nur aufhören „mit der Mission zu spielen“, wenn nur alle berufenen Kräfte und Kreise unseres

Volk in Kirche und Schule mit Ernst in die Arbeit treten wollten, so wäre es ein Kleines für ein so reiches Land, wie Schleswig-Holstein es ist, mindestens das Doppelte von dem darzureichen, was bis jetzt für unsere Mission aufgewendet wird. Freilich bedarf es dabei vieler intensiver Arbeit in reicher und tiefer Wortverkündigung sowie zugleich des möglichen Zusammenschlusses aller derjenigen Kreise in unserem Lande, die unsere evangelisch-lutherische Kirche lieb haben.

Im Jahre 1893 machte unsere Gesellschaft eine recht schwere Krisis durch, aus der sie aber nicht nur ohne Schaden, sondern nach verschiedenen Seiten reicher, wenigstens an Erfahrung, hervorgegangen ist. Die damals so viel Aufsehen hervorrufende Spaltung, in welcher Pastor Jensen-Brekum, der Gründer der Mission, aus dem Vorstande austrat und für eine „neue Breklumer Mission“ zu arbeiten begann, hätte verhindert werden können und sollen. Die Ursache derselben war nur zum Theil konfessioneller, hauptsächlich aber persönlicher Art. Unsere Mission schien einige Jahre hindurch an Popularität im Lande zu verlieren. Als aber der an sich sehr tüchtige, um die Ausbildung der Missionare wie um die Leitung der Mission in Indien verdiente Missions-Inspektor Pastor Fienisch in ein Pfarramt zurücktrat, wurde der Riß geheilt. Das entstandene Defizit wurde schnell beseitigt. Ja, die Liebe zu unserer Mission schien durch den so traurigen Konflikt eher gefördert und vermehrt als vermindert worden zu sein.

Zwar wurde das Missions-Seminar in Folge dieser Krisis geschlossen; es hat aber trotzdem nicht an der Aussendung neuer Missionare gefehlt; vielmehr konnten seitdem in 3 Jahren 3 neue Missionare nach Indien gesandt werden, von welchen der eine ein Theologe war, der seine beiden Examina absolviert hatte — der einzige Theologe unter unseren Missionaren.

Zum kommenden Herbst wird unser Missions-Seminar aber wieder eröffnet werden, freilich unter ganz neuen, bisher noch nicht üblichen Aufnahme-Bedingungen. Wir werden nur „nach Bedarf“ aufnehmen und zwar nur solche junge Leute, die sich schon anderweit die grundlegenden Kenntnisse angeeignet haben, wozu in manchem Land-Pastorate wie auch in den sonstigen Anstalten Brekums hinreichende Gelegenheit gegeben ist, so daß die Zöglinge in unserem Seminar vorzugsweise in die Theologie und in die Mission eingeführt werden sollen. Für die Ausbildung der Zöglinge wird ein 2. Geistlicher am Missionshause angestellt, Pastor Bracker bei Tondern; derselbe tritt zum 1. August dieses Jahres

sein Amt an; diese Anstellung eines 2. Geistlichen ist wieder ein neuer Fortschritt unserer Arbeit. Zugleich wird unser altes Missionshaus — ein Bauernhof — umgebaut und vergrößert; der Grundstein zu dem Neubau wurde am 22. Juli dieses Jahres durch Prinz Julius von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg gelegt.

Da Schreiber dieses nicht zu unterrichten hat, sieht er seine Hauptarbeit neben der Leitung der Mission in der Reise-Predigt behufs der Weckung und der Pflege des Missionslebens; im letzten Berichtsjahre durfte ich z. B. auf Missions-Festen, in Missions-Gottesdiensten u. s. w. in nicht weniger als 175 verschiedenen Gemeinden unseres Landes 205 mal der Mission das Wort reden.

Von wachsender Missions-Liebe in unserem Volke zeugt ferner die die zunehmende Verbreitung unserer Blätter; vor 3—4 Jahren hatte unser „Schleswig-Holsteinisches Missions-Blatt“ etwa 1100 Leser, jetzt reichlich 3800; die von Pastor Jensen-Brekum herausgegebenen „Missions-Nachrichten“ werden in etwa ebenso vielen Exemplaren gelesen; die kleinen „Palmblätter aus unserer Mission“ (à mindestens 10 Pf. jährlich, durch Sammler gratis) werden monatlich, in deutscher Sprache in 18000, in dänischer Sprache in 12000 Exemplaren verbreitet.

Eine weitere, wenn auch nur langsame Förderung unseres Werkes wird hoffentlich aus der neuen Organisation unserer heimischen Missionsgemeinde erwachsen, welche nach der unseres Erachtens muster-giltigen Ordnung der Norwegischen Missions-Gesellschaft gestaltet wird. Wir arbeiten darauf hin, daß die Laien mehr als bisher selbständige, verantwortliche Mitarbeit in der Leitung der Mission üben sollen. Denn nicht die Vorstände, sondern die Missionsfreunde selbst bilden unsere Missions-Gesellschaft und sind Träger unseres Werkes; sie haben darum auch die Pflicht, einen Teil der Verantwortung für den Gang des Werkes zu tragen. Wir erstreben zu diesem Zwecke die Bildung kleiner, lebendiger Missionsvereine (je 20 Mitglieder mit zusammen 50 Mk. Jahres-Beitrag); uns stehen zur Zeit etwa 50 solche Vereine zur Seite; die Vertreter derselben bilden einen Teil der General-Versammlung, welche nicht bloß die Mitglieder der Vorstände zu wählen hat, sondern zugleich als oberste Instanz unserer Mission Recht und Gelegenheit hat, den gesamten Missionsbetrieb zum Gegenstande der Besprechung und der Kritik zu machen, Wünsche und Bitten zu äußern, Anträge zu stellen, wie überhaupt in allen wichtigen Missions-Angelegenheiten gehört zu werden. Unsere Missions-Gemeinde wird somit in der General-Versammlung repräsentiert. Wir

hoffen, daß letztere zweckmäßig zusammengesetzt ist, wenn sie a) aus dem engeren (5 Mitglieder) und dem weiteren (12 Mitglieder) Vorstande, b) aus je einem Vertreter der Hilfsvereine, c) aus Vertretern der Propstei-Synoden, und d) aus zu ernennenden Vertrauensmännern gebildet wird. Jedenfalls ist durch die so bewirkte neue Organisation nicht nur ein neues Band zwischen der Mission und der Missions-Gemeinde, sondern auch zwischen der Mission und der Kirche hergestellt, welches nur nach allen Seiten hin förderlich sein kann.

Die dankenswert stets sehr freundliche Stellung der Kirchenbehörde zu unserer Mission erhellet u. a. aus der Genehmigung einer von der Gesamt-Synode auf zunächst 6 Jahre beschlossenen kirchlichen Weihnachts-Kollekte behufs Fundierung einer Invaliden-, Witwen- und Waisenkasse für unsere in einem recht ungesunden, fieberreichen Klima arbeitenden Missionare.

Dies führt uns hinaus auf

## 2. unser Arbeitsgebiet in Vorder-Indien.

Unsere 12 in Indien stehenden Missionare arbeiten auf 2 an einander grenzenden Missionsgebieten,

- a) unter dem Telugu-Volke im Vizagapatam-Distrikte,
- b) unter dem Odiya-Volke im benachbarten Jeypur-Lande.

Sie stehen somit auf der Ostküste Vorder-Indiens, 15 deutsche Meilen landeinwärts, 7 deutsche Meilen von der letzten Eisenbahnstation Vizianagram, etwa in der Mitte zwischen Madras und Calcutta, oder etwa in der Mitte zwischen der Hermannsburger Mission im Süden und der Goßnerschen Mission im Norden.

Anfangs war es zwar die Absicht gewesen ein anderes, noch weiter landeinwärts gelegenes Gebiet in Angriff zu nehmen und in dem noch vollständig unkultivierten, wilden, aber recht fruchtbaren Königreiche Bastar unter dem Bergvolke der Gonds und Kois das Evangelium zu verkündigen; aber damals (1882) war Bastar durch einen grausamen König, der gegen alle Neuerungen aufs heftigste eingenommen war, dem Evangelium vollständig verschlossen; die englische Regierung riet aufs dringendste ab, in Bastar wider Willen des Fürsten eine Mission zu beginnen; unsere Brüder setzten darum im Telugu-Gebiete ein; sie arbeiteten sich in das Jeypur-Land hinauf nach Bastar zu; und als nun, etwa 10 Jahre später, Bastar nach dem Tode des tyrannischen Fürsten geöffnet war, hatten sie im Telugu-Gebiet und im Jeypur-Lande schon so viel zu thun, daß zunächst von dem 3. Sprachgebiete in Bastar (Hindustani) abgesehen werden mußte. Somit hat unsere Mission vorläufig, aber noch nicht definitiv Bastar aufgegeben; wir bleiben vor der Hand vor der politischen Grenze des Bastar-Reiches stehen und legen jenseits derselben keine Station an; so weit aber jenseits der Grenze noch die Odiya-Sprache



gesprochen wird (einige wenige englische Meilen), soweit soll es auch unseren Missionaren unverwehrt sein, jenseits der Grenze das Evangelium zu verkündigen.<sup>1)</sup>

a) Unser Telugu-Gebiet. Während Hermannsburger Missionare im äußersten Süden des großen Telugu-Gebietes an der Tamil-Grenze arbeiten, liegt gerade im entgegengesetzten Teile desselben, im äußersten Nord-Westen, gegen das Jeypur-Gebirge hin, eine Gegend, in welcher noch nie evangelische Mission getrieben war. (Den Strich nach dem Meere zu haben die Kanada-Baptisten und Londoner Missionare inne.) In diese heidnische Finsternis durften unsere Missionare das Licht des Evangeliums bringen; 1884 wurde bei der in heißer Ebene liegenden, nach dem Westen hin bergbegrenzten Stadt Salur mit 14 000 Einwohnern unsere erste Station (draußen vor der Stadt) angelegt, während die Kirche und die Schule trotz heftiger Widersprüche der Brahmanen in der Mitte der Stadt zwei Gözentempeln gegenüber gebaut wurde. In der Stadt selbst, die fast nur von Hindus und von Mohammedanern bewohnt wird — dieselben treiben überwiegend Handel nach den Bergen hinauf — haben unsere Brüder einen ganz besonders harten Boden zu bearbeiten; die Arbeit geht dort nur langsam vorwärts. Von Bedeutung ist das Gewicht, welches auf Hebung des Schulwesens gelegt wird; nicht nur, daß der minderjährige Fürstensohn von Salur unsere Missionschule besucht, dieselbe hat sich viel mehr so gehoben, daß die Regierungs-Schule sich neben ihr nicht halten konnte und daß die Räume derselben unserer Schule zur Benutzung überwiesen worden sind. Hoffnungsvoller als in der Stadt selbst ist die Arbeit im Distrikte, wo 4 Außenstationen angelegt sind, die mit Lehrern besetzt sind, welche überwiegend aus unserer eigenen Kostschule in Salur hervorgegangen. Die Gemeinde zählt 120 Seelen; die Schule wird von 30 christlichen und 180 heidnischen Kindern besucht.

Recht viele Zeit und Sorgfalt verwendet der eine unserer in Salur stationierten Brüder auf medizinische Hilfsleistung; derselbe ist jeden Morgen bei Sonnenaufgang so von Kranken, die aus der Umgegend kommen, belagert, daß er monatlich im Durchschnitt 1000—1200 armen Kranken Medizin reicht; selbstredend benutzt er dabei fleißig die Gelegenheit, in der Form des Gespräches und durch Hilfe eines Katecheten auf ihn hinzuweisen, der da sagt: Ich bin der Herr, dein Arzt!

<sup>1)</sup> Inzwischen hat die Methodist Episcopal Missionary Society angefangen, eine Missions-Station in Bastar (in Jagdalpur) zu bauen; die Arbeit hat aber wiederholt wegen Fieber, Mangel an Geld u. s. w. unterbrochen werden müssen und ist noch nicht fertig gestellt.

Auch ist auf einer Außenstation bei Salur der Versuch gemacht worden, durch Land=Ankauf den armen, brotlos gewordenen Christen wirtschaftliche Hilfe zu leisten und sie langsam an selbständige Arbeit zu gewöhnen; nicht als ob ihnen Land in Pacht übergeben sei, sie sollen nur Land bearbeiten, welches der Mission gehört. Wir haben dabei die Erfahrung gemacht, daß eine Arbeit nach dieser Seite unsagbare Geduld erfordert und daß der Versuch entmutigend ist, wenn nicht ein Aufseher die zu Erziehenden ununterbrochen überwachen kann.

Etwa 28 englische Meilen nordöstlich von Salur liegt unsere 2. Telugu-Station Parvatipur mit einer Gemeinde von 50 Seelen, der Sitz höherer englischer Behörden; die Station war 1889 von der Londoner Mission übernommen worden, nachdem sie Jahrzehnte hindurch in dieser Mission Katecheten=Station gewesen war; wir übernahmen keine Gemeinde, keine Schule, kein Missionshaus, wohl aber ein gut gelegenes Grundstück mit einem tiefen Brunnen und einem kleinen Katechetenhause; nun steht dort eine wohl eingerichtete Missions=Station mit einer größeren, soliden Kirche; es regt sich in dem hoffnungsreichen Distrikte; wir hätten dort schon eine größere Ernte einholen dürfen, wenn nicht die Station durch den Tod eines Missionars fast 1 $\frac{1}{2}$  Jahre verwaist gewesen wäre; gerade in dieser Zeit ging ein ganzes, durch unsere Mission angeregtes Dorf zu den Baptisten.

Sowohl in Salur wie in Parvatipur beabsichtigt die Schleswig-Holsteinische Missions-Gesellschaft eine Senana=Missions=Arbeit in Angriff zu nehmen. Wir sind, wenn auch spät, so doch noch nicht zu spät, zu der Erkenntnis gekommen, daß wir in der Arbeit an heidnischen Frauen und Mädchen vor einem Versäumnis stehen, welches wir möglichst bald gut zu machen uns bemühen müssen. Warum sollte auch nicht die Heidenwelt ebensowohl wie die Christenheit sich eines ähnlichen Dienstes wie der Diakonissen erfreuen dürfen!? Amerika, England ist uns auch auf diesem Gebiete weit voraus. Warum soll Deutschland zurückbleiben? Wir lieben nicht das öffentliche Reden der Frau; aber auch sonst, sei es in medizinischer Hilfsleistung wie überhaupt in der Krankenpflege, in Hausbesuchen, in Unterricht an Mädchenschulen, in Heranbildung von eingeborenen, weiblichen Gehilfen — welch ein reiches Feld für Frauen=dienst in der Heidenwelt! Wir freuen uns, daß zunächst in Salur eine Senana=Wohnung für zwei unverheiratete Missionsarbeiterinnen gebaut wird und erblicken auch in dieser Arbeit wie in der ärztlichen Hilfsleistung eine Vorarbeit für zukünftige Ernten.

b) Das Hauptgebiet unserer Mission ist aber das westlich von unserem Telugu = Gebiete liegende, an dasselbe angrenzende Jeypur = Land; dasselbe, ein Ausläufer der Centralprovinzen, bildet den südlichen Teil des großen Drissa = Landes, grenzt im Westen an Bastar, reicht im Süden fast bis zum Godaveryflusse und erstreckt sich von da in zwei langen Zipfeln nach Nord und Nordost. Es wird von einem unabhängigen, aber unter englischer Oberhoheit stehenden sehr reichen, edlen Fürsten regiert; derselbe, erst seit wenigen Jahren mündig, hat sich stets, wenn er auch dem Evangelium nicht näher steht, unserer Mission sehr freundlich gezeigt. Im Osten des Jeypur = Landes liegt ein bis 5000 Fuß hohes Gebirge von oft großartiger, wilder Schönheit, „die Ost = Ghats“; westlich von demselben dehnt sich, 2000 Fuß über dem Meeresspiegel, ein großes weites Waldbland aus, die Hochebene des Jeypur = Landes; beides, das Gebirge und das Hochplateau ist unser Arbeitsfeld. Das Jeypur = Land, fast so groß wie Schleswig = Holstein, zählt etwa 600 000 Bewohner, von denen rund  $\frac{3}{4}$  unvermischte Ureinwohner, während 50 000 Arier und 100 000 mit Ariern vermischt sind.

Die dunkelfarbigen (schwarzen) Bewohner, mit den Gonds verwandt, sind ein kräftiger Volksschlag mit breitem Gesicht, hervorstehenden starken Backenknochen, flacher Nase und meist langem in einem Knoten gebundenen Haar; sie sind zähe wie alle Naturvölker und durchstreifen mit der Art (Tangi) bewaffnet die dichtesten Waldungen, die noch immer voll von Tigern, Bären, Leoparden, Pantheren sind, mit denen unsere Missionare nur zu oft in unliebsame Berührung kommen.

Die herrschende Sprache, von den nahen Telugu ganz verschieden, die Odiya (Uriya =) Sprache wird bis über Cuttack hinauf in ganz Drissa gesprochen; sie ist dem Bengali verwandt, unterscheidet sich aber von demselben wie etwa Deutsch und Holländisch.

Der Religion nach sind die Bewohner überwiegend Dämonen = Anbeter; bis vor 30 Jahren brachten sie noch zum Teil Menschen = Opfer dar (Meriah = Opfer); jetzt sucht man nur noch durch Tier = Opfer (Hühner, Ziegen u. s. w.), durch Gebete und Zauberei die bösen Absichten der Dämonen abzuwenden.

Als Missions = Gebiet ist das Land aus verschiedenen Gründen ein recht schwieriges, aber wiederum doch auch sehr hoffnungsvolles Arbeitsfeld.

Es ist besonders aus klimatischen Gründen ein schwieriges Gebiet, denn es ist ein Malaria = Gebiet. Als unsere ersten Brüder hinaufgingen,

fragten andere Missionare sie wohl: ob sie ihr Leben versichert hätten — was sie doch in jenem Bestande wollten? Als ich durch Indien reiste, erzählten fremde Missionare mir viel von ihren eigenen Leiden und Beschwerden; auf die Frage aber, wo denn unsere Missionare arbeiteten und nach der Beschreibung unseres Jeypur-Landes antwortete man gewöhnlich: „Dann haben Ihre Brüder es doch viel schwerer als wir.“ Es ist eigentümlich, daß ein Gebirgsland auch ein Fieberland sein kann; es ist aber Thatsache, daß es in Indien eine Gebirgsregion von rund 3000 Fuß Höhe giebt, die sehr fiebervoll ist; in der Ebene hat man gesunde, wenn auch sehr heiße Luft, auf den 6—7000 Fuß hohen Bergen hat man fast europäische Luft; in der Höhenlage von 3000 Fuß aber stoßen von unten her die heißen und von oben her die kalten Winde zusammen, wodurch eine besonders nachts und morgens sehr rauhe Luftbewegung erzeugt wird, die für das Malaria-Fieber sehr disponiert.

Die Hauptsache aber ist, daß das Land ein für die Mission überaus verheißungsvoller Boden ist, denn wie das Evangelium überall in Indien gerade unter den kulturlosen Völkern seine herrlichsten Siege gefeiert hat, unter Völkern, die sich mehr oder weniger von dem herrschenden Hinduismus frei gehalten haben, so hoffen wir, daß es sich gerade auch im Jeypur-Lande als siegreiches Evangelium beweisen wird; giebt es doch gerade hier noch große Distrikte (z. B. unser Koraput-Distrikt mit 100 000 Bewohnern), in denen sich auch nicht ein einziger Gözentempel irgend welcher Art befindet und zu denen der brahmanische Einfluß noch gar nicht hindurchgedrungen ist.

In welcher Weise arbeiten denn unsere Missionare? Sie legen hier nicht sehr großes Gewicht auf den Schulunterricht. Freilich haben sie eine Schule auf jeder Station sowie auch kleinere Dorfschulen, in denselben werden aber nicht heidnische, sondern überwiegend oder fast nur christliche Kinder unterrichtet. Um so mehr Zeit und Kraft verwenden sie auf den direkten Verkehr mit den an sich oft scheuen Eingeborenen, auf ärztliche Mission, um das Vertrauen derselben zu gewinnen und ganz besonders auf die Reisepredigt in den von der Station entfernt liegenden Walddörfern.

Der Verkehr mit den Eingeborenen gestaltet sich sehr leicht, indem diese oft in Scharen von 15, 20—30 Mann aus ihren Dörfern mit der Bitte kommen, das Missionshaus sehen zu dürfen; sie stehen zuerst schüchtern vor dem für sie großen Hause; sie werden hineingerufen, bewundern alles, setzen sich in der Wohnstube auf dem Fußboden im Kreise nieder, hören



den Missionar das Harmonium spielen und hören zugleich das gute Wort von Jesu in Gesang und Gespräch, wobei ihnen, theils vom Missionar selbst gezeichnete, bunte biblische Bilder (z. B. vom breiten und schmalen Wege) gezeigt werden.

Die ärztliche Hilfsleistung wird ganz besonders stark in Anspruch genommen, zumal auf der bis jetzt am meisten gesegneten Station Kotapad, wo einer unserer Brüder eine sehr ausgedehnte ärztliche Praxis hat.

Die Hauptarbeit aber besteht in der Dorfpredigt, wenn möglich unter Benützung der *Laterna magica*. Unsere Brüder ziehen oft 3—4 Wochen, ja noch länger „in den Distrikt“; sie reisen von Dorf zu Dorf und bedauern nur, daß ihnen Zeit und Kraft fehlt, um viel öfter zu kommen und länger zu bleiben.

Ein großes Gewicht wird ferner auf die Heranbildung geeigneter Nationalgehilfen gelegt; zu diesem Zwecke ist ein eigenes Seminar in Kotapad errichtet worden.

Da endlich die Odiya-Sprache bisher nur von den Baptisten bearbeitet worden ist, erfordert die teilweise selbständige Übersetzung der heiligen Schrift, die Herstellung einer biblischen Geschichte, die Abfassung populärer Traktate und christlicher Lieder viele Sorgfalt. Gerade in diesem Jahre wird das erste Gesangbuch mit 60 theils übersetzten, theils originalen Liedern auf eigener Druckerpresse hergestellt.

Wir haben im Jeypur-Lande zur Zeit 4 Hauptstationen: Koraput mit 20, Jeypur mit 36, Kotapad mit 220, Nowrangapur mit 89 Seelen. Dies ist aber nicht der größte Erfolg unserer Mission. Auch das ist es nicht, daß sich am 1. April noch 260 Seelen im Taufunterricht befanden, obgleich gerade eine starke Katechumenen-Zahl ein günstiges Zeichen für die Zukunft ist. Daß aber Tausende durch unsere Mission zum erstenmale das Wort von Jesu gehört haben, daß es hin und her im Lande „rauscht als wollte es regnen“, daß ganze Familien, ja ganze Dörfer anfangen zum Christentum übertreten zu wollen — das ist es, darüber wir ganz besonders froh und dankbar sind. Die Gesamtzahl unserer Christen betrug am 1. April 1892: 124, am 1. April 1894: 195, am 1. April 1898: 533 Seelen.

Wir blicken dankerfüllt rückwärts auf die ersten 20 Jahre unserer Mission; im Vertrauen auf den Herrn blicken wir hoffnungsfreudig in die Zukunft.

# Einige Blicke in die katholische Missionspraxis in China.

(Schluß.)

## 3. Der Bericht Niekess.<sup>1)</sup>

„Es ist nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß die verkommensten Subjekte des chinesischen Volkes sich den römischen Priestern anschließen, um unter französischem Schutze ihr Unwesen treiben zu können. Die Folge davon ist, daß viele Einwohner, z. B. ganze Dörfer sich uns anschließen wollen, weil sie hoffen, daß sie als evangelische Christen Schutz vor den Ungerechtigkeiten der sogenannten „französischen Unterthanen“ finden werden. Die Gehilfen der Römischen gehen von Dorf zu Dorf und sagen den Leuten, sie sollten doch katholisch werden; dann seien sie französische Unterthanen und niemand könne ihnen etwas anhaben; sie brauchten dann weder den Mandarin noch seine Soldaten zu fürchten; hätten sie eine Streitsache, so würde der Priester sich für sie verwenden. Hat nun irgend ein Chinese, sei es bei der Regierung oder bei seinen Landsleuten, etwas auf dem Kerbholz, so wird er rasch katholisch und niemand wagt ihn anzurühren.“

Witten hinein in das Treiben der Römischen versetzt uns folgender Vorfall, den uns Missionar Niese erzählt: „Am Abend des 4. Februar, als ich (in Tsefong) eben meine Bibel aufgeschlagen hatte und über Matthäus 6, 24 reden wollte, kamen 3 Männer von Rangpui und erzählten, daß die Katholiken dort einen Christen unserer Gemeinde, Ueka mit Namen, durch einen Revolverchuß tödlich verwundet hätten und baten mich, doch gleich nach ihm zu sehen. Ich predigte dann nur sehr kurz und machte mich noch am selben Abend auf den Weg. Gegen 11 Uhr kamen der Gehilfe Pun und ich in unserer Kapelle an. Diese liegt außerhalb des alten Dorfes in dem sogenannten neuen Dorf. Wir trafen dort noch mehrere unserer Christen und ließen uns den Hergang erzählen. Die heidnischen Dorfbewohner hatten ein Götzfest gefeiert, bei dem der chinesischen Sitte gemäß viel Feuerwerk abgebrannt worden war. Der 10 jährige Knabe des Ueka war dem Festzuge nachgelaufen und hatte die abgeschossenen Hülsen gesammelt, war dafür aber von einem Katholiken geschlagen worden. Heulend war der Junge nach Hause gelaufen und hatte es seinem Vater erzählt. Der war darauf hinausgegangen und hatte den Katholiken zur Rede gestellt: „Ich bin der Vater des Jungen, hat er Strafe verdient, so ist es meine Sache ihn zu züchtigen und nicht die deine.“ Es war zu einem Wortwechsel gekommen; auf Zureden seiner Freunde hatte sich jedoch schließlich Ueka umgedreht, um nach Hause zu gehen. Da war der Katholik hinter ihm hergelaufen und hatte ihm in den Unterleib geschossen. Der Priester hatte nämlich seinen Gläubigen etwa 40 Revolver aus Honkong mitgebracht. Die Wohnung des Verwundeten lag im alten Dorfe. Wir — der Gehilfe und ich — gingen hin und trafen dort etwa 30—40 Christen und Heiden bei ihm. Der Mann war besinnungslos. Da man uns erzählte, daß der Dorfälteste, ein Heide, Augenzeuge gewesen sei, ließ ich ihn zu mir bitten. Er erzählte den Vorfall genau so, wie es die Christen in der Kapelle gethan hatten, und er sowohl, wie auch mehrere anwesende Heiden bezeugten, daß der Verwundete völlig unschuldig sei und daß auch, nachdem der Schuß gefallen sei und obwohl viele unserer Christen zugegen waren, von letzteren in keiner Weise Rache genommen worden sei: „Mo yau yuk schau“ d. h. „Niemand hat auch nur

<sup>1)</sup> Ebd. S. 172.

die Hand gerührt.“ Während wir noch am Bett des Verwundeten saßen, kam jemand herein und sagte: „Die Katholiken haben soeben an ihrer eigenen Kapelle eine Fensterscheibe zerschlagen (es war bereits Mitternacht); was mag das zu bedeuten haben?“ Ich ahnte das richtige. Sie hatten Angst, daß ihnen der Streich diesmal übel bekommen könne. Der katholische Gehilfe schickte sofort nach Lungkun an den dortigen Priester: „Si lui d. h. nichtswürdige Menschen sind eben dabei unsere Kapelle einzureißen, laß doch sofort Soldaten herkommen.“ Der Priester sandte diesen Brief dem Mandarin, und nach 2 Tagen kamen Soldaten nach Rangpui. Als sie hier aber hörten, wie sie von dem katholischen Gehilfen hintergangen seien, zogen sie entrüstet wieder ab. Ich hatte mittlerweile den Verwundeten per Boot nach Lungkun schaffen lassen, damit dort der Mandarin die Wunde besichtigen, der Kranke selbst aber in unserem Hospital bei Dr. Kühne behandelt werden könne. Da aber die Soldaten im Dorfe geäußert hatten, daß sie es aus Furcht vor dem Priester nicht wagen würden, die Wahrheit zu sagen und demgemäß gegen die Katholiken zu zeugen, so hielt auch ich es für geraten, selber nach Lungkun zu gehen und dort mit der Behörde zu verhandeln. Gleichzeitig schrieb der Dorfsälteste an den Mandarin, was er selbst gesehen habe, zog sich dadurch aber nur die Feindschaft des Priesters zu, der nun seine Absetzung verlangte. In einem Schreiben an den Mandarin behauptete der Priester, daß die von ihm gekauften Revolver nur zufällig in den Händen seiner Leute gewesen sein könnten, da sie für gewöhnlich hinter Schloß und Riegel lägen, worauf ich erwidern konnte, daß vor einiger Zeit einer der Katholiken gefallen sei und daß sich infolge des Sturzes der Revolver in seiner Tasche entladen und dem Mann das Bein zerschmettert habe; also nicht hinter Schloß und Riegel, sondern in den Taschen seiner Gläubigen seien die Feuerwaffen. Der Mandarin sandte dann nochmals Soldaten nach Rangpui und beschied einige Evangelische und Katholiken zu sich. Die Evangelischen kamen auch sofort, die Katholiken leisteten aber dem Befehl des Mandarinen keine Folge. Der Revolverheld verhöhnte noch obendrein die Soldaten und sagte: „Wir als Franzosen dürfen ungestraft die Evangelischen mit Schußwaffen bearbeiten und kein Polizist wagt es, uns festzunehmen.“ Die Abgesandten des Mandarinen mußten unverrichteter Sache wieder nach Hause gehen. Der chinesische Beamte kann also die Verbrecher nicht bestrafen, weil der Priester sie beschützt. Br. Genähr wird nun die Sache dem Konsul unterbreiten. Denn geht den Römischen dies alles ungestraft hin, dann wird es für unsere Leute, besonders auch für unsere Gehilfen, sehr schwer sein. Letztere haben sich bisher musterhaft gehalten; Schmähs- und Spottreden, ja selbst Rot- und Steinwürfe haben sie schon Monate lang erduldet. Daß sie nun stille halten sollen, wo man sie mit dem Revolver traktiert, ist doch etwas zu viel verlangt. Bei dem besseren Teil des chinesischen Volkes hat der Priester bereits alles Ansehen verloren. Noch vor einigen Tagen sagte mir jemand: „Muk sz, der Priester ist doch kein kwan tsz, er ist ein siu yau d. h. kein gebildeter Mann, sondern er gehört der niederen Klasse an.“ Ich fragte: „Weshalb denn?“ Er antwortete: „Er hat seinem Hund den Namen Muk sz (wörtlich Hirte, Titel der evangelischen Missionare) gegeben. Wenn er nun spazieren geht, und es begegnen ihm Leute, so ruft er Muk sz, und der Hund hört auf den Ruf und folgt; so etwas thut kein gebildeter Mann. Wenn er keine besseren Waffen hat, um euch zu bekämpfen, ist es bereits erwiesen, daß seine Lehre falsch ist. Doch genug davon.“

## Missionsrundschau.

### Niederländisch-Indien.

Von Missionsinspektor Dr. Schreiber.

Der Aufforderung des Herausgebers, wieder einmal eine Übersicht über die Mission in Niederländisch-Indien zu geben, will ich versuchen im Nachfolgenden nachzukommen, so gut es geht. Die Schwierigkeit, das Material vollständig dafür zusammen zu bringen, ist noch eben so groß, wie vor drei Jahren. Ich möchte diesmal aber den andern Weg bei meinem Überblick einschlagen und nacheinander nicht von den einzelnen Gebieten, sondern von den verschiedenen Gesellschaften reden.

Zuerst aber ein Wort über die evangelischen inländischen Gemeinden, welche nicht zu irgend einer Gesellschaft gehören, sondern für welche die Kolonialregierung, resp. die Indische Landeskirche sorgt. Diese Gemeinden zählen auf Java nach dem letzten Berichte 4690 Seelen, auf Sumatra, in Atjeh 552, auf Celebes, in der Minahassa 147 000, auf der Insel Banda 1029, auf den Ambonschen Inseln 44 425 Seelen. Auf einer Reihe anderer Inseln, Timor, Rotti, Riffer und Dammer zählt man auch noch 46 000, so daß die Gesamtzahl dieser inländischen Christen, die zur Staatskirche gehören, sich auf 243 000 beläuft. Dieselben werden von 25 Hilfspredigern, welche von der Regierung besoldet werden, versorgt. Die oben angeführten 552 inländischen Christen in Atjeh werden wohl ausschließlich sogenannte ambonsche Christen unter den holländischen Soldaten sein. Es ist sehr begreiflich, daß die holländische Regierung mit Vorliebe gerade christliche Soldaten als inländische Truppen anwirbt, da man es ja mit einem janatijch mohammedanischen Gegner zu thun und darum alle Ursache hat, den eigenen mohammedanischen Soldaten nicht unbedingt zu trauen. Um nun desto mehr christliche Soldaten zu bekommen, hat man die Einrichtung getroffen, daß ein christlicher Inländer, der sich als Soldat anwerben läßt, ein höheres Handgeld bekommt, als ein mohammedanischer. Aber was ist nun die Folge davon? Einfach diese, daß solche Leute, ehe sie sich anwerben lassen, schnell noch eben Christen werden. So berichtete gerade jetzt ein holländischer Pastor aus der Minahassa, daß er 39 Leute, die sich anwerben lassen wollten, getauft habe. Man kann sich denken, wie viel deren Christentum wert ist!

Nebenbei sei auch hier bemerkt, daß sich nach dem offiziellen Berichte in ganz Niederländisch-Indien nur 29 062 inländische römische Christen befinden, die von den 49 katholischen sogenannten Missionaren neben den weißen Katholiken mitversorgt werden. So viel ich sehen kann, ist von eigentlicher Missionsarbeit der Römischen unter den Eingeborenen kaum die Rede, d. h. sie machen sich fast nirgends daran, da wo noch keine Christen sind, aus den Heiden oder Mohammedanern solche zu gewinnen, sondern sie machen es auch in Niederländisch-Indien überall so, daß sie sich in die von den Evangelischen gesammelten Gemeinden einzudrängen suchen, was ihnen namentlich auf Java leider auch an manchen andern Orten gelungen ist. Davon weiter unten noch Näheres.

Etwa die Hälfte der oben genannten inländischen Christen, die jetzt von der Regierung versorgt werden, stammen noch aus der alten Zeit, wo die



holländische Regierung ihrerseits auch Mission trieb und zwar fast ausschließlich unter den früher von den Spaniern und Portugiesen zum römischen Glauben belehrten Inländern.

Ich möchte nun hier zunächst ein weiteres Missionsfeld anschließen, auf dem es mit dem Ursprung der Gemeinden ähnlich bestellt ist, obgleich die Missionsarbeit jetzt von einem Missionskomitee betrieben wird, ich meine die nördlich von der Nordostspitze von Celebes liegenden Sangi- und Talautinseln. Die Bewohner dieser Inseln haben in der That eine wunderbare Geschichte hinter sich. Man sagt, daß sie im 15. Jahrhundert wenigstens teilweise zu Mohammedanern gemacht worden seien. Dann wurden sie im 16. Jahrhundert zu römischen und im 17. Jahrhundert durch die Holländer zu reformierten Christen gemacht. Darauf hatte man sich aber anderthalb hundert Jahre sehr wenig um sie gekümmert, bis dann endlich in unserem Jahrhundert auch dieser armen Leute wieder gedacht wurde. Wie ich schon vor drei Jahren berichtete, hat sich im Jahre 1887 ein eigenes Komitee für diese Inseln gebildet und bin ich diesmal in der Lage, ziemlich genaue Nachrichten über den Stand der Dinge dort zu geben. Die zuerst dahin gesandten Missionare waren fast sämtlich Deutsche und nun ist es sehr schön, daß auch unter den 7 jetzt auf den Inseln arbeitenden Missionaren noch 6 deutsche Namen tragen; alles Söhne jener ersten Missionare. Von ihnen arbeiten 5 auf den Sangiinseln, davon drei allein auf der größten Sangiinsel, außerdem einer auf der Insel Siau und einer auf Tagulandang. Dagegen sind auf den Talautinseln nur zwei Missionare, nämlich auf den Inseln Salibabu und Karakelang. Allerdings haben die Missionare es noch immer mit einem argen Namenschristentum zu thun und haben nach der Seite hin einen schweren Stand. Wie es dort aussehen mag, d. h. wie sehr die Gemeinden verwildert sein müssen, davon bekommt man einen Eindruck, wenn man hört, daß der Missionar auf Karakelang in einem Jahre zu den nur 64 wirklich christlich getrauten Paaren 341 neu hinzutrauen konnte. Andererseits aber scheint in den Gegenden, wo die Leute noch keine Christen sind, teilweise ein merkwürdiges Verlangen nach dem Evangelium zu herrschen. Es wird uns von einer ganzen Insel berichtet, wo die Heiden aus eigenem Antriebe ihre Söhne an den nächsten holländischen Unterbeamten, einen Posthalter, abgeliefert haben mit der Bitte, sie möchten gerne im Christentum unterwiesen werden. Sehr zu bedauern ist es, daß trotzdem diese Thatsache in den holländischen Blättern genugsam bekannt gemacht und um mehr Missionare für dieses viel versprechende Gebiet gebeten worden ist, dieser Ruf, so viel mir bekannt, bisher ungehört verhallt ist.

Das System, nach welchem die Missionare auf diesen Inseln hauptsächlich arbeiten, ist das sogenannte „anak piajara oder murid“ System, d. h. die Missionare nehmen eine Anzahl Knaben und Jünglinge zu sich, die bei ihnen in Haus und Garten arbeiten müssen und dabei dann auch zugleich Unterricht erhalten, um später als Gehilfen verwendet zu werden. Auf der Station Mu auf der Insel Siau hat der Missionar P. Kelling ein richtiges kleines Seminar mit 20 Zöglingen. Auch sind schon einige Jünglinge von diesen Inseln nach Depot auf das Seminar gesandt worden. Über die Christengemeinden, welche, wie man sagt, etwa den fünften Teil der Bevölkerung ausmachen, habe ich folgende Zahlen gefunden, die sich auf den Stand Ende 1896 beziehen.

Stationen.	Gehilfen	Gemeindeglieder	Abendmahlsberechtigte	Neugebapt in 1896
Auf Groß-Sangi:				
1. Maganitu . . . . .	18	15 702	936	358
2. Tabukan . . . . .	13	6 587	1 214	533
3. Tamako . . . . .	12	7 052	865	288
Auf Siauw.				
4. Ulu . . . . .	31	7 089	1 437	360
Auf Tagulandang.				
5. Tagulandang . . . . .	9	3 004	741	217
Auf den Talaut-Inſeln.				
6. Moronge . . . . .	2	2 802	134	—
7. Beo . . . . .	14	2 155	216	682
Summe	99	44 391	5 543	2 442

Es ſei noch hinzugefügt, daß ſich in den Schulen 4318 Schüler befanden und daß unter den Neugebapteten auf den meiſten Stationen bei weitem die größere Hälfte Kinder waren.

Wir kommen nun zu den eigentlichen Miſſionsgeſellſchaften und beginnen da natürlich mit der ſogenannten Alten Rotterdamer Geſellſchaft (Nederlandsche Zendinggenootſchap), welche im Juli des vergangenen Jahres ihr hundertjähriges Jubiläum gefeiert hat. Freilich der Überblick über dieſe hundertjährige Geſchichte muß wehmütige Gefühle hervorrufen. In den erſten 60 Jahren ihres Beſtehens, ſo lange die Geſellſchaft eigentlich die geſamte reformierte Kirche Hollands repräſentierte, hat ſie zum Teil großartige Erfolge aufzuweiſen. Aber ſeitdem durch die moderne Richtung im Vorſtande eine Spaltung eingetreten war und ſich die verſchiedenen andern holländiſchen Geſellſchaften gebildet haben, iſt ein ſtarker Rückgang zu bemerken. Der ganze gegenwärtige Beſtand von Miſſionaren beträgt nur 12 und einen Miſſionsarzt. Eine gleich große Anzahl ehemaliger Miſſionare arbeitet jetzt als Hilfsprediger freilich auch noch unter den Eingeborenen in Indien, ſie gehören aber doch nicht mehr zur Geſellſchaft. Am meiſten iſt es zu beklagen, daß das ſo beſonders reich geſegnete ehemalige Gebiet dieſer Geſellſchaft in der Minahaſſa auf Celebes nur noch mit einem dünnen Faden mit der Geſellſchaft zuſammen hängt; nur zwei Miſſionare ſind dort noch in der Arbeit, der eine an der Spitze eines Seminars, der andere als Leiter einer Druckerei. Übrigens beträgt die Zahl der evangeliſchen Chriſten in der Minahaſſa jetzt 147 000, während die der römischen Chriſten daſelbſt noch etwas geringer geworden iſt und nur noch 4200 beträgt. Im letzten Jahre waren nur 6 Evangeliſche römisch geworden, dagegen 67 Römische evangeliſch. Von der andern, neu begonnenen Arbeit des Miſſionars C. Krupp auf Celebes, im mittleren Teile der Inſel, iſt noch wenig zu berichten. Derſelbe ſcheint im Verein mit dem Abgeſandten der Bibelgeſellſchaft Adriani ſeine Aufmerkſamkeit bis jetzt hauptſächlich auf die Überſetzung der heiligen Schrift zu richten. Seine kleine Gemeinde beſteht nur aus einigen dahin verſetzten chriſtlichen Polizeibeamten.

Bei weitem das wichtigste und gesegnetste Gebiet dieser Gesellschaft ist ihre Arbeit in Ostjava. Der Bestand ist hier wesentlich derselbe geblieben, wie er auch vor 3 Jahren war. Inzwischen hat sich aber die neu eingeführte ärztliche Mission als ein sehr wirksames Mittel erwiesen, um mit dem Evangelium die mohammedanische Umgebung zu erreichen. Es hatten ja in dieser Mission, theils aus eigenem Antriebe, theils durch die Missionare dazu veranlaßt, die Christen eigene Dörfer angelegt, eine Maßregel, welche durch den eigenthümlichen Rechtszustand auf Java, wo nur nach dem Koran Recht gesprochen wird für die Inländer, wohl begründet war. Aber die Folge davon war die gewesen, daß nun diese Christendörfer völlig isoliert waren und auf ihre Umgebung gar keinen Einfluß ausüben konnten. Nun ist die ärztliche Mission, wie Missionar Krunt es ausdrückt, der Arm geworden, welchen die Mission nach außen hin ausstreckt und zwar mit sichtlichem Erfolge. Das Hospital in Mojowarno wird auch von den Mohammedanern fleißig in Anspruch genommen.

Außerhalb Javas hat diese Gesellschaft nur noch an zwei Stellen je einen Missionar. Auf der kleinen zwischen Sumba und Timor gelegenen Insel Savu, wo früher durch Missionar Tesser eine sehr ansehnliche Gemeinde gesammelt war, ist nach längerer Vakanz jetzt wieder ein junger Missionar stationiert, der aber bisher vielfach durch Krankheit in seiner Arbeit behindert war. Hier sei auch eingeschoben, daß der eben genannte ehemalige Missionar Tesser, der jetzt in Mitteljava im Dienst der Regierung steht, dort im vergangenen Jahre etwas gethan hat, das mit Recht den Unwillen aller Christenleute hervorgerufen hat. Er hat nämlich eine kleine inländische Christengemeinde gewissermaßen an die Römischnen verkauft; sicherlich ein bisher in der evangelischen Mission noch nie dagewesener Vorgang! Der letzte noch zu nennende Missionar der Gesellschaft arbeitet auf Sumatra, und zwar im Bereiche der Landschaft Deli auf der Ostküste. In dieser neu begonnenen Arbeit steht jetzt schon der dritte Missionar, es ist ihm aber noch nicht gelungen, seinen Plan auszuführen und auf das Plateau im Innern, wo zahlreiche heidnische Battas wohnen, vorzudringen; die Regierung hat bis jetzt die Erlaubnis verweigert. Täuscht nicht alles, dann ist übrigens für diese Gesellschaft mit der Ernennung des neuen Direktors, Gunning, eine neue bessere Zeit angebrochen. Sie scheint wieder mehr Sympathie unter den Missionsfreunden in Holland zu gewinnen, wie man besonders auch an den Einnahmen erkennen kann.

An zweiter Stelle kommt billiger Weise die sogenannte Neue Rotterdamer Gesellschaft (Nederlandsche Zendingvereening), welche ihre Arbeit nur in Westjava hat. Über den Stand des Werkes liegt mir diesmal ein genauer Bericht von Ende 1897 vor. Danach war die Zahl der europäischen Missionare dieselbe geblieben wie im Jahre 1895, nämlich 9. Dagegen hat sich die Zahl der inländischen Gehilfen von 20 auf 27 gehoben, ebenso die Zahl der Gemeindeglieder von 1410 auf 1464, die der Schüler ist sogar im gleichen Zeitraume von 378 auf 558 gestiegen. Besonders bemerkenswert ist gerade für Java, daß unter den Schülern jetzt 153 Mädchen sind, gegen nur 83 vor zwei Jahren. Es ist dieses Wachstum auf Java deswegen doppelt bedeutsam, weil in den mohammedanischen Schulen einzig und allein die Knaben unterrichtet werden. Auch in den Missionschulen war es anfänglich überall sehr schwierig, auch Schülerinnen zu bekommen. Als einseitige Knabenschulen würden aber auch die Missionschulen nur dazu dienen, die große



Kluft zwischen den beiden Geschlechtern, wie sie auf Java besteht, immer noch mehr zu vergrößern. Darum ist es sehr erfreulich, daß es in letzterer Zeit mehr und mehr gelingt, auch die Christenmädchen in die Schulen zu bekommen.

Aber noch von einer andern sehr erfreulichen und ermutigenden Thatsache haben die Missionare dieser Gesellschaft zu berichten. Bisher hatten dieselben trotz jahrelanger treuer Arbeit unter den eigentlichen Bewohnern von Westjava, den Sundanesen, so gut wie gar keinen Eingang gefunden. Die Gemeinden bestanden fast ausschließlich aus bekehrten Chinesen. Darum ist es hoch erfreulich, daß wir nun hören, wie sich in einem zur Station Ijiberes in der Provinz Indranagu gehörigen Filial, namens Djati eine stattliche Anzahl von Sudanesen, 11 Erwachsene und 16 Kinder, für das Evangelium haben gewinnen lassen. Gott gebe, daß solches ein gesegneter Anfang werde für eine Zuteilung der Sundanesen zu dem Evangelium! Dabei ist aber noch zu beachten, daß diese Leute nicht durch die unmittelbare Arbeit des europäischen Missionars, sondern durch einen christlichen, eifrigen Halbeuropäer Olive mit Namen, und wohl noch mehr durch dessen eifrige sundanesishe Frau, welche in ihrem Hause Versammlungen abhalten, gewonnen wurden. Man sollte doch in Holland meiner Meinung nach dies wohl beachten, wie hier, gerade so wie schon sonst mehrmals auf Java geschehen ist, Gott der Herr sich zu der Arbeit von Frauen ganz besonders bekannt hat; vielleicht würde dann die Abneigung, welche man in den holländischen Missionskreisen noch immer gegen die Frauenarbeit in der Mission hat, mehr schwinden.

Auch diese Gesellschaft hat gleich fast allen andern auf Java arbeitenden Gesellschaften über das Eindringen der Römischen in ihre Arbeit zu klagen; wenigstens an einer Stelle ist es ihnen auch gelungen, erheblichen Schaden anzurichten. Was den Stand der Finanzen anbetrifft, so hatte die Gesellschaft zu Anfang dieses Jahres wieder ein Defizit von 6800 fl., eine Summe, die im Verhältnis zur Gesamteinnahme immerhin nicht unbedenklich erscheint.

Wir kommen nun zu der Utrechtschen Mission, die nach wie vor auf den drei Inseln, Neu-Guinea, Salmahaira und Buru arbeitet. Die Zahl der Stationen, sowie der Missionare auf Neu-Guinea ist dieselbe geblieben wie vor drei Jahren, nämlich 5 Stationen und 7 Missionare. Die dortigen Gemeinden sind aber etwas gewachsen und zählen jetzt 311 Glieder. Im Jahre 1896 wurden im ganzen 22 aus den Papuas getauft. Auch hier ist ein erfreuliches Wachstum der Schülerzahl zu bemerken, jetzt 232, was wohl hier so gut wie überall damit zusammen hängt, daß die holländische Regierung nicht nur die Missionschulen subsidirt, sondern auch neuerdings eine freiere Verwendung dieser Subsidien gestattet, während dieselben anfänglich nur für die Schulgebäude und Schulutenfilien verwandt werden sollten. Von einer der Stationen, Manjinam aus, wurde in einem benachbarten Orte ein Filial angelegt und mit einem in Depot ausgebildeten Gehilfen, Petrus, besetzt. Derselbe hat dort einen ganz netten Anfang machen können und berichtet von 45 Zuhörern bei seinem Gottesdienste. Die Bevölkerung ist hier überall nur gering. Aber der Missionar van Hasselt drückt dabei seine Verwunderung aus, daß man noch so viele Menschen fände, trotz der fortwährenden Kriege und des Mordens der Stämme untereinander. Vielleicht wird es in dieser Beziehung bald anders und besser werden. Die holländische Regierung, welche ihre Herrschaft bisher nur durch gelegentliche Besuche eines Kriegsschiffes und durch ihr hier und da an einen Baum



angenageltes Wappen zur Erscheinung brachte, will jetzt auch auf Neu-Guinea einige Beamte anstellen; auch hat die indische Dampfschiffahrtsgesellschaft regelmäßige Dampfschiffsverbindung dahin eingerichtet. Das wird für die Ruhe und den Frieden der Gegend gewiß einen heilsamen Einfluß haben, ob aber die Missionare nicht recht haben in ihren Befürchtungen für ihre Arbeit, das muß die Zukunft lehren.

Auf S a l m a h e i r a beträgt die Seelenzahl der älteren Gemeinde von Duma nach den letzten Angaben 136 Seelen, die Schule zählt 63 Kinder, getauft wurden im letzten Jahre 5 Personen. Jetzt ist durch den Schwiegersohn des Missionars von Duma, van Dijken, van Baarda mit Namen, in dem weiter nördlich gelegenen Solonga eine zweite Station angelegt worden. Bei weitem am größten sind, was die Zahlen anbetrifft, die Erfolge der Gesellschaft auf B u r u, wo gleichfalls jetzt zwei Stationen angelegt sind. Die Gemeinden zählen hier 1710 Glieder und im letzten Jahre wurden 117 neu getauft; Schüler gab es 307. Aber man hat hier den Eindruck, daß es von Anfang an mit der Arbeit weniger gründlich bestellt gewesen ist, als auf den beiden andern Gebieten.

Die Mission der Gereformeerde Kerken in Nederland, welche ihre Arbeit in Mitteljava und außerdem auf der Insel S u m b a hat, machte in den letzten Jahren viel von sich reden, aber weniger durch ihre Arbeit in Indien als vielmehr durch ihre Beratungen und Beschlüsse in Holland. In Middelburg tagte im Jahre 1896 eine Kommission der beiden in der Mission vereinigten Kirchen, der ehemaligen Separierten und der früher sogenannten Doleerenden. Diese Kommission, die unter andern auch den Namen „Zendeling“ nicht mehr gelten lassen wollte, stellte ein großartiges Programm auf. Es sollte zunächst einmal in einer Provinz von Java die Mission folgendermaßen organisiert werden: in der Hauptstadt der Provinz soll ein Professor angestellt werden, der neben sich sogleich eine große Bibliothek und eine Druckerei haben soll und außerdem auch ein Hospital, von dem aus die Krankenpflege für die ganze Provinz organisiert werden muß. Dazu kommt dann noch an demselben Ort ein Seminar für eingeborene Gehilfen und eine Kirche und Pastorat für die Lokalgemeinde. Weiter sollen dann in allen wichtigeren Städten der Provinz Pastoren angestellt, ebenso Krankenhäuser und Schulen errichtet werden; endlich sollen durch die ganze Provinz hin jedesmal für je 4—5 Dörfer auch Schulen errichtet werden. Das ist ja alles recht schön gedacht, nur schade, daß der ganze Plan nur auf dem Papiere steht und daß man sich dessen vollkommen bewußt ist, daß seine Ausführung weit über die vorhandenen Kräfte hinaus geht.

So viel ich sehen kann, hat die Gesellschaft einstweilen auf ihrem weiten Arbeitsgebiete, das sich über 4 Provinzen erstreckt, nur noch drei eigentliche Missionare, nachdem Horstmann leider hat entlassen werden müssen, und außerdem noch einen Missionslehrer und einen Missionsarzt, Dr. Scheurer. Dieser letztere, der einstweilen noch mit der Erlernung des Javanischen zu thun hat, ist zugleich als Arzt und Missionar ausgesandt, doch scheint man zu der Einsicht gekommen zu sein, daß ein „Diener am Wort“, wie jetzt der Missionar genannt werden soll, nicht auch zugleich Arzt sein könne. In Surabaya hat die Gesellschaft eine blühende Missionschule mit 100 Kindern.

Von den beiden Stationen auf Sumba ist nichts besonderes zu vermelden. Das J a v a k o m i t e e hat nach wie vor auf Java 4 Missionare, von denen zwei

in Batavia arbeiten. Der eine derselben, Haag, hat eine Gemeinde von 143 Seelen und in der Schule 29 Schüler, während die Sonntagschule von 158 Kindern besucht wird. Der andere, Geißler, hat nur eine Gemeinde von 46 inländischen Christen und hat viel zu klagen über Unwissenheit und Aberglauben der früher durch den ehemaligen Beamten, Herrn Anthing, gewonnenen Christen. Von den beiden andern arbeitet der eine, Hendriks, zusammen mit dem inländischen Gehülfen Paq Ebing unter den Maduresen in Ostjava, auf der Station Sumberpatem. Dieser Missionar Hendriks war früher Missionar der Utrechtschen Gesellschaft und stand auf der Insel Buru. Dergleichen Übergehen von einer Gesellschaft in die andere ist unter den holländischen Missionaren in letzter Zeit häufig vorgekommen und scheint mir gerade kein gutes Zeichen zu sein. Auf jeden Fall hat die Veretzung eines schon älteren Mannes in ein ganz anderes Sprachgebiet immer ihre großen Bedenken. Der andere Missionar Spiegel in Bondomosso arbeitet neuerdings auch viel durch Verabfolgung von Arznei, aber bisher mit wenig Erfolg.

Auf Sumatra, in Angkola, hat das Javakomitee einstweilen nur noch einen Missionar, den schon ergrauten Missionar Dammerboer. Es war vor einiger Zeit von Holland aus angeregt worden, ob es nicht besser wäre, wenn das Javakomitee sich, seinem Namen entsprechend, ganz von Sumatra zurückzöge und seine dortige Arbeit der Rheinischen Mission übertrüge. Man hat aber diesen Gedanken schließlich doch abgewiesen und hat nun einen jungen Missionar, den Sohn des Seniors der Neu-Guineamission, van Hasselt, als Mitarbeiter von Dammerboer hinausgesandt. Derselbe ist aber zuerst zum Besuche seines Vaters nach Neu-Guinea gereist und, so viel mir bekannt, noch nicht auf Sumatra angekommen.

In der Arbeit der mennonitischen (doopsgezinden) Mission in der Provinz Japara auf Java hat sich in diesen drei Jahren nur sehr wenig geändert. Es sind noch dieselben drei Missionare wie damals. Ihre Gemeinden haben sich ein wenig vergrößert, sie zählen jetzt 423 Seelen, statt 396 vor drei Jahren. Die Missionare klagen auch über Versuche der Römischen, ihnen ihre Christen abwendig zu machen. In den Schulen zählt man zusammen 242 Kinder.

Von den beiden im südlichsten Teile des Battalandes auf Sumatra arbeitenden mennonitischen Missionaren muß Missionar Wiebe in Muara Sipongi klagen, daß sich innerhalb der 5 Jahre, welche er nun dort gearbeitet hat, im ganzen allerdings gegen 200 Personen gemeldet haben, um Christen zu werden, daß von denselben aber kaum 10 treu geblieben sind und daß er noch keinen einzigen hat taufen können. Er hat nur einige von der Nachbarstation dahin verzogene Christen um sich. Auf dieser andern Station in Pakanten, geht es etwas besser und ist ein kleiner Fortschritt zu bemerken. Die Gemeinde zählt trotzdem, daß manche verzogen sind, 160 Seelen. Hier sei auch noch erwähnt, daß nicht so sehr weit von diesen beiden Stationen, in der Landschaft Mandailing zu Malintang, am 5. Mai vorigen Jahres eine englische Dame, Fester Reedham, mitten unter den Mohammedanern starb. Dieselbe war vor nunmehr 8 Jahren in Verbindung mit der Rheinischen Mission als erste Missionsarbeiterin nach Sumatra gegangen und hat einige Jahre mit Erfolg in Silindung gearbeitet. Dann aber hatte sie sich vor 3 Jahren von der Rheinischen Mission getrennt, um entsprechend dem Rufe, welchen sie seiner Zeit in England meinte gehört zu haben und der sie nach Sumatra geführt hatte, sich gerade in Mandailing niederzulassen. Zwei Jahre hat sie dort zu

arbeiten gesucht, mit was für Erfolg, das wird vielleicht die Zukunft noch lehren. Leider ist sie bis jetzt die einzige Verkündigerin des Evangeliums in dieser großen Landschaft gewesen, welche vor 50 Jahren vergeblich den Wunsch nach Missionaren geäußert hatte, die aber nun ganz und gar dem Islam anheim gefallen ist, der hier jetzt durch zahlreiche Mekkapilger und Mitglieder der geheimen mohammedanischen Gesellschaften tief Wurzel gefaßt hat.

Weiter südlich von hier, in den sogenannten Padang'schen Bovenlanden, treffen wir in Sawah-Luntu einen einsamen Missionar, namens Wijnveldt. Derselbe ist von der Missionsgemeinde zu Ermelo in Holland dahin gesandt, und zwar, um unter den zahlreichen Sträflingen, meist Javanen zu wirken, die in den dortigen Kohlenbergwerken arbeiten müssen. Der Mann hat dort keine leichte Aufgabe an diesen verkommenen Menschen. Er hat nun aber auch versucht, auch sonst unter seiner Umgebung zu wirken, ist aber dadurch mit der Obrigkeit in ernstern Konflikt gekommen.

Noch ist zu erwähnen die holländisch-lutherische Mission welche auf den Batuinselfn, westlich von Padang, ihr Arbeitsfeld gefunden hat. Dieselbe hat durch ihren zweiten Missionar, Landwehr, inzwischen auf einer zweiten Insel, Sigata, eine neue Station anlegen können. Auf der andern älteren Station, Pulo Tello, hat Missionar Landwehr seinen ersten von Depot zurückgekehrten inländischen Gehilfen anstellen und auch ein kleines Krankenhaus eröffnen können. Die Gemeinde ist langsam weiter gewachsen. Je länger, desto mehr stellt es sich heraus, was für ein böses Hindernis der Missionsarbeit hier die zahlreichen Chinesen und Malaien bilden, von denen die eigentlichen Bewohner der Inseln, welche wohl von Nias abstammen, wirtschaftlich völlig abhängig sind.

Schon mehrfach hatten wir Gelegenheit auf das Seminar in Depot Bezug zu nehmen. Dasselbe hat seine segnete Arbeit, die Heranbildung von inländischen Gehilfen für alle Gesellschaften, die sich seiner Hilfe bedienen wollen, auch in diesen drei Jahren fortgesetzt. Es liegen ja die Verhältnisse für ein derartiges Unternehmen in Niederländisch-Indien darum ganz besonders günstig, weil einmal alle Sprachen der verschiedenen Inseln untereinander nahe verwandt sind, und so dann weil das Malaiische, welches als Unterrichtssprache auf dem Seminare dient, im ganzen Archipel außerordentlich verbreitet ist und außerdem auch von allen Bewohnern des Archipels leicht erlernt werden kann. Dennoch haben sich auch hier mit der Zeit die Übelstände dieses ganzen Systems herausgestellt. Es bleibt immer und unter allen Umständen eine mißliche Sache, daß solche jungen Leute, das, was sie in einer andern als ihrer Muttersprache gelernt, und vielleicht auch ganz gut verstanden haben, hernach in ihrer eigenen Sprache ausdrücken und lehren sollen. Das geht ganz gut, solange es sich um äußerliche Dinge des täglichen Lebens handelt, aber sobald es sich um geistliche Sachen handelt, da fehlt es gar zu leicht, selbst auch bei begabten Jünglingen, an der Fähigkeit, dafür in der eigenen Sprache die passenden Ausdrücke zu finden, resp. selbst zu bilden. Das ist eine Arbeit, der sie mit ihrer Bildung nicht gewachsen sind. Aber, wenn sich das nun in Niederländisch-Indien vereinzelt gezeigt und z. B. in der Battamission zu dem Beschluß geführt hat, lieber keine Zöglinge mehr nach Depot zu senden, so soll damit doch nicht die hohe Bedeutung, welche das Seminar für die ganze Missionsarbeit in Niederländisch-Indien und der Segen, welchen es gestiftet hat und noch fortwährend stiftet, im



mindesten gezeugnet werden. Ich hatte vor einiger Zeit Gelegenheit, eine vollständige Sammlung von Photographieen der Jöglinge von Depot zu sehen, und zwar dabei auch die Möglichkeit, zu vergleichen, wie die jungen Leute aussehen bei ihrem Eintritt in die Anstalt und dann bei ihrem Abgange. Es war höchst interessant und geradezu frappierend, wie ihre Gesichtszüge vergeistigt aussahen. Diese Bilder allein könnten als ein genügender Beweis von der tiefgreifenden Wirksamkeit des Seminars gelten.

Damit hätten wir die lange Reihe der holländischen Gesellschaften besprochen und wenden uns nun den beiden deutschen Gesellschaften zu, welche auch eine ausgedehnte Arbeit in Niederländisch-Indien haben, ja deren Missionare wohl genau ebensoviel sind, als die aller holländischen Gesellschaften zusammen genommen, nämlich die Rheinische Mission und die Neukirchner.

Auf Sumatra hat die Rheinische Mission ihre Arbeit in den Battalanden auch während dieser drei Jahre noch anschnlich weiter ausgedehnt. Die Zahl der Missionare ist von 24 damals auf 33 angewachsen, wobei der in Pabang stationierte Missionar, der dort als Missionar nur unter den Niasern arbeitet, nicht mit gezählt ist. Ebenso ist auch die Zahl der Missionschwestern inzwischen von 5 auf 9 gestiegen. Dagegen ist die Zahl der durch Europäer besetzten Stationen nicht in gleichem Maße, sogar nur um eine einzige gewachsen. Das hängt damit zusammen, daß einerseits eine ehemals durch einen europäischen Missionar jetzt durch einen inländischen Prediger verwaltet wird, und daß andererseits in letzter Zeit ganz besondere Schwierigkeiten von Seiten der Regierung gemacht werden bei der Anlage von neuen Stationen auf solchem Gebiete, das noch nicht unter direkter holländischer Herrschaft steht. Es konnte aber doch inzwischen die damals zeitweilig verlassene Station auf der Insel Samosir im Tobasee, Naingolan, wieder besetzt und außerdem die beiden Stationen Pangaribuan, westlich von Silindung und Simanoffor, südlich von Siboga, neu angelegt werden. Eine weitere, zweite Station auf Samosir wird eben jetzt im Osten der Insel angelegt. Daß übrigens das Wachstum der Mission auch in diesen drei Jahren in gleich erfreulicher Weise wie früher vorangegangen ist, das beweisen die Zahlen der Christen, welche in dieser Zeit von 31 000 auf 37 500 gestiegen ist, und ebenso das Wachstum in der Anzahl der Filiale, deren es jetzt anstatt 107 vor drei Jahren 133 giebt. Es sieht ganz so aus, als ob uns der Herr so führt, damit wir uns erst einmal auf den bis jetzt von uns besetzten Gebieten mit unseren Gemeinden desto mehr ausbreiten und hier den Sieg des Evangeliums völlig erringen sollen. Das gilt ganz besonders von dem wichtigsten Teile dieser ganzen Mission, von der Arbeit am Tobasee. Die ganze Wichtigkeit dieses Gebietes wird uns erst jetzt allmählich klar. Es stellt sich heraus, daß die Bevölkerung der Ufer des Sees noch bedeutend größer ist, als wir angenommen hatten. Allein an den Ufern der südlichen Hälfte des Sees, die bis jetzt allein in Angriff genommen und mit 10 Hauptstationen und 54 Filialen besetzt worden ist, dürfte sich die Bevölkerung wohl auf 200 000 belaufen. Darum ist es doppelt erfreulich, daß man nach den jüngsten Berichten von den Stationen am Südufer (Si Laetlaet, Balige, Laguboti, Si Gumpar, Parsambilan, Si Antar und Parparean,) den Eindruck bekommt, daß in diesem ganzem Gebiete der Sieg des Evangeliums so gut wie entschieden ist, wenngleich die Zahl der Christen und Taufbewerber, zusammen etwa 11 000, ja allerdings noch wohl nicht einmal den



zehnten Teil der Gesamtbevölkerung ausmachen wird. Dieser Sieg des Evangeliums erscheint aber doppelt erfreulich und dankenswert, wenn man sich klar macht, wie groß die Gefahr gewesen ist, daß uns gerade in diesen Gegenden der Islam noch im letzten Moment zuvor gekommen wäre. Hätte der bekannte Priesterkönig, Singa Mangaradja, der wie sich jetzt herausstellt, schon seit langer Zeit Mohammedaner ist, etwa vor 10—15 Jahren Frieden mit der holländischen Regierung gemacht, statt daß er noch immer im Schmollwinkel in Bakara, westlich vom Tobasee sitzt, hätte er dann als Sultan über ganz Toba von der Regierung anerkannt, den Islam proklamiert, so wäre ihm wohl ohne Zweifel fast die gesamte Bevölkerung ohne weiteres nachgefolgt, um so mehr so, weil schon ziemlich viele Männer, die früher einmal als Arbeiter auf den Tabakspantagen in Deli und Affahan gewesen sind, dort den Islam schon einmal angenommen haben, und da außerdem auch eine neu entstandene Sekte, die sogenannten Malims, deren Lehre wohl als ein unklarer Islam bezeichnet werden kann, vor einigen Jahren ziemlich Verbreitung gefunden hatte. Aber diese große Gefahr darf man jetzt wohl als im wesentlichen beseitigt ansehen. Jene Sekte ist fast ganz wieder verschwunden und inzwischen hat das Christentum ganz ungeheuer an Ansehen gewonnen. Namentlich bei einem Missionsfeste im letzten Jahre auf einer der Stationen am See, zu dem an 6000 Christen, darunter zahlreiche Häuptlinge und Älteste, zusammen geströmt waren, hat auf die ganze Bevölkerung einen gewaltigen Eindruck gemacht. Noch wichtiger aber ist es, daß sich das Christentum innerhalb der Gemeinden wesentlich vertieft hat, wozu auch die Arbeit der Missionschwester unter dem weiblichen Geschlecht wesentlich mit beigetragen hat.

Nordwestlich von Silindung hat sich auch noch ein weites und dicht bevölkertes Gebiet erschlossen. Den Bitten aus der dortigen Gegend entsprechend soll auch dort bald eine Station angelegt werden. Ein eingeborner Gehilfe arbeitet dort schon mit gutem Erfolge.

Im Gebiete der beiden Stationen im Batangtoru-Thale hat das Evangelium in diesen drei Jahren bedeutende Fortschritte machen können und ist der Islam, der sich dort eindringen wollte, glücklich zurückgeschlagen. Auf den drei weiter südlich gelegenen Stationen und eben so auf den beiden Stationen an der Westküste, Siboga und Simanoffor, ist der Kampf gegen den Islam dagegen noch immer heiß und schwierig. In der Padang Bolak, wo in Folge der armenischen Greuel die Mohammedaner neuen Mut und Siegeszuversicht gewonnen hatten, gab es eine Zeitlang einen kleinen Rückgang unter den Lernenden, doch hat sich das Blatt schon wieder gewandt und es fehlt nicht an neuen Bitten um Lehrer selbst von ganz mohammedanischen Gegenden her. Am Ende des Jahres befanden sich unter den 5700 Leuten, welche in der Batta-Mission im Laufunterrichte standen nicht weniger als 1260 Mohammedaner. Erwähnt sei auch noch der unerwartete Heimgang des Missionars Johanssen in Pansurnapitu, eines der Pioniere in Silindung, der eine reich gesegnete Arbeit hat thun dürfen, besonders durch Ausbildung von gegen 200 indischen Gehilfen und durch Übersetzung des Alten Testaments sowie zahlreicher anderer Schriften.

Auch auf dem zweiten Gebiete der Rheinischen Mission, Nias, ist ein sehr erfreulicher Fortschritt in diesen drei Jahren zu konstatieren. Zwar die Zahl der Stationen ist auch hier nur um eine gewachsen, was außer einigen zufälligen Ursachen

auch hier an den Schwierigkeiten gelegen hat, welche die Regierung bei Anlage von Stationen in unabhängigen Gebieten macht. Dagegen ist die Zahl der Missionare von 9 auf 11, die der inländischen Gehilfen von 8 auf 16, die der Außenstationen von 1 auf 4, die der Gemeindeglieder von 1813 auf 2772, die der vollen Gemeindeglieder von 676 auf 1385, die der Schüler von 172 auf 367, die der Katechumenen von 380 auf 1314 gestiegen, gewiß ein höchst erfreuliches Wachstum! Und zwar zeigt sich dieser schöne Fortschritt überall fast ganz gleichmäßig, auf den 5 alten Stationen auf der Ostküste ebenso gut, wie auf der Westküste, wo bis jetzt nur erst eine Hauptstation errichtet werden konnte, wo aber an verschiedenen Orten zahlreiche Leute am Lernen sind, u. a. auch auf den Rakkoinseln, die jetzt endlich den lange erbetenen Lehrer, einstweilen einen inländischen, erhalten haben. Unter diesen Verhältnissen ist es sehr erfreulich, daß das neu angelegte Seminar des Missionar Thomas auf Gumbu Sumene schon eine nette Anzahl inländischer Gehilfen hat liefern können und auch weiterhin für Vermehrung derselben sorgen wird. Daß das Wort Gottes hier auf Nias so läuft und immer neue Dörfer sich demselben erschließen, das hat seinen Grund ohne Zweifel auch darin, daß hier deutlicher wie an vielen andern Orten das Evangelium seine Kraft bewiesen hat, auch im Außersichlichen den Leuten voran zu helfen und befriedigendere Zustände zu schaffen.

Das dritte Gebiet der Rheinischen Mission, Südost-Borneo steht gegen die beiden andern noch immer sehr ab, was die Erfolge betrifft. Es bestehen eben die alten ungünstigen Verhältnisse noch weiter. Aber verglichen mit den meisten andern Missionen in Niederländisch-Indien ist die Arbeit auf Borneo noch lange nicht die erfolgloseste, wie man auch daran sehen kann, daß in diesen drei Jahren die Zahl der Christen von 1599 auf 1714 gestiegen ist. Und doch haben die Missionare gerade in diesen Jahren mit ganz ungewöhnlich vielen Krankheiten zu kämpfen gehabt, durch welche drei von ihnen genötigt waren, das Land zu verlassen. Das ist denn auch der Grund, weshalb die beiden neu geplanten Stationen, am Tabalong und am Miri, leider noch nicht haben angelegt werden können und ebenso das Seminar, für welches jetzt die Station Beto bestimmt ist, nicht hat begonnen werden können. Noch weniger konnte unter diesen Umständen daran gedacht werden, der Einladung zweier Häuptlinge jenseits der Wasserscheide, im Bereiche von West-Borneo, welche durch Vermittelung der holländischen Regierung an uns ergangen war, Folge zu leisten, so gerne man solches gethan hätte. Was die Arbeit auf den alten Stationen betrifft, so war dieselbe auf Beto und im Gebiete von Mandomai in letzter Zeit am erfolgreichsten. Erwähnenswert ist noch, daß von den beiden auf Borneo arbeitenden Missionschwestern, die eine, die Witwe des Missionar Hendrich, unweit der Station ihres Mannes in Pulau Kaladan, jetzt eine selbständige Arbeit mit ein paar inländischen Gehilfen treibt und zwar mit dem besten Erfolge, ohne doch dabei die nach unseren Begriffen geziemenden Schranken der Thätigkeit einer Frau zu überschreiten.

Im ganzen hat die Rheinische Mission jetzt 58 Missionare und 11 Missionschwestern in Niederländisch-Indien, denen 24 Besoldete und 722 unbesoldete inländische Gehilfen zur Seite stehen. Die Gemeinden zählen zusammen 42000 Glieder.

Die zweite deutsche in Niederländisch-Indien arbeitende Gesellschaft, die Neukirchner, hat ihr Arbeitsfeld in den beiden Provinzen Samarang und Rembang in Mitteljava. Da in diesen Blättern erst kürzlich über deren Arbeit ausführlich

berichtet worden ist, so kann ich mich darüber ganz kurz fassen. Die vier Missionare haben außer ihren vier Stationen bei den vielen Außenstationen und der großen Zerstreuung ihrer 770 Christen eine saure Arbeit, bei der sie durch 19 eingeborne Gehilfen unterstützt werden. Auch hier machen die Römischen viel Not und ist es ihnen sogar gelungen einen der inländischen Gehilfen zu sich herüber zu ziehen. Als ein gutes Hilfsmittel, erweist sich auch hier die ärztliche Arbeit der Missionare.

## Litteratur-Bericht.

1. **van Straelen, G.**, *Missions catholiques et protestantes au Congo*. Brüssel 1898. Eine mit Autotypieen ausgestattete, patriotisch-koloniale, katholische Tendenzschrift, durch welche der Verfasser seine belgischen Landsleute zu kräftigerem Betriebe der Mission am Kongo anspornen möchte. Er giebt zunächst in kurzen Zügen die Geschichte der katholischen Mission in Innerafrika. Sie beginnt mit der Gründung der Station Karema am Ostufer des Tanganjika. Erst 1883 wurde jenseits, in Mpala, auf dem Boden des Kongostaats die erste Station angelegt; beide von den Pères blancs d'Afrique, denen die Propaganda auch das Provikariat im Gebiet des Nyanza und östlichen Tanganjika übertragen hatte. Durch spätere Abmachungen wurde ihnen auch das 1886 gestiftete apostolische Vikariat des westlichen Tanganjika (Haut Congo) übertragen, unter der Bedingung, daß dort nur belgische Unterthanen als Missionare verwendet würden. Zwei Jahre später wurde das Vikariat des „Belgischen Kongo“ gegründet, welches das ganze übrige Gebiet des Freistaats umfaßt. Hier entfaltete sofort die Kongregation des unbefleckten Herzens Mariae zu Scheut bei Brüssel, die früher schon Missionare in die Mongolei sandte, ihre Thätigkeit. Das Bedürfnis weiblicher Missionsarbeit veranlaßte die barmherzigen Schwestern von Gand sich an dem Unternehmen zu beteiligen. Da die Kräfte jedoch nicht hinreichten, alle schon von Scheut aus gegründeten Stationen zu besetzen, so traten neuerlichst auch die Franciskanerinnen von Booreind (Provinz Anvers) ein und besetzten Neu-Anvers und Boma. Die übrigen Stationen sind: Moanda (an der Küste), Kikanda (bei Matabi), Berghe St. Marie (=Kwamouth) und Luluaburg (=St. Joseph).

Aber auch von den Pères blancs wurde bereits 1884 ein besonderes Seminar zu Woluwe bei Brüssel gegründet, das schließlich nach Esch bei Bortel in Holland verlegt ist. Es hat schon zahlreiche Missionare für das Vikariat des Hoch-Kongo geliefert. Dort sind die 5 Stationen: Ribanga (Lavigerieville), Mpala, Baudouinville, St. Louis de Mrumbi — alle an der Westküste des Tanganjika — und Kikako, etwas landeinwärts. Unsere Quelle giebt für dieses Gebiet 15 Missionare, 4 Schwestern, 1305 Getaufte (wobei bemerkt ist, daß — abgesehen von Todesgefahr — kein Eingeborener ohne vierjährigen Unterricht getauft wird) und 6000 Katechumenen.

Die Jesuiten konnten der geöffneten Thür am Kongo natürlich auch nicht fern bleiben. Der Papst reservierte ihnen ein besonderes Gebiet: Die Kwango-Mission. Sie haben die Stationen Kimuenga und Ndembo mit 7 Vätern und 5 Gehilfen. Sie werden unterstützt durch Schwestern der Kongregation von Notre Dame de Namur.



Belgische Trappisten begannen ihre Arbeit in Matadi, gründeten dann aber nahe dem Äquator, zu Kufi, ihre Station Bamania. An dem ersteren Orte übernahmen drei Weltgeistliche die Arbeit, die sich damals besonders mit den Bahnarbeitern beschäftigte.

Endlich ist noch die Anstalt des Abbé van Impe zu Oysseghem zu erwähnen, in dem gegen 60 junge Eingeborne vom Kongo eine katholische Erziehung erhalten.

Als Ergebnis der bisherigen belgischen Missionsarbeit werden 18 Stationen und 115 Missionare und Schwestern angegeben. Es ist zu bedauern, daß uns keine weiteren statistischen Angaben gemacht werden, besonders bezüglich der gesammelten Gemeinden.

Ein zweiter Abschnitt der Broschüre behandelt unter dem Motto: „Fas est ab hoste doceri“ die protestantische Mission. Man ist überrascht von katholischer Seite eine solche Behandlung zu finden, die sich augenscheinlich bemüht, die Thatfachen, wie sie sind, zur Darstellung zu bringen. Selbst die Anerkennung für einige Missionare, wie Grenfell und Bentley, fehlt nicht und sogar die Frauen der Missionare mit ihrer „sehr wirksamen Hilfe“ werden erwähnt. In der Besprechung der einzelnen Gesellschaften findet man eine genauere Wiedergabe der wirklichen Verhältnisse, als man dies sonst in der katholischen Missionslitteratur gewohnt ist. Manche Irrtümer laufen dabei freilich mit unter. Die englischen Baptisten werden als Baptist Missionary Union bezeichnet. La „Svenska“ ou „Swedish Mission“ sollte genauer als die des Missionsförbundet bezeichnet sein. Bischof Taylors Unternehmen ist in seinen Anfängen nicht ganz zutreffend dargestellt. Die amerikanische presbyterianische Mission sollte genauer als die der „Südlischen Presbyterianer“ bezeichnet werden. Immerhin haben wir eine ziemlich vollständige Übersicht der evangelischen Kongomissionen — wenngleich sie z. B. gegenüber der trefflichen Rundschau unsers Mitarbeiters in unserm letzten Januarhefte nur sehr blaß erscheint.

Im Schlußkapitel tröstet der Verfasser zunächst seine Leser darüber, daß wenn die Protestanten auch mehr Geld und Leute für die Mission am Kongo ausbringen, die geringere Zahl der katholischen Missionare doch bedeutend größere Erfolge habe. Wo sie sich niedergelassen haben, sind ihnen die Herzen der Eingebornen zugefallen und sie sind ihre „wahren Häuptlinge und eifrigen Beschützer“ geworden. Anders bei den Protestanten. Ihnen fehlt die übernatürliche Kraft. Für die katholischen Missionare ist die Mission un dévouement, un martyr prévu et accepté d'avance et dont le salut éternel est la recompense immédiate. Von den protestantischen will der Verfasser sicherlich nicht behaupten, daß sie alle (partout et toujours) gemeine Handelsleute seien, denen das Werk Gottes eine Nebensache bliebe und die nach einigen Jahren bereichert nachhause streben. „Aber wir können ohne irgend welche Ungerechtigkeit sagen, daß der protestantische Missionar nicht einzig und allein den Dienst und die Interessen des Glaubens zum Ziel hat. Hat er nicht die fest ins Auge gefaßte Absicht, nach einigen Jahren in sein Vaterland zurückzukehren? Ist er nicht sehr oft durch Frau und Kinder vorweg in Anspruch genommen, denen er durch seine Fürsorge eine ehrenhafte soziale Stellung schaffen muß? Sieht man nicht sehr oft den Missionar sich dem Handel ergeben, um das Erbteil seiner Kinder zu vermehren?“



Das also ist das Ergebnis der unparteilichen genauen Forschung, deren sich der Verfasser rühmt. Er sucht jene Leeren mit phrasenhafter Rhetorik vorgetragenen Verdächtigungen durch einige Citate zu stützen. Auch daß protestantische Missionare eine mehr politische und kommerzielle, als religiöse Rolle spielen, sei zu häufig, als daß man daran zweifeln könne. Er führt dafür eine verleumderische Auslassung gemeinster Art an, der er allerdings sich beizufügen beeilt, daß wenn dies auch auf eine große Anzahl zutreffe, eine gewisse Zahl anderer doch verdiene, daß ihr Takt und ihre ehrenhafte Politik anerkannt werde.

Die Darstellung ist ein charakteristischer Belag dafür, daß dem katholischen Missionschriftsteller eine objektive und gerechte Behandlung der evangelischen Mission ganz unmöglich ist.

Schließlich benutzt der Verfasser die dargelegte äußere Überlegenheit an Mitteln und Kräften dazu, seine Landsleute in rhetorischer Weise anzufeuern, daß fortan mehr für die katholische Kongomission gethan werde. Besonders legt er Gewicht auf die gute Organisation und den Eifer in der Heimat zur Beschaffung der Geldmittel, und empfiehlt angelegentlichst die Nachahmung.

Bezeichnend ist es noch, daß eine Anzahl von Autotypieen, lediglich von katholischen Stationen, gleichmäßig durch das ganze Werk verteilt ist, auch zur Illustration des Abschnittes über die protestantischen Missionen.

## Berichtigung.

Zu S. 346 Anm. 1. Die Presbyterianer haben nach der neuesten Statistik in der Mantschurei zusammen 10 255 erwachsene Mitglieder und 9 442 erwachsene Taufkandidaten. Das giebt mit Einschluß der getauften Kinder eine gesamte Christenzahl von ca. 30 000. (Miss. Rec. Unit. Presb. Ch. 1898, 250.)

# Die christliche Mission und der soziale Fortschritt.

Von Dr. W. Schott.

## I.

Unsere Zeit steht im Zeichen der sozialen Fragen und Bestrebungen. Das macht sich auf allen Gebieten des praktischen (auch des kirchlichen) Lebens wie der theoretischen Forschung geltend. Da ist es nur natürlich, daß auch die Mission einmal in das Licht der soziologischen Betrachtung gestellt wird. Wohl nirgends ist dies bis jetzt in so entschiedener und systematischer Weise geschehen wie in dem Werk des früheren Missionars der amerikanischen presbyterianischen Kirche, Dr. th. J. S. Dennis: „Christian Missions and Social Progress, a sociological study of foreign missions,“ von dem vor Jahresfrist der erste Band erschienen ist.

Auf die Bedeutung dieser höchst wertvollen Veröffentlichung ist bereits S. 143 von dem Herausgeber dieser Zeitschrift hingewiesen worden. Dieselbe mag es gerechtfertigt erscheinen lassen, wenn wir hier den Versuch machen, Inhalt und Gedankengang<sup>1)</sup> dieses ersten Bandes, der die grundlegende Untersuchung über Berechtigung und Notwendigkeit der sozialen Wirksamkeit der Mission enthält, kurz darzustellen.

Kann von einer Einwirkung der Mission auf die Gesellschaft als Ganzes überhaupt die Rede sein und inwiefern? Das ist die Hauptfrage, mit der sich dieses einleitende, vom Verf. „The sociological scope of Christian missions“ überschriebene Kapitel beschäftigt. Als bedeutsamer religiöser Faktor im Leben des Einzelnen ist die Mission in weiten Kreisen anerkannt; ihr Beruf aber, ja ihre Fähigkeit, ein ausschlaggebender Faktor im sozialen Leben der Völker zu werden, indem sie auf die Hebung der menschlichen Gesellschaft hinarbeitet, wird von vielen (und zwar gerade ihrer treuesten und aufrichtigsten Freunde und Förderer) angezweifelt. Daran mag wohl die Einseitigkeit mit schuld sein, mit der hier und da die sozialen Aufgaben und Wirkungen der Mission ungebührlich in den Vordergrund geschoben worden sind, so daß die Befürchtung wenn nicht gerechtfertigt, so doch erklärlich ist, als solle diese Seite ihrer Thätigkeit als ihr einziges oder doch größtes und wichtigstes Ziel hingestellt

<sup>1)</sup> Referent erklärt ausdrücklich, daß es sich um die Wiedergabe der Gedanken des Verfassers, nicht um Darlegung seiner eigenen Anschauungen handelt. Auch die Disposition ist die des Verfassers, nur mit geringen Modifikationen, die zur Vermeidung mehrfacher Wiederholungen angezeigt erschienen.

werden. Auch springen natürlich die individualistischen Erfolge als die direkteren und in erster Linie erstrebten mehr in die Augen; die sozialen dagegen, die nur sekundärer Natur sind und ein gewisses Maß erfolgreicher Einwirkung auf Einzelne und deren Organisation zur praktischen und sichtbaren Darstellung christlicher Lehren voraussetzen, treten viel langsamer und weniger auffallend in die Erscheinung.

Zu mißverständlichen Auffassungen könnte auch der Sinn verleiten, den wir mit dem Wort „sozial“ zu verbinden uns gewöhnt haben, wenn wir z. B. von der „sozialen Frage“ reden. Mit den vorwiegend ökonomischen, durch die Entwicklung der Industrie, den Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit und dergl. bedingten Fragen, wie sie die traurige Rehrseite der abendländischen Hyperkultur, namentlich des technischen Fortschrittes bilden, hat es die Mission, bis jetzt wenigstens, kaum zu thun, jedenfalls besteht die soziale Aufgabe der Mission nicht in der Lösung der „sozialen Frage“ in diesem Sinne, und noch weniger (wie kaum gesagt zu werden braucht) in der Verwirklichung eines sozialistischen Programmes. Sie liegt vielmehr vorzugsweise auf dem ethischen und allgemein menschlichen Gebiet. Nicht die Verpflanzung der abendländischen Kultur nach ihrer äußeren Seite auf die nichtzivilisierte Welt ist ihr Ziel, sondern die Durchdringung bestehender sozialer Gruppen mit christlichem Geist unter möglichst geringer Beeinträchtigung wohlbegründeter Einrichtungen und Gebräuche — eine Aufgabe, die viel Takt, Weisheit, Geduld und gesunden Sinn erfordert, wenn der soziale Beruf des Christentums nicht unter einseitigen Übertreibungen leiden soll. In diesem Sinne des Wortes aber ist die Kirche von Anfang an eine soziale Großmacht ersten Ranges gewesen. Das Wesentliche der „christlichen Kultur“, die die Frucht der ersten großen christlichen Missionsperiode gewesen ist, im Gegensatz zu der antiken besteht nicht in der Vervollkommenung der Verkehrsmittel, der Steigerung der technischen Leistungsfähigkeit oder der Umgestaltung des wissenschaftlichen Betriebes, sondern lediglich darin, daß der gesamte Geist, von dem die Auffassung der ethischen und sozialen Lebensbeziehungen getragen ist, von Grund aus umgewandelt, das gesellschaftliche Leben auf einen ganz andern Ton gestimmt worden ist. Gerade weil die soziale Wirksamkeit der Mission vorzugsweise allgemeiner Natur ist, bildet auch für sie die Spaltung der Christenheit in zahlreiche verschiedene Konfessionen und Denominationen kein wesentliches Hindernis, denn deren Unterschiede berühren die soziale Seite des christlichen Lebens wenig oder gar nicht.

Das Verständnis für die sozialen Ziele der Missionsarbeit kann sich nur langsam Bahn brechen, da wir leicht am Nächstliegenden und unmittelbar in die Augen Fallenden hängen bleiben und die tieferen und umfassenderen Pläne und Absichten Gottes nur schwer verstehen und erfassen lernen. Je mehr uns dies aber gelingt, um so mehr wird jenes Verständnis wachsen, und um so mehr werden wir auch erkennen, wie den nicht nur das Leben des Einzelnen, sondern auch das der Gesamtheit umfassenden Zwecken Gottes auch andere Mittel dienen müssen. Denn wenn die Mission auch der bedeutendste und wirkungsvollste, so ist sie doch nicht der einzige Faktor in der Verwirklichung dieser Zwecke. Unter göttlicher Leitung müssen zu ihr auch andere Mächte und Kräfte mehr weltlicher Art als sekundäre Mittel beitragen. So muß z. B. die moderne Kultur mit ihren mannigfachen Errungenschaften auf dem Gebiete des Verkehrs, des Handels, der Erziehung, der Wissenschaft u. s. w., auch das, was seiner Natur nach bestimmt zu sein scheint, auf das Gegenteil hinzuarbeiten, der Herbeiführung des Reiches Gottes dienen, das nicht nur dem Individuum Erlösung, sondern auch der Gesellschaft Erneuerung zu bringen berufen ist.

Der Nachweis der Bedeutung des Christentums für die soziale Hebung der Menschheit ist heutzutage ganz besonders wichtig und notwendig, da keine Zeit entschiedener als die unsere die soziale Leistungsfähigkeit zum ausschließlichen oder wenigstens hauptsächlichsten Maßstab des Wertes wie aller philosophischen und religiösen Systeme, so besonders des Christentums gemacht hat. Da nun aber die soziale Leistungsfähigkeit des Christentums nirgends so gut sich feststellen läßt, als da, wo dasselbe mit von ihm vorher ganz unberührten Gesellschaftsmassen in Berührung kommt, d. h. auf dem Gebiete der äußeren Mission, so darf die Untersuchung der soziologischen Bedeutung der Mission als ein besonders zeitgemäßer Beitrag zur christlichen Apologetik bezeichnet werden.

Andererseits aber auch zur Soziologie oder Sozialwissenschaft selbst. Über die Bestimmung des eigentlichen Gebietes dieser verhältnismäßig jungen Wissenschaft ist volle Einheit bisher noch nicht erzielt worden. Nach der allgemeinsten Definition ist sie die Lehre von der menschlichen Gesellschaft. Faßt man dies im Sinne einer bloßen historischen Darstellung des vorliegenden Thatfachenmaterials, so ist die Soziologie eine lediglich exakte Wissenschaft, für die religiöse Momente so wenig bestimmend sind wie etwa für Naturwissenschaft oder Mathematik. Allein die Beschränkung der Soziologie auf die Sphäre einer rein akademischen, der praktischen Tendenz



entbehrenden Wissenschaft ist kaum gerechtfertigt. Ihre eigentliche Aufgabe ist vielmehr gerade praktischer Art; ihr letztes und höchstes Ziel ist der wissenschaftliche Nachweis der besten Mittel nicht nur zur Heilung der vorhandenen Schäden und Notstände, sondern auch, wo dieser nötig ist, zum völlig neugestaltenden Um- und Aufbau der menschlichen Gesellschaft; sie ist bestimmt, eine nutzbringende praktische Kunst zu werden, die der Menschheit in ihren Kämpfen und Siegen Hilfe und Leitung bietet. Und was wir menschliche Gesellschaft nennen, ist kein Organismus in rein biologischem oder physiologischem Sinn, sondern eine auf psychologischen Faktoren beruhende, vom menschlichen Willen bestimmte Lebensgemeinschaft. Zur Lösung der Probleme, die die Aufgabe der Pflege, Umwandlung und Erneuerung dieser Lebensgemeinschaft stellt, reicht eine rein naturalistische, auf der Voraussetzung der unbedingten Gültigkeit des Evolutions-„Gesetzes“ beruhende Betrachtung nicht aus. Eine Soziologie, die ihren umfassenden, tiefgreifenden praktischen Zwecken in vollem Umfang gerecht werden soll, kann der Religion im allgemeinen und speziell des Christentums nicht entraten. In diesem Sinne stellt die „christliche Soziologie“ die beste und wahrste Behandlungsweise dieser Wissenschaft dar.

Die volle Höhe seiner sozialen Bestimmung kann das Christentum aber erst durch die Mission erreichen. Erst durch sie wird ja die Mehrheit der menschlichen Individuen und Gemeinschaften mit dem christlichen Glauben in Berührung gebracht. Sie richtet sich an die Einzelnen und durch diese an die Gesamtheit. Indem sie die religiösen Überzeugungen und den sittlichen Charakter des Menschen ändert, bringt sie ihn zugleich in ein neues Verhältnis zur Gesellschaft in allen ihren Beziehungen. Sie führt ferner neue Einrichtungen in das gesellschaftliche Leben ein, pflanzt die Keime neuer Bestrebungen und eröffnet ein ganz neues Reich intellektuellen und religiösen Denkens. Die durchgreifende Veränderung, die auf diese Weise angebahnt wird, kann freilich nicht in kurzer Zeit auf einmal vollendet dastehen; aber sie wird sich vollziehen, langsam, aber sicher, und kommende Generationen werden durch die Arbeit der Mission unter der Leitung ihres göttlichen Herrn eine Zeit großen, unaufhaltsamen sozialen Fortschrittes herbeigeführt sehen.

Gegenüber den Bedenken derjenigen, die in der entschiedenen Betonung dieser sozialen Ziele der Mission an sich eine Gefährdung ihrer eigentlichen Aufgabe glauben erblicken zu müssen, kann nicht oft und energisch genug wiederholt werden, daß sich die soziale und die individua-

listische Seite der Missionsthätigkeit nicht ausschließend, sondern ergänzend zu einander verhalten. Die Wiedergeburt, Unterweisung und Errettung der Einzelnen ist und bleibt das erste und wichtigste Ziel der missionarischen Verkündigung. Es wäre ein bedauernswerter und verhängnisvoller Mißgriff, irgend ein anderes Ziel und eine andere Methode an die Stelle des Appells an die Einzelnen und der sorgfältigen Unterweisung und Leitung der so Gewonnenen treten zu lassen. Es gibt keinen andern Weg die Gesellschaft zu beeinflussen als den, der von ihren einzelnen Gliedern aus zu ihr führt. Die einzelne Seele ist in erster Linie bestimmt, den Sauerteig des Evangeliums aufzunehmen; von da aus durchsäuert er dann das Ganze der Gesellschaft. Diese ihrer Natur nach lediglich sekundären Wirkungen der Missionsthätigkeit können als deren weiteres oder umfassenderes Ziel nur insofern — in diesem Sinne aber auch mit vollster Bestimmtheit — bezeichnet werden, als dieselbe bei den individualistischen Erfolgen nicht stehen bleiben kann und darf, sondern zu jenen sozialen mit Notwendigkeit fortschreiten muß, wenn anders eine wirkliche und dauernde, nicht nur eine scheinbare und vorübergehende Erfassung und Erneuerung der Einzelnen stattgefunden hat. Dieser Fortschritt ist zunächst ein unwillkürlicher, sich ungesucht ergebender. Dies ändert sich aber in dem Maße, als die Missionsarbeit sich erweitert und vertieft: aus der sich von selbst ergebenden christlichen Beeinflussung wird die zielbewußte christliche Arbeit an der menschlichen Gesellschaft.

Prinzipiell neuer Veranstaltungen bedarf es auf dieser Stufe des Missionsbetriebes nicht. Die bisherige Mannigfaltigkeit der missionarischen Veranstaltungen auf dem medizinischen, industriellen, litterarischen und unterrichtlichen Gebiet wird den Anforderungen an die soziale Arbeit der Mission auch weiterhin völlig gerecht werden können. Es ist keinerlei Grund vorhanden, von den alten bewährten Methoden abzugehen und an ihre Stelle ad hoc geschaffene neue Veranstaltungen und Experimente treten zu lassen.

Worauf beruht dann aber die manchen wohl als optimistische Schwärmerei erscheinende sichere Hoffnung auf eine umfassende soziale Hebung und Erneuerung der Völker durch die Arbeit der Mission? Den Beweis der Berechtigung dieser Hoffnung werden in erster Linie die Thatfachen zu führen haben; doch lassen sich auch einige Momente vorwiegend theoretischer Art geltend machen, die geeignet erscheinen, die großen Erwartungen hinsichtlich des sozialen Erfolges der Mission auch

a priori als wohlbegründet zu erweisen. In dieser Hinsicht ist zunächst die Thatsache der Solidarität der gesamten Menschheit hervorzuheben: sind die durch die Sünde in die Menschheit eingeführten zerstörenden Tendenzen von den Einzelnen auf die Gesamtheit übergegangen, so wird das Gleiche auch von den durch den Heilsratschluß Gottes der Welt mitgeteilten wiederherstellenden und erneuernden Kräften gelten; die durch die Geschichte der Vergangenheit bewiesene Solidarität des sozialen Verfalles bedingt die Solidarität der sozialen Wiedererhebung in der Zukunft. Eine lehrreiche Analogie bieten ferner die großen Naturkräfte dar, die sich auf den verschiedensten, oft ganz entgegengesetzten Gebieten wirksam zeigen. Sollen die Wirkungen der göttlichen Lebenskräfte auf ein einziges Gebiet, das des individuellen Lebens beschränkt und von dem des gesellschaftlichen ausgeschlossen bleiben? Und wenn ferner durch die Macht des Bösen und der durch falsche Propheten verbreiteten Religionen die sozialen Verhältnisse oft mehr noch als das Leben der Einzelnen beeinflusst worden sind, soll da die Macht des Guten und der Wahrheit sozialer Finsternis und Verrottung gegenüber wirkungslos sein? Die gewaltige Beeinflussung und Umgestaltung, die nicht nur die altersschwache griechisch-römische, sondern auch die jugendfrische germanische Welt durch das Christentum erfahren hat, wird von niemandem geleugnet; warum gleiches von der Missionsarbeit der Gegenwart und Zukunft nicht zu erwarten sein sollte, ist nicht einzusehen. Am wichtigsten aber ist, daß die soziale nicht minder als die individuelle Erlösung das Siegel der göttlichen Verheißung trägt. Eine weltumfassende soziale Erneuerung im Einklang mit dem christlichen Geist ist das herrliche Ziel der Hoffnung, die durch die neutestamentliche Verheißung begründet wird. Ein auferstandener Heiland bedeutet eine erlöste Welt, nicht nur erlöste Individuen; ein herrschender König und Herr ist die sichere Bürgschaft des allumfassenden Sieges seines Reiches. Der Christenheit unserer Zeit fehlt leider noch, wie einst Israel hinsichtlich des Messias, die Fähigkeit, sich dauernd und entschieden zu der Höhe einer solchen weltumspannenden Auffassung der Ziele und Aussichten des Reiches Gottes im Neuen Bunde zu erheben. Je mehr die Kirche aber darnach ringt und je mehr es ihr gelingt, ihren Missionsberuf in diesem Sinne und diesem Umfang zu erfüllen, um so gewisser wird sie sich den ihr gebührenden Platz unter den die soziale Hebung der Menschheit fördernden Mächten sichern, um so zuversichtlicher darf sie, der göttlichen Sanktion gewiß, auf dauernde, segensreiche Erfolge rechnen und um so reichere Lebenskräfte werden auch aus dieser ihrer Lebensarbeit auf sie selbst zurückströmen.

# Die sprachlichen Verhältnisse der Himalayamission der Brüdergemeine.

Von Missionar F r a n c k e.

Sollte sich in der folgenden kurzen Abhandlung, herausstellen, daß die sprachlichen Verhältnisse unserer Himalayamission nicht ganz einfache sind, so wird sich manchem Leser die Vermutung nahelegen, daß diese Zeilen zu dem Zweck geschrieben worden seien, das langsame Vorwärtsschreiten unseres Werkes vom sprachlichen Standpunkt aus zu entschuldigen. Um einer solchen Meinung vorzubeugen, möchte ich gleich anfangs als mein und meiner Mitarbeiter Bekenntnis das folgende aussprechen: Wir glauben, daß es Gott ein leichtes wäre, sich unter den schwierigsten Verhältnissen ein Gemeinlein zu sammeln. Hat er aber unsere Arbeit hier in den Bergen noch nicht mit besonderem Erfolge krönen wollen, so mag der Grund dafür entweder in den Boten zu suchen sein, oder in dem Umstand, daß für das Volk dieses Landes die Zeit der Knechtschaft noch nicht vollendet ist.

Die Missionsarbeit der Brüdergemeinde im Westhimalaya wird auf drei Hauptstationen, Leh, Kye lang, Pu, und auf ebensovielen Nebenstationen verrichtet. Da die drei Hauptstationen je ungefähr 250 englische Meilen auseinander liegen, so läßt sich erwarten, daß in einem zerklüfteten Gebirgslande die sprachlichen Verhältnisse derselben recht verschiedenartig sind. Zunächst wollen wir aber unser Auge auf das richten, was allen dreien gemeinsam ist.

In allen drei Hauptstationen werden (neben anderen Sprachen) tibetische Dialekte gesprochen. Obgleich die verschiedenen tibetischen Dialekte auf der langen Grenzlinie von Dardschiling bis Baltistan oft so weit von einander abweichen, daß eine mündliche Verständigung gewisser Grenzvölker (etwa der Leute von Sikkim und der Balti) ausgeschlossen ist, so stimmt doch die Schriftsprache aller im wesentlichen überein. Es kommt das daher, daß der zur Zeit der Einführung des Buddhismus in Khassa gesprochene Volksdialekt von den Übersetzern der indischen buddhistischen Schriften zur Schriftsprache erhoben wurde und sich als solche bis zum heutigen Tag erhalten hat. Zum besseren Verständnis erinnere ich an das Verhältnis von Orthographie und Aussprache im Englischen. In dieser Sprache ist die Aussprache der Schrift um mehrere Jahrhunderte vorausgeeilt. Im Tibetischen ist nicht nur dieses der Fall, auch die Grammatik der Schriftsprache hat ältere Formen als die der Umgangssprache und der



Wortschatz ist zum großen Teil ein verschiedener. Macht nun das Lesen und Schreibenlehren schon bei den einfachen europäischen Verhältnissen Mühe genug, so kann man sich vorstellen, daß es bei den hiesigen erschwerenden Umständen nur sehr wenigen Leuten gelingt, richtig lesen und schreiben zu lernen. Wenn es auch die meisten Mönche und einige Laien fertig bringen, buchstabierend langsam zu lesen (aber ohne den Inhalt richtig zu verstehen), so sind doch die Leute, die orthographisch und grammatisch richtig schreiben können, große Seltenheiten im Lande. Ich habe bis jetzt erst einen Mann kennen gelernt, der im Schreiben befriedigendes leistet. Der Unterschied zwischen der klassischen Sprache und dem Volksdialekt ist ein bedeutend größerer als der zwischen Neuhochdeutsch und Mittelhochdeutsch. Was würde aber wohl dann werden, wenn man plötzlich von allen Kindern in Deutschland verlangte, ihre Schularbeiten mittelhochdeutsch zu schreiben.

Da die hiesigen schwierigen Sprachverhältnisse die Arbeit der Mission hindern, haben die verschiedenen im Himalaya vertretenen Gesellschaften gesucht, dieselben umzuformen. Besonders bemerkenswert sind die Bestrebungen der vornehmlich schottischen Osthimalayamissionare. Dieselben leben nur etwa 250 Meilen von Lhasa entfernt und stehen somit unter der direkten Einwirkung des Lhasaer Dialekts. Nicht allein genießen sie den Vorteil häufigen Verkehrs mit centraltibetischen Kaufleuten, auch die Sprache ihrer Umgebung nähert sich der Lhasas bedeutend. Auf diese Beobachtung sich stützend, haben sie folgendes erklärt<sup>1)</sup>: Wir erheben den Lhasaer Dialekt zur Schriftsprache. Die Orthographie wird phonetisch eingerichtet. Der Lhasaer Dialekt muß alle übrigen Dialekte verdrängen. — Ob bei dieser Gelegenheit auch die romanischen Buchstaben eingeführt werden sollen, weiß ich nicht. Diese Grundsätze der Osthimalayamissionare wird man im ganzen durchaus billigen müssen; nur zwei Bemerkungen möchte ich noch hinzufügen. Es hat manchmal so scheinen wollen, als ob man in Dardschiling die Absicht hege, bei der bevorstehenden Revision der Zäschkeschen Bibelübersetzung in die klassische Sprache durch Einführung von Lhasaer Dialektworten jene Bibelübersetzung dem Lhasaer Dialekt näher zu bringen. Ein solches Vornehmen würde uns mit Verdauern erfüllen. Wollen unsere Brüder im Osten eine ganz neue Bibelübersetzung in den modernen Lhasaer Dialekt in Angriff nehmen, so wird

<sup>1)</sup> Ich muß es an dieser Stelle ablehnen, irgendwelche Verantwortung wegen ungenauer Wiedergabe u. d. jener Worte der Osthimalayamissionare zu übernehmen. Ich gebe ihre Ansicht so, wie ich sie, sowie meine Mitarbeiter verstanden habe.

sie unser Beifall belohnen. Der Jäschkeschen Arbeit sollen sie aber nichts von ihrem großen Wert für die Allgemeinheit rauben! Die andere Bemerkung bezieht sich auf die Aussicht, die der Chassaer Dialekt hat, einen Sieg über die westtibetischen Dialekte davonzutragen. Wir sind hier in Leh ziemlich weit von Chassa entfernt, und keine Karawane ist imstande, den Weg bis zur Hauptstadt Tibets in kürzerer Zeit als in drei Monaten zurückzulegen. Infolgedessen ist der Verkehr mit Chassa sowie eine Beeinflussung Leh's durch Chassa nicht hochanzuschlagen. Es läßt sich heutzutage für uns Westtibeter noch kein Grund finden, weshalb wir uns den Bestrebungen der Osttibeter, den Chassaer Dialekt zu verbreiten, anschließen sollten. Für uns sowie für den größten Teil der von Christentum beeinflussten Tibeter thut die klassische Bibelübersetzung noch immer gute Dienste, da es ernst suchenden Seelen nie schwer fällt, ihre Sprache zu lesen und zu verstehen. Freilich für das tagtägliche Schreibbedürfnis können auch wir die klassische Sprache nicht aufrecht erhalten. Auch wir werden durch die Umstände genötigt, eine lebende Sprache zur Schriftsprache zu machen. Am meisten würde sich hierfür der Leher Dialekt eignen, der sich vom Chassaer Dialekt etwa ebensoviel unterscheidet, wie Hochdeutsch von Dänisch. Ob er sich eines entscheidenden Sieges über seine Umgebung erfreuen können, läßt sich noch nicht absehen. Es scheint fast, als wäre die hindostanische Sprache auf dem Wege, ihn aus seinem Gebiete zu verdrängen. Da es noch zum mindesten ein Jahrhundert dauern kann, bis sich die verwirrten sprachlichen Verhältnisse geklärt haben werden, wird die Jäschkesche Bibelübersetzung noch lange Zeit von praktischer Bedeutung bleiben, ja es läßt sich fast vermuten, daß sie dieselbe nie verlieren wird.

Nach diesem allgemeinen Überblick über die sprachliche Lage des Ganzen wenden wir uns den einzelnen Stationen im besonderen zu und begeben uns zunächst nach Leh. Die Bevölkerung Leh's zerfällt in vier sprachlich und religiös von einander getrennte Schichten, nämlich in die buddhistischen Ladakher ( $\frac{6}{10}$  der Bevölkerung), die mohammedanischen Ladakher ( $\frac{3}{10}$  der Bevölkerung), handeltreibende Hindus ( $\frac{1}{20}$  der Bevölkerung), handeltreibende Markander ( $\frac{1}{20}$  der Bevölkerung). Unsere Mission war anfangs ausschließlich und ist noch heute im besonderen auf die buddhistischen Ladakher gerichtet, und darum ist alles, was bisher an litterarischen Arbeiten geleistet worden ist, für diese namentlich gemeint. Die Jäschkesche Bibelübersetzung, die Heydeschen Traktate sowie die Glaubenslehre (alle in einfacher klassischer Sprache) und die im Dialekt geschriebenen Bücher (eine Leidensgeschichte und eine biblische Geschichte des neuen Testaments),

sie alle gehen auf die buddhistische Rede- und Denkweise ein und können darum nur für Buddhisten Wegweiser zu Christo werden. Alle diese Bücher sind außerdem in der heiligen Schrift der Buddhisten gedruckt (es ist das die in Europa bekannt gewordene tibetische Schrift), und da sich thatsächlich nur unter den Buddhisten Leute finden, welche dieselbe lesen können, so ist es klar, daß außerhalb dieser Grenzen kein Einfluß von unsern Büchern ausgeübt werden kann. Nimmt man nun noch hinzu, daß es hier zu Lande nach dem vorher Gesagten mit dem Lesen nicht herrlich steht und daß bei buddhistischen Lamas mehr Wert auf richtige Aussprache als auf Verständnis des Gelesenen gelegt wird, dann wird man die Thatsache verstehen können, daß unsere Schriften bisher noch nicht viel zur Unterstützung der Missionsarbeit beigetragen haben. Dennoch halten wir den Mut aufrecht und hoffen, daß dies bei zunehmender Bildung des Volkes einmal geschehen wird. Auch beim mündlichen Gebrauch der Ladakher Volkssprache treffen wir oft große Schwierigkeiten, sobald wir es mit einem gering gebildeten Mann oder mit einem Dorfbewohner aus der Nähe Leh's zu thun bekommen. Einmal ist die Sprache solcher Leute fast aller Abstrakta bar und überladen mit Worten für alle Kleinigkeiten, ferner weist die Sprache eines solchen Mannes oft schon bedeutende dialektische Sonderbildungen auf. Doch das sind unnötige Klagen. In welchem Lande ist wohl diese letztgenannte Schwierigkeit nicht vorhanden?

Die zweite Gruppe der Bewohner Leh's wird von Mohammedanern gebildet, und da ihre Zahl eine recht beträchtliche ist, macht die Arbeit an ihnen immerhin einen bedeutenden Teil unserer Missionsthätigkeit aus. Wie man schon aus dem Vorhergehenden hat sehen können, sind aber unsere litterarischen Werke für sie von gar keiner Bedeutung, und der mündliche Verkehr bleibt das einzige Mittel unserer Arbeit an ihnen. Dabei müssen wir immer wieder die Entdeckung machen, daß die Sprache, die wir den Buddhisten des Landes gegenüber anwenden, bei den Mohammedanern nicht ausreichen will. Nicht allein sind sämtliche religiöse Ausdrücke derselben dem hindostanischen oder persischen Koran entlehnt, auch für eine Menge von Gegenständen des täglichen Bedarfs sind hindostanische Fremdwörter in Gebrauch gekommen, und diese werden selbst von einem Kenner des Hindostanischen nicht auf den ersten Blick erkannt, da sie dem Ladakher Lautschatz entsprechend ungebildet worden sind. Dieser Teil der Bewohner Leh's zeigt überhaupt ein bedeutendes Bestreben (wahrscheinlich von religiösen Beweggründen ausgehend), die hindostanische Sprache in

den Vordergrund zu bringen, und die Mohammedaner sind es, die in absehbarer Zeit vielleicht deren Sieg in Westtibet vervollständigen helfen werden. Da die Sprache der Mohammedaner bis zum heutigen Tag aber nur ein mit Fremdwörtern beladener tibetischer Dialekt ist, würden wir uns freuen, wenn sich die Baltibibelübersetzung, die ja für mohammedanische Tibeter gemeint ist, in Leh verwerten ließe. Doch ist der Unterschied des hiesigen Dialekts und des von Baltistan wohl zu groß, als daß sich solche Hoffnungen verwirklichen könnten.

Die beiden letzten Gruppen der Bevölkerung Leh's sind zwar als ansässige Leute nur in geringem Maße vertreten. Dennoch spielen sie während der Handelszeit, die während der Monate August und September eintritt, eine bedeutende Rolle, da dann sowohl aus Yarkand wie aus dem Pandschab große Handelskarawanen eintreffen. Da alle Handeltreibenden während dieser zwei Monate in fieberhafter Hast eine große Summe von Arbeit bewältigen müssen, sind sie der Missionsarbeit nur sehr wenig zugänglich. Dies ist der Grund, weshalb wir das Erlernen des Hindostani sowohl wie des Persischen hintenansetzen. Es wird allerdings an diesen Sprachen gearbeitet, doch können wir uns noch nicht rühmen, nennenswerthes auf diesem Gebiet geleistet zu haben. Unter diesen Fremdlingen müssen wir uns ganz den aus Indien bezogenen indischen und persischen Traktaten anvertrauen. Ob je einer von unsern Brüdern das Turki, die Muttersprache der Yarkander, wird erlernen können, wagen wir kaum zu hoffen.

Leh trägt in diesen seinen sprachlichen Erscheinungen das Gepräge eines großen Handelsplatzes. Die Station Kyelang liegt weit ab von Lärm des Völkerverkehrs, und dennoch sind auch bei ihr die sprachlichen Verhältnissen nichts weniger als einfach zu nennen. Als die Missionare zum erstenmal Kyelang betraten, fanden sie in diesem Ort eine ausgeprägte Männersprache vor, die von dem weiblichen Teil der Bevölkerung gar nicht verstanden wurde. Bei näherer Betrachtung erwies sich diese Männersprache als ein tibetischer Dialekt, der dem von Leh sehr nahe steht. Zur Erklärung der Thatsache läßt sich das folgende sagen: Die Männer Lahouls liebten es von alter Zeit her, sich als Träger oder Reisediener an nach Ladakh ziehende Handelskarawanen zu verdingen und bemächtigten sich auf diese Weise des Leher Dialekts, den sie als eine Geheimsprache unter sich weiter ausbildeten. Neben dieser fremden Sprache war ihnen aber auch als Muttersprache das Bunan geläufig, und alle Frauen und Kinder Lahouls konnten sich nur im Bunan ausdrücken. Da diese Sprache



aber nur von den noch nicht tausend Seelen zählenden Bewohnern des Kyelanger Thales verstanden wird, mußten unsere Missionare davon absehen, sie zum Hauptmedium ihrer Mission im Gebirge zu machen und verwandten ihre erste Kraft ganz auf das Erlernen der Männersprache Lahouls. Nach längerer Arbeit im Lande zeigte es sich aber, daß eine kräftigere Einwirkung auf die nähere Umgebung der Missionare nicht geschehen konnte ohne den Gebrauch des Bunan, und auch diese Sprache wurde in den Studienplan der Kyelanger Geschwister aufgenommen. Litterarisch ist das Bunan aber nur sehr wenig gepflegt worden. Eine Reihe von Bibelsprüchen wurde in dasselbe übersetzt, und Jäschke beschäftigte sich in einigen wissenschaftlichen Abhandlungen mit dieser Sprache, ohne ihrer ganz Herr zu sein. Gelehrte haben aus alledem den Schluß ziehen können, daß das Bunan als ein selbständiges Glied der Familie der indochinesischen Sprachen angehöre, daß es aber dem Tibetischen nicht näher stehe als etwa das Italienische dem Hochdeutschen. Wie schade, daß sich die Kenntniß dieser schwierigen Sprache nicht verwerten läßt, wenn man sich nur einige Meilen von Kyelang entfernt. Geht man das Bhagaflußthal, in welchem die Station liegt, abwärts, so kommt man bald in das Thal der vereinten Flüsse Tsandra und Bhaga, in welchem das Mandſchat gesprochen wird. Diese Sprache ist ein selbständiger neuindischer Dialekt, der vom hindustanischen weit genug abweicht, um eine Verständigung durch jenes Idiom unmöglich zu machen. Obgleich auch das Gebiet des Mandſchat ein sehr beschränktes ist, hat sich die Mission genötigt gesehen, diesem Dialekt einige Aufmerksamkeit zu schenken, und besonders eingeborne Helfer thun eine gute Arbeit unter der Mandſchat sprechenden Bevölkerung. Begeben wir uns nun in das Thal des Tsandraflusses, welches nur wenige Meilen von Kyelang entfernt ist, so klingt uns eine ganz neue Art von artikulierten Lauten entgegen, die Linan genannt wird. Auch das Linan ist wie das Bunan eine ganz und gar selbständige indochinesische Sprache, die sich bis zum heutigen Tage noch nicht der geringsten Litteratur erfreut, so daß es unseren Missionaren noch nicht möglich gewesen ist, dieselbe in ihre Pflege zu nehmen. Verfolgen wir nun entweder den Tsandra- oder den Bhagafluß in der Richtung auf ihre Quellen zu, so treten wir in die Provinz Spitti ein, in welcher ein tibetischer Dialekt die Volkssprache ist. Obgleich sich derselbe ziemlich bedeutend von der Männersprache Lahouls unterscheidet, so ist doch eine Verständigung zwischen Lahoulern und Spittileuten möglich, und es hat von Kyelang aus in Spitti Arbeit gethan werden können.

Wie sich die sprachliche Zukunft der Kyselanger Mission gestalten wird, läßt sich schwer voraussagen. Zunächst besteht die Hoffnung, daß sich die Lahouler Männersprache, also der Leher tibetische Dialekt, die Herrschaft über die verschiedenen besonderen Thalsprachen erkämpfen wird. Es ist aber recht zweifelhaft, ob seine Herrschaft eine dauernde bleiben kann, da das Hindostani ihm auf den Fersen folgt, und diesem eine ganz anders bedeutende Macht wegen seiner weiten Verbreitung zu Gebote steht.

Am einfachsten scheinen die Verhältnisse in Pu zu liegen. Auf dieser Station hat man es im großen Ganzen nur mit einer Sprache, nämlich mit dem Runawarer tibetischen Dialekt zu thun. Derselbe kennzeichnet sich auf den ersten Blick als eine Mischsprache, welche zum großen Teil aus tibetischen Bestandteilen, zum kleineren Teil aus Hindiworten, sowie den Worten einer dritten unbekannten Sprache zusammengesetzt wird. Da sich auch in der im ganzen tibetischen Deklination bei dem nominativen und attributiven Instrumental zwei Endungen finden (su und nasu), die sich weder durch die Hindi- noch durch die tibetische Grammatik erklären lassen, so legt sich die Vermutung nahe, daß in Runawar das Gebiet einer alten selbstständigen Sprache, die ebenso wie das Bunan und Tinan isoliert dastand, vom tibetischen erobert worden ist und daß die so entstandene Mischsprache weiterhin auch noch vom Hindi beeinflusst wurde. Da dieses Runawarer Tibetisch recht bedeutend vom Leher Dialekt abweicht, so haben die Geschwister, welche von einer Station zur andern versetzt wurden, manchmal längere Zeit mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Eine eigene Litteratur hat auch dieser Dialekt bis zum heutigen Tage nicht aufzuweisen. Geht man von Pu aus in der Richtung auf Indien zu, so bemerkt man schon nach kurzer Zeit eine bedeutende Zunahme des Hindi, welches in der neuzugründenden Station Chini (wenn auch nicht in reiner Form) die herrschende Sprache ist. So wie das Gebiet des Leher Dialekts in großer Gefahr schwebt, ein Raub des Hindostani zu werden, so droht dem Gebiete des Runawarer tibetischen Dialekts die Eroberung durch das Hindi.

Man sieht aus dem Vorhergehenden, daß die sprachlichen Verhältnisse unserer Himalayamission nicht nur deshalb schwierig sind, weil die Mission es mit einer ganzen Anzahl von besonderen Sprachen und Dialekten zu thun hat. Die größte Schwierigkeit liegt in dem Umstand, daß die Verhältnisse noch so wenig geklärt sind. Könnte man ahnen, welche unter den miteinander kämpfenden Sprachen schließlich einmal den Sieg erringen wird, dann würde sich mancherlei in den litterarischen Arbeiten vereinfachen

lassen, und alles Umhertasten könnte uns erspart bleiben. Bei aller Unbill der gegenwärtigen Verhältnisse wäre es aber thöricht, dieselben für die geringen Fortschritte der Missionsarbeit allein verantwortlich zu machen. In dem Basler Missionsmagazin (November 1897) zeigt ein Aufsatz über die Osthimalayamission der schottischen Kirche von G. Th. Reichelt deutlich, daß mit Gottes Hilfe große Erfolge erzielt werden können, selbst wenn es 10 Sprachen zu bewältigen gilt. So wollen auch wir es Gott zutrauen, daß er, sobald seine Stunde gekommen ist, alle Hindernisse aus dem Weg räumen und auch uns seine Macht und Herrlichkeit schauen lassen kann!

## Die Mission auf der Insel Nias von 1884—1897.

Von Missionar S. Sundermann.

In den Jahrgängen 1884 u. 85 der Allg. Miss.-Zeitschrift veröffentlichte ich einen längeren Aufsatz über „die Insel Nias und die Mission daselbst“, in welchem die Geschichte unserer Arbeit hier bis zum Jahre 1884 gegeben war. Seitdem sind nun wieder 14 Jahre verstrichen und in denselben hat sich manches ereignet, ja wir dürfen sagen, daß die Mission hier in ein ganz neues Stadium eingetreten ist und somit dürfte es an der Zeit sein, an eine Fortsetzung jener Arbeit zu denken, wozu ich von dem verehrten Herausgeber dieser Zeitschrift freundlich ermuntert worden bin und die ich somit in den nachfolgenden Spalten liefern möchte.

Bis zu dem erwähnten Zeitpunkte, und noch eine Reihe von Jahren darüber hinaus, blieb unser Werk hier recht klein und bescheiden. Eine kleine Anzahl Arbeiter auf einigen wenigen Stationen. Wohl wurden immerhin ansehnliche Christenhäuflein gesammelt, aber vorall die größeren Häuptlinge hielten sich noch fast ganz zurück; nur einer derselben kam zur Taufe, auf dem Filial der Station Ombolata. Die beiden im Süden der Insel von den Missionaren Thomas und Lagemann in den Jahren 1883 und 85 gegründeten Stationen waren leider nur von kurzem Bestande und so sahen wir uns noch 1890 wieder auf 3 Stationen, Gunung Sitoli, Ombolata und Dahana beschränkt.

### 1. Der Süden.

Wenn wir nun mit dem Jahre 1884 fortfahren, so wenden wir unsere Blicke zuvörderst nach der neuen Anlage im Süden, an der

Teloſſ dalam („Tiefe Bai“). Dort hatten ſich Thomas und Lagemann in der erſten Hälfte von 1883 niedergelaſſen mit Zuſtimmung des alten Häuptlings Foſiſaro, von dem in der Nähe der Bai liegenden großen Dorfe Bamo Lomawangi. Allein die Arbeit war mit einer Kette von Beſchwerden und Leiden verbunden. Der Häuptling ſelbſt war, obwohl er ſich den Miſſionaren, natürlich aber nur um ſeines irdiſchen Vorteils willen, ſtets freundlich zeigte, ein Starrkopf, der ſich mit allen möglichen Leuten überwarf, um dann mit ihnen in Fehde zu geraten.

Als Schreiber dieſes im Jan. 1885 dort war, befand ſich das Dorf ſo zuſagen im Belagerungszuſtande, ſo daß ſeine Inſaſſen nur in größerer Anzahl und bis an die Zähne bewaffnet es wagten auf die unten am Strande liegende Station zu kommen. Aus dieſem Grunde wurde der primitive ſonntägliche Gottesdienſt von Thomas oben im Dorfe gehalten. Es iſt ein ziemlich ſteiler Weg, d. h. was den letzten Teil deſſelben betrifft. Stellenweiſe hat man geradezu ſteinerne Treppen angelegt, die aber ſehr höckerig ſind. Eine Strecke unterhalb des Dorfes befindet ſich eine prächtige Badeeinrichtung, mit herrlichen Sturzbädern, mit Steinen ummauert und für Männer und Frauen getrennt. Als wir hinaufgingen, war eben die Zeit, daß man zum Baden und Waſſerholen ging und ſo begegneten wir ganzen Bügen von Frauen, die zu dieſem Zwecke auszogen mit ihren Waſſerbambu auf dem Rücken. Dieſes alles konnte nur unter bewaffneter Bedeckung geſchehen. An verſchiedenen Stellen des gar nicht ſo langen Weges hatten verſchiedene Männer mit geladenen Gewehren, bez. mit Schild und Lanze Poſto geſaßt, da man jeden Augenblick einen Überfall von den Feinden erwarten durfte.

Das Dorf ſelbſt iſt mit einer Steinmauer umgeben, die man dann in ſolchen Kriegszeiten noch mit einer Bambuhecke verſieht, welche oben daraufgepflanzt wird. In der Nähe der Thore, deren ſich an jedem Ende des Dorfes eins befindet, iſt die Mauer ſehr hoch und die Thüröffnung befindet ſich hoch oben darin, ſo daß man, mindestens von außen, oft aber auch von innen, eine Leiter nötig hat, um den Eingang zu gewinnen. Von innen werden die Thore mit Hölzern verrammelt und dahinter ſteht ein Poſten mit Gewehr.

Nach dem Gottesdienſte machten wir einen Gang vor das andere Thor, um nach einem neuen Stationsplatze zu ſehen, da Thomas vorhatte die Station von dem ungeſunden Korallen-Strande zu verlegen und auch zugleich, um einen Überblick über die Gegend zu bekommen. Ein Mann, der mit uns hinausging, wagte dieſes nur, obwohl bewaffnet,



wenn wir ihm erlaubten, sich in unserer Mitte zu halten, da er so doch einigermaßen vor einem plötzlichen Überfall aus dem Dickicht sicher zu sein glaubte.

Auf dieser Reise hatten wir auch noch eine heikle Sache zu verhandeln, die die Geschwister in nicht geringe Verlegenheit und auch Gefahr brachte.

Als unser „Denninger“ (Missionsschiffchen) seine vorige Reise machte, und in Telok dalam lag, kam eines Nachmittags ein Häuptlingssohn mit einem Gefährten auf die Missionsstation und bat dort übernachten zu dürfen. Dieses aber erlaubten die Brüder niemandem, aus besonderen Gründen, dem mißtrauischen Volke im allgemeinen gegenüber. Darauf bat der Genannte auf dem „Denninger“ im Hafen schlafen zu dürfen; zumal er auch den Schiffsleuten noch etwas zu sagen habe. Dies wurde erlaubt und verabredet, daß man die beiden zum Abendessen, welches sie auf der Station einnehmen sollten, rufen wolle, was sehr gut ging, da der „Denninger“ ganz in der Nähe vor Anker lag.

Gegen 8 Uhr, wo es hier natürlich völlig dunkel ist, wurde ein Junge an den Strand geschickt, um die Gäste zu rufen und der Schiffskoch beauftragt, sie mit dem Rahne ans Land zu bringen. Ganz in der Nähe des Schiffes aber schlägt der Rahn um, infolge einer unglücklichen Bewegung eines der Insassen und die beiden des Schwimmens unkundigen Leute ertrinken. Nur der Koch konnte sich an den Rahn anklammern und vom Schiffe aus gerettet werden. Der Unfall fand angesichts des Ufers, sozusagen auf dem flachen Strande statt. Ich selbst bin bei meinem Dortsein vom Rahne aus ins Meer gesprungen und ohne Beschwerde ans Ufer geschwommen.

Nun waren natürlich sowohl die Brüder als auch die Besatzung des Schiffes in großer Bedrängnis. Was werden die Verwandten sagen, zumal der eine der Verunglückten ein Häuptlingssohn war und zwar der Stieffsohn eines der berühmtesten Häuptlinge, des Hela ba danô von Gili zi hônô? Wird man nicht in heidnischem Mißtrauen vermuten, die Leute seien absichtlich umgebracht worden, da niemand den Vorfall mitangesehen hat und die Leichen auf dem Meeresgrunde liegen? Wird man nicht blutige Rache nehmen? Diese und andere Fragen wurden erwogen, umsomehr, da die Südniasser nicht mit sich spaßen lassen und womöglich, wie man sagt, erst einige Leute in Stücke zerhacken, um dann erst die Verhandlung zu beginnen.

Die Lage der Geschwister wurde um so kritischer, als sich der Führer unseres „Denninger“ gleich bei Nacht und Nebel aus dem Staube gemacht hatte und nach Gunung Sitoli zurückgekehrt war, was mit Schrecken erst bemerkt wurde, als der Tag anbrach. Nichtsdestoweniger sandten die Brüder gleich Nachricht an die Verwandten der Ertrunkenen und ließen sie zu sich kommen, zugleich aber ließen sie auch den Häuptling von Bawô Lowalangi mit seinen Leuten rufen, zu etwaigem Schutze. Die Verhandlung verlief, mit Gottes Hilfe, glücklich und man schien soweit wirklich zu glauben, daß die Ertrunkenen, deren Leichen nun von Leuten aus Bawô Lowalangi aufgefunden wurden, auf die berichtete Weise ums Leben gekommen seien, nur forderte man den Nachlaß. Diesen aber hatten die Schiffsleute mit-

genommen nach Gunung Sitoli und hatten dort noch nicht einmal darüber berichtet; auch gestanden sie nicht, daß sie ohne Erlaubnis der Brüder vom Süden abgefahren seien. Natürlich fürchteten wir für die Sicherheit der Geschwister und baten gleich den holländischen Beamten doch ein Kreuzboot nach dem Süden zu senden, was derselbe auch bereitwillig that. Erst als der Kreuzer zurückkehrte, erfuhr man hier von dem Nachlasse der Ertrunkenen, worunter sich auch noch eine Summe Geldes befunden haben sollte. Die Schiffsleute leugneten indessen, dasselbe gefunden zu haben. Im übrigen bestand der Nachlaß in einem Schwerte und einigen Kleidungsstücken; eine Dose war ebenfalls nicht zu finden. In Bezug auf das Geld entschied der holländische Beamte, daß die Schiffsleute es zu erstatten haben; diese Sachen nahm ich nun bei meiner Fahrt nach dem Süden mit.

Am Morgen nach unserer Ankunft ließ Thomas den Bruder des ersten der Ertrunkenen rufen, der dann auch bald mit einigen Leuten erschien. Die Sachen und das Geld wurden ihm eingehändigt, aber er behauptete, wie zu erwarten gewesen, dies sei nicht alles und auch das Geld sei nicht die ganze Summe. An den Schwertern befindet sich gewöhnlich ein großer Knäuel von allerlei Dingen, Krokodilszähnen u. s. w., der vorwiegend als Mittel dient, um Regen zu machen oder zu vertreiben. An diesem Knäuel nun fehlte bei dem vorliegenden Schwerte ein großer Krokodilszahn, so daß eine bedeutende ins Auge fallende Lücke vorhanden war, und ich sehe den Empfänger noch lebhaft vor mir, wie er mit eiserner Miene, mit dem geladenen Gewehr neben sich, vor uns sitzend, auf diese Lücke wies, mit der Frage: „Und wo ist denn das?“ Ich kann nicht leugnen, daß die ganze Erscheinung des wilden Heiden so war, daß es einem wohl etwas kalt über die Haut laufen konnte.

Es wurde ihm nun bedeutet, daß wir über die Sachen keine weitere Auskunft geben können, da wir sie so versiegelt aus den Händen des holländischen Beamten erhalten haben, er möge dann, wenn wir zurückkehren, mitfahren nach Gunung Sitoli und sich dort erkundigen, womit er sich vorläufig zufrieden gab. Später gab es noch allerlei Redereien, so daß die Geschwister sich auf einen Überfall gefaßt machten, aber schließlich verlief diese Sache doch im Sande.

Neben diesem war es meine Aufgabe, einen Platz für eine 2. Station aufsuchen und bestimmen zu helfen und zwar für Missionar Lagemann. Wir wandten uns hierfür zuerst nach dem etwa 2½ Stunde entfernten Dorfe Hili ganôwô, ebenfalls am Seestrande. Hier wurden wir freundlich empfangen und der Oberhäuptling und sein Sohn waren nicht abgeneigt einen Missionar aufzunehmen, indessen ergaben sich einige Bedenken, woraufhin wir uns lieber dem etwas näher liegenden Bawô saûa zuwandten, dessen Häuptling Si dôsa saba (der mit den Kasterlangen Schenkeln) sich auch willig gezeigt hatte.

Als wir ankamen, war er nicht zu Hause, aber nachdem wir inzwischen zu Mittag gegessen hatten trat er ein. Er begrüßte uns indessen vorläufig nicht, sondern beschied uns zur Audienz in sein Hinterzimmer. Es war ein recht netter und reinlicher großer Raum, mit einer Erhöhung am

einen Ende zum Sitzen oder Liegen. Hier saß der Alte in der Ecke, sich mit einem Fächer Kühlung zuwehrend und wir nahmen in seiner Nähe Platz. Nicht weit von ihm saß seine erste (Haupt-) Frau, eine recht würdige Matrone, mit grauem Haar und freundlichem Gesichtsausdrucke. Hätte man sie in Europa gesehen, so würde man sie ihrem ganzen Typus nach für eine Jüdin gehalten haben, auch war sie kaum dunkler wie eine solche. Eine kleines Mädchen, von ebenfalls sehr ansprechendem Typus schmiegte sich an sie an. An den Wänden hingen mehrere blankgeputzte Gewehre und auf einem Gestell lag eine lange Reihe schön zusammengerollter Matten, für etwaige Schlafgäste, alles sauber und ordentlich.

Mit Si dösa wurde nun verhandelt, ob er endgiltig genehmigen wolle, daß bei ihm eine Station angelegt werde und er erklärte sich bereit dazu, sagte aber etwa folgendes: „Wenn ihr kommt, um uns die Huku Lowalangi (das Recht, den Weg Gottes) zu verkündigen, dann ist es uns recht, denn wir fürchten auch unseren Gott, dann wollen wir unsere Häuser nebeneinander stellen und wir werden uns nicht einander umbringen und uns nicht gegenseitig bestehlen. Kommt ihr aber, um uns rodi (Frondienst) zu bringen, dann tobai!“ d. h. dann können wir es nicht annehmen, und dabei machte er an seinem Halse mit der Hand die Bewegung des Abschneidens, womit er sagen wollte, dann sollen wir ihnen lieber den Hals abschneiden. So war auch diese Sache geordnet und ich konnte nun an meine Rückreise denken, die ich in den nächsten Tagen auch antrat.

Im Laufe des Jahres 1885 gründete nun Lagemann in Bamô zaäa die zweite Südstation, worin ihm der junge vor kurzem hier angekommene de Weerd zur Seite stand. Die Br. Br. hatten dort von dem habgierigen und ränkevollen Häuptlinge und seinen Genossen viel zu leiden und wenn auch sie selbst nicht, so wurden doch ihre von hier mitgenommenen Dienstleute geradezu am Leben bedroht. Einmal hatte einer der Häuptlinge, einige Sklaven beim Stationsbau helfen lassen. Als es nun ans Bezahlen ging und der Missionar sich nicht willkürlich von ihm übervorteilen lassen und auch den Sklaven das vorher versprochene Geschenk auszahlen wollte — da geriet der Häuptling so in Wut, daß er dem Missionar wiederholt Botschaft schickte, er solle nur seine Sachen aus dem Hause schaffen, denn dasselbe solle in der Nacht angesteckt werden. Immerhin noch ein vorsorglicher Mordbrenner. Eine kaltblütige Antwort von seiten des Missionars genügte aber, ihn von seiner Drohung, mit der er übrigens bei seinen Leuten keinen Anklang fand, absehen zu

lassen. Es war indessen viel Geduld und Langmut nötig unter diesem Volke. Leider erkrankte de Weerd schon um die Mitte des Jahres und starb bald darauf. Vielleicht war er nicht ganz vorsichtig genug gewesen und hatte sich am Ende zuviel der Tropensonne ausgesetzt und dadurch Schaden genommen, daß er, kaum in der Arbeit, wieder aus derselben scheiden mußte. Von der anderen Station Telok dalam mußte Thomas seine Frau krankheits halber mit den Kindern nach Europa senden, so daß er allein zurückblieb, worauf er dann die Station auf den Hügel mehr in die Nähe des Dorfes verlegte. Die kriegerischen Verwickelungen des Häuptlings Fosi aro dauerten fort, war es nicht mit dem einen Dorf, so doch mit dem anderen und schließlich führten diese Verhältnisse zu der soviel beklagten Wiederauflösung der Arbeit im Süden.

Lange Zeit hatten die Brüder es fertig gebracht, sich in Bezug auf diese Fehden neutral zu halten. Aber endlich war in einer neu ausgebrochenen das Glück dem Häuptling Fosi aro in so unerhörter Weise bauernd günstig, daß die Gegner doch meinten, dies dem weißen Manne zuschreiben zu müssen. Dazu kam noch, daß sie bei einem beabsichtigten Überfall nach ihren Begriffen von der Station aus verraten worden waren. Der Missionsgehilfe, Paulo, hatte nämlich die im Gebüsch versteckten Feinde gesehen und pflichtschuldigst Bericht erstattet. Hierauf machten die zu Überfallenden einen Ausfall und es fand am Seestrande, unterhalb der Station, ein Gefecht statt, in dem 7 starke Leute von den Gegnern fielen und dort liegen blieben, von den Hunden verzehrt, oder von den Wellen weggespült.

Nun war die Gegenpartei natürlich wütend und dem Missionar und seinen Gehilfen wurde mit Schuld gegeben. Sie sollten außer der Anzeige des Gehilfen noch die Krieger mit ihrem Fernrohr erspäht und den Leuten ihres Dorfes Pulver gegeben haben. Es wurde ihnen schwer, ihre Neutralität noch ferner zu beweisen und so sah sich Thomas vor die üble Wahl gestellt, entweder sich in das Dorf seines Häuptlings zu flüchten und damit thatsächlich die Neutralität aufzugeben, oder den Süden zu verlassen. Genau genommen hatte er auch diese Wahl nicht einmal, da der Aufenthalt von Missionaren dort, wie überall in Niederländisch-Indien, abhängig ist von der Erlaubnis der holländischen Regierung und der Herr Resident, der auf die Kunde dorthin geeilt war, darauf bestand, daß der Missionar seine Station überhaupt verlassen müsse. Infolge dessen konnte sich dann der junge Lagemann, bei dem ohnehin sehr zweifelhaften Häuptlinge, in Bawô saúa auch kaum halten und so kehrte



auch er nach dem Norden zurück. Damit hatte die mit so vielen Hoffnungen begonnene Mission im Süden zu unserem Schmerze ein schnelles Ende, ohne daß jemand dort hätte getauft werden können. Eine Wiederaufnahme der Arbeit hat sich bisher noch nicht bewerkstelligen lassen, indessen ist neuerdings Hoffnung vorhanden, daß es vielleicht über kurz oder lang dazu kommen möchte.<sup>1)</sup>

## 2. Die Ostküste.

Auf den hier bestehenden drei Stationen, Gunung Sitoli, Ombölati und Dahana, deren Gründung und erste Entwicklung ich früher beschrieben habe, ging die Arbeit im großen und ganzen ohne weitere Störung voran, wenn auch in den zuerst folgenden Jahren noch etwas langsam. Fassen wir diese drei Stationen einzeln ins Auge.

### a. Gunung Sitoli.

Hier durfte derselbe Stationsmissionar die Arbeit fortsetzen bis heute, nur mit der einzigen Unterbrechung, daß er von 1889 bis 91 eine Urlaubsreise nach Europa machte, während welcher Zeit Lagemann und Thomas nacheinander dort eintraten.

Die Arbeit blieb hier lange Zeit der Hauptsache nach auf das Dorf Hilinää, dem die ersten Getauften entstammten, beschränkt. Einige andere Leute, die sich aus weiteren Dörfern anschlossen, waren meistens zweifelhafter Natur. Ja, auch in Hilinää selbst hatte Kramer manche Kämpfe gegen Gleichgiltigkeit und Heuchelei. Es fehlte ein eigentlicher Führer, wie der Herr sie später in den Gemeinden wiederholt schenkte, da der Häuptling Jawa Duha, der anfangs Vorgänger in der Sache gewesen war, sehr bald starb und sein Nachfolger und dessen Söhne sehr zweifelhafter Natur waren, obwohl auch sie das Christentum annahmen. Im Jahre 1884 kam es endlich zu einer Sichtung unter den Christen dieses Ortes. Darüber heißt es im Jahresberichte:

„Das bedeutendste Ereignis in der Gemeinde war die im letzten Drittel des Jahres sich vollziehende Sichtung und Läuterung. Es galt den Bann, den viele Gemeindeglieder, obenan der christliche Häuptling, noch auf sich liegen hatten, indem sie noch Ahnenbilder in ihren Häusern aufbewahrten, abzuthun. Bei der Taufe ist es meistens unmöglich, in diesem Stücke sofort reine Bahn zu machen, weil der entscheidende Schritt nicht eher geschehen kann, als bis alle Familienglieder, die auch

<sup>1)</sup> Über die Schwierigkeiten der Arbeit dort vergl. L. von Rohden: Geschichte der Rhein. Missions-Gesellschaft, 3. Ausgabe, Barmen 1888 und den Traktat: J. W. Thomas, drei Jahre in Süd-Nias lebend.

ein Anrecht an die Ahnen haben, Christen geworden sind. Nach hartem Kampfe wurden dem Missionar an 60 solcher Ahnenbilder ausgeliefert. Die, welche sich nicht fügen wollten, acht an der Zahl, wurden ausgeschlossen, aber für die Gemeinde war das in keiner Weise ein Verlust, da sie dadurch von unlautern, schon längst mit Unwillen getragenen Gliedern sich losmachen konnte."

Und im folgenden Jahre heißt es:

„Daß im Vorjahre die Ahnengötzen aus den Häusern der Christen glücklich entfernt worden waren, hatte noch sichtlich weitere gute Folgen, indem ein besserer und aufrichtigerer Geist in der Gemeinde herrschte, als früher. Auch ließ sich der Herr nicht unbezeugt, indem die Heiden oft auffallend in ihrem Götzendienste zuschanden wurden, während den Christen augenscheinlich geholfen wurde in Krankheitsfällen.“

Später, während der Urlaubsreise des Miss. Kramer gab es dann noch wieder einige Verwickelungen in Hilinää, die aber bald wieder beigelegt wurden.

Im Frühjahr 1891 kehrte Kramer, der drei Jahre zuvor seine Frau durch den Tod verloren hatte, mit einer neuen Lebensgefährtin von Europa zurück und besonders von dieser Zeit an hat die Station, wie übrigens von da an fast alle Stationen, einen neuen Aufschwung genommen. Angebahnt hatte sich dies freilich schon einige Jahre vor der Reise Kramers, nämlich, als ein Dorf Lasara, südlich von Gunung Sitoli, sich dem Christentume zuwandte, dessen junger Häuptling für die Sache eintrat und nicht unbedeutenden Einfluß ausübte. Dann kam in den neunziger Jahren ein Dorf nach dem anderen, besonders aus der nördlichen Gegend und diese Leute bewährten sich besser, als die von Hilinää. Neuerdings ist Kramer sogar beschäftigt, 2 Stunden nach dem Innern zu, in Sisobahili, ein Filial anzulegen, wo die Leute in sehr erfreulicher und frischer Weise dem Heidentume den Abschied gaben. Eine neue Kirche, die Kramer vor einigen Jahren auf Gunung Sitoli baute, ist schon wieder zu klein und er muß an Vergrößerung denken. Ende 1889 zählte die Gemeinde 167 Seelen und Ende 1896: 406, und 1897 wurden wieder 50 Seelen aus den Heiden getauft.

#### b. Dombólata.

Hier hat sich die Arbeit in gesunder Weise stetig entwickelt und die Gemeinde im letzten Jahrzehnt weit mehr als verdoppelt. Ihren Gründer, Thomas, hatte sie 1883 verloren, da derselbe die Arbeit im Süden begann. An seine Stelle trat Fehr, der auch bis jetzt ohne Unterbrechung die Arbeit fortgeführt hat. In der ersten Zeit machte demselben der heidnische Oberhäuptling Döbölala manche Not, bis er, noch in der Kraft

der Jahre, einer Krankheit verfiel und starb. In seiner letzten Not war er doch wohl nicht ohne Eindruck vom Christentum, aber ihn zu taufen konnte Jehu keine Freude gewinnen. Den Lauf des Christentums eigentlich aufzuhalten ist ihm nicht beschieden gewesen. Da seine eigene Frau wurde Christin kurz vor ihrem Tode und wollte gern im Hause des Missionars sterben, „denn ihr Herz gehöre dem Herrn und niemand könne sie retten, als Jesus allein.“ Sein Sohn und Nachfolger gehört nun auch der Christengemeinde an, leider ist er aber ein etwas schlaffer Mensch und hat bei weitem nicht die Energie seines Vaters, wenn dieser sie auch nicht gerade zum Guten anwandte.

Die Gemeinde vergrößerte sich mehr und mehr und erstreckt sich nun über eine Reihe von Ortschaften. Aus ihr sind auch schon verschiedene brauchbare Gehilfen hervorgegangen und mehrere befinden sich noch in der Vorbereitung auf den Gehilfendienst. Das früher erwähnte und noch von Thomas angelegte Filial Faechu blieb lange Zeit das einzige Filial hier auf Nias. Die Arbeit kam dort anfangs nur schwer in Gang und dies lag vielleicht zum Teil mit daran, daß dort mehr selbstbewußte und nach hiesigen Begriffen wohlhabende Leute wohnen. In dem Jahresbericht von 1885 heißt es noch: „Auf dem Filial Faechu scheinen sich die Heiden noch immer durch die in der Familie des Erstlings vorgekommenen Todesfälle von einer Annäherung an das Evangelium abhalten zu lassen.“ Der alte Oberhäuptling des Bezirks Kadao wurde freilich schon ziemlich früh mit getauft, aber derselbe war alt und abgelebt, und sein Sohn und desig. Nachfolger sollte geschworen haben, niemals Christ werden zu wollen. Das ist nun schon lange alles anders geworden. Den Erstling von dort hatte Schreiber dieses von 1887 bis 1890 als Zögling auf seinem kleinen Seminar und hatte Freude an ihm. Er ist jetzt in seiner Heimat als Lehrer und Gehilfe thätig und wirkt im Segen. Schon 1889 heißt es:

„Auf dem Filial Faechu hat sich das Werk bedeutend ausgebreitet. Von den dortigen Katechumenen konnten 24 getauft werden und eine Anzahl ist noch im Taufunterricht zurückgeblieben. Die Christen dort halten sich gut und haben es sich auch sehr angelegen sein lassen, das Evangelium unter ihrem Volke zu verbreiten und zwar mit so gutem Erfolg, daß jetzt fast das ganze Dorf Sonntags regelmäßig zur Kirche kommt<sup>1)</sup> und die Leute sich fast einstimmig entschlossen haben Christen zu werden . . . . Am meisten freue und wundere ich mich über den Häuptling von Faechu, der früher für alles Höhere gar keinen Sinn hatte, der jetzt dagegen, entweder

<sup>1)</sup> Faechu selbst; es gehören aber unmittelbar dazu noch 3 weitere Dörfer, Madula, Labaloho und Biobôhô.

allein, oder auch mit mir zusammen in die Häuser der Leute geht und dieselben ermahnt und ermuntert, die Götzen zu verlassen und Christen zu werden.“

Inzwischen wird auch einmal wieder geklagt, daß es den Taufbewerbern an Ernst und Eifer fehle und daß die Christen, da sie wohlhabender und intelligenter seien wie an anderen Orten, auch mehr zum Geiz neigen, was oft dem Missionar Sorge mache.

Der alte Oberhäuptling Kadao war unterdessen gestorben und nun gab sein Sohn und Nachfolger Taondrafi auch bald seinen Widerstand auf und wurde ein eifriger Taufbewerber und befließigte sich eines christlichen Wandels. Vor drei Jahren, 1895, konnte er getauft werden und er machte seinem Christentume Ehre und ist recht gegründet im Worte Gottes, so daß er es bei allen Gelegenheiten citiert und anwendet. Der obengenannte Dorfhäuptling von Jaechu ist als ein rechter Christ gestorben, davon erzählt Fehr:

„Als er das Ende annahen fühlte, raffte er noch einmal seine letzten Kräfte zusammen und betete vor der versammelten Menge laut: ‚Herr, mein Gott! Ich befehle mich in deine Hände. Hole meine Seele zu dir, in den Friedenshafen. Vergieß mir meine Sünden und errette mich! Errette mich und sei meiner Seele gnädig! Amen.‘ Dann wandte er noch einmal den Blick nach oben und der Gott, den er angerufen, erhörte sein Flehen und ließ ihn im nächsten Augenblicke eingehen zu seines Herren Freude.“

In der neuesten Zeit schließen sich nun fast alle Bewohner jener vier Dörfer den Christen an und auch noch andere Dörfer, so daß Fehr jetzt etwa 1000 Seelen in Pflege hat, 700 Getaufte und 300 Katechumen. Vor kurzem hat er nach dem Seestrande hin, in Ono namôlô noch ein zweites Filial gegründet, dagegen scheint die Arbeit an einem dritten Platze, nach dem Süden hin, in dem bedeutenden Dorfe Ono Waembo nicht recht in Gang kommen zu wollen, obwohl schon der Versuch gemacht war, dort wenigstens vorderhand einen Predigtplatz einzurichten. Wie ich höre, will man dort einen europäischen Missionar haben und sich nicht mit einem Gehilfen zufrieden geben, dazu macht der Weg dorthin auch große Schwierigkeiten.

### c. Dahana.

Auf dieser von dem Schreiber dieses im Jahre 1878 gegründeten Station war es besonders jener schon bald getaufte Erstling Faliëra (Ama Hadranga), von dem ich in dem ersten Teile dieser Arbeit manches mitgeteilt habe, der der Arbeit einen Halt gab und sehr zu ihrer Entwicklung beitrug. Er war ein guter Evangelist und überhaupt wohl einer der intelligentesten und charaktervollsten Niasser, mit denen wir noch



in Berührung gekommen sind. Er führte auch mit seiner Frau und mit seinen Kindern ein wirkliches Familienleben, wie es mir sonst wohl noch nicht begegnet ist. Seine Frau, auch eine ehrenwerte Person, erzählte mir einmal, er habe nie die Hand erhoben sie zu schlagen (was sonst nicht selten vorkommt) und er behandle sie, wie ich meine Frau behandle.

Mit durch seinen Einfluß geschah es dann auch, daß sich meine Arbeit stetig entwickelte und ich fast von Jahr zu Jahr eine größere Anzahl taufen konnte, bis zu 60 Personen auf einmal kurz vor meiner Urlaubsreise, die ich im Frühjahr 1890 antrat.

Im übrigen hatte ich auf Dahana auch nicht gerade die leichtesten Verhältnisse, da die Hauptdörfer, auf die ich mich zu stützen gehabt hätte und die in unmittelbarer Nähe lagen, sich nur in vereinzelt Vertretern näherten. Der immerhin bedeutende Häuptling, Droisa von Dahana, der mir ja erlaubt hatte, auf seinem Gebiete die Station anzulegen, kam in der ersten Zeit auch zum Gottesdienste, aber später hörte er auch damit fast ganz auf. Er hatte, wie er immer sagte, noch allerlei mit dem Heidentume verknüpfte Dinge abzumachen, z. B. noch ein großes Fest zu geben, so daß er nach seiner Meinung noch nicht Christ werden konnte und wenn er auch nicht offen damit hervortrat, so schien es doch, als ob er seine Unterthanen hindere ihm darin voranzugehen. So kamen nur einzelne von dort und leider waren darunter noch verschiedene unzuverlässige.

Auch mit Tumori, dem anderen Hauptdorf, welches einen anderen Volksstamm, die Dnonamolo, repräsentiert, hatte ich mich sofort zu befreunden gesucht, aber leider starben gleich in den ersten Jahren beide Häuptlinge von dort, die noch Ansehen und Einfluß hatten. Daß der eine sich noch auf seinem Sterbelager hatte taufen lassen, erzählte ich in der ersten Hälfte dieser Arbeit ausführlich. Ihre Nachfolger waren ziemlich unbedeutende und wenig zuverlässige Leute und so verwaiste und verfiel Tumori ein wenig. Nur einzelne Familien kamen zur Taufe, unter ihnen einer der angesehensten und älteren Leute, Kadahô, der ein respektabler Christ wurde, und der Enkel des oben genannten, auf dem Sterbebette getauften Häuptlings, ein sehr intelligenter junger Mann und ein gerader Charakter. Auch einige brauchbare Gehilfen sind aus Tumori hervorgegangen. Nun kam zu meinem Bedauern noch dazu eine sehr heikle Grenzstreitigkeit zwischen Tumori und Dahana, die sich bis heute hingezogen hat und von denen von Tumori immer als Vorwand gebraucht wurde, daß sie nicht mit den Dahanaern zusammengehen könnten.

Gerade in diesen letzten Wochen ist dieser Streit nun von der holländischen Regierung entschieden worden, aber leider vielleicht zu sehr zum Nachtheile derer von Dahana, so daß ich fürchte, die Rivalität wird noch bleiben. Eine kleine Anzahl Christen von Tumori siedelte ich in der Nähe meiner Station an, woraus ein nettes Dörflein entstanden ist.

Dagegen fand ich, ebenfalls durch den Einfluß des Faliëra (Uma Mandranga) in einem anderen auch zu Tumori gehörigen Dorfe, Sihareo, jenseits des Flusses Nou, bei seinen Verwandten, einen erfreulichen Eingang und sein Schwager und sein Nefte gehören noch heute zu den besten Christen der Gemeinde; es sind zwei Familien, oder eigentlich drei, da der älteste Sohn des Schwagers auch schon eine eigene Familie bildet. Eine Zeitlang schien es, als ob fast ganz Sihareo und das benachbarte Saimahili das Christentum annehmen wollten; aus dem letzteren Dorfe waren auch schon zwei Familien getauft. Aber da kam wieder ein Rückschlag, indem die eine dieser beiden Familien bei der Krankheit eines Kindes wieder zum Götzendienste griff, und leider mußte der andere Hausvater einige Jahre später auch noch ausgeschlossen werden, da er noch eine zweite Frau nahm. Im Frühjahr 1890 trat ich, wie schon erwähnt, mit meiner Familie eine Urlaubsreise in die Heimat an, nachdem ich reichlich 14 Jahre auf Nias und 12 davon auf Dahana gearbeitet hatte. Ich durfte dabei besonders erfahren, daß ich das Vertrauen der Leute gewonnen habe und daß sie uns ungern ziehen ließen. Faliëra sagte: „Laß mir doch einen vollständigen Anzug von Dir hier, ich will ihn nicht anziehen, aber hinhängen, damit ich ihn immer ansehen kann.“ Und seine Frau erklärte: „Du warest wie unser Vater hier; wenn wir etwas hatten, was uns drückte, dann sagten wir es Dir und dann wurde unser Herz wieder weit.“ In einer ganzen Reihe von Familien wurde ich, teils mit Frau und Kindern, noch zu einem Abschiedsessen eingeladen, auch in solchen, die noch heidnisch waren. Dabei schenkte uns der alte Droïsa in Dahana ein halbes Schwein und sagte dann, wenn wir wiederkämen, dann wollten wir einmal über ihr Christwerden reden. In unserer Abwesenheit versorgte mein Schwager Lagemann die Station, der auch noch gegen 50 Personen taufte.

Ende 1892 traten wir neugestärkt wieder in die Arbeit ein. Drei Jahre durfte ich dann noch auf Dahana arbeiten und in dieser Zeit hat sich die Gemeinde von 248 auf 418 Seelen vermehrt. Der alte Droïsa hielt Wort. Er trat fast sofort in den Taufunterricht ein und wurde schon Ende 1893 mit den meisten seiner Familienglieder getauft, nachdem er eine Art steinernes Gößenbild, was er früher mit vielen Kosten auf

dem Hofe hatte aufstellen lassen, begraben, die übrigen Götzen weggeworfen und die Ahnenbilder seinen noch im Heidentum verharrenden Nissen, die auch Anteil daran hatten, übergeben hatte. Nun kann ich nicht sagen, daß der Alte ein hervorragender Christ geworden sei, aber ich hatte früher kaum zu hoffen gewagt, daß er überhaupt soweit kommen werde. Es hält eben für einen alten im Heidentume verknöcherten Häuptling sehr schwer, dies alles mit einem Schlage abzulegen und man muß da etwas Geduld haben und Nachsicht üben. Vor seiner Taufe sprach ich unter vier Augen mit ihm über die ihm zur Last gelegten früheren Mordthaten und da hat er mir, wie ich annehmen zu dürfen den Eindruck hatte, alles offen gestanden und ich hatte dabei auch den Eindruck, daß er doch schwärzer gemacht worden sei, als er in Wirklichkeit verdiente, und daß manches seinen beiden nun von hier verbannten Brüdern (der eine war Mohammedaner) zur Last falle. Der im Christentume geförderte in der Familie ist wohl der zweite Sohn, Rahonoa, mit seiner Familie. Für das Ganze unserer Arbeit ist der Übertritt dieser Häuptlingsfamilie nicht ohne Einfluß. In der genannten Zeit näherten sich nun auch verschiedene zu Tumori gehörenden Dörfer der Ononamölö, so Drahili, Hilinache und Lölömojo, wenn auch die Taufbewerber von dort in meiner Zeit nicht alle mehr getauft werden konnten. Unter diesen ist besonders ein junger Mann, Kafatola von Lölömojo, der jetzt eine hervorragende Stellung in der Gemeinde einnimmt. Derselbe besucht mich je und je noch hier in Lölöwua und zeigt sich als tief gegründet im Christentume. Meistens hat er gleich ein Wort Gottes bei der Hand. Als er neulich meinen kleinen Springbrunnen hier auf dem Hofe sah, sagte er mit Staunen: „Ja, es ist doch wahr, Gott fehlt es nicht an Macht, dem Herrn Jesu fehlt es nicht an Liebe, euch Missionaren fehlt es nicht an Klugheit (alles zu machen) und uns (Nassern) fehlt es nicht an Sünde. Es geht wie Nikodemus zu Jesu sagte: „Niemand kann die Zeichen thun, die du thust.“ Seinen alten Vater, einen früher berühmten Götzenpriester, hat er auch mit herübergezogen, daß derselbe mit ihm zusammen getauft werden konnte von meinem Nachfolger auf Dahana.

Der Schreiber dieses konnte sich nicht einmal in vollem Maße der Evangelisationsarbeit widmen, da ihm manche andere Arbeit oblag. So hatte ich zwei Kursen Gehilfen auszubilden, den ersten von 1882—85 ganz allein und den zweiten von 1887—90 mit Lagemann zusammen. Und zum andern waren mir die eigentlichen Arbeiten an der bei meinem Eintritt noch fast ganz unerforschten Sprache und Übersetzungen in dieselbe

übertragen. Die Frucht derselben waren jene früher genannte „Kurze Formenlehre der niasischen Sprache“, die 1882 zum erstenmale in Batavia erschien, und die ich 1892 zum zweitenmale als „Kurzgefaßte niasische Grammatik“ erweitert und berichtigt in Moers drucken lassen durfte. Im Anschluß daran wurde im Haag in Holland eine Chrestomatie mit niasischen Stücken in deutscher Übersetzung mit Wörterverzeichnis gedruckt. Die biblischen Geschichten alten und neuen Testaments waren schon früher erschienen und werden eben jetzt auch in zweiter Auflage gedruckt. Ferner durfte ich im Auftrage der niederländischen Bibel-Gesellschaft in den achtziger Jahren das ganze Neue Testament übersetzen, welches diese Gesellschaft 1891—92 herausgab. Dazu kam dann noch: Ein deutsch-niasisches Wörterbuch, zwei Schulbüchlein (ein erstes und ein zweites), der kleine lutherische Katechismus, eine Heilslehre nach C. Ernst, das Herzbüchlein und ein niasisches Vademecum pastorale und auch zu dem Gesangsbüchlein, welches sich jetzt eben unter der Presse befindet, durfte ich vielleicht die Hälfte liefern. Der Leser wird leicht ermessen, daß darin manche Arbeit steckt, die neben der eigentlichen Stationsarbeit gethan werden mußte. Augenblicklich arbeite ich an einem nias.-deutschen Wörterbuche. Außer diesen Sachen ist, was die Litteratur betrifft, um das hier gleich anzuschließen, von Thomas ein mit einem früheren holländischen Beamten hier, Herrn Taylor-Weber, zusammen ausgearbeitetes nias.-malaisch-holländisches Wörterbuch erschienen und ein von Lagemann übersetztes „Tägliches Andachtsbuch“ wird demnächst gedruckt werden.

Das Seminar war bei meinem Weggange nach Europa wieder geschlossen, und da man in meiner Abwesenheit angefangen hatte, einige junge Leute auf das Seminar in Depok bei Batavia zu schicken, so glaubte man damit auszukommen und von einer Wiedereröffnung des unsrigen absehen zu können, was sich freilich später als irrig herausstellte. Vorläufig wurde Lagemann angewiesen, eine neue Station anzulegen, und ich blieb auf meine übrigen Arbeiten beschränkt.

Im Jahre 1895 erhielt ich den Auftrag, reichlich zwei Stunden weiter ins Innere, in Lölöwua, eine neue Station anzulegen. Auf diesen Platz hatte ich wiederholt hingewiesen, als wichtig für eine Europäerstation und mich schließlich erbaten, sie selbst anzulegen, wenn mich unser Vorstand dafür bestimmen sollte, was dann geschah. Es lag nun erst im Plane, Dahana als Filiale von Gunung Sitoli zu betrachten und höchstens noch vorübergehend einen jungen Bruder dort zu stationieren, allein auf energische Protestation besonders von meiner Seite wurde doch



davon abgesehen und wurde der junge Missionar Probst mein Nachfolger. Dieser Bruder hatte sich nun erst in die Arbeit und in die Sprache einzuarbeiten, allein die Arbeit hat kaum gelitten und zeigt noch guten Fortgang, so daß Probst schon wiederholt eine kleinere Anzahl hat taufen können und sich immer neue anschließen, auch aus dem Gebiete der Ononamölö und einige Familien auch aus Tumori selbst.

#### d. Gumbu Humene.

Thomas erhielt, nach seiner Rückkehr vom Süden im Jahre 1886, den Auftrag zu einer Untersuchungsreise auf Neu-Guinea behufs Gründung einer Mission im dortigen deutschen Schutzgebiete. Nachdem er seine Aufgabe dort mit sich von Afrika soweit gelöst hatte, erkrankte er schwer, so daß er dem Tode nahe kam. Aber der Herr gab Genesung, daß er seiner Frau, die ihn schon 1885 im Süden von Nias mit den Kindern verlassen hatte, nach Deutschland nachreisen konnte. Hier blieb er bis Ende 1889 und nachdem er, nach seinem Wiedereintritt hier, eine kurze Zeit Gunung Sitoli verwaltet hatte, begann er die Anlage der längst geplanten Station in Gumbu Humene, auch in der Nähe der Küste, etwa 3 Stunden südlich von Gunung Sitoli, die er schon im Januar 1891 beziehen konnte. Hier fand er überraschend schnell Eingang. Das erste halbe Jahr war schwer. Bei der Übersiedelung brach Thomas beim Aufsteigen auf sein etwas wildes Pferd den Arm. Kaum auf der neuen Station angelangt, trat das Fieber in sehr hartnäckiger Weise auf bei den Eingeborenen, wozu sich noch Influenza und Masern gesellten. Aber gerade dadurch bekam der Missionar Eingang bei den Leuten. Sie kamen viel zu ihm, baten um Arznei und forderten ihn auf, zu beten mit ihnen. Viele warfen ihre Götzen weg und baten um Taufunterricht. Am 11. August konnte schon mit dem Unterricht begonnen werden, zu dem sich an 100 Personen gemeldet hatten, ja, einige Tage vorher konnten schon zwei alte Leute als Erstlinge getauft werden und so war bald der Grundstock einer Gemeinde da, umsomehr, da einige Christen von außen zuzogen.

Am Schluß des folgenden Jahres hieß es schon:

„Von dieser erst vor noch nicht 2 Jahren angelegten Station lauten die Nachrichten ganz besonders erfreulich. Unsere Vermutung, daß in diesem Gebiete eine ganz besonders starke Bewegung zum Christentum hin vorhanden sei, hat sich bestätigt. Im letzten Jahre konnten 115 getauft werden, eine bisher auf Nias noch nicht erreichte Zahl, so daß die Gemeinde bereits 126 Seelen zählt. 154 befinden sich noch im Taufunterricht. Am 17. Juli fand die erste Abendmahlsfeier statt. So entfaltet sich, zumal Sonntags, ein reges Leben auf der Station; 1½ Stunden nach

dem Hauptgottesdienste findet ein zweiter Gottesdienst statt, zu dem alle Leute zurückbleiben. Es ist mehr eine Besprechstunde, in der in freier Weise die Predigt noch einmal durchgesprochen wird, so daß an jedem Sonntage die Leute über eine Sache möglichste Klarheit bekommen. Nach der Besprechstunde wird Medizin gegeben und dann beginnt die Gesangstunde mit der Jugend, wobei zweistimmig gesungen wird, so daß die Frau Missionar die erste und der Missionar selbst die zweite Stimme leitet. . . . . Jeden Mittwoch Abend ist Bibelstunde, die gut besucht wird. Der getauften Jugend nimmt sich Missionar Thomas besonders an und hat sie gemeinsam mit seiner Frau lesen gelehrt; er hat die Freude, daß jetzt bereits 34 aus seiner Gemeinde das Wort Gottes selbständig lesen können. Zwei Jünglinge hofft er zu Gehilfen heranbilden zu können. Sie haben fleißig gearbeitet und sind wöchentlich fünfmal des Abends 2½—3 Stunden zu ihm gekommen. . . . Auch äußerlich sucht Thomas seine Gemeinde zu fördern . . . er hat eine Darlehenskasse gegründet und einen Kaffeegarten angelegt.“

Ende 1893 lesen wir im Jahresbericht:

„Wieder hat die junge Gemeinde unseres Missionars Thomas einen großen Zuwachs erhalten. Sie zählt jetzt 265 Seelen. Die Schule wird von 30 Knaben und Jünglingen besucht. Missionar Thomas ist voller Freude, daß sich 5 junge Leute bereit erklärt haben, auf das Seminar nach Depok zu gehen. Am 16. April ist auch eine Kleinkinderschule errichtet worden;<sup>1)</sup> anfangs mit Mißtrauen betrachtet, wird sie jetzt von 25 Kindern besucht und von Frau Thomas geleitet. Ein Mädchen hilft ihr dabei. In demselben Raum findet auch die Sonntagsschule statt. Monatlich findet eine Häuptlingsversammlung und eine Missionsstunde statt. Im Laufe des Jahres 1894 wurden wieder 144 Personen aus den Heiden getauft und das Evangelium trug in den nächstgelegenen Orten schon fast einen vollständigen Sieg davon und es wurde nun immer getrachtet, die Gemeinde innerlich zu erbauen. Der Besuch der Kleinkinderschule mehrte sich und so auch die Zahl derer, die lesen lernten, besonders auch unter den größeren Mädchen. Freitag Abends hielt Frau Thomas eine Bibellesestunde mit 24 erwachsenen Mädchen. Donnerstag Abend fand eine Gebetstunde im Hause des Lehrers statt.

Zwei privatim vorgebildete Jünglinge konnte Thomas im Anfang des Jahres 1895 examinieren und als Gehilfen anstellen. Die Gemeinde erhielt in dem eben genannten Jahre aus den Heiden keinen Zuwachs, dagegen wurde in dem nahen Fadono ein Predigtplatz eingerichtet und ein Gehilfe dort stationiert, wodurch Fadono nun mit der Zeit ein Filial geworden ist. Auch 7 Älteste konnten eingesetzt werden und von dem jungen Br. Meis wurde mit einigen jungen Leuten ein Posaunenchor eingeübt, der sich gut gemacht hat.“

Das sind Lichtseiten, aber auch die Schatten fehlten nicht ganz. Besonders zeigte sich die Fleischeslust stark, so daß in einem Jahre Thomas dieser Sünden wegen drei Paare aus der Gemeinde ausschließen mußte.

<sup>1)</sup> Dieselbe wurde mit Unterstützung und unter Protektion einer reichen holländ. Dame gegründet, wird jedoch neuerdings in der anfänglichen Weise fortgeführt.

In 1896 konnten wieder 86 aus den Heiden getauft werden und am Ende des Jahres befanden sich noch 150 im Taufunterricht, von denen 1897 wieder 83 getauft wurden. Im Taufunterricht befanden sich Ende desselben Jahres 230. Die Arbeit dehnt sich weiter und weiter aus, so daß Thomas schreiben konnte: „Das Christentum ist eine Macht geworden, so daß die Heiden, selbst die aus anderen Gegenden zuziehenden, in Krankheitsfällen nicht mehr zu opfern wagen, sondern Arznei holen.“ Eine neue Arbeit erwuchs Thomas dadurch, daß er als guter Lehrer und Pädagog bei dem noch immer anhaltenden Gehilfenmangel auf der Konferenz in Lahagu, im Februar 1895, von einigen anderen Brüdern gebeten wurde, ihnen noch einige junge Leute zu Lehrern heranzubilden. Daraufhin hat er fünf junge Leute von verschiedenen Stationen zwei Jahre lang unterrichtet, und nachdem dieselben im Frühjahr 1897 geprüft und angestellt waren, stellte sich sogleich das Bedürfnis heraus, mit dieser Arbeit fortzufahren. So hat sich daraus wieder ein kleines Seminar entwickelt und ein zweiter Kursus von 8 Zöglingen ist aufgenommen. Am Unterrichte hilft diesmal einer von den zuerst ausgebildeten Eingeborenen. Neuerdings wurde die Station bedroht von den Räubern und Kopfsägern vom Süden her, ja gerüchtsweise die Familie Thomas selbst, so daß der holländische Beamte eine Zeitlang dort eine Wache stationierte. Nicht sehr weit von der Station wurde vor einigen Monaten ein Dorf überfallen und ausgeraubt.

### 3. Die Westküste.

Trotz aller Bemühungen in den vergangenen Jahren, eine zweite Station im Westen anzulegen, ist es doch bisher bei der einen — Fadoro — geblieben, aber eben jetzt trifft der junge Missionar Krumm Vorbereitungen für die Errichtung einer zweiten und zwar in Siheneasi, zwei Stunden südlich von Fadoro, dicht am Meere.

Fadoro selbst hat auch eine sehr erfreuliche Geschichte. Im Frühjahr 1891 machten die Missionare Lagemann und Lett eine Untersuchungsreise in den westlichen Teil der Insel. Im Morôo-Gebiet trafen sie einen uns bereits bekannten kleineren Häuptling, der wohl selbst einen Missionar gewünscht hätte, aber da die Stimmung seiner Genossen nicht dafür war, so wies er die Brüder an eine ihm bekannte und verwandte Häuptlingsfamilie in Tugala an der Baola, die aus Furcht vor feindlichen Überfällen im Begriffe stehe, nach den kleinen Hinako-Inseln auszuwandern und vielleicht einen Missionar freudig begrüßen werde. Dort hin machten sie sich dann auf den Weg und wirklich wurden sie mit

Freuden aufgenommen. Der Häuptling war alt und fast taub, aber sein ältester Sohn, Burôd (Ama Gahonoa), war ein intelligenter und energischer Mann, der sich von Anfang an sehr interessiert zeigte. Ohne weitere bedeutende Schwierigkeiten wurde mit dem nahen Fadoro zusammen beschlossen, Lett dort aufzunehmen und der Name des letzteren Dorfes Stationsname. Es wurden bald Vorbereitungen getroffen und nach einem Jahre, Frühjahr 1892, konnte die Station von Lett und Reitze bezogen werden und dann ist dort ein Werk geschehen, welches wunderbar in unseren Augen ist und zwar hauptsächlich durch den Einfluß dieses Ama Gahonoa, später Fetero (Petrus) getauft. Wohl war es ja mit das Verlangen, Schutz an dem Missionar zu haben gegen die Feinde, aber dies war es keineswegs allein, sondern es trat sofort auch ein tiefes Verständnis für das Evangelium und ein besonderer Trieb, auch andere zu dieser Erkenntnis herüberzuziehen, bei ihm zutage. So trat denn bald die Familie und noch manche andere in den Taufunterricht ein; Ende 1892 waren es schon 52 Personen und bald konnten die ersten Einzeltaufen stattfinden. So wurde der alte Häuptling von Fadoro, kurz vor seinem Sterben getauft, aber sein Nachfolger hat sich bis heute sehr unzuverlässig erwiesen und hat noch immer nicht getauft werden können.

Bei den Missionaren gab es sehr viel Krankheit, besonders Fieber, wozu sich bei Lett Herzkrämpfe und Erstickungsanfälle gesellten. Ja, es kam schließlich so weit, daß beide die Station und Nias überhaupt verlassen mußten, um in dem kühleren Klima Sumatras eine neue Arbeit zu finden. Lett verließ die Station, nachdem ihm seine junge Frau noch kein volles Jahr dort zur Seite gestanden hatte, am 8. November 1893, aber nicht ohne vorher mit Unterstützung Fehrs noch 43 Seelen getauft zu haben, unter ihnen den Ama Gahonoa und seine Familie. Von da an hat sich die Ausbreitung des Evangeliums rastlos fortgesetzt, weniger durch Kunst und Geschicklichkeit der europäischen Arbeiter, auch bei allem Eifer, den sie zeigten. Krankheit und Wechsel hätten nach unseren Gedanken die Sache hindern und aufhalten müssen. Nach Lett trat der junge Missionar Seher ein, der eben erst ins Land gekommen war und der noch Jahre lang zu thun hatte, ehe er in dieser nicht gerade leichten Sprache öffentlich predigen konnte. Unterdessen wurde die Predigt von den doch auch noch sehr unfertigen Gehilfen besorgt. Aber der Herr selbst hatte sich in dem Fetero ein Werkzeug bereitet, durch welches er dem Werke großen Vorschub leistete. Der Mann war unermüdlich im Missionieren. Er ging von Dorf zu Dorf und suchte den Leuten das



Evangelium anzupreisen und die Nichtigkeit der Götzen vorzustellen, worauf dieselben dann mit ihrer Zustimmung weggeworfen wurden. Ja, er verbrannte sie wohl vor ihren Augen, um recht ihre Ohnmacht zu zeigen. Bis nach Siheneasi, wo Krumm jetzt die zweite dortige Station anlegt und wo das Christentum bereits Fuß gefaßt hat und bis auf die Hinakof-Inseln, wo man jetzt auch um einen Missionar bittet und wo sich schon viele Taufbewerber befinden, reicht sein Einfluß.

Pett schreibt über ihn, kurz nach seiner Taufe:

„An allen diesen Erfolgen hat nächst Gottes Gnade unser Freund, Ama Sahonoa, der, wie er wünschte, in der Taufe den Namen Fetero erhalten hat, großen Anteil. Er und seine Brüder legen überall Zeugnis ab und gehen selbst in die Dörfer und Felshäuser, um mit den Leuten über Gottes Wort zu sprechen. Wenn ich in die Dörfer ging, nahm ich immer einen oder zwei mit, um sie auf diese Weise im Evangelisieren anzuleiten und ihnen dies zur Pflicht zu machen. Alle Männer, die nun getauft sind, kommen regelmäßig Sonntag abends auf die Station zur Gebetsstunde, namentlich hält Fetero viel vom Gebet und wird darüber auch von anderen geachtet, so daß man ihn oft zu Kranken ruft, daß er mit ihnen bete; ja, auch wenn ich selber krank war, kam er, um an meinem Bette um Genesung zu beten.“

So schlossen sich immer mehr Leute an und das Gottesdienstlokal füllte sich, und 1896 baute Seher eine nette geräumige Kirche, die aber leider eben nach dem Aufstellen von einem Sturm wieder umgeweht wurde, wodurch manches zerbrach und der Bau verteuert wurde. Im Jahre 1894 wurden 99 Personen aus den Heiden getauft, 1895: 85 und 1896: 37 und am Ende des letzteren Jahres befanden sich noch 408 im Taufunterrichte. 1897 wurden 72 Personen getauft, wonach noch 400 im Unterrichte verblieben. Seher und seiner Frau, die ihm 1894 nachfolgte, geht es mit der Gesundheit ziemlich gut; in den ersten Jahren hatten sie überhaupt kein Fieber, so daß die Station doch allmählich in etwas besseren klimatischen Ruf gekommen ist. Sonst giebt es in der Gegend viel Krankheit und der Missionar ist viel Arzt; er ist auch ein geschickter Wundarzt. Wenn es allzu arg wird mit den Arznei Holenden, dann kommt Fetero wohl und treibt sie mit seinem Stocke auseinander und sagt ihnen, sie sollen ihren Missionar nicht soviel plagen, sondern das Gebet mehr üben, er selber brauche wenig Arznei, er heile sich und seine Familie durch das Gebet. Als der Schreiber dieses nach seiner Rückkehr von Europa 1893 zum erstenmale den Westen besuchte, wurde derselbe von dem Häuptling Tuha Lalai in Sitolubanua, mehr am oberen Lahomi, gebeten, doch einmal bei ihm vorbeizukommen. Wir nahmen unsern Weg dorthin, wurden sehr freundlich aufgenommen und sogleich gebeten, dort eine Station an-

zulegen, was uns sehr angenehm war, da die Gegend günstig gelegen und stark bevölkert ist. Nachher war ich noch wiederholt dort, sowie auch andere Brüder und sobald ein Missionar — Probst — dafür zur Verfügung war, wurden Vorbereitungen zum Bau getroffen. Da aber war der Häuptling durch diese oder jene Verhältnisse und Einflüsse umgestimmt und verbot die Anlage. Er schob es auf eine alte Streitgeschichte mit dem mohammedanischen Häuptling auf den Hinako-Inseln, die noch nicht zum Austrag gebracht sei und deren Austrag nach seinem Sinne wir dann verbieten würden. Der Oberhäuptling war sehr für die Sache, aber er wagte nicht ganz gegen seinen etwas brutalen Unterhäuptling, Tuha Palai, vorzugehen und da wir selbst in diesem Falle auch Verwickelungen fürchteten, so mußte die Errichtung einer Station dort zu unserem Bedauern vorläufig unterbleiben.

Auch in dem stark bevölkerten schönen Gebiete des Moroo-Flusses haben wir wiederholt angeklopft, ohne jedoch bis jetzt endgiltig Eingang gefunden zu haben. Bei einer Reise, die wir anfangs September vorigen Jahres wieder dorthin machten, fanden wir in einem Dorfe sehr freundliches Entgegenkommen und alles zur Anlage einer Station bereit, so daß wir schon einen Platz dafür suchen konnten. Aber nun hat sich auch dort wieder eine Streitsache aufgethan, die blutig gerächt werden soll, so daß man wieder nicht weiß, wie die Sache ablaufen wird. Möglich, daß die dritte Station in jener Gegend nun doch noch erst auf den kleinen Hinako-Inseln angelegt werden wird. Die Mohammedaner, die es dort allerdings eine Anzahl giebt, werden die Anlage kaum hindern können.

#### 4. Das Innere.

##### a. Lahagu.

Nachdem der Schreiber dieses von seiner Urlaubsreise Ende 1892 zurückgekehrt war und wieder in seine alte Arbeit auf Dahana eintrat, mußte Lagemann sich ein neues Arbeitsfeld suchen. Nach einigen vergeblichen Versuchen im Moroo-Gebiete, wurde er bei einer Rückkehr von dort auf Lahagu, am mittleren Djo, hingewiesen und ein Häuptling, Tesugi (Ama Ngalu) nahm ihn mit Freuden auf und bewilligte die Anlage einer Station, und da es sehr wünschenswert, ja eigentlich nötig war, in der Mitte der Insel noch eine Verbindungsstation, im Blick auf den zwei gute Tagereisen entfernten Westen zu haben, so entschloß sich Lagemann, dort zu bauen. Zwar war die Bevölkerung nicht gerade zahlreich, aber man hoffte auf Zuzug, wenn erst durch die Mission Ruhe und Sicherheit

in diese Gegend, die eine der fruchtbarsten von Nias ist, einkohre. Früher hatten dort in kleinem Umkreise einige 30 Dörfer gestanden, von denen jetzt eigentlich nur noch eins — Sisobahili — besteht; weiterhin giebt es allerdings noch Leute, aber doch dünn. Noch in diesem Menschenalter standen im Djothale die Kokospalmen so dicht, daß man von der einen auf die andere steigen konnte und jetzt sieht man in der ganzen Gegend kaum noch eine Palme. Alles ist von den Räubern und Kopfsägern vom Süden her verwüstet und ausgeraubt. Leider zum großen Theile, wie man hört, durch die Bewohner von Lahagu selbst veranlaßt, da sie sich unter einander verraten und verkauft haben. Hätten sie zusammengehalten, dann hätten sie sich der Räuber ebenso gut erwehren können, wie die zahlreiche Bevölkerung des Moroo- und des Lahomithales.

Man hoffte nun, die Missionsstation solle zu einem Hali werden und die Gegend werde sich wieder heben. Anfangs November 1893 waren die Gebäulichkeiten soweit gediehen, daß Lagemann mit seiner Familie dorthin übersiedeln konnte. Die Leute erwiesen sich auch soweit als zugänglich, d. h. die von Sisobahili selbst, so daß er eine Anzahl in Taufunterricht nehmen und am Schlusse des folgenden Jahres aus den 80—90 Seelen 46 taufen konnte, unter ihnen die beiden Häuptlinge von Sisobahili. Im folgenden Jahre wurden noch 11 weitere getauft und 1897 wieder eine kleine Anzahl. Leider aber hat Lagemann nicht allzuviel Freude an diesen Leuten gehabt, so daß er im März 1897 Lahagu in etwas gedrückter Stimmung verließ, um eine Urlaubsreise nach Deutschland anzutreten. Es ist auch ein zu armes, verkommenes und niedergetretenes Volk. Dazu erwies sich der erste Häuptling, Tesugi, als zu wenig zuverlässig, und der zweite ist ein so matter Charakter, daß er kaum etwas bedeutet. Der erhoffte Zuzug von außen begann sehr gut, so daß in kurzer Zeit schon etwa  $1\frac{1}{2}$  hundert neue Bewohner da waren, aber der Häuptling wußte sie nicht zu behandeln und nicht festzuhalten und so zerstreuten sich manche wieder. Neuerdings scheint es damit wieder etwas besser zu gehen. Den jüngsten Sohn von Tesugi, Sofu, suchte Lagemann sich zum Gehilfen heranzubilden, aber auch dieser erwies sich höchstens als mittelmäßig. Jetzt ist er allerdings auf dem Seminar des Dr. Thomas und wollen wir hoffen, daß noch ein brauchbarer Lehrer aus ihm werde. Einzelne Seelen gab es allerdings unter jenen Getauften, an denen Lagemann und auch sein Nachfolger Sportet ihre Freude haben konnten. Neuerdings ist der Besuch des Gottesdienstes verhältnismäßig gut, wie Sportet berichtet, und auch entferntere Dörfer beginnen sich zu nähern. Vor kurzem machte

Sportet eine Reise den Djo hinab und noch weiter nordwärts und wurde überall freundlich aufgenommen und um Missionare gebeten.

Nicht ganz ohne Sorge waren die Brüder Jahre hindurch wegen eines südlichen Häuptlings, Namens Fagohi, der, ein berühmter Raubmörder, wiederholt gedroht haben sollte, er wolle die Station und das Dorf überfallen. Dreimal bin ich selbst im Laufe der Zeit auf Lahagu zu Gaste gewesen, wo es jedesmal hieß, gerade in dieser Nacht komme die Bande, aber es blieb stets alles still. Endlich ist nun dieser Fagohi vor einigen Monaten von seinem Schwager ermordet worden.

Eine weitere Sorge machte noch der Gesundheitszustand der Station. Obwohl Lagemann zuerst meinte, die Station liege gesund, so stellte sich dies doch bald ganz anders heraus, so daß seine Frau und Kinder schwer am Fieber litten und schließlich mußte noch zur Verlegung geschritten werden, welche Arbeit Lagemann noch eben vor seiner Urlaubsreise vollendete. Unterdessen fand die Schwester mit den Kindern auf unserem höher und gesünder gelegenen Lolowua bei ihrer leiblichen Schwester eine Zuflucht, wo sie sich, bis auf die kleine Tochter bald ein wenig erholten. Jetzt liegt die Station etwas höher am geschützten Waldesrande und wird nicht so von den Thalwinden bestrichen wie früher unten in der Nähe des Flusses. Jetzt scheint es besser zu gehen, so daß Sportet, der früher auch schon viel mit dem Fieber zu kämpfen hatte und sich vor demselben auch schon hierher flüchtete, sich ziemlich wohl fühlt.

#### b. L ô l ô w u a.

Lôlôwua ist die jüngste der bestehenden Stationen. Mit ihrer Anlage begann der Schreiber dieses 1895 und gegen Ende Januar 1896 konnte sie bezogen werden, wenn auch das Wohnhaus noch erst zu bauen war. Im August desselben Jahres zogen wir in dieses ein, obwohl es noch unfertig war. Ich kam den Leuten hier nicht als ein Unbekannter, schon in Dahana hatten viele von ihnen mit mir verkehrt und ich hatte sie hier auch schon je und je aufgesucht und einen Anfang gemacht, sie mit dem Evangelio bekannt zu machen. So hatte ich denn auch durchaus nicht den Eindruck, daß ich zu wilden Heiden komme. Das alles nahm aber nicht weg, daß sie bei der Anlage der Station gerne soviel äußeren Vorteil von mir zu erlangen suchten, als nur möglich war. Als wir ankamen, kam sofort das ganze Dorf, Männer und Frauen zur Begrüßung und zwei Tage später wurde ich mit Frau und Kindern zu einem Essen ins Dorf eingeladen, wo wir dann besungen und betanzt wurden.



In den folgenden Wochen ließ ich schnell ein vorläufiges Gebäude errichten für die sonntäglichen Gottesdienste, welches später Schule werden soll und sobald dies fertig war, konnte ich regelmäßig Gottesdienst halten, zu dem sich gleich eine stattliche Schar, sowohl Frauen als auch Männer, einfanden und bald kam auch schon eine Anzahl aus dem etwa  $\frac{3}{4}$  Stunden entfernten Tetehösi. Kaum waren wir einige Monate hier, so hörte ich eines Tages, der zweite Häuptling habe schon begonnen, die Götzen wegzumerfen, was er dann nachher in meinem Beisein und nachdem ich erst mit der Familie gebetet hatte, noch fortsetzte. Auch andere entschlossen sich bald dazu und in gar nicht sehr langer Zeit war schon gegen ein Duzend Häuser von den Götzen gesäubert. Die Götzenopfer hörten hier im Dorfe eigentlich sofort fast gänzlich auf, und die Leute griffen zur Arznei und zum Gebete zu dem lebendigen Gotte. Vom Gebet halten die jungen niassischen Christen überhaupt viel, immer wieder wird man sofort aufgefordert, mit und für den Kranken zu beten, und oft erzählen sie von fast augenblicklichen Erhörungen auch ihrer kindlichen Gebete.

Nun wollte ich anfangs mit dem Anschreiben für den Taufunterricht nicht eilen, sondern die Leute erst ruhig hören lassen, allein da ich gebeten wurde, sie näher zu unterrichten, wie man beten müsse, so entschloß ich mich doch bald, die dazu willigen anzuschreiben, und es wurden gleich etwa 140 Seelen inklusive Kinder. Von da an gab ich dann Sonntags nach dem Gottesdienste noch näheren Taufunterricht.

Besondere Aufnahme fand das Evangelium bei einem schon älteren gichtbrüchigen Manne, einem der angesehenen Leute von Lölöwua, zu dem ich eines Tages bei einem Gange durch das Dorf ins Haus gerufen wurde. Der bedauernswerte Mann liegt schon seit Jahren auf seinem harten Lager, mit teilweise aufgebrochenen, eiternden und verkrümmten Händen und Füßen. Die letzteren hängt er in einem schmalen Tuche, das von der Decke herabhängt, auf. Mit großem Verständnis und Interesse hörte er die verkündigte Botschaft und nahm sie auf mit Freuden; er lernte noch verhältnismäßig leicht. Überhaupt interessiert er sich für alles und fragt über alles und jedes, über unsere in Europa weilenden Kinder, wie sie heißen und wie groß sie sind, über europäische Verhältnisse, über Schiffahrt, Geographie und Himmelskunde und was weiß ich noch alles. Mitten im Gespräch kann er dann aber wohl einmal sagen: „Lassen wir das, erzähle mir noch was von dem faauri si lö aetu = dem ewigen Leben.“ Von Zeit zu Zeit nimmt sein Übel eine bedrohlichere Gestalt an. So war es auch kurz vor meiner Abreise nach dem Westen

zur Konferenz, anfangs April 1897. Da war es denn sein Wunsch, vorher noch getauft zu werden, im Falle daß ich ihn nicht lebend wieder antreffen möchte, welchem Wunsche ich willfahrte. Er lebt indessen bis heute noch und hat sich vor einem halben Jahre auch endlich einmal hier auf die Station tragen lassen, die er noch nie gesehen hatte und wo er dann alles anstaunte und bewunderte. Bei dieser Gelegenheit wurde er dann auch von Krumm photographiert. Kurz vor Neujahr reichte ich ihm auch auf seine wiederholte Bitte zum erstenmale das heilige Abendmahl.

In der zweiten Hälfte des Jahres machte ich auch unter den übrigen Taufbewerbern eine Auswahl, die dann noch näher, auch in der Woche unterrichtet wurde und konnte dann gegen Ende des Jahres weitere 52 Seelen berufen, theils von hier und theils von dem oben genannten Tetehösi. Hier in Lölöwua waren auch die beiden Häuptlinge unter den Getauften; den Onkel des zweiten Häuptlings, der sonst einer der ersten im Unterrichte war, mußte ich leider, eigentümlicher Familienverhältnisse wegen, die sich noch nicht ordnen ließen, noch zurückstellen.

Gleich nach der Taufe durfte ich wieder eine stattliche Anzahl neu anschreiben. Vielleicht der bedeutendste Mann unter diesen ist ein früher berühmter Räuber, der aber schon vor Jahren dieses Handwerk aufgegeben und sich hier friedlich niedergelassen hat, etwa  $\frac{3}{4}$  Stunden von hier. Er erklärt sich ganz für das Christentum und ist recht eifrig. Seine Mädchen waren die ersten, mit denen meine Frau die Wochenmädchenschule beginnen konnte, wodurch dann die Mädchen hier von Lölöwua, die bisher immer noch nicht recht wollten, zur Nachahmung gereizt wurden. Gerade heute morgen schickte er die Mädchen der vielen Morde wegen, die neulich hier in der Nähe verübt wurden, mit einem männlichen Begleiter, der während des Unterrichtes hier auf sie warten muß; das thut nicht leicht ein anderer Niasser.

Außer der eben erwähnten Schule, die meine Frau an zwei Morgen in der Woche hält, hat sie Sonntags nach dem Gottesdienste auch noch Sonntagschule, die recht fleißig von den Mädchen und jungen Frauen besucht wird. Auch eine Knabenschule wird von meinem Gehilfen, Sarali, an 5 Tagen in der Woche gehalten, wenn es damit auch noch etwas schwach geht, wie fast überall bisher auf Nias. Daneben übte der junge Missionar Hoffmann, der sich behufs Erlernung der Sprache noch hier aufhält, auch einen Posaunenchor ein. So zeigt sich der Einfluß des Christentums schon in bedeutendem Maße. Der Götzendienst hat im

Dörfe so gut wie ganz aufgehört. Eben in diesen Tagen hat der Dorfpriester meinen Gehilfen ersucht, seine Götzen wegzuwurfen. Er ist freilich auch alt und hinfällig und sieht ein, daß er keinen Verdienst mehr hat; hoffentlich ergreift er aber das Evangelium auch noch von Herzen. Das Palmweintrinken ist im Schwinden, und man begreift immer mehr, wie schädlich es ist. Auch greift der Herr in solchen Dingen recht seltsam ein. So ist eben in der vergangenen Woche der Häuptling des auch zu meinem Bezirke gehörenden Dorfes Gada, der ein starker Trinker und Widersacher des Christentums war, vom Palmbaum herunter gestürzt und zwar so schwer, daß es sehr fraglich ist, ob er am Leben bleiben wird.<sup>1)</sup>

So wird den Christen gesagt, sich nicht mehr an den immerhin mit Heidentum durchzogenen Tänzen bei heidnischen Begräbnissen zu beteiligen. Nun hatte sich bei einem neulichen heidnischen Begräbnisse hier in der Nähe der obengenannte Onkel des zweiten Häuptlings verleiten lassen, noch ein wenig mitzuthun, und siehe da, gleich nachher stürzte er in einer Art Krampf bewußtlos hin, was sofort von den anderen und dann auch von ihm als eine Warnung von Gott aufgefaßt wurde.

Die Gegend hier ist ziemlich stark bevölkert und werde ich mit der Zeit verschiedene Filiale anlegen können. Etwa 2 Stunden von hier liegt das bedeutende Dorf Lalai und nicht weit davon noch ein kleineres, Lölölaça. Diese beiden Dörfer haben zusammen vielleicht 600 Bewohner und der erste Häuptling von Lalai ist dem Christentum schon sehr geneigt und wie ich höre mit etwa der Hälfte der Dorfbewohner. Auch in Lölölaça zeigt sich schon Geneigtheit. In der Liste der Taufbewerber habe ich jetzt etwa 160 Namen.

So hätte ich denn einen Rundgang über die sämtlichen Stationen gemacht und konnte, dem Herrn sei Dank, im allgemeinen erfreuliches berichten. Wir stehen hier in einer aussichtsvollen Arbeit, aber es fehlt auch nicht an Schwierigkeiten, wenn diese auch weniger in den Personen als vielmehr in den Verhältnissen liegen.

In dem vor Jahren veröffentlichten ersten Teile dieser Arbeit verbreitete ich mich über einige dieser Schwierigkeiten. Eine der größten nannte ich dort den Widerstand der Häuptlinge. Dieser ist unterdessen fast ganz hingefallen. Eine große Anzahl der bedeutendsten Häuptlinge im Gebiete der Stationen sind in den letzten Jahren getauft worden, und wo jetzt neu begonnen wird, da sind die Häuptlinge mit an der Spitze.

---

<sup>1)</sup> Er ist unterdessen gestorben.

So können wir jetzt auch schon allerlei erreichen, was früher nicht möglich war und hoffentlich allmählich noch verschiedene alte schädliche Sitten abschaffen. So haben wir eben auf unserer letzten Konferenz mit Zustimmung der Häuptlinge und im Beisein des holländischen Beamten den allzu hohen Zinsfuß geändert, resp. mehr geregelt, damit die armen Leute nicht mit 100 % im ersten Jahre erdrückt werden. Auch die Frauenkaufsache ist bereits in Anregung gebracht, wenn auch noch nicht entschieden.

In Bezug auf den Mohammedanismus gilt noch dasselbe was ich damals ausführte. Derselbe thut uns hier nicht allzuviel Schaden und Abbruch. Propaganda in den niasischen Dörfern macht er nicht, die einzelnen Personen, oder auch Familien, die übertraten, ziehen zu den am Seestrande wohnenden Mohamedanern.

Das, worüber wir am meisten zu seufzen haben als Hindernis unserer Arbeit ist die natürliche Trägheit und Gleichgiltigkeit und der mangelnde Ernst in der wirklichen Annahme des Christentums. Der Götzendienst ist, wenigstens hier in der Umgegend, von keiner großen Bedeutung mehr und setzt uns nicht mehr allzuviel Widerstand entgegen, woran die große Kostspieligkeit viel mithilft und dann auch die glücklichen Kuren, die wir mit Gottes Hilfe mit unseren Arzneien machen. Es finden sich bald zahlreiche Familien, die die Götzen wegwerfen und sich für den Taufunterricht anschreiben lassen, aber dann hält es sehr schwer, sie auch zu geregelterm Besuche dieses Unterrichts zu bewegen. Wenn sie irgend einen kleinen, wenn auch nichtigen Vorwand haben, bleiben sie weg. Darum ist unser Gebet: „Herr sende einen Hunger nach deinem Worte, auch in dieses Land!“ Mit dem Besuche des Hauptgottesdienstes am Sonntage geht es leidlich, wenn es auch noch zu wünschen übrig läßt, aber damit scheinen sie dann nach ihrer Meinung auch genug gethan zu haben. Will man sie wirklich unter das Gehör des Unterrichts bekommen, so ist man fast gezwungen, ihrer Trägheit soweit zu Hilfe zu kommen, daß man ihnen in jedes einzelne Dorf nachgeht. Indessen giebt es auch Ausnahmen.

Sonstige Wankelmütigkeit hat man den Niasern nicht gerade vorzuwerfen. Wer einmal Christ ist, bleibt es gewöhnlich auch. Rückfälle ins Heidentum sind selten. Wenn wir hier und da wieder einen ausschließen müssen, so beruht dies meistens darauf, daß der betreffende eine zweite Frau genommen hat zu seiner ersten noch lebenden hinzu. Aber damit soll nicht gesagt sein, daß der sittliche Zustand auf Nias ein schlechter sei. Im Gegenteil; man findet vielleicht kaum ein heidnisches



Volk unter dem er so gut ist, wie gerade hier. Jedenfalls ist er ganz unverhältnismäßig besser, als in der europäischen Christenheit und zwar auch unter den Heiden. Früher wurde Ehebruch und Hurerei meistens mit dem Tode bestraft und im Innern der Insel geschieht dies noch heute und zwar oft in recht grausamer Weise. Man erzählte mir, man habe ein Grab gegraben, die beiden hineingestellt, ihren Rücken mit der Lanze durchstoßen und sie dann sofort zugeschüttet. Oder man habe sie einander gegenüber in die Erde gegraben bis an den Hals, sie festgestampft und dann ihrem Schicksale, d. h. dem Hungertode überlassen, wie ich dies schon im ersten Teile dieser Arbeit, bei der Besprechung der Rechtsverhältnisse ausgeführt habe.

Wenn nun auch diese Strafen in dieser Gegend kaum noch zur Anwendung kommen, so werden doch derartige Vergehen meistens noch schwer mit Geld bestraft. Schwerer haben wir vielleicht zu tragen an der Dieberei und an der Unwahrhaftigkeit des Volkes. Eine nicht geringe Sorge bereitet uns auch noch die kirchliche Selbständigmachung der niassischen Christen, d. h. daß sie lernen für ihre kirchlichen und Schulbedürfnisse selbst zu sorgen. Im großen und ganzen ist ja das Volk arm und verschuldet und zwar besonders mit infolge der eigentümlichen Sitten, die ich in dieser Zeitschrift 1898, Seite 172 ff. besprochen habe. Ganz vorwiegend ist es der enorme Preis der zu tausenden Frauen, der die Leute in Schulden stürzt. Der Erwerb ist sehr gering und bezieht sich bei den meisten fast ausschließlich auf die auch nur geringe Schweinezucht und nun ist leider auch schon seit Jahren der Preis der Schweine bei den hier Handel treibenden Chinesen bedeutend gesunken, was sehr zu bedauern ist, da man sonst auf diese Weise noch zu barem Gelde gelangte. Eine kleine Anzahl Bevorzugter hat ja allerdings einen relativen Besitz an Gold resp. goldenen, oder halbgoldenen Schmucksachen, aber das ist ziemlich totes Kapital. Erinnert man sie bei Gelegenheit an ihren Quasi-Reichtum, dann sagen sie: „Ha esuano“ d. h. das dient mir ausschließlich zum Vorwurf und dabei hungert er womöglich mit seinen Kindern neben oder auf der Goldtruhe.

Nun haben sie eine heillose Angst, daß sie irgend etwas geben müssen für kirchliche Zwecke. Wo man vom Christentum redet, stößt man fast überall auf die Furcht vor Steuern. Auf den alten Stationen wird ja etwas gethan, aber die Sache hat noch sehr ihre Haken. Auf meiner früheren Station war ich endlich mit Mühe zu der Festsetzung einer bestimmten Kirchensteuer gekommen, aber die Bezahlung an meinen

Nachfolger läßt viel zu wünschen übrig. Hält man ihnen vor, daß ihnen doch der Götzendienst weit mehr gekostet habe, dann antworten sie: „Ja, darum haben wir ihn auch fahren lassen, weil wir dadurch in Schulden kamen.“ Eine weitere Schwierigkeit bietet nach wie vor die unsägliche Unwegsamkeit des Landes. Die Pfade, die sich durch das hügelige Land, welches dabei noch dicht bewachsen ist, schlängeln, genügen kaum für Katzen und Hunde. Nun ist es uns ohne Pferde auf die Dauer nicht möglich, unsere Wege zu machen, aber wie sollen wir zu Pferde durchkommen? Auf Dahana hatte ich mir mit Mühe und aus besonderen Mitteln die Wege in eine Reihe Dörfer gebahnt, wobei ich erst oft ganze Strecken durch das Dickicht kriechen mußte, so daß meine Hände von den Dornen zerrissen wurden. Als ich dann aber hierher kam, saß ich wieder eingeengt und mußte wieder aufs neue beginnen. Zum Glück haben wir mit Hilfe der holländischen Kolonial-Regierung, die die Mittel dafür zur Verfügung stellte, einen notdürftigen Pfad quer durch die Insel gebahnt, so daß wir wenigstens die an demselben liegenden Stationsreihen einigermaßen erreichen könnten, aber das übrige ist vielfach noch terra incognita. Dazu noch der viele Regen auf dieser Insel, der immer alles wieder verdirbt und in Schlamm verwandelt.

Endlich ist noch der Umstand drückend, daß wir noch so unsichere Zustände in Bezug auf Leben und Eigentum haben, wenn auch weniger für uns, so doch bei den Eingeborenen unter einander. Das Innere der Insel hält noch wieder von Raub, Kopfsjägeri und Mord und auch hier herum kommen noch viele Morde vor, neulich in 14 Tagen deren fünf und außerdem wurden noch zwei Frauen entsetzlich verhaßt und ein Kind geraubt, alles nicht sehr weit von hier. Dem gegenüber thut die holländische Regierung nur ein klein wenig mehr wie nichts, so daß die Eingeborenen geradezu sagen: „Wofür haben wir eine Regierung?“ Und doch wäre es gerade bei dem Charakter der Niaser so leicht, das Land, wenigstens hier in dieser Gegend, einigermaßen zu pacifizieren.

Indessen sehen wir, trotz aller dieser Hindernisse doch mit Vertrauen in die Zukunft, daß der Herr sich auch hier ein Volk sammeln werde, zu der großen Schar, die dereinst vor seinen Thoren stehen soll.

---

## Ein schweizerisches Missionsfest.<sup>1)</sup>

Von einem norddeutschen Pastor.

Ein schweres Gewitter hatte das günstige Wetter unterbrochen. Auf die Berge konnte man nicht. Alles trug dazu bei, die Einladung auf das Missionsfest willkommen zu machen, obgleich mir hier in der Sommerfrische eine Wanderung von 2 Stunden auf der Chaussee nicht angenehm ist. Zwei Amtsbrüder, die ich kennen gelernt, machten den Weg zu Fuß, und ich schloß mich ihnen an. Das Wetter klärte sich auf und wurde zuletzt richtiges Festwetter. Auf dem Wege wurden wir überholt von einem großen Frachtwagen, der ad hoc mit einer Bedachung und Bänken zum Gesellschaftswagen umgestaltet war. Die Insassen, meist Damen, grüßten freundlich und wollten zusammenrücken um die Herren Pfarrer aufzunehmen. Aber wir dankten, denn der Wagen war reichlich gefüllt.

Mir war die Unterhaltung wichtig, die ich besser auf der Wanderung haben konnte. Einer der Amtsbrüder informierte mich über das Fest. Es sollte das Jahresfest des Bibel- und Missionsvereins dieses Kantons sein, der anfangs der vierziger Jahre gegründet wurde als neubelebte Fortsetzung eines schon in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts entstandenen Bibelvereins, der etwas altersschwach geworden war. Thatsächlich ist dann die Mission sehr bald die Hauptsache geworden; aber immer noch findet in den Verhandlungen und bei den Gaben die Bibelsache (und daneben, wenn ich richtig verstanden habe, auch eine Anstalt der inneren Mission) besondere Beachtung.

Daß hier, ganz anders, als bei uns, wo so manches Fest vom Pastor loci gemacht wird, die Sache in der Gemeinde wurzelt, zeigten die Wagen der von verschiedenen Seiten herbeieilenden Festgäste. Auch die Eisenbahn brachte solche in großer Zahl. Ich vermutete, daß es hier zu Lande, lebenskräftige, pietistische Gemeinschaften gebe, welche die reichlichen Gäste stellten. Doch diese Annahme wurde verneint. In den verschiedenen Gemeinden, so sagte man mir, giebt es nicht wenige sehr warme und thätige Missionsfreunde, die freilich verhältnismäßig nur eine kleine Minorität bilden. Aber ein konventikelmäßiges Zusammenhalten fehlt. Ich konnte es verstehen, wie in den Gemeinden meiner beiden Begleiter die gläubigen

<sup>1)</sup> Dieser kleine Artikel war eigentlich für das Beiblatt geschrieben. Da aber der für dasselbe bestimmte Raum in diesem Jahrgange bereits voll besetzt ist und er in 1899 zu sehr post festum käme, so mußte er im Hauptblatt untergebracht werden.

Christen in der Kirche befriedigende Nahrung finden. Doch erstaunte ich zu hören, daß gerade am Festorte seit Jahren ein Reformier als Pfarrer stehe. Unter solchen Verhältnissen haben die Altgläubigen für ihre geistlichen Bedürfnisse besonders gesorgt. Die Christona pflegt dazu die Hand zu reichen. Hier und da sind auf diese Weise sogar freie Gemeinden entstanden. An unserem heutigen Festorte ist das nicht der Fall. Die von einem Christonabruder bediente Gemeinschaft hat sich von der Kirchengemeinde nicht getrennt. Man hofft wohl auf andere Zeiten und es ist nicht ausgeschlossen, daß bei der nächsten Wahl ein positiver Pfarrer berufen wird. Auch jetzt schon ist die Gemeinde gegen die Minorität gelegentlich entgegenkommend, wie dieses Fest zeigte. Der Vorstand des Vereins hatte sich an den Kirchenvorstand gewendet mit der Bitte um Überlassung der Kirche und diese war unbeanstandet gewährt worden.

Mich überkam ein sonderbares Gefühl beim Eintritt in das Pfarrhaus. Ich hatte früher mit eignen Ohren schon starke Stücke in den Predigten von Reformern in der Schweiz gehört, bis ich mich erkundigt habe, wo (auch in den für den Alpenfreund geeigneten Orten) Geistliche andrer Richtung sich finden. Ich hatte es nicht mehr vergessen, wie einer dieser Reformier Lessings Loblied sang, natürlich wegen der drei Ringe, und ein andrer predigte über die Vergpredigt: Wie man auf den Bergen seine Andacht haben könne. Aber die Reformier sind nicht alle gleich. Der, zu dem wir kamen, wurde mir als ein tüchtiger, braver Mann beschrieben. Natürlich reichte die Zeit nicht aus, ihn einigermaßen kennen zu lernen. Er nahm uns und 5—6 andre Pfarrer nebst einigen Laienmitgliedern vom Vereinsvorstand freundlich auf. Der ehrwürdige Präsident desselben, ein hochbetagter Greis, durfte, als die Glocken läuteten, das Gebet sprechen, mit dem wir uns zum Kirchgang anschickten.

Daß keine Talare zu sehen waren, kann den nicht befremden, der mit reformierten Kirchenformen bekannt ist, obwohl sonst beim Gottesdienste in der Schweiz jetzt meistens der Talar im Gebrauch zu sein scheint. Aber wie kahl ist es doch in den Kirchen! Da, wo wir den Altar erwarten, ist ein leerer Raum und darüber befand sich die sonderbar in die Orgel hineingebaute Kanzel. Farbige Ornamente der Fenster bildeten den einzigen Schmuck des Gotteshauses.

Die große Versammlung bestand überwiegend aus Frauen. Man mußte freilich berücksichtigen, daß die Heuernte bei irgend günstiger Witterung die Männer dringend in Anspruch nahm. Auch einige der Festgäste hatten sichtlich Mühe sich der Müdigkeit zu erwehren. Ein kurzes Vorspiel klang



nicht gerade festlich. Der erste Redner, im Überrock, hatte die Kanzel bestiegen und gab die beiden Verse an, die gesungen werden sollten. Das geschah, während er den Sitzplatz auf der Kanzel inne hatte. Dann erhob er sich und las ein schönes Missionsgebet aus Hesse: „Die Mission auf der Kanzel“. Der braune Umschlag des Buchs war wohl nicht entfernt worden, um den roten Rücken des Einbandes zu verhüllen. Darauf folgte sofort, an ein Schriftwort angeknüpft, ein Bericht, der in großen Zügen die Fortschritte der Basler Mission vorführte und besonders bei den ihr durch die Jesuiten bereiteten Schwierigkeiten verweilte, die auch in der Heimat ihre Parallelen finden.

Der zweite Redner verlas Josua 13, 1: „Es ist noch sehr viel des Landes einzunehmen“. Hiernach wurde in geistvoller Weise das Missionswerk von verschiedenen Seiten beleuchtet und immer wieder bildeten jene Worte den Refrain. Aber eine eigentliche Missionspredigt, wie wir solche gewohnt sind, war es nicht. Auch vermiste man die Beispiele aus der Mission, mit denen der Missionsredner wohl am besten den Hörern nahe kommt.

Die dritte Ansprache galt lediglich der Bibelsache. Der praktische Zweck der Bibelverbreitung, der sonst beim Jahresfest der Bibelgesellschaften hervortritt, wurde hier nicht erwähnt, sondern nur (nach 2. Timoth. 3, 15 ff.) der Segen des Bibellesens dargelegt. — Als letzter Redner bestieg die Kanzel ein früherer Missionar, der in Basel ausgebildet, eine Reihe von Jahren im Dienste einer englischen Gesellschaft unter den Heiden gearbeitet hat, jetzt aber in der Heimat als Reiseprediger thätig ist. Da er aus diesem Kanton stammte und manche Bekannte und Verwandte anwesend waren, richteten sich die Blicke mit erhöhtem Interesse auf ihm. Er erledigte zunächst die Abkündigungen: Kollekte, Schriftenverkauf und Nachfeier im Saale eines Gasthofs. Dann verlas er einen Psalm, an den er herzliche Worte die Mission betreffend knüpfte und zur Biographie eines kürzlich verstorbenen Missionars überleitete, für den in der Versammlung ebenfalls persönliches Interesse vorhanden war. Daß derselbe auf dem Missionsfelde zu den Baptisten gekommen und sich nochmals hatte taufen lassen, wurde unumwunden erzählt und sogar durch die Bemerkung gerechtfertigt, daß die Verschiedenheiten der christlichen Kirchengemeinschaften der gewaltigen Missionsaufgabe unter den Heiden gegenüber ihre Bedeutsamkeit verlieren. Unser einen mußte das etwas peinlich berühren. Schon der gesunde Menschenverstand mußte sich sagen, daß, wenn die kirchlichen Unterschiede so bedeutungslos sind, der Mann seiner eignen Kirchengemein-

schaft nicht hätte untreu zu werden brauchen. Man versicherte mir aber, daß in der Versammlung wohl niemand daran Anstoß genommen habe. — Bei der schon vorgeschrittenen Zeit blieb die Biographie größtenteils etwas skizzenhaft. Eingehende Einzelschilderungen, durch welche das Missionswerk in seinen verschiedenen Beziehungen anschaulich dargestellt worden wäre, fehlten. Und doch scheint die Lebensbeschreibung eines Missionars als Missionsbericht nur dadurch gerechtfertigt, daß sie als Mittel benutzt wird, Kenntniß und Verständnis des Missionswerkes selbst zu pflanzen und zu fördern.

Ich mußte die Aufmerksamkeit der großen Versammlung bewundern, die über zwei Stunden lang in vollster Spannung aushielt, obwohl hier fast ganz das fehlte, womit wir gewöhnlich unsre Festversammlungen am meisten fesseln: interessante Schilderungen vom Missionsgebiete. Auch bei uns giebt es in einigen Gegenden erweckte Missionsleute, die solche Schilderungen und Erzählungen lieber in den Hintergrund stellen und allen Nachdruck legen auf ein erweckliches Angreifen der Herzen. Aber auch solch ein ausgesprochen pietistisches Gepräge trug diese Feier nicht. Ob etwas dabei war von taktvoller Rücksicht auf die herrschende Strömung in der Gemeinde, die die Kirche zu diesem Zwecke bewilligt hatte, das ist für den Fremden schwer zu erkunden. Jedenfalls fehlte die Polemik, die manchen von uns unter solchen Verhältnissen wohl nahe gelegen hätte.

Mit einem herzlichen freien Gebete und Ertheilung des Segens machte der Missionar den Schluß. Es wurde noch ein Vers gesungen, wie auch jedesmal zwischen den einzelnen Ansprachen.

Während der Vorstand des Vereins sich im Pfarrhause versammelte, begab sich der größte Teil der Versammlung nach dem bezeichneten Gasthose. Viele Bekannte begrüßten einander. Viele kamen zu dem Missionar, um ihm die Hand zu drücken. In dem geräumigen Saale standen lange Tafeln mit Kaffeetassen. Festschmuck war auch hier nicht angebracht; aber Posaunenklang begrüßte die Gäste mit einem christlichen Volksliede. Bald war alles bis auf den letzten Platz besetzt. Eine geraume Zeit war dem Kaffeetrinken gewidmet. Immer wieder erklangen die Posaunen. Endlich traten die Heerrn vom Vorstande ein. Nun begann eine regelrechte parlamentarische Verhandlung. Das Protokoll der letzten Jahresversammlung wurde verlesen ebenso wie die Jahresrechnung. Beides wurde durch Erheben der Hände von der Generalversammlung genehmigt. Sodann wurde das Ergebnis der Kollekte bekannt gemacht: 380 Franken, das ist im Verhältniß zu dem in dieser Gegend recht beschränkten Wohlstande eine ganz

bedeutende Leistung. Ein Teil davon war vorweg für die Basler Mission bestimmt. Von dem Übrigen wurden gewisse Prozente für die Bibelsache und für eine Anstalt der innern Mission verteilt und der Rest sollte an Basel fallen. Auch dazu gab die Versammlung ihre Zustimmung.

Hierauf wurde ich als Gast aufgefordert etwas aus der Mission zu erzählen. Ich that es gern. Selten habe ich eine so aufmerksame Zuhörerschaft gehabt. War es meine fremdartige Aussprache, die fesselnd wirkte oder waren es meine Bemühungen, den Hörern einige Züge aus der Mission recht anschaulich vorzuführen? Soviel weiß ich, daß die Stimmung der Gemeinde auf mich selbst zurückwirkte, so daß mir die Gemeinschaft mit dieser Missionsgemeinde eine besondere Freude gab.

Nach mir sprach noch einmal der Missionar, der diesmal einige interessante Züge als Nachtrag zu der vorher gegebenen Lebensbeschreibung brachte. Mit Gebet und Gesang wurde auch diese Nachversammlung geschlossen.

Auf dem Heimweg fanden wir die Landstraße recht belebt. Hier und da tönten aus einem Wagen die christlichen Volkslieder weiter. Aus dem großen Gesellschaftswagen klang mir im Vorüberfahren der vielstimmige „Dank“ entgegen. An den Gipfeln der Alpen flammte das Abendrot, den Eintritt beständigen Wetters verkündend. Mir war es, als sei ich auch auf einem Gipfel gewesen in höherem Lichte.

---

Wir Norddeutschen dürften von solchem schweizerischen Feste manches lernen können. Ich möchte vor allen Dingen den Finger darauf legen, daß sich Missionsfeste feiern lassen ohne Bewirtung im Pfarrhause, die so leicht in Gefahr ist, in Gasterei auszuarten. Soll doch der Volkshumor irgendwo die Missionsfeste gradezu als Priesterquartale bezeichnen. Der gesellige Trubel bei einer Bewirtung, deren Kosten manchmal den Betrag der gesammelten Kollekte übersteigen, ist wenig geeignet die Eindrücke der Festreden zu befestigen. Sollten nicht etliche unter uns den Mut haben, ihre Feste zu feiern ohne Bewirtung im Pfarrhause?

Den Wunsch will ich endlich nicht unausgesprochen lassen: O daß wir auch bei uns viele Missionsfreunde hätten, die zu solchem Feste von 2—3 Stunden her zusammenströmten.<sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Es fehlen doch auch bei uns die Feste nicht, wo dies der Fall ist.

## Litteratur = Bericht.

1. **Julius Richter:** „Aus dem kirchlichen und Missionsleben Englands und Schottlands.“ Berlin. M. Warnck. 1898. 1,50 Mk., geb. 2,20 Mk. Wenn jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen. Bei den Verfasser des vorliegenden, in Tagebuchblätter (15) und Studien (2) gegliederten Buches trifft das zu. Er hat Augen gehabt zu sehen und Ohren zu hören und was er gesehen und gehört hat, erzählt er in anmutiger Weise. Mancher wünscht vielleicht zu den englischen Bildern noch etwas mehr deutsche Beleuchtung; aber ich nehme den Verfasser gegen dieses Desiderium in Schutz: es ist weise, zuerst einfach zu sehen und zu hören und objektiv zu berichten. Das Kritifizieren ist ein gefährliches Gewerbe und manchmal verdirbt es die Bilder, wenigstens die Freude an den Bildern. Julius Richter zeichnet, was er gesehen hat und wenn er ein wenig Freude über des englische Missionsleben mit in seine Momentbilder hineingezeichnet hat, so wollen wir uns an der Erfrischung, die er uns dadurch bereitet, erquicken. So gern man noch mehr von ihm hörte, so muß man doch sagen, in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes hat er viel gesehen und fein beobachtet. Hoffentlich wiederholt er nach einigen Jahren eine solche Studienreise und dann wird ihr Ergebnis eine noch gereifere Berichterstattung sein. Die Studien sind Abdrücke aus der A. M.-Z. und auch einige von den Tagebuchblättern hatte das Beiblatt dieser Z. bereits veröffentlicht. Die 15 Tagebuchblätter tragen folgende Überschriften: 1. London. 2. Die Westminster-Abtei. 3. Bei den Ritualisten. 4. Eine Missionsstation in London. 5. Die Jahresfeier der Missionsgesellschaften. 6. Bei Hudson Taylor. 7. Die Auffassung des Missionsberufes. 8. Das Islington College. 9. Das Harley-Haus. 10. In Oxford. 11. Edinburgh. 12. Die Eröffnung der Generalsynoden der schottischen Staatskirche und Freikirche. 13. Die ärztliche Missionsgesellschaft und verwandte Bestrebungen. 14. Ein Besuch bei Dr. Valentine. 15. Ein schottisches Gymnasium. — Die Studien behandeln: 16. Die heimatlliche Missionsarbeit in England und Deutschland. 17. Die Entwicklung und Organisation des englischen Missionslebens.

2. **Burthardt:** „Die Mission der Brüdergemeine in Missionsstunden. 3. Heft: Deutsch-Ostafrika, Nyasagebiet.“ Leipzig. Zansa. 1898. 1,50 Mk. Das ist eine treffliche Fortsetzung der beiden ersten Hefte der Burthardtschen Missionsstunden über die Missionsarbeit der Brüdergemeine. Diesmal ist es das jüngste Gebiet dieser rührigen Missionskirche, welches den Inhalt bildet, ein Kindlein von erst 6 Jahren, aber gerade Kinder geschichten haben ihre besondere Romantik und die vorliegende hat an dem Verfasser einen ebenso kundigen wie fesselnden Monographen gefunden. Das Ganze ist in 10 Abschnitte gegliedert: Auf und Entschluß; Land und Volk; Gefahr und Tod; Gute Nachbarn; Erste Verkündigung; Beim Häuptling Mèrere; Bittere Enttäuschung; Der erste Lichtstrahl; Die Stadt auf dem Berge; Ernstste Hinderungen. Jede einzelne Missionsstunde ist unter ein einleitendes Schriftwort gestellt, welches in Harmonie mit ihrem Inhalte steht und wirklich erbaulich kurz ausgelegt wird. In der 5. Missionsstunde: Erste Verkündigung oder Wie die Brüder das Kondovolk mit Gott bekannt zu machen suchten — hätten wir gerne charakteristische Beispiele gehabt, von den Sprach-



schwierigkeiten und wie dieselben nach und nach überwunden worden sind. In einer jungen Mission unter einem Volke, dessen Sprache ihm erst von den Lippen abzulernen ist, bildet die Spracherlernung und namentlich die Bildung einer christlichen Terminologie eins der wichtigsten Kapitel, und wie lehrreich für uns der Einblick in diese allmähliche Eroberung der Sprache zur verständnisvollen christlichen Verkündigung ist, das hat uns meisterhaft Runze in seiner Schrift über die Anfänge der Neuguinea-Mission gezeigt.

3. **Wendebourg:** „Die freie Mission, ein Werk der Kirche.“ Hannover. Feesche. 1896. 40 Pf. Ein klarer und gesunder Vortrag, der das Recht der freien Missionsveranstaltung innerhalb der Kirche mit Nachdruck gegen die Forderung einer Verkirklichung in dem Sinne vertritt, daß die Missionsgesellschaften als freie Organe der Kirche im kirchlichen Geiste und getragen von der Sympathie und Mitarbeit der amtskirchlichen Organe ihr Werk treiben. Er stellt kein Entweder-Oder: entweder Vereins- oder Kirchensache, sondern ein Sowohl-Als. Auch als Vereinsbetrieb ist die Mission ein Werk der Kirche. Im wesentlichen in Übereinstimmung mit den wiederholt von mir entwickelten Gedanken.

W a r n e r.

## Die katholische Mission auf dem deutschen Katholikentage zu Krefeld.

Auch in diesem Jahre ist auf der „Parade“-Versammlung, welche die deutschen Katholiken jährlich abhalten, die Missionsthätigkeit der katholischen Kirche zur Sprache gebracht worden und zwar diesmal in einem ziemlich deklamatorischen Vortrage eines P. Huonder, den die „Germania“ in Nr. 224 und 225 in extenso mittheilt. Gestattete es der Raum, so druckte ich wieder den ganzen Vortrag ab, wie ich es 1896 (S. 480) mit der Rede des Prinzen von Arenberg gethan, die gegenüber der diesjährigen rhetorischen Leistung einen sehr nüchternen und maßvollen Charakter trug. So aber muß ich mich mit der Beleuchtung einiger Hauptstellen des Huonder'schen Elaborates begnügen:

1. Der zweite Satz, den der Pater an die Spitze seines Vortrages stellt, lautet:

„Wie kommt es, daß 400 Jahre nach der Entdeckung der neuen Welt und der Eröffnung Ostasiens, daß nach einer 400jährigen Missionsthätigkeit in jenen Ländern das Christentum doch erst ein Drittel der Menschheit umfaßt, daß beispielsweise das gewaltige Asien im großen und ganzen, noch in seiner starren Unbeweglichkeit, in seinem blinden Götzenwahn verharrt? Die Antwort liegt zum Theil in den unergründlichen Ratschlüssen Gottes verborgen; eine Hauptursache dieser traurigen Thatfache aber liegt klar zu Tage. Es ist die unglückselige Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts. Sie hat das christliche Europa, das nach den Plänen Gottes der Apostel der übrigen Welt sein sollte, zerrissen, in zwei feindliche Lager gespalten. Sie hat die katholische Kirche gezwungen, einen großen Theil ihrer Apostel dem Missionswerke zu entziehen, um in Europa selbst ihre gefährdete Stellung im gewaltigen Kampfe gegen die Irrlehre zu behaupten . . .

Die Glaubensspaltung hat endlich die Einheit und Kraft des christlichen Missionswerkes geschwächt; sie hat zwei feindliche Missionsarmeen geschaffen, die sich bekämpfen, statt zu unterstützen, sie hat den religiösen Zwiespalt von Europa hinausgetragen in alle Länder bis zu den letzten Inseln des Oceans, und die traurige Zerrissenheit der christlichen Welt vor allen Heidenvölkern bloßgestellt. Wem und was sollen die armen Heiden denn glauben? dem katholischen Glaubensboten oder aber dem Anglikaner, Wesleyaner, Lutheraner oder sonst einer der hundertten von Sekten, die als Sendboten des christlichen Glaubens die Welt durchziehen?

Muß diese jämmerliche Zersplitterung den Heiden nicht verwirren? Kann er nicht den christlichen Glaubensboten mit einem gewissen Rechte zurufen: „Was wollt ihr? Geht, einigt euch erst selbst, ehe ihr uns bekehren wollt!“ Wie unendlich

dadurch nicht bloß das katholische, sondern überhaupt das christliche Missionswert erschwert worden ist, liegt auf der Hand.

Also nicht die katholische Kirche ist Schuld daran, daß es heute noch so viele Heiden giebt, sondern diejenigen, die sich von ihr getrennt, die alles thun, um auch ihre Missionsthätigkeit aufzuhalten und überall zu durchkreuzen."

Nein, Herr Pater, so antwortet die Geschichte nicht auf Ihre Frage. Die Zeit nach der Reformation bis fast zur Mitte des 18. Jahrhunderts wird von den katholischen Panegyrikern geradezu als eine klassische Missionsperiode verherrlicht und wenn wir Protestanten dieser Mission qualitativ auch einen sehr dürftigen Wert beilegen, so müssen wir doch ihre Ausdehnung in drei Erdteilen als eine sehr bedeutende bezeichnen. Die „unglückselige Glaubensspaltung“ ist soweit davon entfernt gewesen, die katholische Missionsthätigkeit zu unterbinden, daß sie dieselbe vielmehr angespornt hat, um in der nichtchristlichen Welt die Verluste auszugleichen, die Rom durch die Reformation in der christlichen Welt erlitt. Der von Janssen als „Klassiker“ kanonisierte Marschall berichtet triumphierend (I, 294), daß „der Apostolat — allein — der Jesuiten, der jede Region der Erde umfaßte, der Kirche mehr Seelen zugeführt habe, als der Feind ihr in der großen Katastrophe des 16. Jahrhunderts entrissen hatte“. Das ist ja eine von den zahllosen rhetorischen Übertreibungen des genannten „Klassikers“, aber immerhin widerlegt sie die unhistorische Behauptung des Krefelder Rhetorikers. Und als in diesem Jahrhundert die katholische Missionsthätigkeit einen neuen Aufschwung nahm, da hat wesentlich die mittlerweile sich kräftig entfaltende evangelische Missionsthätigkeit auch der katholischen Anregung gegeben. Die gegenwärtige Missionsthätigkeit ist laut dem Zeugnis der Geschichte vom Protestantismus, speziell vom englischen, ausgegangen und wiederholt ist die Hinweisung auf ihr Wachstum katholischerseits zur Anspornung des Missionseifers benutzt worden, um „den Sekten nicht den Vorsprung zu lassen“. Die Schuld dafür, daß die katholischen Missionserfolge nicht größer sind, liegt nicht in dem bösen Protestantismus, sondern an der unevangelischen Art des katholischen Missionsbetriebes, der, wie der Pater, was wir gleich hören werden, ja selbst sagt, nach einer 300jährigen Thätigkeit nur „Ruinen“ hinterließ.

Auch wir beklagen, daß es nicht eine einheitliche Christenheit ist, welche heute das Christentum ausbreitet und stimmen zu, daß der religiöse Zwiespalt der „christlichen“ Mission viel Hindernisse in den Weg legt. Aber die missionsgeschichtlichen Thatfachen liefern den Beweis, daß die systematische Eindrängung der katholischen Mission

in evangelische Missionsgebiete und die feindselige Bekämpfung der protestantischen Mission seitens derselben das Haupttätigkeitsgebiet bereitet.

Hören wir den Krefelder Redner weiter:

2. „Der Zustand der Missionen im Beginn dieses Jahrhunderts war ein überaus trauriger. Wie kam das? Wer war schuld daran? Ich will nur die hauptsächlichsten Ursachen kurz erwähnen.

Die erste war der teilweise Sieg der jungen protestantischen Seemächte, England und Holland, über die spanische, portugiesische, französische Krone. Der Kampf spielte sich vornehmlich in den Kolonien, somit in den Missionsgebieten ab. Kanada, ein Teil der Antillen und Indiens, Ceylon, Malakka, die Sunda- und Molukkeninseln u. s. w. gingen verloren und da der Kampf zugleich ein fanatisch-religiöser war, führte er gleichzeitig zur Vernichtung oder schweren Schädigung der dortigen katholischen Missionen. Hunderte von katholischen Missionären wurden damals von englischen und holländischen Kapern aufgefangen und in Tod oder Gefangenschaft geführt.

Die nächste Ursache war die Aufhebung der Gesellschaft Jesu. Mit einem Schlage standen ihre zahlreichen, herrlich blühenden Missionen im Orient, in Amerika, Asien, Indonesien verwaist und sanken in Ruinen. Der Schlag war um so empfindlicher, da kein genügender Ersatz in die entstandene Lücke trat; 3257 weitere Streiter sind eben nicht so bald ersetzt, und bald hörte Europa fast ganz auf, neue Verstärkung zu senden. Denn nun kam die französische Revolution mit ihrem gotteslästerlichen Treiben; Säkularisation und . . .<sup>1)</sup> Spanien und Portugal, bisher die Stützen der Mission, verloren den größten Teil ihrer noch übrigen Kolonien; die Revolution rast durch die Länder Amerikas und zerstört dort in wenigen Jahren einen großen Teil dessen, was die Missionsthätigkeit von 3 Jahrhunderten mühsam aufgebaut.

So zeigt uns ein Blick auf die Missionen im Beginn dieses Jahrhunderts fast überall nur Ruinen, verödete Missionsgebiete, ein kleines Häuflein von Aposteln, die kaum imstande sind, die alten Posten zu halten, geschweige denn, neue Eroberungen zu machen.“

Hier ist manches Richtige mit viel historischer Unwahrheit verbunden. Richtig ist, daß die sonst in Superlativen gepriesenen älteren katholischen Missionen zu Anfang unseres Jahrhunderts fast überall in „Ruinen“ lagen. Marschall versichert uns freilich mit der hyperbolischsten Rhetorik des Gegenteils. Er schreibt, um uns mit einem einzigen Citate zu begnügen, z. B. über Indien (I, 421 f.), nachdem er geschildert, daß die Jesuiten 1760 hätten Indien verlassen müssen: „Von 1760—1820 war für die katholischen Missionen und deren zahlreiche Bekehrte kaum eine

<sup>1)</sup> Hier enthält der mir zugegangene Ausschnitt eine Lücke, vermutlich verlieren wir dadurch aber nichts von Belang.



Fürsorge getroffen“ (es waren aber zahlreiche Sendboten anderer Orden zurückgeblieben. Hahn, Gesch. der kath. M. II, 357 ff.) und fragt dann: Wie bestanden die katholischen Christen Indiens diese Prüfung?

„Die Antwort, welche die Geschichte auf diese Frage giebt, enthüllt eine der wunderbarsten und überraschendsten Thatfachen in den Annalen des Christentums. Es könnte beinahe scheinen, als ob Gott durch eine besondere und wunderbare Fügung seine Diener vor dem Angesichte der ganzen Welt zu rechtfertigen beschlossen hätte; als ob er ihr Werk dem scheinbar unvermeidlichen Verderben und Verfall überlassen hätte, um zu zeigen, daß weder die Welt noch der Satan, weder Verfolgung noch Verrat oder Vernachlässigung das Leben, das darin war, auszulöschen vermöge. Und als man nach 60 Jahren des Schweigens und der Betrübnis endlich nach ihnen suchte, fand man eine lebendige Menge, wo man nur die Leiber der Toten zu zählen erwartet hatte. Einige (also doch einige) zwar waren abgefallen . . . , aber dennoch wurde die staunenswerte Thatfache enthüllt, daß nach einem halben Jahrhundert gänzlicher (?) Verlassenheit noch mehr als eine Million Katholiken übrig war, die mit unbeugsamer Festigkeit an dem Glauben festhielten, der ihren Vätern gepredigt worden war . . . Dies war der überraschende Schluß einer Prüfung, die ohne gleichen in der Geschichte des Christentums steht.“

Dieses „klassische“ Zeugnis steht im krassen Widerspruch zu der Rede des Krefelder Paters, den auszugleichen nicht unsere Sache ist; aber in diesem Falle hat der Pater die geschichtliche Wahrheit auf seiner Seite: es lag thatsächlich fast überall ein Zusammenbruch der katholischen Mission vor, wie er kläglich nicht gedacht werden kann. Nur die wirklichen Ursachen sieht der Pater nicht oder will er nicht sehen. Wenn eine 300jährige angeblich so blühend gewesene Mission wie ein Kartenhaus zusammenbricht — so muß doch wohl in ihr selbst etwas, ja etwas viel, faul gewesen sein. Häuser, die auf den Fels gebaut sind, überstehen auch Stürme. Wir geben dem Herrn Huonder wieder recht, wenn er die Auflösung des Jesuitenordens und die französische Revolution mit ihren Stürmen mit für den Verfall verantwortlich macht; er hätte auch noch die wachsende Gleichgiltigkeit gegen die Mission innerhalb seiner Kirche dazu nehmen können. Auch das ist richtig, daß der Niedergang der spanischen und portugiesischen Macht der katholischen Mission zum Nachteil gereichte. Aber hier verwirrt sich schon seine Geschichtskonstruktion. Ganz abgesehen davon, daß mit diesem Niedergange nicht auch ein so starker Niedergang der katholischen Mission hätte eintreten können, wäre diese nicht durch und durch eine auf die politische Macht dieser Staaten gegründete gewesen und mit ihr verbundene geblieben

— so war die Überherrschaft der protestantischen Kolonialmächte über die katholischen auch schon längst vor dem Anfange dieses Jahrhunderts eingetreten. Geradezu unwahr ist, daß der koloniale Wettkampf zugleich ein „fanatisch = religiöser“ gewesen. Die britisch = ostindische Kompanie war religiös völlig indifferent und soweit von einer Parteinahme für die evangelische Mission entfernt, daß es langer parlamentarischer Kämpfe bedurfte, bis sie in Indien überhaupt zugelassen wurde. Von feindlichen Akten dieser Kompanie gegen die katholische Mission berichtet die Geschichte nichts. Die holländisch = ostindische Kompanie hat sich allerdings solcher Feindschaft schuldig gemacht, aber nur in den kolonialen Anfängen während des 17. Jahrhunderts. Die „Hunderte“ von gefangenen und getöteten katholischen Missionaren bitte ich mir namhaft zu machen. Thatsache ist, daß besonders die englische Kolonialregierung in ihren vielen Besitzungen die katholische Mission nicht gehindert hat. Herr Huonder erklärt später selbst: „daß unter der freisinnigen britischen Herrschaft die katholischen Missionare frei und ungehindert wirken können.“ Unter der Herrschaft der katholischen Kolonialmächte konnten das und können das bis heute die evangelischen nicht. Es ist schmerzlich für die katholische Mission, daß mit Ausnahme von Frankreich, welches bis heute solidarisch mit ihr verbunden ist und überall mit seinem „Schwerte“ ihr dient, die Herrschaft der katholischen Seemächte vorüber ist. Denn wesentlich von ihrer finanziellen Hilfe und Machtunterstützung hat sie gelebt. Aber eine direkte Schädigung hat die protestantische Kolonialperiode der katholischen Mission nicht gebracht; freilich ihren weltlichen Arm hat sie ihr auch nicht zur Verfügung gestellt, wie einst Spanien und Portugal gethan und heute noch Frankreich als „der Soldat der Kirche“ thut. Und das ist ihr, die traditionell so viel sich auf die politische Macht stellt, allerdings empfindlich. Und woher der große Zusammenbruch der katholischen Mission in China, wo keine protestantische Kolonialmacht zur Herrschaft kam? Nun kommen wir

3. zu dem statistischen Vergleich, den der Krefelder Redner zwischen der katholischen Mission von 1800 und 1898 zieht.

„So stand es damals. Wie steht es jetzt? Folgen Sie mir im Geiste auf einem Rundgang durch die Welt und lassen Sie die Zahlen ihre trockene aber berebte Sprache führen. Vergleichen wir zunächst in runden Ziffern die Katholikenzahl der verschiedenen Missionsländer um 1800 und um 1898.

#### 1800.

Türkei: 65 000.

Persien: Einige irrende Schäflein.

#### 1898.

1 300 000.

10 000.

	1800.	1898.
Daß steinige Arabien: 0.		1 500.
Borberindien und Ceylon: $\frac{1}{2}$ Million.		2 000 000.
Hinterindien: 2—300 000.		800 000.
China: 150—200 000.		6—700 000.
Korea: Eine hirtens- und priesterlose Herde von circa 5000?		30 000.
Japan: 1854 erst eröffnet.		50 000.
Indischer Archipel: (Sunda-, Molukkeninseln, Philippinen): $2\frac{1}{2}$ Millionen.		über 6 000 000.
Australien und Oceanien: 0.		1 000 000.
Britisch Nordamerika: 120 000.		2 000 000.
Vereinigte Staaten: 7000.		10 000 000.
Afrika: $\frac{1}{2}$ Million (Festland bloß 50 000).		3 000 000.

Hier bemerke ich zunächst, daß diese Statistik sich nicht auf die Heidenmission beschränkt, sondern in der Türkei und Persien die Propaganda unter den orientalischen Schismatikern einschließt, in Australien sich ganz wesentlich auf die katholischen Einwanderer bezieht und in Nordamerika die gesamte dortige katholische Kirche umfaßt. Diese Rubriken lassen wir also teils ganz weg, teils reduzieren wir sie auf die Ergebnisse der katholischen Heidenmission. Denn es muß verwirrend wirken, wenn die kirchliche mit der Heidenmissionsstatistik beständig vermengt und so der Schein erregt wird, als ob es sich bei den betreffenden Zahlen nur um Heidenmission handele.

Bezüglich der Statistik von 1800 habe ich keine sicheren Zahlen und Herr Huonder hatte auch keine, aber seine Tendenz war, möglichst niedrige Zahlen anzugeben. Der „Klassiker“ Marschall, der die entgegengesetzte Tendenz verfolgt, berechnet, wie wir schon gehört haben, die indischen Katholiken in 1820 auf „mehr als eine Million.“ Ob im indischen Archipel, d. h. auf den Philippinen im Jahre 1800 es nur  $2\frac{1}{2}$  Millionen Namentkatholiken gegeben hat, weiß ich nicht; die Hauptsache sind uns die Zahlen pro 1898. Ich stelle nun einfach den Angaben des Paters Huonder die des Organs der Propaganda, der offiziellen *Missiones Catholicae* 1898 gegenüber. Ich habe ja gewichtige Gründe, auch diese offizielle Statistik nicht durchgehend für zuverlässig zu halten, aber der Raum fehlt, diese Gründe zu entwickeln und mit Beweisen zu belegen; ich nehme also die Zahlen, wie sie dastehen.

	Huonder.	Miss. Cath.
Arabien . . . . .	1 500	1 500
Borberindien und Ceylon . . .	2 000 000	1 178 325

Hinterindien . . . . .	800 000	827 000
China . . . . .	6—700 000	532 000
Korea . . . . .	30 000	32 220
Japan <sup>1)</sup> . . . . .	50 000	52 290
Indischer Archipel über . . . . .	6 000 000	41 470 <sup>2)</sup>
Oceanien . . . . .	1 000 000	76 700 <sup>3)</sup>
Afrika . . . . .	3 000 000	458 170
Nordamerika . . . . .	12 000 000	65 000 <sup>4)</sup>
Antillen, Guayana und Patagonien	—	344 200 <sup>5)</sup>
	25 581 500	3 609 323

Eines weiteren Kommentars bedarf diese Zahlenvergleichung nicht. Der numerische Ertrag der evangelischen Heidenmission, die in Indien und China viel jünger ist als die katholische, beträgt rund 4 000 000 Heidenchristen.

Und da wir einmal bei der Statistik sind, so will ich gleich noch ein paar Worte über die Anzahl der katholischen Missionare sagen. Herr Suonder behauptet, seit 1800 seien rund 430 neue Ordensgenossenschaften, darunter 330 weibliche ins Leben getreten, von denen „eine große Zahl sich ausschließlich dem Missionsberufe weihe.“ Ich kann das nicht kontrollieren, aber es scheint mir etwas zu viel. In den Miss. Cath. finde ich sie nicht. „Daß 40 Priester- und 20 Brüdergenossenschaften auf den Missionsgebieten arbeiten“, ist nicht unwahrscheinlich. Ob es 2—3000 Weltpriester als Missionare giebt, ist nicht kontrollierbar. Aber daß insgesamt die katholische Missionsarmee 70 000 Köpfe stark sein soll, in ihr 52 000 Schwestern — das scheint mir eine starke statistische Rhetorik. Ich habe in den Miss. Cath. nachgerechnet und bringe nicht

<sup>1)</sup> Hier ist die katholische Mission 1854 neu eröffnet. Es hat hier bis ca. 2 Jahrhunderte vorher eine katholische Mission bestanden, die 2 Millionen gezählt haben soll, aber gänzlich in „Ruinen“ zerfallen war.

<sup>2)</sup> Abzüglich der seit langem katholisirten spanischen Philippinen nur die durch die neuere Heidenmission gewonnenen Eingeborenen. Nach dem Censur der niederländischen Regierung nur 29 062.

<sup>3)</sup> Abzüglich der katholischen Einwanderung, nur die katholischen Eingeborenen gerechnet.

<sup>4)</sup> Hier reduziert sich die katholische Heidenmissionsthätigkeit auf die Indianer. Die Zahl der katholischen Indianer habe ich nach dem amerikanischen Censur angegeben müssen.

<sup>5)</sup> Diese Rubrik hat Suonder ganz weggelassen.



mehr als kaum 3500 priesterliche europäische Heidenmissionare heraus.<sup>1)</sup> Nun ist ohne Zweifel die Zahl der fratres und sorores viel größer — wie groß, darüber läßt mich die Propagandaquelle im Stich, da sie sie nur vereinzelt angiebt — aber daß sie 20 mal so groß sei, als die der patres, das ist exorbitant. Ebenso bedenklich ist die Versicherung des Paters, daß er nicht zu hoch greife, wenn er die Zahl der deutschen Missionare<sup>2)</sup> und Schwestern, „die gegenwärtig in allen Teilen der Welt als Apostel wirken“, auf 10—15 000 schätze. Ich vermag diese Zahl nicht anzugeben, auch Herr Huonder „schätzt“ sie nur, aber daß sie so hoch nicht ist, dafür glaube ich mich verbürgen zu dürfen. Sonst lieben es die katholischen Polemiker, wenn sie das Mißverhältnis zwischen protestantischer Arbeitskraft und protestantischem Missionserfolg recht kraß übertreiben wollen, die Zahl unserer Missionare viel größer anzugeben, als sie in Wirklichkeit ist. Ich will nicht sarkastisch sein und auf Grund der Krefelder Statistik mit der Zahl der Köpfe des katholischen Missionspersonals (70 000) in die Zahl der katholischen Heidenchristen (3 600 000) dividieren, sondern begnüge mich mit der Konstatierung der Thatsache, daß allerdings das katholische Missionspersonal (incl. patres und sorores) viel größer ist als das evangelische, welches die nichtordinierten Missionare und die unverheirateten Missionarinnen (unsere sorores) eingerechnet circa 9000 Köpfe stark ist. Wenn die Länge der Arbeitszeit und die Größe des Missionspersonals bei der Beurteilung des Missionserfolges gebührend in Rechnung gesetzt wird, so müßte der katholische Missionserfolg allerdings den protestantischen weit übertreffen. Er übertrifft ihn aber trotzdem nicht.

Um nicht zu lang zu werden, will ich nur noch einen Punkt besprechen, nämlich

#### 4. Die Unterstützung des katholischen Missionswerkes. Der Pater sagt:

„Noch bleibt uns ein anderer wichtiger Faktor beim katholischen Weltapostolate übrig, ich meine die *Laie n w e l t*, in zwei Gruppen geordnet: König und Unterthan, Regierung und Volk.

<sup>1)</sup> Das übrige in den Miss. Cath. rubrizierte große Personal ist stationiert in England, Schottland, Irland, Skandinavien, Deutschland, Holland, Schweiz, den Balkanstaaten, der Türkei und Nordamerika. Vermutlich hat der Pater dies eingerechnet; aber selbst dann kommt es mir noch zu groß vor.

<sup>2)</sup> Die Herren sagen immer Missionäre, nach dem französischen *missionnaire*. Und merkwürdigerweise sagen auch diejenigen Reisenden so, die der evangelischen Mission wenig wohlwollen.

König und Regierung sage ich. O ja, was haben nicht in alten Zeiten die christlichen Fürsten für die Ausbreitung des wahren Glaubens gethan, ein Konstantin, ein Alfred von England, Knut von Dänemark, Karl der Große u. a. Und später die spanischen und portugiesischen Könige — sie haben Milliarden gespendet für das Werk des hl. Glaubens in ihren Kolonien. Gott nahm sie ihnen, als sie diese hl. Pflicht vergaßen.<sup>1)</sup> Auch die Verdienste der einstigen französischen Könige und des französischen Protektorates wenigstens aus früherer Zeit wollen wir dankbar anerkennen. Heute aber ist dies alles anders geworden. Wohl gab es und giebt es noch einzelne katholische Fürsten, die mit königlicher Freigebigkeit die Missionen unterstützen. Ich weise nur hin auf einen edlen Ludwig von Bayern, eine Kaiserin Karolina, einen Kaiser von Oesterreich. Allein, wo sind heute die alten katholischen Kolonialmächte, die Hand in Hand mit der Kirche gehen? Wir suchen sie vergebens. So ist die Kirche heute auch in ihrem Missionswerke fast ganz auf sich selbst und ihr treues katholisches Volk angewiesen — und wer weiß, ob dies nicht besser ist. Gewiß zeigt sich die Kirche auch heute für jede staatliche Hilfe in dieser Richtung dankbar und unsere Missionäre erkennen es freudig an, daß sie z. B. unter der freisinnigen britischen Herrschaft im allgemeinen so frei und ungehindert wirken können; hat doch die Katholikenzahl in den britischen Kolonien allein unter der Regierung der Königin Viktoria um vier Millionen zugenommen(?). Und nie hat England diese Weitherzigkeit zu bereuen gehabt...

Ich komme nun zum wichtigsten Bundesgenossen unserer Missionäre, zum katholischen Volke.

Wissen Sie, was das katholische Missionswesen des 19. Jahrhunderts besonders kennzeichnet? Es ist neben der Mitarbeit der Schwestern die allgemeine Teilnahme und Mitwirkung des katholischen Volkes am Werke der Glaubensverbreitung. Durch den Niedergang der spanischen und portugiesischen Kolonialmacht, durch den Kirchenraub und die Säkularisation waren auch die Hauptquellen der Missionsunterstützung versiecht. Wer schuf da einen Ersatz? Es war das katholische Volk, das nun an Stelle der Könige und Prälaten trat. Missionsvereine entstehen und verbreiten sich rasch durch alle Länder Europas. Von allen Seiten fließen die Gaben, das Scherflein der Witwe, die Spende des Reichen, und bilden eine große, allgemeine, sich jährlich wieder füllende Missionskasse. Wissen Sie, wie viel allein die beiden Hauptvereine: der Glaubensverbreitung (gegründet 1822) und h. Kindheit (1854) bislang aufgebracht haben? Nahezu 500 Millionen Franken. Diesen Muttervereinen folgten auf dem Fuße zahlreiche andere, und auch sie bringen zusammen jährlich Millionen auf."

Hier hat der Krefelder Missionsredner wieder viel Wahres gesagt. Ja wohl: die katholische Mission war eine Fürsten- und Regierungss-

<sup>1)</sup> O nein; die katholische Kirche hat immer unumschränkte Macht auf diesen Kolonien gehabt. Die Vorgänge auf den Philippinen haben das erst in diesen Tagen wieder evident bewiesen. Man kann mit viel größerem Rechte umgekehrt sagen: Gott nahm sie ihnen, weil sie der katholischen Kirche mit ihren Orden eine unbegrenzte Herrschaft einräumten.

mission. Und das waren ihre guten alten Zeiten, nach denen sie sich so sehr zurücksehnt. Nur an dem atheistischen Frankreich hat sie heute noch einen dürftigen Ersatz für die Hilfe, die sie einst an Spanien und Portugal gehabt. Die Teilnahme des katholischen Volkes an der katholischen Mission ist erst im 3. Jahrzehnt dieses Jahrhunderts eingetreten. Die Vereinsbildung, durch welche diese Teilnahme geweckt und gepflegt worden ist, ist eine Nachahmung der Vorgänge innerhalb der protestantischen Welt. Bis zur Gründung des Lyoner Vereins der Glaubensverbreitung hat in der katholischen Kirche keine heimatliche Gemeinde hinter der Mission gestanden. Die Klöster, die Propaganda, zum Teil die Hierarchie und die Fürsten standen hinter ihr, aber kein katholisches Volk. Die protestantische Mission war von Anfang an von der Freiwilligkeit missionslebendiger Gemeinden getragen und diese Freiwilligkeit übertrifft bis heute die katholischen Freiwilligkeitsgaben bei weitem. Ich kann nicht genau sagen, wie groß die Gesamtsumme der Missionsbeiträge ist, die das ganze katholische Volk in der Welt, das ca. 210 Millionen Köpfe stark sein soll, jährlich aufbringt, glaube mich aber kaum zu irren, wenn ich sage, daß sie mit 13—14 Millionen hoch geschätzt ist. Die Gesamtleistung des nur 150 Millionen zählenden evangelischen Volkes beträgt jährlich 50 bis 55 Millionen. Das ist wieder eine fatale Thatsache und die advokatische Kunst der römischen Polemiker muß viel Sophistik aufwenden, um sie zu ungunsten des Protestantismus zu drehen.

Der Lyoner Universal-Verein vereinnahmte 1897 aus der ganzen katholischen Welt 6772879 Francs, davon kam der Löwenanteil auf Frankreich: 4167664 Fr.; auf Deutschland 774149, dagegen auf das große katholische Österreich nur 60963, auf Spanien nur 136575, auf Portugal 25199, auf Italien 335341 Fr. Viel Staat kann damit die katholische Welt nicht machen. Nun giebt es allerdings noch andere Sammelvereine und sie zusammen bringen vielleicht etwas mehr als diese Summe auf, aber — wenn die Ordensvermögen, wenn die Unterstützungen seitens der Propaganda und der katholischen Staaten nicht wären, so könnte die katholische Mission von diesen Leistungen des katholischen Volkes ihre Ausgaben nicht bestreiten.

Und nun noch einen Wunsch, den ich mit Herrn H. teile, von dem ich aber fürchte, daß er kein Gehör finden wird. Am Schluß seines Vortrags ruft der Pater u. a. aus: „Südamerika — armes Land, das durch die Revolution so furchtbar geschädigt und um ein Jahrhundert zurückgeworfen wurde! Und doch sind dort Millionen, die nur eines

guten Priesters bedürfen, um wieder eifrige Katholiken zu werden. O Deutschland, du kannst helfen, deine sittenreinen Männer und Frauen sind die richtigen Apostel, die hier erfordert werden!" Die Kölische Volkszeitung schrieb vor Jahren einmal: „Die katholische Kirche kann ruhig auf die von ihr bekehrten Millionen deuten und — die protestantischen Kritiker schwagen lassen.“ Nun, Vater Huonder ist kein protestantischer Kritiker, aber wie viel Kritik des katholischen Südamerika und seiner Priester ist zwischen seinen Zeilen zu lesen. Ich weiß nicht, ob die Kölische Volkszeitung noch immer auf diese Millionen Südamerikas — und nehmen wir dazu der Philippinen und Kubas — „ruhig blickt"? Sie hat sonst manchmal bessere Anwendungen und verschließt sich nicht ganz der Wahrheit. Sie kann aus unantastbar echten katholischen Quellen, die ich ihr eventuell zu nennen bereit bin, erfahren, daß es schlimm, sehr schlimm steht in dem katholischen Südamerika. Ja, fortwährende Revolutionen durchwühlen das arme Land. Woher diese Revolutionen in diesen stöckkatholischen Gebieten? Besteht hier kein Zusammenhang zwischen Katholizismus und Revolution? Protestanten, die man sonst so gern zum Sündenbock macht, obgleich doch notorisch ist, daß katholische Staaten die Herde der Revolutionen sind, Protestanten kann man hier ebensowenig verantwortlich machen für die Revolution wie für die grauenhafte Sittenverderbnis und das verheidnischte religiöse Leben. Die römische Kirche erbietet sich beständig den Fürsten und Regierungen Europas als „eine große Schule der Unterwürfigkeit," als die sicherste Stütze der Throne und die sieghafte Bändigerin der Revolution. Südamerika ruft ihr zu: hic Rhodus, hic salta. Wenn sie ihre „sittenreinsten" Männer und Frauen hierhin schickt, so thut sie ein Gott wohlgefälligeres Werk als wenn sie zerstörend in evangelische Missionen sich eindringt.

Barneß.

## Die Kaiserswerther Diaconissenarbeit im Morgenlande eine Missionsarbeit.

Von Pastor A. Schreiber in Kaiserswerth a. Rh.

Wie die Mithilfe der Frau heutzutage von der Arbeit der inneren Mission unzertrennlich ist, so stellt auch die äußere Mission je länger desto mehr weibliche Kräfte in ihren Dienst. In England



und Amerika giebt es eine große Reihe besonderer Frauen-Missionsgesellschaften, welche tausende von Frauen und Jungfrauen in die Heidenwelt ausgesandt haben. Die Zahl der in den Diensten deutscher Missionsgesellschaften stehenden unverheirateten Schwestern beträgt erst etwa 70. Zwar besteht der Frauenverein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechtes im Morgenlande in Berlin bereits seit dem 10. November 1842. Derselbe hat aber erst im ganzen 23 Lehrerinnen nach Vorderindien ausgesandt, von denen noch 13 namentlich im Anschluß an die Ch. M. S. in der Arbeit stehen. Auch die Thätigkeit des 1850 gegründeten Berliner Frauen-Missions-Vereins für China ist eine beschränkte geblieben; er unterhält einen verheirateten Missionar und 3 Schwestern im Findelhaus Bethesda auf Hongkong. Ebendort arbeitet auch seit 1896 in einem besonderen Hause für blinde Findelkinder eine Johanniterschwester, welche im Dienste der 1890 in Hildesheim gegründeten deutschen Blindenmission unter dem weiblichen Geschlecht in China steht. Neben diesen selbständigen Frauen-Missionsvereinen haben nun auch die großen Missionsgesellschaften in wachsender Zahl Arbeiterinnen ausgesandt. Den Anfang machte 1889 die Rheinische Mission, welche z. Bt. 15 Missionschwestern zählt. Bremen hat 9 Schwestern, die z. T. vom Diaconissenhause Bethlehem in Hamburg ausgegangen sind. Die Brüdergemeinde und die Baseler Mission unterhalten je 8 Schwestern. Leipzig beschäftigt seit dem 11. Oktober 1895 in Madras 5 weibliche Hilfskräfte, darunter 2 Neuendettelsauer Diaconissen. Auch die deutsche China-Allianz-Mission hat schon 6 Schwestern nach China ausgesandt. Berlin III unterhielt, so lange es das jetzt verstaatlichte Krankenhaus in Dar-es-Salaam unter seiner Verwaltung hatte, dort 5 Bielefelder Diaconissen und hat jetzt noch 1 Missionschwester. Die Zahl dieser Diaconissen auf dem Missionsfelde ist noch klein, aber immerhin ein verheißungsvoller Anfang.

Aller Anfang ist schwer, auch auf diesem Gebiete. Die Missionsgesellschaften suchen noch nach der rechten Form der Ausbildung der Missionschwestern und ihrer Eingliederung in den Organismus der Arbeit, während die Diaconissenhäuser bei den Ansprüchen der heimischen Kirche und ihren trotz allen Wachstums viel zu geringen Kräften<sup>1)</sup> dieser Frage noch kaum nähertreten konnten. Dazu kommt, daß eine Verbindung zwischen Missionshaus und Diaconissenhaus ihre ganz besonderen Schwierig-

<sup>1)</sup> Es giebt jetzt in Deutschland in 51 Diaconissenhäusern 10545 Diaconissen.

keiten hat, so daß gewichtige Stimmen sich für eine reinliche Scheidung erheben. In der That unterhält schon seit Jahrzehnten das Diaconissenmutterhaus zu Kaiserswerth eine selbständige Missionsarbeit im Morgenlande. Die evangelische Liebesthätigkeit in den morgenländischen Kirchen, welche innerhalb der mohammedanischen Welt liegen, bewegt sich freilich auf der Grenzlinie zwischen Evangelisations- und eigentlicher Missionsthätigkeit. Indessen hat gerade die Kaiserswerther Diaconissenarbeit im Morgenlande für die Missionsarbeit unter den Mohammedanern des türkischen Reiches wichtige Pionierdienste leisten dürfen und manche liebliche Erstlingsfrüchte als Unterpfand der zukünftigen Ernte einheimen können. Sie ist mit ihren Hospitälern, Erziehungs- und Waisenhäusern zu Jerusalem, Konstantinopel, Smyrna, Alexandria, Beirut, Kairo, an denen etwa 100 Pflege- und Lehrdiaconissen thätig sind, abgesehen von der 1841 erfolgten Gründung des evangelischen Bistums in Jerusalem durch die preussische und englische Krone und den bescheidenen Versuchen der seit dem 30. Oktober 1846 in Jerusalem thätigen Brüder der Pilgermission, die älteste deutsch-evangelische Liebesthätigkeit von dauerndem Bestande in Palästina und die größte von deutschen Christen getragene Arbeit im Morgenlande. Diese Bedeutung der Kaiserswerther Diaconissenmission ins Licht zu stellen, liegt augenblicklich um so mehr Veranlassung vor, als durch die Reise Ihrer Majestäten des Kaisers und der Kaiserin zur Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem am 31. Oktober die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf die christliche Liebesthätigkeit im Orient gelenkt worden ist. Mit Recht benutzen daher die verschiedenen kleineren Kreise, welche sich schon bisher Jerusalem am Herzen sein ließen, die günstige Gelegenheit, das flüchtige Interesse zu einer bleibenden Teilnahme an dem Kampfe des Kreuzes wider den Halbmond zu vertiefen.<sup>1)</sup>

## I. Die Entwicklung der morgenländischen Diaconissenarbeit.

Das Kaiserswerther Diaconissenhaus muß bis heute oft genug die Frage vernehmen: „Weshalb unterhaltet ihr eine so große Arbeit im Morgenlande, während ihr im Abendlande nicht einmal in der nächsten Nähe die dringend nötigen Arbeiterinnen stellen könnt?“ Es sind nicht eigene Wege gewesen, welche den Erncuerer des apostolischen Diaconissen-

<sup>1)</sup> Über die sonstige missionarische, evangelistische und pastorale Arbeit im heiligen Lande vergl. A. M.-Z. 1889, 281 und 308: Aus dem heiligen Lande und 1896, 566: Der Jerusalemer-Verein.

amtes in der evangelischen Kirche, D. Th. Fliedner, mit seinen Schwestern an die Stätten geführt haben, wo in den Zeiten der altchristlichen Kirche das Diakonissenwerk in so hoher Blüte gestanden hat. Er ist gerufen worden und hat sich dann allerdings gerne rufen lassen, da er gerade unserer deutschen Kirche vorzugsweise einen Beruf zur Evangelisierung des Orients zuschrieb, wie er dies in einem 1857 veröffentlichten Vorschlag zur Gründung einer deutsch-evangelischen Missionsgesellschaft für das Morgenland näher zu begründen sucht. Der Ruf nach dem Osten kam aus dem Westen. Als Fliedner 1846 vier Diakonissen nach London brachte, lernte er dort den soeben zum Bischof von Jerusalem ernannten Bischof Gobat kennen.

„Er hoffte,“ so erzählt Fliedner, „bald für Jerusalem die Hilfe unserer Diakonissen in Anspruch zu nehmen. Wir freuten uns dieser Aussicht, überließen jedoch das Weitere ruhig dem Herrn. Vier Jahre vergingen. Da reiste im Frühjahr 1850 der Bruder unserer ältesten Diakonissin, Missionar Reichardt, durch Kaiserswerth, um in Jerusalem unter den Juden zu arbeiten. Durch ihn übersandte ich dem Bischof Gobat Berichte über unsere Anstalten und wiederholte mein Versprechen, durch unsere Diakonissen das Bedürfnis christlicher Liebespflege in Jerusalem zu befriedigen. Das Anerbieten kam zur rechten Stunde. Es war gerade eine so krankheitsvolle Zeit, daß Bischof Gobat es als einen Wink des Herrn ansah und mich um die Zusendung zweier Diakonissen bat.“

Fliedner erhielt diesen Brief in Berlin und teilte ihn dem Könige Friedrich Wilhelm IV. mit. Dieser hatte schon längst an die Gründung evangelischer Schulen und Hospitäler im heiligen Lande gedacht, wozu bereits 1842 eine Kollekte in der preussischen Landeskirche eingesammelt war. Der König stellte Fliedner aus diesem Kollektenfonds nicht nur bereitwillig Mittel zur Verfügung, sondern überwies ihm auch ein kleines ihm gehöriges Haus auf dem Berge Zion in Jerusalem. Er war der Meinung, daß

„sogleich eine größere Zahl Diakonissen in eine solche Ferne entsendet werden müsse, um einen festen Mittelpunkt zu gründen, von dem aus Kranke gepflegt, Kinder unterrichtet und erzogen würden, und der lebensfähig genug sei, unter Gottes Segen sich zu einer Pflanzschule für Lehrerinnen und Pflegerinnen im Orient zu entwickeln.“ Zur Unterstützung der Arbeit bildeten sich allenthalben Zionsvereine. So kam es zur Gründung der ersten Diakonissenmission im Morgenlande.

### 1. Das Diakonissen-Hospital und Mädchen-Erziehungshaus Tolithakumi in Jerusalem.

Am 17. April 1851 ritt Fliedner mit 4 Diakonissen in Jerusalem ein. Das königliche Häuslein war freilich mehr als bescheiden: an den

steinernen Wänden lief das Wasser herunter, die Decke war so niedrig, daß man kaum stehen konnte, und die Thür und das Fenster über die Maßen klein. Für die Kranken mußte daher ein anderes Heim gesucht werden. Dieses fand sich in dem Hause eines Türken, welches auf dem Berge Zion gelegen vom preussischen Kollektenfonds gemietet war, um als Hospiz zu dienen. Die Küche unten und die oberen Räume mit Platz für 8—10 Betten und einer kleinen Schwesterwohnung wurden für die Diakonissenarbeit eingerichtet und am 4. Mai 1851 ihrer Bestimmung übergeben. Das Diakonissenhospital war das erste in Jerusalem, welches Kranken jeder Nation und Konfession offen stand und wurde daher bald von allen Seiten überlaufen, namentlich auch in den Poliklinikstunden. Die Mohammedaner hielten sich am längsten von dem „Hundehaus“ zurück, kamen dann aber, als der Bann gebrochen war in Scharen, bis daß mehr als die Hälfte der jährlich verpflegten Kranken Mohammedaner waren. Schon 1852 wurden daher auf das flache Dach zwei kleine Zimmer gebaut, so daß 100 Kranke im Laufe eines Jahres Aufnahme finden konnten. Nachdem 1856 für das Hospiz ein anderes Haus gekauft wurde, konnte die von Anfang an begonnene Arbeit an der weiblichen Jugend weiter ausgedehnt werden. Als der mohammedanische Besitzer des Hauses dasselbe an die Griechen oder Lateiner verkaufen wollte, gelang es nicht nur, namentlich durch die Huld des preussischen Königs, den Kaufpreis von 48000 Mk. zu hinterlegen, sondern auch auf der Gottfriedshöhe vor dem Jaffathor einen größeren Platz zu erwerben, wo ein großes Zimmer erbaut wurde, so daß die Schwestern, zumal als die Königin Elisabeth von Preußen mehrere Zelte geschenkt hatte, mit den Kindern im Sommer mehrere Wochen außerhalb der dumpfen und schmutzigen Stadt leben konnten. Als die Zahl der Mädchen auf 32 gestiegen war, wurde 1860 zur Aufnahme der Kranken ein Flügel angebaut, dessen Kosten wegen der bis zur Tiefe von 40 Fuß auszuführenden Fundamentierungsarbeiten unvorhergesehen hohe waren. Da auch diese Räume sich schon bald wieder als zu klein erwiesen, wurde auf der Gottfriedshöhe der Bau eines eigenen Kinderhauses „Talithakumi“ ausgeführt, in welches 1868 nicht weniger als 89 Mädchen, darunter 16 mohammedanische einzogen, während in demselben Jahre im Hospital, für welches ein eigener Arzt angestellt wurde, 570 Kranke, darunter 346 Mohammedaner, unentgeltlich verpflegt wurden. Talithakumi hat im Laufe der Zeit noch manche Erweiterungen erfahren und hat jetzt Platz für 127 Kinder, die in 4 Klassen von 9 Diakonissen arabisch und deutsch



unterrichtet werden. Eine Diakonissin ist zugleich als Gemeindegewesler thätig, namentlich um die vielen in Jerusalem wohnenden alten Zöglinge in ihren Häusern zu besuchen und auf sie und ihre Nachbarinnen heilsam einzuwirken. Die Verlegung des Hospitals aus der ungesunden Stadt wurde je länger desto mehr zu einer dringenden Nothwendigkeit. Aber woher sollten die Mittel genommen werden? Da erließ 1889 Pastor Schlicht in Jerusalem in Verbindung mit seinen Amtsvorgängern einen Aufruf zum Neubau eines evangelischen Hospitals, dem sich der Vorstand in Kaiserswerth auf das nachdrücklichste anschloß. Am 3. Juli 1894 konnte das neue nach den Plänen des Dombaumeisters Schwarzkopf mit einem Kostenaufwand von über 300 000 Mk. aufgeführte und dem Kinderhause gegenüberliegende stattliche Gebäude, welches für 90 Kranke Raum bietet, eingeweiht werden. Im Jahre 1897 verpflegten 8 Diakonissen in 17961 Pflagetagen 814 Kranke, darunter 293 griechische Katholiken, 223 Mohammedaner, 163 Protestanten, 77 römische Katholiken, 44 Gregorianer, 6 Kopten, 4 Juden, 3 Templer, 1 Proselyten; in der Poliklinik wurden 5423 Kranke behandelt. Die jährlichen Ausgaben für Talithakumi und das Hospital belaufen sich auf ca. 45 000 Mk. Erwähnt sei noch, daß in Bethlehem seit dem 31. Oktober 1894 eine Gemeindepflege eingerichtet ist, welche aber zeitweilig unbezahlt blieb.

## 2. Das deutsch-evangelische Hospital und die Kleinkinderhule in Konstantinopel.

Diese Anstalt ist kein Tochterhaus des Kaiserswerther Diakonissenmutterhauses, aber bereits am 10. Oktober 1852 traten 3 Schwestern in den Dienst des 1844 auf Anregung des preussischen Gesandtschaftspredigers Major gegründeten „Evangelisch-deutschen Wohlthätigkeitsvereins.“ Aus dem kleinen hoch oben auf dem Berge in der Vorstadt Pera gelegenen Krankenhause, welches neben dem benachbarten großartigen Jesuiteninstitute völlig verschwand, zogen die Schwestern am 14. Januar 1877 in das noch höher und herrlicher gelegene, der deutschen Reichsregierung gehörige Hospital, von dessen Dache man einen zauberisch schönen Blick auf das herrliche Stambul genießt. Aber wieviel Elend bei Hoch und Niedrig dort am goldenen Horn und darum wieviel Gelegenheit zur Hilfe! Von der weittragenden Bedeutung des Hauses gewinnt man einen Eindruck, wenn man D. Dissenhoff bei einem Gang durch die Krankensäle folgt.

„In einem der ersten Krankenzimmer,“ so schreibt er 1884, „traf ich einen jungen armenischen Gelehrten aus Erzerum. Derselbe hatte 7 Jahre in Deutschland

studiert, um die Quellen deutscher Wissenschaft in sein Vaterland zu leiten. Bei einem Ritt um Erzerum vom Pferde gestürzt, hatte er sich das eine Auge schwer verletzt. Er suchte und fand Hilfe im deutschen Diaconissenhospital zu Konstantinopel. Tief dankbar kehrte er in sein Vaterland zurück, von dem Wunsche erfüllt, nicht nur deutsche Wissenschaft, sondern auch deutsche Barmherzigkeit seinen Landsleuten anzupreisen. Nicht weit davon lag ein deutscher Gelehrter, der im Sprachengewirr Konstantinopels seine lebendigen Sprachstudien getrieben, bis ihn der Typhus ergriff. Dieselbe Krankheit erfaßte damals eine ganze Reihe hochgestellter deutscher Beamten, in türkischen Diensten: die Generale K. und K., den Mustaschar der türkischen Eisenbahnen S., den türkischen Finanzminister W. Einige Zeit früher waren auch ein Justizrat aus Berlin und zwei Offiziere der „Voreley“, die Grafen M. und D., von den Diaconissen gepflegt, der vielen ärmeren Deutschen nicht zu gedenken, welche in der weiten Fremde erkrankt, im Hospital einen Rettungshafen gefunden haben. Auch unter den Eingeborenen, Mohammedanern wie Christen, entfaltet das Hospital seine segensreiche Wirksamkeit. Während meiner Anwesenheit wurden neben vielen Griechen, Armeniern, Persern und Türken u. a. auch der Bruder des türkischen Gesandten in Athen, sowie der frühere türkische Gesandte in Berlin, Aristarchi Bey, verpflegt, welcher ein stolzes Schloß am Rhein besitzt und früher so oft meine Pässe visitiert hatte.“

Selbst beim Sultan stehen die Diaconissen in hoher Gunst. Wiederholt hat er Angehörige seines Harems, verdienstvolle Generale, unlängst noch seinen erkrankten Leibarzt, zu dessen Operation ein Heidelberger Professor herbeigerufen wurde, dem Hospital überwiesen und seine Dankbarkeit u. a. durch Verleihung des Shefkataordens an die vorstehende Schwester und durch Gewährung zollfreier Einfuhr der für das Hospital bestimmten Sachen bewiesen. Im letzten Jahre hatten die 13 Schwestern täglich 125, im ganzen 1457 Kranke zu verpflegen. Außerdem üben die Schwestern Armenpflege namentlich an der großen Schar durchreisender Handwerksburschen und in den letzten Jahren auch unter der zahlreichen armenischen Bevölkerung. Dazu kommt ferner noch die Gefangenenpflege an den Insassen des im Erdgeschoße des Hospitals befindlichen deutschen Konsulargefängnisses sowie seit dem 10. Oktober 1887 die Thätigkeit einer Schwester in der deutschen Kleinkinderschule mit täglich 70 bis 80 Kindern. Vom Jahre 1865—73 arbeiteten die Schwestern noch in dem Kinderhause der deutsch-evangelischen Gemeinde. Im Sommer 1873 konnte die Arbeit in ein von Kaiserswerth erworbenes, bisher der amerikanischen Mission gehöriges Haus in Bebek am Bosphorus verlegt werden, wo die Arbeit mit 27 Waisen, 9 Pensionärinnen und 33 Tages Schülerinnen fröhlich begonnen wurde. Leider mußte dieselbe schon nach zwei Jahren aus Mangel an Arbeitskräften aufgegeben werden. Das Haus ging in den Besitz der Amerikaner zurück, von denen es 1896 der deutsche Hilfsbund für Armenien zur Unterbringung von 110 Waisenmädchen erwarb.

### 3. Die deutsche Schule und das Waisenhaus in Smyrna.

Schon auf seiner ersten orientalischen Reise 1851 hatte Fliedner Smyrna berührt und die dringende Bitte der wohlhabenden Protestanten um Zusendung von Lehrschwestern zu erfüllen versprochen. Smyrna, wie in alter Zeit so auch heute noch in politischer wie kommerzieller und kirchlicher Beziehung die einflußreichste Stadt an den Küsten Kleasiens, war der rechte Ort, um gegenüber der oberflächlichen, weltförmigen Erziehung der katholischen Schulschwestern im Orient den ersten Versuch zu machen, den Töchtern aus gebildeten europäischen und einheimischen Familien aller Konfessionen und Nationen zu dienen und wahre Herzensbildung und tüchtige Kenntnisse auf der Grundlage des christlichen Glaubens unter ihnen, den Müttern künftiger Geschlechter, zu verbreiten. Am 5. September 1853 begannen 2 Diakonissen mit 14 Kindern in einem gemieteten Hause eine mit einem Pensionat verbundene höhere Mädchen-schule, welche nach Jahresfrist schon 50 Mädchen zählte. Ein großmütiges Geschenk Friedrich Wilhelms IV. und des Fürsten Schönburg Waldburg ermöglichten den Ankauf eines Hauses. Ein zweites 1859 gekauftes Haus wurde schon im folgenden Jahre bei einer großen Feuersbrunst ein Raub der Flammen. Aber bereits 1861 konnte das ganze zweckmäßig um- und neugebaute Anwesen wieder bezogen werden. Die Zahl der Schülerinnen und ganz im Hause erzogenen Pensionärinnen stieg bis über 200 im Jahre. Das große Ansehen, welches sich die Schule erwarb, weckte natürlich den Eifer und die Erbitterung der Feinde. Es gelang den Griechen und Katholiken die Kinder ihrer Nation und Konfession in ihre eigenen, neu gegründeten Schulen hinüberzuziehen, so daß im letzten Jahre die deutsche Schule nur noch 105 Schülerinnen zählte und das Pensionat ganz aufgehoben wurde. Eine Freischule für die Kinder unbemittelter Griechen und Armenier bestand von 1869—76 und wurde von 100 Kindern besucht. Aus Mangel an geeigneten Kräften konnte diese hoffnungsvolle Arbeit leider nicht weitergeführt werden. Einen ungeahnten Aufschwung hat dagegen das 1866 begonnene Waisenhaus genommen. Ursprünglich für 30 levantinische Waisenmädchen bestimmt, zählt es jetzt neben 17 levantischen 115 armenische Waisenmädchen (S. unter 7). Die entnervende Sommerhitze in der Stadt machte es zur gebieterischen Pflicht für die 14 Schwestern ein Erholungshaus zu gewinnen. Dasselbe, die Kula genannt, liegt in der Vorstadt Karatasch unmittelbar am Meere. Auf den Smyrnenser Anstalten lastet eine Schuld von über 120 000 Mk.

#### 4. Das Diakonissenhospital in Alexandrien.

Auch diese Anstalt, welche in Alexandrien, diesem Knotenpunkte des Welthandels, wie kein zweites Schwesternhaus berufen sein sollte, unter den Angehörigen der verschiedenen Nationen, jährlich zwischen 20 und 30, thatkräftiges Zeugnis für die Liebesmacht evangelischen Glaubens abzulegen, ist von dem Diakonissenvater Fliedner ins Leben gerufen. Als er zur Stärkung seiner Gesundheit im Winter 1856/57 in Agypten weilte, mietete er auf die Bitte des preussischen und englischen Generalkonsuls im gesunden Teile der Stadt, dem Türkenviertel, das Haus eines türkischen Paschas zur Einrichtung eines Hospitals. Dasselbe konnte am 16. November 1857 von 3 Diakonissen eröffnet werden. Nach Ablauf des Mietkontraktes mußte das Haus gekauft werden. Am 17. August 1870 wurde ein großer vor der Stadt belegener Neubau bezogen, zu dessen beträchtlichen Kosten Beiträge von verschiedenen Regierungen und reiche Gaben auch aus England und Schottland eingingen. Die stille Liebesarbeit des Hospitals in ihrem ständigen Wachstum zeigen folgende Zahlen: von 1858—1870 wurden 4780 Kranke aufgenommen, von Ende 1871—95 23830, darunter 8525 Mohammedaner, 2987 Engländer, 2193 Griechen, 1347 Deutsche, 845 Österreicher, 438 Schweizer. Im letzten Jahre wurden von den 12 Diakonissen 1263 Kranke verpflegt, darunter 599 Mohammedaner. Außerordentlich stark in Anspruch genommen wird die Poliklinik, für welche 1878 ein eigenes Haus errichtet wurde. Hier wurden nicht weniger als 22839 Personen behandelt; die höchste Zahl weist das Jahr 1888 mit 28850 Patienten auf. Die letztjährige Ausgabe betrug 69139,81 Mk. Seit 1889 ist eine Gemeindepflege eingerichtet. Auch in den Harems haben die Diakonissen Zutritt gefunden und in einem solchen sogar einen Neffen des früheren Vizekönigs von Agypten gepflegt.

Bei der furchtbaren Katastrophe, welche im Sommer 1882 durch den Aufstand Arabi Paschas über Alexandria hereinbrach, wurde das Hospital in schwere Mittheilenschaft gezogen. Kein europäisches Haus hielt man für so sicher wie das Hospital, dem Tausende von Mohammedanern zu Dank verpflichtet waren. Unter den Deutschen, die hier während des Bombardements der Stadt durch die Engländer Zuflucht fanden, war auch der Afrikareisende Dr. Schweinfurth. Als er die Kellerräume betreten, in denen an 70 Personen untergebracht waren, glaubte er sich in eine jener Krypten versetzt, in welcher die Christen der ersten Jahrhunderte sich vor ihren Verfolgern sicherten.



„Das alte Alexandrien,“ so schreibt er weiter, „verwirklichte sich vor meinen Augen. Die Schwester B., liebevoll, besonnen und fest in guten wie in bösen Tagen, bot allen das Beispiel eines wahren Christenfinnes, wie es die Religion der ersten Jahrhunderte in seiner blendenden Reinheit uns vorführt. Auch alle übrigen Schwestern waren leuchtende Vorbilder mannhafter Entschlossenheit und Ruhe. Das Haus steht unter dem sichtbaren Schutze des Allmächtigen und die Volksgunst, welche sich in einem schwachen Schimmer arabischer Dankbarkeit offenbart, ist nur zufällige Beigabe.“

In der Nacht auf den 16. Juli wurden die Schwestern mit ihren Pflegebefohlenen durch deutsche Matrosen auf den „Habicht“ und später auf das ägyptische Kriegsschiff *Nachmania* (Barmherzigkeit) gebracht. Gottes Barmherzigkeit behütete auch das Hospital, so daß die Schwestern am 9. August zurückkehren konnten. Hatte die Hand Gottes das Haus vor Flammen und Feinden geschützt, so half die Hand dankbarer Menschen zum Jubelfest 1883 die drückende Schuldenlast zu erleichtern, die inzwischen völlig gehoben ist.

#### 5. Die Diakonissen=Stationen am Libanon.

Seit 1851 hatte man in Iliedner gedrungen wie nach Jerusalem so auch nach Beirut, am Fuße des herrlichen Libanon, Diakonissen für ein Krankenhaus zu senden. Es war lange Zeit nicht möglich gewesen. Da durchslog im August 1860 Europa die Kunde von dem entsetzlichen Blutbade, das die Drusen unter ihren christlichen Landsleuten, den Maroniten und Griechen, angerichtet hatten. An 14000 Männer wurden hingeschlachtet und zu Tausenden waren die Witwen und Waisen aus dem Gebirge in die Küstenstädte Beirut, Sidon und Tyrus geflüchtet, wo sie dem äußersten Elend preisgegeben waren. Diesem mohammedanischen Fanatismus gegenüber blieb die christliche Liebe nicht unthätig. Ehe Iliedner noch um Gaben gebeten hatte, empfing er die Mittel, 2 Diakonissen nach Beirut auszusenden, denen dann bald sein Schwiegersohn Pastor Disselhoff, mit 4 weiteren Schwestern folgte. Schon am heiligen Abend hatte er 130 Kinder unter dem strahlenden Christbaum in einem gemieteten Hause außerhalb der Stadt gesammelt. Am 9. März 1861 legte er den Grundstein zu einem eigenen Hause, zur Erinnerung an die Errettung aus schwerem Gerichte „Zoar“ genannt. Die den syrischen Waisen gebrachte Hilfe sollte nicht bloß eine augenblickliche, sondern eine dauernde sein, und das Beirut Waisenasyl ein Mittelpunkt für die Erziehung und Bildung der syrischen Mädchen werden. Dieser Aufgabe ist die Anstalt nach Kräften nachgekommen. Seit 1862 werden in Zoar von 9 Diakonissen 130 syrisch-arabische Mädchen, Maroniten, Griechen

und Drusen in 4 Klassen erzogen. Nach vollendeter Schulzeit werden sie noch 2 Jahre in der Nähstube, Küche und Waschküche mit allen Hausarbeiten vertraut gemacht. Alljährlich melden sich 3—4 der großen Mädchen zum Konfirmanden-Unterricht. Irgend welcher Zwang wird hierbei nicht angewendet. Diese Konfirmierten sind es dann namentlich, die in Dienst treten und Lehrerinnen oder Diakonissinen werden.

Mit dem Waisenhaus zu Zoar unter einem Dache und doch gesondert befindet sich seit 1862 das Pensionat mit der höheren Mädchen-schule, dessen Rechnungsüberschuß in die Kasse des Waisenhauses fließt. Diese Arbeit ist für die mittleren und höheren Stände in Syrien ebenso notwendig und heilsam wie für die ärmeren. Im letzten Schuljahre besuchten die Anstalt, welche auch kleinere Knaben aufnimmt, 157 Kinder, unter ihnen der 1000. Zögling, der mit seinen Eltern aus Neu-Seeland nach Beirut verschlagen war. Von allen Zöglingen bis auf 132, welche den ersten Jahrgängen angehören, weiß man noch Bescheid: 194 sind verheiratet, z. T. an Männer in einflußreichen Stellungen, 161 helfen zu Hause, 107 stehen in der Lehre, 69 gingen heim, 60 sind als Lehrerinnen oder im Missionsdienst thätig. Welch reicher Segen, wenn berichtet werden kann: „Tief verirrten sich unseres Wissens 4 in Ägypten, die anderen sind ehrbare Leute, die Frauen stehen ihrem Hause zumeist wohl vor und ein großer Teil führt ein ausgesprochen christliches Leben.“ Die finanziellen Schwierigkeiten sind für diese beiden Anstalten je länger desto größer geworden. Statt des bis auf 312113,37 Mk. angewachsene Fonds vom Jahre 1863, steht das Mutterhaus jetzt vor einer Schuld von 109448,82 Mk., da die eingehenden Erziehungsgelder und Geschenke die jährlichen Kosten bei weitem nicht decken.

Noch eine dritte Arbeitsstätte haben die Diakonissen in Beirut, das 1862 gegründete Johanniter-Krankenhaus, in welchem seit dem 5. November 1867 fünf Schwestern thätig sind. Das in einem entzückenden Garten gelegene Hospital wird von den Doktoren der syrisch-medizinischen Fakultät, amerikanischen Missionsärzten, bedient. Einer von ihnen hält Sonntags den Kranken arabischer Zunge eine Erbauungsstunde, während die Schwestern die täglichen Andachten leiten. Im Jahre 1896 wurden neben einem Bestande von 54 Pfleglingen 504 Kranke aufgenommen, darunter 251 orientalische Christen, 147 Mohammedaner, 60 Europäer, 25 Juden, 21 Drusen; poliklinisch wurden 11125 behandelt.

Erwähnt sei noch, daß sich auf dem Libanon in der Höhe von 2000 Fuß an der Eisenbahn von Beirut nach Damaskus in Areta für die

Diakonissen aus Beirut, Jerusalem, Alexandria und Kairo ein Erholungshaus „Salem“ befindet, dessen Hausmutter mit Hilfe einer eingeborenen Lehrerin auch die Dorfjugend unterrichtet.

## 6. Das Diakonissenhospital Viktoria in Kairo.

Dieses jüngste Tochterhaus Kaiserswerths im Morgenlande trägt seinen Namen nach der englischen Königin und verdankt seine Entstehung dem Eifer und der Umsicht des damaligen Pastors, jetzigen Leiters des Wittener Diakonissenhauses, M. Gräber, welcher im Frühjahr 1881 die deutsche, schweizerische, englische und nordamerikanische Kolonie zur Gründung eines Diakonissenhospitals vereinigte. Schwierigkeit auf Schwierigkeit mußte die Liebe zu überwinden und am 15. Februar 1885 weihte D. Disselhoff das Haus, welches Kaiserswerth als Eigentum zur Leitung und Verwaltung übergeben wurde, während ein Lokalvorstand für die äußeren Mittel aufkommt. (Ausgabe 1896: 57231,35 Mk.) In Kairo, der Hochburg des Islams, giebt es keine wirksamere Predigt des Evangeliums als die Thatpredigt der Liebe. Auch für die vielen Europäer, welche Heilung suchend nach Kairo eilen und leicht von Hotel zu Hotel gestoßen werden, war ein evangelisches Krankenhaus dringendes Bedürfnis. Im Jahre 1897 verpflegten die 8 Schwestern 543 Kranke, darunter 117 Römisch- und 83 Griechisch-Katholische, 106 Protestanten, 92 Armenier, 73 Mohammedaner, 40 Kopten, 32 Juden. Die Poliklinik wurde von 23913 Kranken besucht, bis auf 701 Personen lauter Augenranke.

## 7. Die Arbeit an den armenischen Waisen und Notleidenden.

Der jüngste Zweig der Kaiserswerther Liebesarbeit im Morgenlande ist die Fürsorge für die armenischen Waisen und Notleidenden. Als genauere Nachrichten über die furchtbaren Ereignisse in Armenien nach Deutschland gedrungen waren, erließ unter den ersten D. Disselhoff am 24. März 1896 einen Aufruf mit der Bitte um Mittel zur Unterbringung von 50 armenischen Waisen in Smyrna. Am 29. Juni konnten dort die ersten 16 unter deutscher Pflege stehenden armenischen Waisenkinder aufgenommen werden. Die Gaben flossen so reichlich, daß bis jetzt in Smyrna 115, in Beirut 50 und in Jerusalem 20, zusammen also 185 Kindern eine Unterkunft bereitet werden konnte. Wie nach dem Blutbade am Libanon das syrische Waisenhaus in Beirut eine Quelle des Segens geworden ist, so sollen auch diese armenischen Abteilungen

der Waisenhäuser, deren Rechnung getrennt geführt wird, mit Gottes Hilfe das Licht der Liebe zurückstrahlen in die Nacht des mohammedanischen Fanatismus. Statt neue Stationen im Inneren zu begründen, wozu mehrfache Aufforderungen ergingen, hielt man es namentlich bei dem Mangel an Arbeitskräften und der großen im Innern betriebenen Fürsorge der Amerikaner für das Richtige, die alten Stationen zu vergrößern. Dagegen konnten den Notleidenden im Inneren auf sicherem Wege namhafte Unterstützungen zugewendet und namentlich den nach Ägypten geflohenen Armeniern durch die Hilfe dänischer Freunde nachhaltige Hilfe gewährt werden. Der Vater der Waisen hat die letzte öffentliche Bitte D. Diffelhoffs reich gesegnet und der Kaiserswerther Diakonissenarbeit im Morgenlande zahlreiche neue treue Freunde zugeführt.

## II. Die Bedeutung der

morgenländischen Diakonissenarbeit als Missionsarbeit.

Suchen wir nach diesem geschichtlichen Überblick über die Entwicklung der morgenländischen Diakonissenarbeit ihre allgemeine Bedeutung kurz zusammen zu fassen, so kann dies nicht besser geschehen, als mit den Worten D. Hermann Daltons, der in seinen „Reisebildern aus Griechenland und Kleinasien“ folgendes schreibt:

„Die Kaiserswerther Diakonissen erfüllen im Orient eine Mission von tief eingreifendster Bedeutung, der evangelischen Kirche zum reichen Segen, dem deutschen Vaterlande zum nachhaltigen Ruhme. In vier verschiedenen Reisen habe ich sämtliche außerdeutsche Stationen des Kaiserswerther Mutterhauses z. T. zu wiederholten Malen in langen Zwischenräumen kennen gelernt. Ich stehe nicht an, die Arbeit dieser unserer Schwestern zu den bedeutsamsten Leistungen der deutsch-evangelischen Kirche zu rechnen. Sie geschieht so geräuschlos, ohne viel Aufsehens, in stiller aufopferungsvoller Liebesthätigkeit, daß man sie daheim fast übersieht, aber die Segensspuren solcher selbstlosen, treuen Arbeit dringen tief ein in die verschlossene, geheimnisvolle Welt des Ostens. Dort stehen sie an der Schwelle des Mohammedanismus, die Predigt des Kreuzes im Herzen und eifrig, im stillen Wandel vor Gott mit sanftem und stillem Geiste unter den Völkern des Halbmondes von der Herrlichkeit des Evangeliums zu zeugen in der köstlichen Weise, wie sie dem Weibe geziemt. Sie pflegen des Volkes Kranke und Leidende und erziehen seine vernachlässigten, fast vergessenen Töchter. Und auch den anderen wichtigen Dienst unserer wackeren Schwestern, den sie der heimischen Kirche erweisen, wollen wir nicht gering anschlagen. Ich habe zu verschiedenen Zeiten in den orientalischen Krankenhäusern der Kaiserswerther Schwestern die staunende Bewunderung, den tiefen Dank gar manches schwer Leidenden aus der evangelischen, römischen und griechischen Kirche vernommen, der fern von der Heimat, von Krankheit befallen im fremden Land sich gepflegt sieht, wie einen nur eben seine Mutter pflegt, und solche Erfahrung schlug



dann für manchen verlorenen Sohn die Brücke zur Heimkehr ins doppelte Vaterhaus, hier unten und dort oben."

Solche Worte der Anerkennung, denen noch manches ähnliche Zeugnis aus dem Munde einfacher Reisenden wie der hochgestellten Persönlichkeiten hinzugefügt werden könnte, haben die Träger der Diakonissenarbeit nicht stolz gemacht, sondern gedemütigt und zu neuem Eifer angetrieben. Sie sind dessen bewußt geblieben, daß alle Diakonissenarbeit nur Hilfsdienst ist und ihr am wenigsten das Rühmen zusteht, selbst wenn sie in ihrem Magddienst alles gethan haben sollte, was sie zu thun schuldig war. Darum war und ist es noch allen in der morgenländischen Diakonisthätigkeit Stehenden aus der Seele gesprochen, was Bischof Gobat beim 25 jährigen Jubiläum von Thalitatumi 1876 in seiner Festrede sagte:

"Freilich fragt man nach dem Erfolge der Arbeit, so müssen wir mit großer Selbstdemütigung bekennen, er ist gering im Verhältnis zu den Opfern an Zeit, Geld und Kräften. Doch dürfen wir uns dadurch nicht entmutigen lassen, sondern müssen nur noch treuer in der Fürbitte werden und uns dankbar dessen freuen, was durch des Herrn Gnade erreicht ist. Sind auch verhältnismäßig wenige zum Bekenntnis gebracht, der Erkenntnis, welche die Kranken und Kinder in ihre Umgebung bringen, kann man sich doch schon in weiten Kreisen nicht mehr entziehen."

Welches sind nun diese Hilfs- und Pionierdienste, welche die Diakonissenarbeit der Missionsarbeit hat leisten dürfen? Das erste und wichtigste Stück ist ohne Zweifel dies, daß die ohne alle Nebenabsichten geübte Liebeshätigkeit das Vertrauen der orientalischen Bevölkerung zu den Abendländern geweckt hat. Vertrauen ist der Schlüssel zum Herzen und die Vorbereitung für das Evangelium. Welche ungeheuren Vorurteile ein Mohammedaner erst ablegen muß, ehe er sich überwindet, mit einem Christen zusammen zu wohnen, zu essen und zu schlafen, und sich gar von einer unverschleierte Frau pflegen lassen zu sollen, das weiß nur der zu beurteilen, der die Vorschriften des Koran kennt und selbst in mohammedanischen Ländern gelebt hat. Als nach achthähriger Arbeit 1859 im Hospital zu Jerusalem 33 Mohammedaner verpflegt wurden, sahen die Schwestern darin etwas fast Unerhörtes. Seitdem waren in den Krankenhäusern oft über die Hälfte Mohammedaner und die Sultane Stambuls und die Vizekönige Ägyptens haben wiederholt ihre Hilfe in Anspruch genommen. Hat auch vielfach die äußere Not die Leute zu den Diakonissen getrieben, geschieden sind sie innerlich überwunden von der Macht der Liebe, wie jener Druse, der

D. Dalton gegenüber den bekannten überaus bezeichnenden Ausspruch that: „Uns haben die preussischen Schwestern besiegt.“

Aus diesem wachsenden Vertrauen zu den Diakonissen erwuchs eine immer größere Achtung vor dem christlichen Glauben, dessen süße Früchte, die Werke barmherziger Liebe, sie sehen und schmecken durften. Daß die Mohammedaner die Christen als ungläubige Hunde verachten, ist eine im Abendland ganz bekannte Sache, deren Gehässigkeit man aber erst versteht, wenn man selbst sieht, welch ein verachtetes Tier der Hund im Morgenlande ist. Da will es etwas bedeuten, wenn schon vor Jahren ein alter Scheich mit den Worten: „Das ist ja eine rechte Tochter Allahs“ eine Diakonissin, die sich auf den für Christen unzugänglichen Tempelplatz verirrt hatte, vor den Belästigungen einiger fanatischer Moslim schützte. Aussprüche wie die: „Ich bin Muselmann und ihr seid keine Muselmänner, und doch thut ihr mir so viel Gutes.“ — „Das thust Du? Gott segne Dich! ein Moslem würde es nicht thun.“ — „Ihr Christen seid doch andere Menschen wie wir, ihr müßt doch einen besseren Glauben haben,“ hat jede Orientschwester in großer Zahl vernommen.

„Wenn die Mehrheit der Mohammedaner in Palästina,“ schreibt der derzeitige Hilfsprediger in Jerusalem, „heute dem Christentum längst nicht mehr so schroff gegenübersteht, als noch vor 40 Jahren, so haben die Diakonissen nicht am wenigsten zu solcher Veränderung beigetragen. Ihre Verdienste lassen sich daher kaum hoch genug schätzen.“

Von dieser Achtung des einzelnen evangelischen Christen, der seinen Glauben durch die Thatpredigt der Liebe bezeugt, wird somit der Mohammedaner weitergeführt zur Wertschätzung des Christentums, namentlich der evangelischen Kirche. Das ist von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Man hat wohl gesagt: „Das größte Hindernis zur Bekehrung der Mohammedaner im Orient sind die orientalischen Kirchen.“ In der That haben die orientalischen Christen durch ihren Bilderdienst, ihren Aberglauben und ihre mechanischen Ceremonieen, ihr unchristliches Hassen und Neiden, wie es namentlich an den hl. Stätten immer wieder zu Tage tritt, und durch ihren Wandel den Mohammedanern das Christentum zu einem Fels des Argernisses gemacht. Daher hat jede lebendige evangelische Gemeinde im Morgenlande schon durch ihre bloße Existenz die größte Bedeutung für die Missionsarbeit. Diese Gemeinden haben aber ihre Entstehung zum großen Teil geradezu der Diakonissenarbeit zu verdanken. Als Fliedner 1851 seine Diakonissen nach Jerusalem gebracht hatte, war er es besonders, der mit allem

Nachdruck auf die Anstellung eines deutschen Pastors drang. Auch für die Gründung der deutsch-evangelischen Gemeinde in Smyrna bot das Diakonissenhaus und der immer wiederholte Ruf Fliedners nach einem Seelsorger den Hauptanlaß. In Alexandrien fiel die Errichtung des Hospitals mit der Anstellung des ersten deutsch-evangelischen Pfarrers zusammen. Auch für den äußeren und inneren Bestand der Gemeinden ist die Diakonissenarbeit von großer Bedeutung. In den kleinen Gemeinden von noch nicht 200 Seelen ist die Schwesternschaft fast der 10. Teil der Gesamtheit. Die Betstühle der Anstalten sind fast überall für die Gottesdienste eingeräumt, so z. B. zuletzt noch in Jerusalem. Sind die jeweiligen Pastoren auch den Schwestern nach Möglichkeit treue Helfer gewesen, so wußten die Geistlichen auch umgekehrt wohl zu schätzen, was sie an den Diakonissen hatten. Beide vereint leisten der Missionsarbeit wichtige indirekte, vorbereitende Dienste und bilden zugleich ein überaus notwendiges Gegengewicht gegen die immer stärker werdende römische und russische Propaganda.

Indessen auch an positiven Ergebnissen hat es nicht gefehlt. Die von den Kaiserswerther Diakonissen geübte Liebeshätigkeit in den Hospitälern und Schulen hat auch die anderen Nationen und Konfessionen, selbst die Mohammedaner — zu ähnlichen Veranstaltungen angereizt. Mögen die Beweggründe auch hierbei nicht immer die lautersten gewesen sein, so wurden der Bevölkerung doch neue Bildungs- und Pflegestätten eröffnet.

Am erfreulichsten ist die starke Inanspruchnahme der Erziehungsanstalten für die weibliche Jugend der niederen und höheren Stände. Hatte man bis zum Auftreten der evangelischen Mission nicht einmal an Unterricht für Knaben gedacht, so war es erst recht weder Christen noch Mohammedanern in den Sinn gekommen, etwas Derartiges für Mädchen zu thun. Man ließ die Mädchen aufwachsen wie sie wollten und verkaufte sie noch als Kinder zu einem möglichst hohen Kaufpreis. So lag das weibliche Geschlecht in vollständiger Geistesstumpfsheit und erniedrigender Sklaverei gefangen. Da war die Erziehungsarbeit der Diakonissen etwas völlig Neues. Aber Gott hat seinen Segen darauf gelegt, so daß die bestehenden Schulen fortwährend vergrößert werden mußten, um den zahlreichen Bitten um Aufnahme zu entsprechen, falls nur die nötigen Mittel und Kräfte zur Verfügung ständen. Die Zahl der mohammedanischen Kinder ist freilich seit einigen Jahren bedeutend zurückgegangen, da die türkische Regierung es den

Mohammedanern strenge verboten hat, ihre Kinder christlichen Anstalten zur Erziehung zu übergeben. Da gilt es zu warten und dankbar den Segen anzuerkennen, den Gott den vielen Tausenden von Mädchen gegeben hat, die durch die Erziehungshäuser hindurch gegangen sind. So viel auch bei den entlassenen Zöglingen nach ihrer Rückkehr in die alten Verhältnisse wieder verloren gehen mag, ganz vermischt wird der Einfluß der evangelischen Erziehung nur in seltenen Fällen. Auf vier verschiedenen Gebieten entfalten sie ihre Thätigkeit. Eine große Anzahl arbeitet hin und her im Orient als gern gesehene Dienstboten, während es noch vor 50 Jahren unter den arabischen Mädchen eine Schande war, in einem fremden Hause als Magd zu dienen. Die größere Mehrzahl ist zu Frauen und Müttern herangereift, verwenden im eigenen Hause, was sie in der Anstalt gelernt haben und behalten, auch als Glieder der griechischen oder einer anderen Kirche, ihren Heiland und sein Wort lieb. Eine große Zahl ist als Lehrerinnen thätig und 23 sind Diakonissen geworden, deren Dienste ganz außerordentlich viel wert sind. Eine derselben hat aus eigenem Antrieb die biblischen Geschichten von Zahn ins Arabische übersetzt. Die von Fachleuten als wohl gelungen bezeichnete Arbeit wurde gedruckt und füllte eine schmerzlich empfundene Lücke aus. Auch an die Übertragung deutscher Volkslieder haben sie sich gemacht, da die Araber keine Volkslieder besitzen und die von amerikanischen Missionaren herausgegebenen arabischen Liederbücher nur rein geistliche Lieder enthalten. Im einzelnen das Maß des Lichtes und des Lebens zu berechnen, welches von den Erziehungsanstalten und Hospitälern ausgegangen ist, vermag niemand. Gott aber kennt den Segen, den er ausgeschüttet hat, und die Tausende kennen ihn, die ihn erfahren haben.

Unter dem starken Schutze des Deutschen Reiches haben die Schwestern durch Gottes Gnaden im Frieden ihr Liebeswerk thun dürfen und das Feuer und Schwert des mohammedanischen Fanatismus ist ihnen fern geblieben. Gleichwohl hat die Arbeit oft seufzen müssen unter der Lauheit der deutsch-evangelischen Christenheit, welche erst durch besondere Ereignisse an ihre Pflichten im Morgenlande gemahnt werden mußte, um dann gar bald in ihrem Eifer nachzulassen. Noch tiefer aber hat sie geseufzt unter der Lauheit der gläubigen christlichen Jungfrauen, die müßig am Markte stehen, statt mit in die Arbeit einzutreten. Mehr als eine Anstalt wie in Serajewo und Bukarest, auch an den Thoren des Orients, hat darum aufgegeben werden müssen und manches Arbeitsfeld



z. B. unter den Geisteskranken in Syrien und Ägypten blieb noch unbebaut. Tausende begleiten jetzt mit ihren Gedanken und Gebeten das Kaiserpaar auf seiner Fahrt ins hl. Land, aber eine nachhaltige Wirkung der Einweihungsfeier der Erlöserkirche kann nur dann eintreten, wenn nicht nur die Herzen williger werden zum Geben, sondern wenn mehr Streiter und Streiterinnen hinausziehen in den Kampf des Kreuzes wider den Halbmond.

## Missionsrundschau.

### China I.

Von D. Grundemann.

#### Einleitung.<sup>1)</sup>

##### Aus der Werkstatt.

Vielleicht ist es dem Leser erwünscht, einmal zu erfahren, wie eine Missionsrundschau gemacht wird. Ich lade ihn freundlich ein, in meine Studierstube zu kommen. Da sieht es seit einiger Zeit besonders unordentlich aus. Die alten Freunde wissen es schon, daß auch sonst hier auf Tischen und Stühlen aufgeschlagene Bücher, Hefte und Stöße von Zeitschriften umherliegen. (Nur jeden Sonnabend abend findet eine ἀποκατάστασις πάντων statt, und Sonntags sieht es ganz ordentlich aus.) Aber jetzt sind sogar die Fensterbretter mitbenutzt, und die aufgeschlagenen Bücher liegen oft dreis- bis vierfach übereinander. Das macht „die Rundschau“, ein Ausdruck, der von den Hausgenossen, wenn nicht mit Schrecken, so doch mit großem Ernste, als eine wichtige Last bezeichnend vernommen wird. Wohl oder übel muß dem Hausherrn in dieser Zeit die sonst verpönte Abendarbeit gestattet werden. Man sieht sich nur bei Tische. Man nimmt es ihm nicht übel, wenn er einsilbig ist, denn bei der Rundschau muß er den Kopf sehr voll haben. Man sehnt sich aber nach dem Tage, an welchem das Manuskript endlich fortgeschickt wird.

Die Übernahme solcher Arbeit scheint hiernach nichts Leichtes zu sein. Ich muß gestehen, daß ich auch diesmal nur mit sehr gemischten Gefühlen meinem lieben Freunde W. die Zusage gab, die Rundschau über China (und später Indien) zu übernehmen. Der alte Mensch sträubt sich gegen die gehäufte Arbeit im Hinblick auf das umfassende Material, dessen Vollständigkeit doch unerreichbar ist.

Eine solche Arbeit soll ein Gesamtbericht über die Entwicklung der Mission auf einem Gebiete während eines bestimmten Zeitraums sein. Seit Abfassung unsrer letzten Rundschau über China sind 3 Jahre verflossen. Mit wenigen

<sup>1)</sup> Obgleich diese Einleitung von der Rundschau über die chinesische Mission etwas weit abschweift und auch einiges persönliche Gepräge trägt, wollte ich sie doch weder kürzen noch gar ganz streichen. Speziell manchem unsrer Mitarbeiter wird sie lehrreich sein.

Ausnahmen veröffentlichen alle in dem großen Reiche arbeitenden Missionsgesellschaften jährlich ihre Berichte. Nur auf Grund dieser Originalberichte läßt sich ein angemessener Überblick über den Entwicklungsgang der Mission gewinnen. Als Ideal der Rundschau schwebt mir immer vor: ein geschickter, sachgemäßer Auszug aus den sämtlichen betreffenden Jahresberichten, der alles Wesentliche zutreffend zusammenfaßt.

Aber wie schwer ja unmöglich ist es, ein solches Ideal zu verwirklichen! Hier tritt uns sofort die Schwierigkeit entgegen, daß das gesamte Material sich gar nicht zusammenbringen läßt. Zu meinen Jugendträumen gehörte wohl der Wunsch, in den Besitz der von sämtlichen Missionsgesellschaften herausgegebenen Missionsblätter und Jahresberichte zu gelangen. Vor 30 Jahren war ich auch diesem Ziele ziemlich nahe. Aber das schnelle Wachstum der Mission und die (auch abgesehen von den Kosten) große Schwierigkeit, manche dieser Veröffentlichungen zu beschaffen, ließ mich längst auf die Vollständigkeit verzichten. Immerhin erhalte ich monatlich über 60 Missionsblätter (in 6 Sprachen) — darunter freilich mehrere, die abgeleiteter Art sind, volkstümlich, für die Gemeinde geschrieben, und Kinderblätter. Jahresberichte bekomme ich von den meisten deutschen und vielen ausländischen Gesellschaften sehr treulich. Von andern ist es ungewiß, ob sie kommen, oder nicht. So fehlt einem oft gerade der neueste Bericht einer wichtigen Gesellschaft und man muß sich mit dem vorjährigen, bezw. den aus dem betr. Missionsblatt zusammenge suchten Notizen behelfen.

Al unser Wissen ist Stückwerk, und unser Arbeiten nicht minder. Das ist die nachdrückliche Empfindung, unter der ich auch jetzt wieder angesichts der zu liefernden Rundschau stehe. Ich bin wie ein Handwerker, der seine Arbeit mit mangelhaften Werkzeugen und sehr verkürztem Material machen soll.

Eine leichtfertige Betrachtungsweise möchte mir sagen: „Sei doch froh, wenn die Quellen hier und da etwas verstopft sind; die ganze Flut würde dich überwältigen. Nun aber wird dir ein gut Teil Arbeit erspart.“ Daß sich ein wissenschaftliches Gewissen damit nicht beruhigen läßt, liegt ja auf der Hand. Der Trost ist aber nicht zutreffend. Immerhin umfassen die Berichte über China, die mir in diesem Falle zur Verfügung stehen, über 1000 Oktavseiten, und die monatlichen Blätter, die hier und da zu Rate gezogen werden müssen, haben mindestens den doppelten, wo nicht dreifachen Umfang. Ein solches Material noch dazu weit überwiegend fremdsprachiges, durcharbeiten ist allerdings keine Kleinigkeit. Aber jahrelange Übung hilft viel dabei. Man ist in seiner Missionsliteratur zuhause. Man hat gelernt einen Absatz so zu überblicken, daß man nach Stichwörtern sofort weiß, ob etwas wichtiges oder nebensächliches darin steht. Ein schottischer Missionssekretär, bei dem ich eine Reihe von Bänden in einigen Stunden nach meinem damaligen Bedürfnis excerpierte, meinte scherzend, ich müsse wohl „einen Bluthund“ haben.

Schwieriger als das Durchmachen ist das Fixieren der wichtigsten Punkte, die nachher in den verschiedenen Rubriken angeführt werden sollen. Die letzteren sind sehr zahlreich, so daß es schwer ist, sie immer im Kopfe zu haben. Ja während der Arbeit eröffnen sich neue Rubriken. Nun fällt einem ein: „Dahin gehörte auch das und das — aber wo stand es doch?“ Nun wird gesucht. Was nicht sofort nach Seitenzahl mit Stichwort notiert wurde, ist oft verloren.

Nachher kommt die Sortierung und Gruppierung der vielen Citate, wobei verschiedenfarbige Stifte sehr gute Dienste leisten. Aber leicht ist auch das nicht. Oft

genügt das Stichwort oder die kurze Notiz nicht. Immer wieder und wieder muß das Original aufgesucht werden. Das macht die Arbeit sehr umständlich.

Bei aller Bemühung aber wird man den Gedanken nicht los, daß man nur mangelhaftes Stückwerk liefert. Besonders lebhaft tritt derselbe auf, wenn man sich mit der Statistik befassen muß. Immer wieder kommt es vor, daß von dieser oder jener Gesellschaft die neuesten Zahlen fehlen. Es müssen die vorjährigen, oder ältere eingeschoben werden. Bei den kleineren Missionen macht das nicht viel aus; aber wenn der Jahresbericht einer größeren Gesellschaft fehlt, üben solche ältere Zahlen auf das Gesamtergebnis vielleicht einen bedeutenden Einfluß. Es ist sehr verdrücklich, daß man Zahlen an die Öffentlichkeit bringen muß, die nicht mehr zutreffende Angaben in sich schließen und also mit der Wirklichkeit nicht stimmen. Auf Schätzungen sich einzulassen, ist auch nicht recht befriedigend; oft aber bleibt nichts anders übrig — wenn man nur irgend welche sicheren Anhaltspunkte hat.

Es ist aber auch zu beachten, daß die verschiedenartigen Zählungen und Rubrizierungen einer genauen Missionsstatistik sehr hinderlich sind. Nirgendso empfindet man diesen Übelstand so sehr, wie bei der Ausarbeitung einer Rundschau. Wenn sich alle Missionsgesellschaften wenigstens über eine einheitliche Zählung der Heidenchristen einigen wollten! In China zählen die meisten nur die sog. members, d. h. die selbständigen, kommunionberechtigten Kirchenglieder. Oft aber ist man nicht sicher, ob nicht doch die getauften Kinder der kommunionberechtigten Eltern mitgezählt sind. Sehr überraschend war es mir in der vorliegenden Arbeit eine unzweideutige Angabe zu finden, daß in einem baptistischen Bezirk unter den members auch Katechumenen und Anhänger mitgezählt sind. Dies Verfahren ist ganz gegen alle baptistischen Grundsätze. Vielleicht hat die Erfahrung, die den scharfen Saum, der um die innere Gemeinde aufgerichtet wurde, doch als recht lückenhaft dardhat, einen Umschwung in der Zählung bewirkt. Jedenfalls aber stimmen dann die Angaben nicht mit denen anderer Gesellschaften, die nur full and accredited members zählen. Wollte man sich doch entschließen, einfach die Getauften (wofern sie nicht wieder abgefallen, sind oder ausgeschlossen werden mußten) zu zählen, so würden wir mit viel größerer Sicherheit den Stand der evangelischen Gemeinden in China erkennen können. Jetzt sind wir sehr oft dazu verurteilt, uns auf Minimalangaben beschränken zu müssen, obgleich es gar nicht zweifelhaft ist, daß dieselben hinter dem wirklichen Bestande zurückbleiben.

Aber auch abgesehen von der Statistik ist das Material, aus dem die Rundschau entstehen soll, nicht immer voll und ganz befriedigend. Einige englische Berichte sind in der That recht schematisch und trocken. Man merkt es ihnen an, wie sie auf die Vorstellungen und Wünsche der heimischen Missionsfreunde — ich wollte eben schreiben supporters,<sup>1)</sup> ein Wort das von keinem deutschen Ausdrucke gedeckt wird — zugeschnitten sind. Die Aufgabe der Missionsliteratur wird überhaupt nicht überall gleich aufgefaßt. Ich erinnere mich, wohl ein Jahr lang ein amerikanisches Blatt gelesen zu haben, ohne daß es mir möglich gewesen wäre, daraus die Arbeiten der betreffenden Gesellschaft näher kennen zu lernen. Das Ganze war überhaupt nur darauf angelegt, im Leser das Feuer der Missionsliebe anzuzuzünden

<sup>1)</sup> „Die, welche mit ihren Beiträgen die Sache tragen.“



und zu schüren, wozu neben erbaulichen Betrachtungen, Züge und Anekdoten von ganz andern Feldern verwendet wurden. Bei andern Blättern ist das nicht ganz so schlimm; aber es fehlt oft sehr an dem, was mir der Kern aller berichtenden Missionslitteratur zu sein scheint: klare, objektive Darstellung der thatsächlichen Verhältnisse, durch welche der Leser zur Gewinnung eines möglichst zutreffenden Bildes der wirklichen Zustände befähigt wird.

Der jenen Blättern entsprechende Jahresbericht ist dann gewöhnlich nicht viel mehr, als die Ausfüllung eines Schemas, nach welchem dargethan wird, daß die Maschinerie funktioniert, oder noch besser, sehr erfolgreich arbeitet — oder daß sie zu stocken droht, wenn nicht aus der Heimat kräftigere Unterstützung eintrifft. Diese Charakteristik mag scharf erscheinen. Meistens wird sie gemildert durch Einfügung einzelner interessanter Züge. Aber auch diese sind ganz nach den Wünschen der heimathlichen Missionsgemeinde gewählt. Wie anders würde mancher Bericht lauten, wenn er rücksichtslos einfach wiedergäbe, was geschehen ist, und wie es steht. Solcher Berichte bedarf die Missionsgeschichtsschreibung und jede Rundschau soll eine Mitarbeit an der letzteren sein. Daher der Druck, der mir bei dieser Arbeit aufliegt.

Doch ich will dem Leser die andre Seite der Sache nicht vorenthalten. Mir selbst ist die Anfertigung einer Rundschau eine große Wohlthat. Die Mission ist von Jahrzehnt zu Jahrzehnt so angewachsen, daß es auch für einen Berufsarbeiter schwer ist, in seiner Kenntniß mit ihrer Entwicklung einigermaßen Schritt zu halten. Früher, als ich noch bloß 20 Missionsblätter bekam, habe ich sie getreulich gelesen, ja mit farbigen Stiften durchgearbeitet. Damals konnte ich einnehmen und hatte nur wenig Gelegenheit auszugeben. Jetzt ist es umgekehrt geworden. Einer großen Fülle von mündlichen und schriftlichen Missionsarbeiten kann ich mich nicht mehr entziehen. Ich muß viel ausgeben, aber das Einnehmen kommt daneben viel zu kurz. Nur als Vorbereitung zu einer bestimmten Arbeit wird die eine oder die andre Partie der Missionslitteratur vorgenommen. Zu einem fortlaufenden regelmäßigen Studium derselben komme ich schon lange nicht mehr. Es gehört zu meinen schmerzlichsten Erfahrungen, wenn ich etwa vierteljährlich große Stöße von Blättern und Berichten wegpacken muß, ohne daß ich Zeit gefunden hatte, sie durchzulesen. Kürzlich habe ich eine größere Arbeit (Missionsstudien und -Kritiken II) vollendet. Es war, als sollte eine Pause eintreten, in der ich einmal ohne einen besondern Zweck mich der Missionslitteratur hätte widmen können. Aber schon traten wieder ein halb Duzend kleinere Arbeiten hervor, die meine Zeit beanspruchen wollten. Da bin ich froh, daß die Rundschau die kleinen Geister in den Hintergrund drängt und mich ex officio in ausgedehnterem Maße an die Berichte gebracht hat.

Muß ich ja freilich bekennen, daß mir auch diesmal wieder von den oben angedeuteten Schattenseiten der Berichte manches entgegengelreten ist, so kann ich doch auch bezeugen, daß ich in vielen derselben eine klare, ungeschminzte Darstellung des herrlichen Werkes gefunden habe, die das Herz des Missionsfreundes erquickten und stärken muß. Gerade da, wo man sich nicht bemüht, menschliche Schwachheiten, die dem Werke ja freilich anhaften, zu verhüllen, tritt es herrlicher zu Tage als da, wo man versuchen wollte, es noch besonders zu verherrlichen.

Grade an China zeigt sich jetzt Gottes mächtige Führung. Nicht alles geht nach menschlichen Wünschen und Plänen. Doch weit und breit ist ein Umschwung



bemerkbar und es beginnen Fortschritte der Mission, wie wir sie noch vor wenigen Jahren nicht ahnen konnten. Solche Entwicklung will mit ruhigen, nüchternen Blicken betrachtet sein. Wir dürfen uns nicht durch den unvermutet ausleuchtenden Glanz blenden lassen. Suchen wir die Bewegung so zu verstehen, daß uns der weitere Verfolg derselben keine Enttäuschung bereiten kann. Dazu möge denn auch die folgende Rundschau trotz ihrer offen dargelegten Mangelhaftigkeit dem Leser behilflich sein.

### Chinas gegenwärtige politische Lage.

Im Herbst 1894 war der Krieg mit Japan ausgebrochen. Schon nach einigen Monaten lag das altersschwache, kolossale Reich übermunden zu den Füßen des jungen Emporkömmlings, der die mit Heißhunger verschlungene europäische Kultur wohl zu verwerten gewußt hatte. Wäre Japan von niemand gehindert worden, so würde es mit raffinierter Politik sein Opfer gründlich ausgefogen haben. Das Dazwischentreten europäischer Mächte beruhte freilich nicht auf selbstloser Humanität. Auch unser deutscher Handelsverkehr mit China wäre ernstlich bedroht gewesen, wenn Japan seinen Sieg unbeschränkt hätte ausnützen dürfen. Rußland sowie Frankreich hatten weitere Wünsche betreffs ihrer benachbarten Gebiete im Norden und im Süden. Nur England stand unhätig zur Seite. Seine Sympathieen für Japan waren nicht zu verkennen. Aber es verhinderte nicht, daß der Sieger nur mit der Insel Formosa abgefunden und eine dominierende Stellung desselben in Ostasien verhindert wurde. Wäre eine solche verwirklicht, so würde sie sich wahrscheinlich unter englischem Einfluß noch anderweitig gestaltet haben. Dem altersschwachen Reiche war im Frieden von Schimonoseki noch einmal das Leben gerettet. Die Helfer erhielten (wohl auch nicht ohne viel diplomatisches Handeln), was sie als Entgelt sich wünschten. Frankreich war nicht blöde, ausgedehnte Grenzgebiete von Yün-nan zu verlangen, die ihm für sein indochinesisches Zukunftsreich sehr wichtig waren. Rußland bekam weitgehende Zugeständnisse für den Bau seiner Eisenbahn und schließlich auch den für seine ostasiatischen Besitzungen so wichtigen Hafen Port Arthur. Uns ist bekanntlich Kiautschau zu teil geworden. Auch England wollte nicht leer ausgehen und setzte sich in Weihaiwei fest.

Man sollte denken, daß die Chinesen nun nach der ersten Lektion, die sie empfangen hatten, klug werden und sich endlich aus ihren verrotteten Zuständen herausarbeiten würden. Aber vorläufig ist davon noch wenig zu merken. Es fehlt an reformatorischen Männern. Der junge, 26 jährige Kaiser, der durch die Hofetikette dem Volksleben völlig entzogen ist, war den wichtigen Aufgaben dieser Verhältnisse nicht gewachsen, zumal seine Stiefmutter, eine herrschsüchtige Frau, die bis 1889 die Regentschaft geführt hatte, noch immer ihren Einfluß geltend machte. Wohl regt sich weit und breit in einigen Kreisen des Volkes ein Verlangen nach Neuerungen. Aber eine starke Gegenpartei tritt eifersüchtig für die alten verrotteten Zustände ein, wobei Standesprivilegien und das alte Bestechungssystem mitwirken. Wo das Steuer des Staatsschiffes so wenig in sicherer Hand liegt, fehlt es selbstverständlich nicht an anderweitigen Ratgebern. Die nicht uninteressierte europäische Diplomatie hat hier ein fruchtbares Feld. Soweit man sehen kann, sind es bis jetzt russische und englische Einflüsse, die am Hofe zu Peking sich bemühen, den Kurs zu bestimmen. Man kann sich ja denken, wie schmerzlich es für England sein mußte,

nachdem es ein halbes Jahrhundert vor allen europäischen Mächten in China Einfluß geübt hatte, nun mit einemmale beiseite geschoben zu sein. Dazu hat es mancherlei Wünsche für seinen Handel namentlich am Tang-tse-kiang, mit besonderer Beziehung auf die Verbindung nach seinem birmanischen Gebiet.<sup>1)</sup> Rußland aber, Englands Gegner, gewann in Peking immer weiteren Halt. Dem gegenüber mußte etwas geschehen. Die Schritte der Diplomatie entziehen sich der öffentlichen Kenntnis. Als aber die Welt vor wenigen Wochen plötzlich von einem durchgreifenden Umschwung am Hofe zu Peking überrascht wurde, führte man denselben allgemein auf englischen Einfluß zurück. Der Großsekretär des chinesischen Reiches, Li-hung-tschang, wohl der bedeutendste Politiker Chinas, war plötzlich in Ungnade verfallen und seines Amtes entsetzt. Ein andrer Würdenträger, Kang-ju-wei, bekannt als Vertreter der Reform nach europäischem Muster<sup>2)</sup> trat an seine Stelle. Der Kaiser erließ ein Edikt, das jeden, der China etwas kennt, in Erstaunen setzen mußte. Der mit der chinesischen Pietät verwachsene Konservatismus wird darin in starken Ausdrücken als etwas höchst Nachteiliges bezeichnet, und alle Beamte angewiesen, die alten Bahnen zu verlassen. Eine neue Ära des Fortschritts soll beginnen. Die europäischen Erfindungen sollen eingeführt werden. Aber die Reaktion ließ nicht lange auf sich warten. Li-hung-tschang ist der Günstling der alten Kaiserin und der Freund Rußlands. Was letzteres gethan hat weiß man nicht. Aber die erstere hat ihrem mißratenen Stiefsohne einfach die Herrschaft wieder abgenommen. Seinem Berater gelang es zu entfliehen und auf einem englischen Schiffe nach Hongkong in Sicherheit zu kommen. Li-hung-tschang wird wieder die rechte Hand der Regentin sein. Die neuesten Nachrichten aber besagen, daß der Kaiser sehr leidend sei. Die berühmtesten Ärzte aus allen Provinzen sind seinetwegen nach Peking berufen worden. Unsre Zeitungen übersetzen diese chinesische Nachricht in verständliches Deutsch: der arme Kaiser wird bald aus dem Leben geschafft sein, wenn es nicht bereits geschehen ist. Was weiter aus der Bewegung werden wird, ist noch nicht abzusehen.

Wie schwer ist es doch, in diesem Getriebe menschlicher Kräfte das Regiment des allmächtigen und heiligen Gottes zu erkennen! Und doch hat er mitten in diesen Wirrnissen die Fäden fest in seiner Hand, durch welche das Kommen seines Reiches in China gefördert wird. Er lenkt und leitet die Faktoren, aus deren gegenseitigem Widerspiel sich neue Entwicklungen gestalten. Was wir vor Augen sehen, ist allerdings oft nur weltlicher Art, oder sogar eine erschreckende Mischung von Weltlichem und Gottlosem mit Geistlichem und Heiligen, und meist bleibt dabei das letztere sehr verhüllt als Keim zukünftiger Entwicklung. Wir dürfen uns daher nicht täuschen lassen durch die äußeren Fortschritte und ihnen für die Mission nicht zuviel direkte Bedeutung zuschreiben, wozu der nach Früchten verlangende Missionsfreund nur allzugeneigt ist. Sie sind weiter nichts als ein neues Stadium, in dem der Boden zur Ausfaat in neuer Weise und mehr als bisher bereitet ist.

Derartige neue Erscheinungen werden in den vorliegenden Berichten sehr zahlreich erwähnt. Mehrfach wird Gewicht gelegt auf die transsibirische

<sup>1)</sup> Ein späterer Vertrag bestimmt, daß im Gebiete des genannten Stromes kein Land an eine fremde Macht abgetreten werden darf. C. M. Rep. 98, 317f.

<sup>2)</sup> Seine Stellung wird verglichen mit der, die Reschab Ischandra Sen in Indien einnahm. Ch. Rec. 98, 83.

Eisenbahn, die längste Bahnlinie der Welt, welche die Ostsee mit dem Großen Ocean (bei Wladimostok) verbinden soll. Eine Nebenlinie wird von Kiachta nach Peking führen. Diese Bahn geht unter gewaltigem Arbeitsaufwand sicher ihrer Vollendung entgegen. Sie wird demnächst London und Peking auf etwas über 10 Tage einander nahe rücken. Jetzt braucht man auf der kürzesten Linie über Kanada gegen 35 Tage. Eine solche Erleichterung des Verkehrs wird einen Strom europäischer Einflüsse in das sonst so verschlossene Reich leiten, der bald die größten Umwälzungen hervorrufen muß, um so mehr als durch die letzten Verträge u. a. die Einführung europäischer Maschinen gestattet ist. Man darf freilich nicht vergessen, daß diese Verkehrsader völlig unter russischer Kontrolle stehen wird.

Gleichfalls eine Folge der Niederlage Chinas ist das Zugeständnis, daß vom Sommer 1898 ab die Schifffahrt auf allen chinesischen Flüssen den ausländischen Dampfern freisteht. Ch. M. Rep. 98, 317.

Weiter spürt man ein Verlangen nach europäischer Bildung, das früher ganz unerhört gewesen sein würde. Es ist eine höchst beachtenswerte Umwälzung in den leitenden chinesischen Kreisen. Sie schütteln die Jahrhunderte alte Lethargie von sich ab. Bapt. Rep. 98, 47. Nur sehr vereinzelt war schon 1887 die europäische Mathematik durch ein kaiserliches Dekret als Gegenstand der II. Staatsprüfung zugelassen worden. Es waren damals manche Schüler in die Missionschulen gekommen, um Mathematik zu lernen. Das Ergebnis war freilich nicht bedeutend und ermutigend. Jetzt aber sind zum Teil gradezu von den chinesischen Behörden Schulen der westlichen Bildung errichtet worden. An den meisten Mittelpunkten des Verkehrs (Peking, Tientsien, Tungschau, Schanghai, Sutschau, Futschau, Nanking, Kanton u. a.) bestehen diese neuen Institute (Ch. Rec. 97, 539 cf. 537), an denen größtenteils frühere Zöglinge von Missionschulen thätig sind. Selbst Tchangsha, die Hauptstadt der so verknöchert-konservativen Provinz Hunan, von der sonst die giftigsten Ströme des Fremdenhasses und der Aufreizung gegen die Mission ausgingen, hat nun eine nach englischem Muster eingerichtete und mit dem ganzen Apparat von Karten und physikalischen u. a. Instrumenten ausgerüstete Schule (ib. 444). In Tientsien giebt es mehrere derart. Hier trat die neue Unterrichtspolitik zuerst in Thätigkeit. Die Unterrichtssprache ist meistens englisch. Aber es sind noch andre geplant, in denen russisch bzw. deutsch oder französisch gelehrt werden soll. Die größte Umwälzung wird durch die Gründung einer englischen Töchter Schule bezeichnet. Lond. M. Rep. 97, 54.

Diese neuen Bildungswege sind aber nicht bloß von oben herab eingeführt. Sie entsprechen einem starken Verlangen nach westlicher Bildung in den Kreisen der Litteraten. Schon 1895 war der Regierung eine Denkschrift von 1300 Gelehrten des II. Grades aus 13 verschiedenen Provinzen eingereicht, die zwar zunächst Reformen mehr praktischer Art fordert, wie die Gründung von Banken, Postämtern, Eisenbahnen, Erleichterungen für Maschinenwesen, Bergbau u. s. w. Als Mittel werden Zeitschriften, öffentliche Bibliotheken und Schulen vorgeschlagen. Überhaupt soll die Bildung gehoben werden. „In andern Nationen sind 70—80 % fähig zu lesen und zu schreiben, in China nur 20 %.“ Hierzu bemerkt ein erfahrener Missionar, daß im letzteren Falle die Angabe von 3 % der Wahrheit näher kommen würde (Ch. M. Rep. 96, 308). Von andrer Seite wird sogar als Thatsache hingestellt, daß unter der Bevölkerung von 1000 sich immer nur einer oder zwei finden, die



mit Verständnis lesen und schreiben können. Alle die Kinder, welche nur 3—4 Jahre die Schule besuchen, erreichen nicht das Ziel, auch nur einfache Sätze richtig niederzuschreiben oder den Sinn eines leichten Lesestücks wiederzugeben. Die Erkenntnis bricht sich Bahn, daß anstatt der alten Unterrichtsmethode die europäische eingeführt werden muß (Ch. R. 97, 543). Übrigens soll der Kaiser sich selbst noch an das Studium der englischen Sprache gemacht und allen Vicetrögnen und Gouverneuren die Gründung englischer Schulen anbefohlen haben (Lond. M. Rep. 97, 41. Amer. Presb. Rep. 97 unter Schantung).

Die bei den Literatennprüfungen gestellten Themata zeigen denselben Umschwung, wie aus verschiedenen Provinzen gemeldet wird. In Sjangtschau lautete eines derselben bei der letzten Prüfung: „Noah und seine Familie, oder die Wiederbövolkerung der Welt nach der Flut.“ Als Textbuch wurde dazu das Alte Testament empfohlen (Ch. M. Rep. 98, 319). Sonst werden Arithmetik und mehr praktische Gegenstände, der Nutzen der Kriegsschiffe, die auswärtigen Zölle u. dergl. erwähnt. Auf Grund ihrer in der Missionschule gewonnenen Kenntnisse bestanden zwei 17 jährige Jünglinge das erste Staatsexamen. Das zweite bestand ein Mann, der längere Zeit als Lehrer an einer solchen thätig gewesen war. Er gehörte zu den 30 Glücklichen die von 10 000 Examinanden die Prüfung bestanden, während die andern alle durchfielen (Lond. M. Rep. 97, 42).

Nach den von den Missionsgesellschaften herausgegebenen Schulbüchern ist unter diesen Verhältnissen viel Nachfrage. Schlaue Unternehmer machen sich die Sache zu nutze, und drucken dieselben nach (Ch. Rec. 97, 444).

Die Gründung von Zeitschriften gehört ebenfalls hierher. Es wird eine in Sjanghai seit kurzem erscheinende Ackerbau-Zeitschrift erwähnt, herausgegeben von der dort gegründeten Ackerbau-Gesellschaft, welche die Kenntnis der Chemie und Botanik einführen möchte, sich auch des rationellen Seidenbaues befleißigt. Ein pädagogisches Blatt, das Schulmagazin, wird in Nanking herausgegeben, von einem Gelehrten, der von einer reichen Familie dazu angestellt ist. Von ihm stammen die obigen Angaben über die geringen Erfolge der bisherigen Unterrichtsmethode. Dasselbst erscheint auch eine Zeitschrift für Bergbau. Selbst die Hauptstadt des konservativen Suan hat jetzt ihre Zeitung (ib. 443).

Eine andre weit in das chinesische Leben eingreifende Reform geht gegen die grausame Sitte der Fußverkrüppelung. Zu Anfang 1898 wurde sogar eine Regierungsproklamation gegen die letztere erlassen. Die Sache scheint an manchen Orten seitens der beteiligten höheren Gesellschaft viel Entgegenkommen gefunden zu haben. In Futschau brachte man die Proklamation in Reime und ließ sie von blinden Bettlern auf den Straßen absingen (Ch. M. Rep. 98, 335). Wie es scheint war schon vorher in Kanton ein Verein unter dem Namen „Putsan tsuhui“ (Nichtbindeverein) gestiftet, dessen Mitglieder sich verpflichten, weder die Füße ihrer Töchter zu verkrüppeln, noch ihre Söhne mit kleinsüßigen Mädchen zu verheiraten. Schon in kurzer Zeit zählte der Verein 1000 Mitglieder. Der Stifter ist der oben genannte Kangjuwei, dessen Tochter, deren Füße (freilich nur unter dem Schutze der Mandschutracht<sup>1)</sup> ihre natürliche Form behielten, jetzt selber in der Reformbewegung

<sup>1)</sup> Die Mandschu haben die Unsitte nie angenommen.



durch Novellen und Flugschriften mitwirkt (Mittheilung des Missionar A. Little im Daily Chronicle; vgl. Reichsbote 98 No. 246).

Alles das sind Zeichen einer neuen Zeit. Unsre Zusammenstellung könnte zu der Annahme verleiten, daß China wirklich in die Bahn einer neuen Entwicklung eingetreten sei, so wie vor ein paar Jahrzehnten Japan. Dennoch besteht ein großer Unterschied hier und dort. In Japan hatte die Neuerungsparthei nach einem hartnäckigen aber nur kurzen Kampf den Sieg gewonnen. In China steht den Reformern noch die große Menge der Litteraten gegenüber, die von keiner Neuerung etwas wissen wollen. Die Demütigung im japanischen Kriege hat bei weitem noch nicht den Mandarinenstolz gebrochen. Einzelnen Verfügungen wird wohl Folge gegeben; aber das alte System mit seiner tief gewurzelten Korruption wird damit nicht beseitigt. Es wird in China voraussichtlich noch viele Kämpfe geben bis die träge Masse, die jetzt gleichsam die einzelnen hineingeworfenen Steinchen verschluckt, so umgebildet wird, daß sie zu neuen Formen erstarken kann. Wer die Vorgänge, unter denen in Japan die europäische Kultur, wie ein Strom nach völliger Durchbrechung der Schleusen, seinen Eingang fand, beobachtet hat, der kann jetzt bezüglich Chinas eine Ahnung haben von dem gnädigen Walten Gottes, das dort solche Überstürzungen verhindert. Selbst auf solche Ereignisse, wie die jüngste, schreckliche Reaktion am Hofe zu Peking dürfte von dieser Seite ein Lichtstrahl fallen.

### Die Beziehung dieser Bewegung zur Mission

darf nicht mißverstanden werden, obgleich sie mit letzterer manche Berührungspunkte hat. Enthusiastische Missionsfreunde, zumal in den Kreisen, in denen die Mission mit liberaler, fortschrittlicher, politischer Richtung verquickt ist, sehen in dem Drange nach europäischer Kultur gar leicht ein direktes Verlangen nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit. Japan hat diese Auffassung mit den daran geknüpften Erwartungen vielfach bitter getäuscht. Trotzdem scheinen jene Kreise bei weitem noch nicht ernüchtert zu sein. In vielen der englischen Berichte wird augenscheinlich diesen äußeren Neuerungen in ihrer Bedeutung für die Mission zu viel Wert beigemessen. Die schon erwähnte Petition der 1300 Gelehrten zeigt ganz offen ihre feindselige Haltung gegen das Christentum. Sie ruft nach religiöser Erziehung, da die Sitten des Landes schnell entarten. „Wir haben keine Religionslehrer; daher schießen die verderblichen Religionen der fremden Barbaren empor und betrügen das Volk. Jede Provinz ist voll von Kapellen, während wir in jeder Landschaft (county) nur einen Tempel für unsern weisen Konfutschi haben. Ist das nicht schmerzlich?“ Sodann werden recht durchgreifende Vorschläge zur Stärkung des Konfutschianismus gemacht, die nicht bloß dahin zielen, denselben zur alleinigen Landesreligion zu machen, sondern ihn in fremde Länder hinaus zu tragen und die Barbaren zu civilisieren. Von dieser sonderbaren Mission erwartet man zugleich die Rückwirkungen auf die Heimat, daß die Motive der europäischen Kultur in China bekannt werden, während der Ruhm des himmlischen Reiches verbreitet wird (Ch. M. Rep. 96, 308). — Nur wenn man die Sache ganz äußerlich ansieht, füllt sich das Herz mit Unwillen über solch einen Plan. Im tiefsten Grunde zeigt derselbe etwas von kräftigem Wirken des christlichen Sauerteigs, der die träge Masse, zunächst allerdings ganz anders, als wir es erwarten und wünschen, in Bewegung zu setzen beginnt. Zugleich enthält die Darlegung aber auch ein direktes Zeugnis für die Mission, das leider von

den Herren in rhetorischer Übertreibung aufgebauscht ist. Wollte Gott, es wäre erst jede Provinz voll von Kapellen!

Daß die modernen Anstalten zur Verbreitung europäischer Bildung den christlichen Gemeinden viele Mitglieder zuführen werden, ist also wohl nicht zu erwarten. Der Konfuzianismus, für den sich jene Bittsteller so ereifern, trägt überhaupt sehr wenig den Charakter einer Religion. Oft kann dieses sozialmoralische System sogar das Ansehen eines Schutzmittels gegen die Religion gewinnen. Die Chinesen sind ganz überwiegend materialistisch gerichtet, ganz im Gegensatz zu den indischen Völkern, deren Denken und Fühlen vorzugsweise religiös gestimmt ist. Die chinesische Feindschaft gegen die Mission ist auch nicht religiöser Art, sondern entspringt dem beschränkten Nationalbewußtsein. Wenn jetzt viele Chinesen infolge der erfahrenen Demütigung nach der europäischen Kultur Verlangen tragen, da sie augenscheinlich ihren Gegnern den Sieg verschaffte, so ist damit der alte Fremdenhaß bei weitem nicht überwunden. Das jener Bewegung zu Grunde liegende Verlangen nach europäischer Kultur hat zur Rehrseite den Wunsch, die fremden Barbaren mittels ihrer eigenen Künste und Kanonen zum Lande hinauszutreiben. Für das Christentum regen sich dabei um so weniger Sympathieen, als die überwiegende Mehrzahl der in China weilenden europäischen Missionen ihrer Religion sehr wenig Ehre machen. So ist z. B. die Europäerstadt Schanghai, in der 300 000 Chinesen unter europäischem Einfluß leben, in sittlicher Beziehung ein höchst verkommener Platz, an dem infolge der gewährten Freiheit Zustände herrschen, die selbst eine chinesische Verwaltung nicht dulden würde (Ch. Rec. 97, 412). Die leitenden Kreise in China, mögen sie nun der Einführung fremder Kultur günstig sein oder nicht, denken nicht daran, das Christentum als solches zu begünstigen, sondern behandeln es nach wie vor mit Gleichgiltigkeit und Verachtung (ib. 417). Aus der Mandschurei wird eine Gegenbewegung gegen die Mission unter dem Namen „Schantung Gilde“ gemeldet, die den Konfuzianismus wieder zu beleben sucht (U. P. Rep. 98, 54).

Bezeichnend ist ein Fall, wie bereits ein christlich angeregter Gelehrter, der zu einem Missionar freundlich steht, die Sache auffaßt. Er hatte das 12bändige Werk von Dr. Allen über den japanischen Krieg studiert. Seine alte Abneigung gegen das Christentum hat er überwunden, in der Meinung, daß es den Lehren der alten chinesischen Weisen nahe komme. Daß die Religion die Grundlage zu einer Neugestaltung Chinas bilden solle, gab er zu; aber er schlug dazu eine Verquickung des Christentums mit dem Konfuzianismus vor (Lond. M. Rep. 97, 45 f.). Augenscheinlich war ihm der tiefste Kern des Christentums noch nicht klar geworden.

Dabei ist der Umschwung zu Gunsten der Mission nicht zu unterschätzen, mag er auch zunächst sehr äußerlicher Art sein. Eine weit größere Sicherheit ihrer Arbeiten ist unverkennbar. Die Aufläufe, in denen evangelische Missionsstationen zerstört und Missionare umgebracht wurden, haben fast aufgehört, seitdem infolge nachdrücklicher diplomatischer Verhandlungen seitens Englands der Vicetrönik von Si-tschuan, unter dessen Ägide die dortigen Verfolgungen angezettelt waren, „zur Warnung für alle andern chinesischen Beamten“ abgesetzt war (Ch. M. Rep. 96, 303). Die Hauptschuldigen unter den Mordbrennern von Kutscheng sind bestraft worden und die Regierung war bereit, der Missionsgesellschaft reichlichen Schadenersatz zu zahlen, dessen Annahme dieselbe aber ablehnte (vergl. S. 214), in edlem christlichen Sinne. Diese That mußte auch in chinesischen Kreisen einen ge-

wissen günstigen Eindruck hinterlassen. — Zwar sind mehrfach in den letzten Jahren noch Unruhen vorgekommen, in denen die alten Verleumdungen von Kinderdiebstahl, Verwendung von Augen zur Bereitung von Medizin etc. wieder eine große Rolle spielten. Die erregte Menge aber wurde in einigen Fällen bald wieder beruhigt (Lond. M. Rep. 97, 51) oder die Schuldigen durch den Mandarin sofort bestraft (ib. 62). Ernsthafter schien die Aufregung in Tientsin zu werden aus Veranlassung des Baues der Eisenbahn, die bald diesen Platz mit der Hauptstadt verbinden wird (Chronicle 97, 232 ff.). Aber in allen solchen Fällen ist kein Opfer aus der Zahl der evangelischen Missionare gefallen, wenngleich ein paar chinesische Christen mißhandelt wurden. — In vielen Berichten werden die ruhigeren Verhältnisse und die Gelegenheit zu unge störter Arbeit hervorgehoben.<sup>1)</sup>

Der einzige Zustand, welcher europäische Opfer forderte, war meines Wissens der gegen die katholischen Missionare in Schantung. Die enge Verbindung derselben mit der französischen Macht, welche in den Augen der Chinesen der katholischen Mission ein politisches Gepräge geben muß, erklärt jene Thatfache (vergl. Politik und Mission in China S. 207 ff.). Mit dem hohen Schadenersatz, den die Katholiken forderten, stehen sie sich sehr im Dichte und gewinnen sicherlich nicht die Sympathieen des Volkes. — Viele der mir vorliegenden Berichte erwähnen eine freundliche Haltung der Beamten,<sup>2)</sup> z. B. Lond. M. Rep. 97, 43, 59, 62. Auffallend verändert ist das Benehmen der Scharen von Kandidaten beim Staatsexamen gegen einen Missionar. Vor 12 Jahren wurde er bei solcher Gelegenheit gröblich insultiert. Jetzt wurde er sehr ehrerbietig aufgenommen und konnte mit seinen Gehülfen 19000 Päckchen christliche Schriften verteilen (Method. Episc. Rep. 97, 118). Am bezeichnendsten ist der Zutrang zu höheren Schulen, in denen englisch gelehrt wird. Das Anglo-Chinese College in Futschau wurde (was früher undenkbar gewesen wäre) von dem Vizekönig mit zwei hochgestellten Beamten eingehend besichtigt und fand reichliche Anerkennung. Bei der letzten Aufnahme hatten sich 104 Bewerber gemeldet. Der Raum gestattete nur 70 aufzunehmen. Die Zahl der Zöglinge beträgt 244 (ib. 110); zu dem notwendigen Erweiterungsbau hatten die höchsten Würdenträger der Provinz 600 Dollars (= 1500 Mk.) beige steuert (Ch. Rec. 97, 441). Die Wesleyaner in Wutschang hatten früher Mühe, überhaupt Schüler für ihre englische Schule zu bekommen; jetzt hält es schwer für alle, die sich melden, Platz zu schaffen (Wesl. M. M. Rep. 97, 96).

<sup>1)</sup> Die Empörung in Kuangsi und neuerlich in Sitschuan, welcher sich gegen die Mandschudynastie richtet, stehen auf einem andern Blatte. Eben kommt die Notiz, daß die Hauptstadt der letzteren Provinz in die Hände der Rebellen gefallen sei. Möge Gott in Gnaden die Missionare und ihre Angehörigen gerettet haben.

<sup>2)</sup> Daraus darf freilich nicht auf eine freundliche Stellung der Regierung überhaupt zur Mission geschlossen werden. Eine Reihe von Missionaren hatten dem Tsungliyamèn eine Denkschrift über schändliche, verleumderische Flugschriften eingereicht. Die Antwort ging dahin, daß sie sich nur in jedem Falle an den betreffenden Mandarin wenden möchten. Ein Beamter aber, der die Sache der Missionare vertreten hatte, wurde sofort degradiert (Ch. M. Rep. 97, 319).



In Kanton findet eine ähnliche Schule, die noch nicht lange besteht, solchen Zuspruch, daß nicht nur bald sämtliche Kosten aus dem Schulgeld gedeckt sein werden, sondern ein Überschuß, der zum Unterhalt eines Missionars ausreicht, erwartet wird (Lond. M. Rep. 97, 35). Auch die englische Kirchenmission hat beschlossen, derartige Schulen für die Jugend der höheren Stände zu gründen (Ch. M. Rep. 98, 319).

Aber auch durch die breiten Schichten der niederen Stände geht eine überraschende Bewegung, durch welche das Missionswerk in allen seinen Zweigen gefördert wird. Fast in allen Berichten kehrt das übereinstimmende Zeugnis wieder: „Noch nie waren die Aussichten für die Mission so günstig wie jetzt.“ „Die Willigkeit, das Evangelium zu hören und anzunehmen ist gewachsen; die Versammlungen sind größer und werden regelmäßiger besucht, es konnten zu den Gemeinden mehr hinzugethan werden, denn früher je in einem Jahre; die Schulen gedeihen, die Apotheken und Hospitäler zeigen wachsende Zahlen und die Missionare haben einen sicherern Stand und festeren Einfluß als sonst“ (A. B. Rep. 97, 106).

„Offene Thüren!“ sagt ein anderer Bericht. „In wenigen Minuten ist eine Zuhörerchaft zu haben. Sobald das Harmonium erklingt, kommen Leute von allen Klassen, vom stolzen Mann in seinem langen blauen Rock bis zu dem denkbar schmutzigsten Kinde in die Kapelle und hören eine Stunde lang der Predigt zu.“ „Wir bemerken einzelne, die immer wieder kommen. — Die Leute freuen sich auch über unseren Besuch, und wir haben mehr Einladungen, als wir annehmen können“ (Ch. M. Rep. 98, 336). In mehreren Berichten wird der Verfall des Götzendienstes bezeugt. Derselbe ist „nur noch ein Schatten“ (U. P. Rep. 98, 51 f.). Ein nach 5 jähriger Abwesenheit zurückkehrender Missionar war erstaunt über die Veränderung, die er neben dem japanesischen Kriege noch mehr den Werken christlicher Barmherzigkeit zuschreibt. „Jedermann hält nun das Christentum für eine gute Sache“ (Bapt. M. Rep. 98, 51).

Die Statistik zeigt eine überraschende Zunahme der Gemeinden. Hier und da ist es auch früher schon vorgekommen, daß in einer oder der anderen Gegend sich Taufbewerber in größerer Anzahl meldeten. Jetzt werden solche Fälle viel öfter berichtet. In manchen Distrikten kommen ganze Scharen, welche die Aufnahme in die christliche Kirche begehren. So namentlich in Fuhkien. Im Distrikte H o k t s c h i a n g wurden in einem Jahre 379, im folgenden 441 getauft. Im ganzen waren es 2—3000, die sich als Christen bekannten — aber es schien eine Probezeit vor ihrer Aufnahme als Katechumenen angezeigt. In einem Dorfe nahmen 23 Familien das Christentum an und steuerten freigebig zur Errichtung einer Kapelle bei. In einem anderen entsagten gegen 40 Familien ihren Gözen — es war einfach unmöglich, alle, die der Gemeinde beitreten wollten, zu unterrichten. Ähnliches wird noch von mehreren Dörfern berichtet (Ch. M. Rep. 96, 328). In demselben Distrikte hat auch die Method. Episc. M. sehr zahlreiche Probeglieder. (Zur Erklärung darf nicht verschwiegen werden, daß dort vorher eine Verfolgung und Beraubung der Christen unter Zustimmung des Mandarinen stattgefunden hatte. Auf Intervention des britischen Konsuls hatte der Vizekönig diesen Mandarinen abgerufen und sein Nachfolger mußte die Schuldigen zur Entschädigung der Beraubten anhalten. Auch das strenge Gericht, das auf Betrieb der britischen



Regierung über die Mordbrenner zu Rutscheng erging, — 26 hingerichtet, 19 zu lebenslänglicher Kerkerhaft verurteilt zc. (Ch. M. Rep. 96, 331), — scheint in ursächlicher Beziehung zu der Zunahme der dortigen Katechumenen zu stehen.)

Noch größeren Zubrang haben die U. Presbyt. in der Mandſchurei. „Die Zahl der Inquirer ist so groß, daß es unmöglich ist, eine genügende Liste zu führen. Die Taufbewerber haben sich so gemehrt, daß in jeder Kapelle des Abends eine Versammlung zu ihrer Unterweisung gehalten wird“ (U. P. Rep. 98, 52). Vom Oktober 1896 bis dahin 1897 war die Zahl der Kirchenglieder von 3096 auf 5183 gestiegen und bereits im Mai 1898 wurden 6190 gezählt (ib. 66 und Ch. Rec. 98, 361) und etwa dieselbe Zunahme ihrer Befehrten berichten die irischen Presbyterianer. Die dortige Gegend war der hauptsächlichste Schauplatz der Kriegseignisse.

In Hankau hat die Londoner Mission große Fortschritte zu verzeichnen. „Ganze Dorfschaften kommen herein.“ Es wurden 434 getauft. Man hätte aber hunderte mehr taufen können, „wenn es weise gewesen wäre (Lond. M. Rep. 97, 47). Auf einer einzigen Station seiner Futschau-Mission berichtet der Am. Board, daß 5000 dem Götzendienste entsagt haben und Aufnahme in der christlichen Gemeinde begehren (Indep. 1005).

Von Kaintſchu schreibt der Basler Missionar Schulze: „China erwacht! — Gleich zu Anfang Januar stellten sich aus dem großen Markte Sinpuhi zahlreiche Gruppen von Leuten ein, mit dem Gesuche, in ihrer Heimat ein Predigtlokal zu eröffnen. Viele ihrer Stammesgenossen, sagten sie, seien bereit, Christen zu werden. Briefe mit Lobeserhebungen der Jesulehre liefen aus der gleichen Gegend ein; um Bücher und Belehrung lautete die Bitte. — Am 24. Januar erhielt ich von unserer Außenstation Lenthongha die dringende Einladung, doch ja den nächsten Sonntag dort zuzubringen; der Andrang zur Kapelle sei allsonntäglich groß und die Christen wüßten sich kaum zu helfen.“ — Schon am 26. Januar traf der Missionar daselbst ein Häuflein Wahrheitsfucher. „Täglich kamen mehr Leute; ja am Samstag und Sonntag strömten von allen Seiten so viele Menschen zusammen, daß die kleine Kapelle gesteckt voll war, und sich noch viele draußen auf dem Vorhof drängten. — In Tschinphin — gaben nach dem Vormittagsgottesdienste 434 Personen ihre Namen zu Papier, als solche, die willens seien Christen zu werden — (Bas. Jahresber. 98, 43 f.). Der Missionar bemerkt dann, daß in dem betreffenden Distrikte eine hochgradige Erbitterung gegen die Katholiken bestehe, die gegen das willkürliche Regiment einer bestechlichen, ungerechten Gerichtsbarkeit durch diplomatische Vermittelung Schutz finden, während die anderen darunter hilflos schmachten. Er meint auch, daß weite Kreise des Volkes unter dem Eindrucke stehen, das Reich werde über kurz oder lang den Westmächten zur Beute fallen. Damit berühre sich die Überzeugung vieler, daß es mit den Gözen und der Wahrsagerei nichts sein müßte, da sich beides den Ausländern gegenüber machtlos erweise. Endlich erkennt er in der Bewegung trotz allen mitunterlaufenden unlauteren Beweggründen ein Verlangen nach Wahrheit und Erlösung.

Auch die Berliner Mission berichtet von solchem Zubrang im Kreise Nanhung. In einem Dorfe wollen 30 Familien Christen werden; in einem andern haben sich 184 Personen als Taufbewerber aufschreiben lassen (Berliner Jahresber. 98, 87).

Diese Beispiele, deren Zahl sich leicht vermehren ließe, möge genügen. — „Es wäre,“ schreibt ein Missionar, „arge Selbsttäuschung und ein schlechtes Zeugnis für die Kenntnis des Chinesenherzens, wollte man diese Bewegungen ohne weiteres nur als reife Frucht einer langjährigen, wenn auch noch so treuen Missionsarbeit ansehen.“ Andererseits wird jedes rechte Verständnis auch in diesen Massenbewegungen Gottes wunderbares Walten zum Bau seines Reiches erkennen. Graben und pflügen scheinen Verrichtungen, die vom Keimen, Wachsen, Blühen und Fruchttragen sehr verschieden sind, und doch gehören sie als notwendige Vorbedingung zu den letztgenannten Vorgängen. Daß die Samentörner zu künftiger innerer Entfaltung schon jetzt in jenen Bewegungen nicht ganz fehlen, ist wohl sicher. Eine nüchterne Betrachtung aber wird sich über den vorwiegend äußerlichen Charakter der letzteren nicht täuschen.

Was die vorhandenen Christengemeinden betrifft, so wird von verschiedenen Seiten recht erfreulicher Fortschritt berichtet. Namentlich steigt die Willigkeit zur Selbsterhaltung. „Besonders wächst die Überzeugung, daß ein Teil unsres Vermögens Gott gehört und regelmäßig und systematisch bezahlt werden sollte.“ Einige geben den Zehnten, andre geben monatlich einen gewissen Betrag für die Armen (Meth. Episc. Rep. 97, 107). „Im ganzen Distrikt thun die Christen ein gut Teil zur Deckung der Stationskosten. Für die Renten und Unterhaltungskosten der Kapellen kommen die Gemeinden selbst auf. Die zu Mufden zahlt das Gehalt des Pastors und Kirchendieners und hat jetzt auch einen besonderen Lehrer für europäische Unterrichtsfächer angestellt. — In einer anderen Gemeinde wird die Feuerung und das Gehalt des Küsters bezahlt (U. P. Rep. 98, 52 f.). Ähnliches findet sich A. B. Rep. 98, 90. Selbst zur Linderung der Hungersnot in Indien wurden in einer Gemeinde von 1473 Mitgliedern 351 Mark gesammelt. Ein Diakon baute eine Kapelle auf eigne Kosten (Bapt. M. Rep. 98, 51).

Die Gottesdienste sind besser besucht als dies früher der Fall war. Die Abstellung von Resten heidnischer Sitten, die noch in der Gemeinde zurück geblieben sind, wird z. B. mit Eifer betrieben. Dahin gehören die christlichen Bestrebungen gegen das Fußbinden, die mit der oben erwähnten Reformbewegung nicht direkte Beziehungen zu haben scheint.

In Schungking (Sichuan) wurde von den Vertretern verschiedener Denominationen „Die Gesellschaft der natürlichen Füße“ gegründet. Man sucht in allen christlichen Gemeinden die öffentliche Meinung über diese Frage zu bilden und zu befestigen, obgleich kein Zwang ausgeübt und die Zugehörigkeit zur Gemeinde nicht von diesem Stücke abhängig gemacht werden soll. Eigentümlich war eine Preis-Schuhausstellung, die in der Kapelle der Londoner Mission bei einem Meeting in dieser Angelegenheit veranstaltet wurde. Es sollte die beste Form der Fußbekleidung für unverkrüppelte Frauensfüße gefunden werden. Nach Gesang und Gebet wurde Thee gereicht und die 30 Paar Schuhe in der Versammlung herumgegeben. Jeder konnte seinen Stimmzettel in den betreffenden Schuh legen. — Auch wurde eine Volkschrift gegen die Unsitte mit einem Preise gekrönt, die auf Kosten des Vereins gedruckt wurde. Frau Missionar Little unterzog sich der großen Mühe 6000 Exemplare derselben bei der Staatsprüfung an die Kandidaten zu verteilen.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Man verhehlt sich jedoch nicht, daß der Bewegung noch viel Schwierigkeiten entgegenstehen. Sehr viel hört man bei aller Zustimmung (wie es scheint auch bei

Auch ein strengeres Vorgehen der christlichen Gemeinde gegen die Mitglieder, welche noch Mohn zur Opiumbereitung bauen, ist hier zu erwähnen (A. Ref. M. Rep. 98, 5), ebenso die Bemühungen zur Abstellung von Kinderheiraten (Meth. Episc. M. Rep. 97, 114).

Daß es in den Gemeinden noch viele Schattenseiten giebt wird vielfach angedeutet. Hier und da muß „eine strengere Revision der Liste“ die untauglichen Glieder ausscheiden. Oder die vorhandenen Christen zeigen sich nicht als geeignete Vorbilder für die neu Eintretenden. Die Gemeinde ist schadhast (leak) geworden (there is a sad leakage). Es kommt sogar Abfall älterer Christen zum Heidentum vor (Lond. M. Rep. 97, 31. 65f.). Das Winzermesser muß reichlich gebraucht werden. Katholiken machen viel Probeglieder abwendig — man tröstet sich über den Sichtungsprozess (Meth. Episc. M. Rep. 97, 134, 107).

An vielen Stellen in den vorliegenden Berichten tritt es deutlich hervor, daß die vorhandenen Gemeinden nicht ganz den Wünschen und Erwartungen, die man von ihnen hegt, entsprechen. „Trotz großer Vorsicht sind die neuen Gemeinden den auf dem Missionsfelde St. Pauli ähnlich und haben viele schwachen Glieder. Obwohl der geistliche Ton der Gemeinde besser ist, als irgend früher, fanden mehr Fälle von Kirchenzucht als sonst in einem der vorigen Jahre statt“ (Am. Presbyt. Rep. Shantung 1897). Es stellt sich immer mehr in den Gemeinden ein Formalismus heraus, der eine peinliche Bangigkeit hervorruft. Ein Missionar schreibt: „Die Chinesen als eine Rasse sind besonders zum Formalismus geneigt: Als Heiden verehren sie Symbole, geben sich zufrieden mit Gebräuchen und Ceremonieen und werden gelehrt, den Segen zu erwarten von der bloßen gottesdienstlichen Handlung. Mr. Pearce befürchtet, daß bei vielen chinesischen Christen der Gottesdienst auch nur etwas Ceremonielles sei, worin nichts ist von Gemeinschaft mit dem „Vater der Geister“. Wenn unsere Leute tiefer in die Innerlichkeit des christlichen Gottesdienstes eindringen könnten, wie viel Klarheit und Segen würde den harten Naturen und dem prosaischen Leben zuteil werden! (Lond. 31). Rev. S. R. Wells unterscheidet drei Klassen von chinesischen Christen. „Es giebt einige wenige, die klar, leuchtend und ernstlich im Werke für Gott sind. Viele dagegen verlieren ihre erste Liebe — oder hatten vielleicht nie etwas davon, da sie nur Christen wurden aus verschiedenen selbstsüchtigen Gründen. Sie werden allmählich kalt und ziehen sich vom Gottesdienste zurück. Aber es giebt auch eine Klasse solcher, die, obwohl sie nicht leuchtende christliche Gestalten sind, und obwohl sie nur wenig von der Lehre Christi wissen, sich doch als seine Jünger herausstellen und auf ihre Art beständig an ihn glauben und in ihrer Mitte, so gut sie es können, seine Sache stützen“ (Chronicle 98, 119). Sehr treffend sagt ein amerikanischer Visitator, der sich längere Zeit in China aufhielt: „Während wir durch Christum zu Gott kommen, kommen die Chinesen durch Gott zu Christo“ (Bapt. Rep. 98, 52). Ich möchte sagen: Ganz wie bei uns in der breiten Masse der Namenchristen. Viele, die überhaupt nichts von erster Liebe und Herzenschristentum wissen und die hinter sich gehen, und nicht wenige, deren Christentum doch vorwiegend in den Wahrheiten des ersten Artikels beruht.

---

Christen): „Wenn wir den Töchtern die Füße nicht binden, kriegen sie keinen Mann. Was können wir thun?“ (M. Chron. 98, 63 f.).



Ein bedeutender Teil der Missionsarbeit in China, soweit er die bereits gesammelten Gemeinden betrifft, besteht in denselben, oft mit großem Eifer angewandten Mitteln, die in der Heimat zur Erweckung der namenchristlichen Gemeinden gebraucht werden. Immer wieder begegnet man in den Berichten den Endeavour Societies, Scripture Reader Associations, Epworth Leagues, Watchers Bands, Dorkas Societies, Sowers Bands — sogar das Student volunteer movement spielt auch in China schon eine große Rolle. Ob diese auf fremdem Boden gewachsenen Pflanzen nun gerade für China geeignet sind, ist doch fraglich.

Jedenfalls ist es eine sehr wichtige Wahrheit, die auch in dem vorliegenden Material mehrfach ihren Ausdruck findet, daß die Chinesen durch christliche Chinesen zum Christentum geführt werden müssen. Mit Recht wird daher viel Gewicht auf die Ausbildung der Nationalgehilfen gelegt. Viele Berichte haben auch in diesem Stücke Erfreuliches zu sagen. Andere betonen die Notwendigkeit einer Vermehrung oder Erweiterung der betreffenden Anstalten. Hier und da scheint aber etwas davon hindurch, daß die Ergebnisse der letzteren nicht ganz befriedigend sind. Einzelne Prediger, Lehrer und Evangelisten können allerdings als Muster von Treue und Tüchtigkeit in ihrem Berufe gerühmt werden. Andere aber machen den Missionaren, deren Oberleitung sie unterstellt sind, viel Not. Ein Artikel im Chinese Recorder (Sept. 1897) macht auf eine unter der jetzt üblichen Ausbildung der Gehilfen nicht beseitigte Schwierigkeit aufmerksam. Er nennt sie Big-Head, was wir übersetzen könnten mit: „einen Nagel im Kopf.“ Der maßlose Eigendünkel der Literaten ist eine erbliche Anlage im chinesischen Nationalcharakter. Die Studenten in den christlichen Kollegs fühlen sich bald erhaben über die „Siutjai“ (Gelehrten, welche das erste Examen bestanden haben). Daß sie ihre Ausbildung ganz frei, ohne Kosten haben, erweckt in ihnen das Gefühl, daß sie notwendig sind. Sie kommen meist aus niederen Verhältnissen und gewöhnen sich bald an ein verhältnismäßig großartiges Leben, das ihren Hochmut steigert. Auch die viele Mühe, die sich der fremde Missionar mit ihnen giebt, steigert ihren eignen Wert in ihren Augen. Schließlich wird wenig dazu gethan, um die Abneigung gegen Handarbeit, die eines Gelehrten unwürdig sein soll, zu überwinden. Die Idee „der langen Fingernägel“ <sup>1)</sup> wird oft (unbewußt?) gepflegt. Man darf wohl vermuten, daß diese Darstellung nicht allgemein auf die Ausbildung der Gehilfen zutrifft. Ich glaube bestimmt, daß in unseren deutschen Missionen recht ernstlich gegen den Nagel angekämpft wird. Die Thatsache aber, daß der betreffende Aufsatz im Ch. Recorder Aufnahme fand, scheint ein Zeugnis dafür, daß jener Schade in der chinesischen Mission weit verbreitet ist. Der Verfasser, Rev. F. C. Meigs, hat ganz recht, wenn er sagt: „Wenn es eine Stätte in der Welt giebt, wo wir Demut brauchen, so ist es die Kanzel. Ein Prediger mit dem Nagel ist das größte Übel in der Welt.“ Zum großen Teil sind die vorhandenen Christengemeinden die Frucht von der Arbeit eingeborener Gehilfen. Wenn jener solch ein Schaden anhaftet, so muß man auch bei den gesammelten Gemeinden auf Mangelhaftigkeit gefaßt sein. — Der Verfasser macht dann beherzigenswerte Vorschläge: Keine kostenfreie Aus-

<sup>1)</sup> Lange Fingernägel entsprechen den verkrüppelten Füßen der Frauen. Beide sind Zeichen, daß das betreffende Individuum keine grobe körperliche Arbeit zu verrichten braucht.



bildung. Soziale Gleichstellung. Man nehme keinen auf, der in seinen Lebensgewohnheiten schon fest geworden ist. Jeder muß sich selbst bedienen. Jeder soll irgend welche körperliche Arbeit thun. Keiner soll einen lockeren Zopf tragen. Man pflege in keiner Weise die Idee der langen Fingernägel. „Man sei bescheiden und lehre Bescheidenheit.“ Wir können nur wünschen, daß ein nach diesen Grundsätzen gebildetes Geschlecht von Nationalgehilfen in China heranwache.

Wie kommt man an die großen Massen? Dem europäischen Missionar stehen auch im günstigsten Falle viele Schwierigkeiten im Wege. Der Nationalhelfer ist in vielen Fällen nicht die geeignete Persönlichkeit, den lebendigen Kern des Christentums an die Herzen seiner Landsleute zu bringen. Da muß die Presse aushelfen. Sie ist bereits in ausgedehntem Maße für die Mission verwendet worden. Aber es werden neue Wege vorgeschlagen. G. L. Mason schlägt vor Massenverbreitung von Traktatblättchen, welche die wichtigsten Schäden des Heidentums und die Hauptpunkte des Christentums in gemeinverständlicher Sprache (Mandarin) darlegen. Die jetzt verbreiteten Missionschriften im vornehmen Wéndialekt erreichen nur die höheren Klassen. Davon verspricht sich der Verfasser mehr als von der Arbeit pedantischer Lehrer und weltweiser Nationalprediger (Ch. Rec. 97, 445). Diesem Vorschlag scheint nur die geringe Verbreitung einer Lesefertigkeit mit wirklichem Verständnis entgegenzustehen. Es scheint doch, daß hier ein in England und Amerika angewandtes Mittel auf China übertragen werden soll, wo es noch nicht hinpäßt. Solches Kopieren hat schon manchen vergeblichen Aufwand veranlaßt.

Viel richtiger scheint ein anderes Unternehmen, das die großen Massen durch die Kanäle der gebildeten Kreise zu erreichen sucht. In derselben Weise ist einst die Lehre des Konfuts, der Buddhismus und der Taoismus ins Volk eingedrungen. Auch die christliche Mission hat von Anfang an diesen Weg beschritten. Aber die bloße Verbreitung christlicher Schriften war vielfach verfehlt, wenn dieselbe nicht eigens für die chinesischen Bedürfnisse verfaßt waren. Selbst die Verbreitung der Heil. Schrift unter heidnischen Chinesen ohne mündliche oder schriftliche Erklärung ist nicht unbedenklich. Was für eine Vermirrung muß es in einem heidnischen Kopfe anrichten, wenn er beim Lesen der Bibel mit den Ausdrücken, die zur Wiedergabe christlicher Begriffe gebraucht sind (über die sich selbst die Vertreter der christlichen Denominationen bis jetzt noch nicht geeinigt haben), seine ganz anderen heidnischen Begriffe verbindet, die zu dem christlichen Gedanken wie die Faust aufs Auge passen. Nur eine beschränkte Auffassung kann die Macht der heil. Schrift als eine so mechanische denken, daß diese Schwierigkeiten dabei nicht in Betracht kommen sollten. In keinem anderen Stücke ist es so sehr nötig, nach dem Grundsatz des großen Heidenapostels den Chinesen ein Chinese zu werden, als bei der Übertragung des göttlichen Wortes in ihre Sprache: Eine einfache Übersetzung thut es nicht. Es gehören Umschreibungen und ganze uns fremdartige Gedankenreihen dazu, um einfache christliche Sätze ihnen verständlich zu machen. Nur wenigen besonders begnadigten Männern gelingt es, sich genügend in die chinesische Gedankenwelt einzuleben, um diese schwierige Arbeit treiben zu können. Vor allen hat bekanntlich unser Landsmann D. Faber mit seinen chinesischen Kommentaren Tüchtiges geleistet. Aber seine Werke, die zahlreiche Bände umfassen, sind nur wenigen Gelehrten zugänglich. Es kam darauf an, den Tausenden und Hundert-

tausenden von Litteraten in geeigneter Weise die Summe dieser Arbeiten in kleineren Schriften zugänglich zu machen. Dieser Aufgabe unterzieht sich seit einigen Jahren ein anderer deutscher Missionar in hingebender Weise. Pastor Kranz (wie Faber im Dienste des Allg. ev.-protest. M.-B.), hat dazu einen sehr geeigneten Platz gefunden als Sekretär der Society for the Diffusion of Christian and General Knowledge among the Chinese, die sonst auch Christian Literature Society for China (C. L. S.) genannt wird. Dieselbe war 1887 von dem Missionar der schottischen Unit. Presbyterians, Rev. A. Williamson L. L. D., gegründet, da die zuvor von der Religions Tract. Society in China betriebene Schriftenverbreitung nicht mehr ausreichend zu sein schien. Diese Gesellschaft hat ein durchaus ökumenisches Gepräge und hält sich von allen konfessionellen Besonderheiten frei — ein Zug, der überhaupt für alle bleibenden Erfolge in der Mission von größter Wichtigkeit ist. Ihre Schriften sind so gehalten, daß alle in wahrhaft christlichem Sinne wirkenden Missionare sie verwenden können. So werden auch von allen Seiten die besten Kräfte und nur solche, englische, amerikanische und deutsche herangezogen. Es werden zwei monatliche Zeitschriften herausgegeben, deren eine speziell für die Leiter der christlichen Gemeinden bestimmt ist. Außerdem sind 80 größere und kleinere Bücher fertig gestellt. Man bemüht sich, ihnen die weiteste Verbreitung zu geben. Sie werden allen Civilbeamten, vom Range eines Stadtmandarinen ab aufwärts, zugestellt. Sie werden bei den zu den Staatsprüfungen versammelten Kandidaten verteilt. Es werden den Studenten, die über die in den Schriften behandelten Gegenstände schriftliche Arbeiten einreichen, Preise in Aussicht gestellt und den gekrönten Arbeiten zugeteilt. An jeder der (200) Prüfungsstätten werden von der Gesellschaft Schriftenlager unterhalten.

Diese Bestrebungen haben nicht nur im weitesten Maße die Anerkennung und Mitarbeit von Missionaren aller Denominationen gefunden, auch einflußreiche heidnische Chinesen interessieren sich dafür und unterstützen sie. Der Vizekönig Tschangtschiung schickte 1000 Taels (3200 M.) für die Zwecke der Gesellschaft. Die Leserschaft der einen Zeitschrift vervierfachte sich nach dem japanischen Kriege und die Redaktion wurde während desselben mehrfach um Rat angegangen. Hunan war früher das Treibhaus der lästerlichsten antichristlichsten Litteratur. Nun aber ist ein solcher Umschwung erfolgt, daß der chinesische Redakteur jener Zeitschrift eingeladen wurde, Professor an dem dort gegründeten Kolleg zu werden. (Vergl. Ch. Rec. 98, 34 f., 80 ff.)

Wir können in diesem Unternehmen nur einen richtigen Treffer in dem Werke der Christiansierung Chinas sehen und wünschen namentlich unsern beiden Landsleuten für ihre Arbeiten Gottes reichen Segen.

Im Sinne solcher Einheit wirkt zum großen Teile auch die Ärztliche Mission, die in allen Teilen Chinas wieder erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen hat. Bei der weiteren Rundschau über die einzelnen Abteilungen des gewaltigen Missionsfeldes werden wir hier und da Gelegenheit haben, darauf etwas näher einzugehen.

## Litteratur = Bericht.

1. „Geschichte der deutschen evangelischen Kirche und Mission im heiligen Lande.“ Ein Bademeum für die Pilgerfahrt zur Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem. Von einem Mitarbeiter. Mit 16 Illustrationen. Gütersloh. Bertelsmann. 2, geb. 2,50 Mk. — Ein sehr zeitgemäßes Buch, welches die deutsche evangelische Christenheit, deren Aufmerksamkeit durch die mit so großem Gefolge unternommene Fahrt des deutschen Kaiserpaares nach Jerusalem jetzt auf das heilige Land gerichtet ist, im Zusammenhange über die gesamte dortige kirchliche, evangelistische, missionarische und charitative Arbeit zuverlässig orientiert, welche der deutsche Protestantismus seit circa  $\frac{1}{2}$  Jahrhundert gethan hat. Der Vorwortschreiber, Pastor Hoppe in Jerusalem, giebt folgende anschauliche Inhaltsübersicht: „Von der politischen Lage der Dinge in den Jahren 1840 und 1841 ausgehend, die König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen dazu benutzte, um im Verein mit England dem Protestantismus in der Türkei erst das Recht der Existenz zu sichern, verweilt unser geschichtlicher Überblick zunächst bei der Gründung des anglikanisch-preussischen Bistums. Mit Recht wird hervorgehoben, daß diese eigentümliche, vielbesprochene Schöpfung, obwohl z. E. von trügerischen Hoffnungen ausgehend und darum auf die Dauer nicht haltbar, doch der evangelischen Mission im Lande erst den Boden geebnet und für sie den Krystallisationspunkt abgegeben hat, an den alle weiteren evangelischen Bestrebungen anknüpfen konnten. Im Zusammenhange damit wird die Bedeutung Gobats nach Gebühr gewürdigt, was um so nötiger ist, als die englische Hochkirche seinem Andenken in keiner Weise gerecht wird. Wir erfahren, wie von ihm gerufen oder angeregt Spittler seine Brüder von der Christona, Fliedner seine Diaconissen von Kaiserswerth, die große englische Kirchenmissionsgesellschaft ihre anfangs überwiegend deutschen Missionare ins heilige Land schickten, und verfolgen die weitere Entwicklung jeder einzelnen Unternehmung bis auf die Gegenwart. Wir sehen, wie die Pilgerreise eines norddeutschen Theologen, Strauß, zur Gründung des Jerusalems-Vereins führt, der mit sehr bescheidenen Mitteln beginnend, sich jetzt entsprechend dem erfreulichen Erstarken seiner Kräfte an immer neue und größere Aufgaben wagen kann. Jede einzelne Anstalt und ihre Geschichte lernen wir kennen: Das Mädchen-Waisenhaus Talitha-Kumi und seine Schwesteranstalt, das Diaconissenhospital, das Syrische Waisenhaus, die reichgesegnete Schöpfung der zähen, unerschrockenen Ausdauer des Vater Schneller, den selbstverleugnenden stillen Dienst der Brüdergemeinde an den Aussätzigen im Mhl „Jesus-Hilfe“, die Arbeit an den kranken Kindern des Landes im Kinderhospital „Marienstift“ des Dr. Sandrezky, endlich auch das christliche Heim im Herzen der Stadt, das seine gastliche Pforte dem Königssohne wie dem armen Handwerksburschen öffnet, das Johanniterhospiz. Dabei entfallen interessante Streiflichter auf Land und Leute, Judentum, Mohammedanismus und Christentum in seinen verschiedenen Ausgestaltungen, die ganze bunt zusammengesetzte Bevölkerung, die sich hier auf engem Raum dicht nebeneinander hinbewegt und doch innerlich von einander durch eine unüberbrückbare Kluft geschieden fühlt.“ Das Buch ist frisch und fesselnd geschrieben und die Illustrationen sind fast ausnahmslos gute Veranschaulichungen. Der Inhalt bietet reichlichen Stoff für einige zeitgemäße Missionsstunden. Über die Arbeit der Kaiserswerther Diaconissen bringt der bezügliche Aufsatz in dieser Nummer



eine willkommene Ergänzung. Über die Arbeit der englischen Kirchen-Missions-gesellschaft, die auf ca. 6 Stationen 1500 Gemeindeglieder in Palästina gesammelt hat, vergl. A. M.-Z. 1889, 313 und 1897, 519 u. 552 f.

2. **Bräunlich:** „Bilder aus dem heiligen Lande.“ Eine Gabe zur Kaiserreise. Berlin. Wiegandt & Grieben. 1898. 20 Bfg. Gleichfalls ein sehr empfehlenswertes Schriftchen, das sich wegen seiner ansprechenden Bilder und seines sehr billigen Preises zur Massenverbreitung eignet. Hier ist über die kirchliche und Missionsthätigkeit in Palästina auch das Nötige in aller Kürze gesagt, aber die heiligen Stätten treten mehr in den Vordergrund, die in dem ersten Buche ganz zurücktreten. Und das Ganze liest sich charmant.

3. **Paul:** „Missionsstunden von Dietel.“ 2. Heft: Hinterindien, Madagaskar, Jamaika. 3. Auflage. Leipzig. Richter. 1898. 2 Mk. Es ist das eine ältere bekannte Arbeit, welche nach dem Tode des Verfassers der Herausgeber nicht bloß ergänzt, sondern auch teilweise umgearbeitet hat. Das erstere ist namentlich bei Madagaskar, das letztere bei Hinterindien geschehen. So ist das Buch auch für die Gegenwart recht brauchbar geworden, nur kommt Jamaika etwas dürftig weg. Hoffentlich wird die Fortsetzung der Paulschen „Mission in unseren Kolonien“ durch die Neuherausgabe der Dietelschen Missionsstunden nicht zu sehr aufgehalten.

4. **Krupabai Satthianadhan:** „Kamala. Eine Geschichte aus dem Hinduleben.“ Autorisierte Übersetzung. Leipzig. 1896. Wallmann. 2,80 bzw. 3,80 Mk. Das Charakteristische an diesem Buch ist 1. daß seine Verfasserin eine christliche Brahmanin ist, deren letzte Lebensjahre († 1894) der Senanamission gewidmet waren. Wie sie kann kein Fremder Leben und Lage der indischen Frauenwelt schildern. Und 2. daß eine indische Frau zur Feder greift und eine Art sozialen Sittenroman schreibt. Das ist es wohl auch, was dem englisch geschriebenen Buche eine französische, dänische und deutsche Übersetzung verschafft hat. Für deutsche Leser läßt ja Form und Gestalt des Ganzen manches zu wünschen; aber wenn man bei der Lektüre nicht aus dem Augen läßt, daß hier eine Hindufräulein schreibt und daß sie schreibt aus der Fülle ihrer eigenen Erfahrung, dann gewinnt das Buch ein größeres Interesse als ein vollendet geschriebener deutscher Roman. Zum Vorlesen in Frauen-Missionsvereinen zu empfehlen.

5. **Schneider:** a) „Eine Magd des Herrn.“ Nr. 9 der unter dem Titel: „Die gute Botschaft“ herausgegebenen Missionskräftate der Brüdergemeine. 60 Bfg.

b) „Mapoon oder wie man den Grund zu einer Mission legt.“ Heft 3 der „Weckstimmen“, Erzählungen für die Jugend. 30 Bfg. Beide in Herrnhut. Missionsbuchhandlung und Missionsverwaltung. 1898. — Kleine Kabinettstücke Schneiderscher Kleinmalerei. Das erste die Lebensgeschichte einer lebenswürdigen, demütigen und tapferen Missionarsfrau in Grönland, Hansine Hinz, geb. Fogdal, die durch den gefährvollen Schiffbruch, welchen sie bei ihrer Landung erlebte, in weiten Kreisen bekannt geworden ist und leider nach nur kurzem Aufenthalte in dem eisigen Lande starb. Was ihr früher Tod an der Ausbreitung des Reiches Gottes zu thun sie verhindert hat, das soll nun nach ihrem Tode die schmucklose Biographie bewirken, nämlich viele erbauen und zur Nachfolge reizen. Selbstverständlich ist nach Schneiders Art das liebevoll gezeichnete Lebensbild in einen



größeren Rahmen eingerahmt, der dazu dient, in allerlei brüderkirchliche Verhältnisse daheim und draußen einzuführen, die kennen und verstehen zu lernen besonders für auswärtige Freunde der Brüdergemeine lehrreich ist. — Das zweite Schriftchen führt uns weit von Grönland weg nach der nordöstlichen Spitze von Australien, Cullen Point, wo in Mapun Ende 1891 die Brüdergemeine eine neue Mission unter ganz verkommenen Papuas anfang. Wie es bei der Gründung einer solchen Mission zugeht, welche Opfer sie erfordert, mit welchen Schwierigkeiten sie zu kämpfen hat und welche Erfolge sie nach und nach erringt, das wird hier im konkretesten Detail vorgeführt, so daß man ganz in die Entwickelung einer solchen Arbeit hinein versezt wird. Vortrefflicher Stoff zu einer anschaulichen Missionsstunde.

6. **Warnck:** „Christiane Kähler. Eine Diakonissin aus dem Missionsfelde.“ 4. verkürzte Auflage. Barmen. Missionshaus. 1898. 30 Pfg. Die ausführlichere Biographie dieser südafrikanischen „Magd des Herrn“, die 1873 und 1874 zum ersten und zweitenmale erschien und dann von der Direktion der Rheinischen M.-G. ein drittes und jetzt in sehr verkürzter Gestalt ein viertes Mal herausgegeben worden ist, trägt ein vorwiegend erbauliches Gepräge. Sie enthält wesentlich die Lebensgeschichte einer Stillen im Lande, einer jener tieffrommen Pietistinnen, bei denen im Wort, im Werk und allem Wesen war Jesus und sonst nichts zu lesen. Es war eine verborgene und sehr einfache Arbeit im Dienst ihres Herrn, welche die früh verwitwete Frau Kähler in Stellenbosch, einer nahe bei der Kapstadt gelegenen gesegneten Rheinischen Missionsstation, that, von der aber weithin befruchtende Segensströme sich ergossen. Daß ihre Lebensbeschreibung, von der auch eine holländische Ausgabe erschienen ist, auch daheim viel Liebhaber und Liebhaberinnen gefunden hat, beweist die vorliegende 4. Auflage, die übrigens ohne meine Mitwirkung zustande gekommen ist. Frauenvereinen, die an erbaulichen Lebensbildern aus der Heidenmission ihre Freude haben, sei das Büchlein bestens empfohlen.

Warnck.

## Berichtigung.

Es ist zu lesen: Seite 444: Bhaga statt Bhaga und Tschandra statt Tschandra.

# Die christliche Mission und der soziale Fortschritt.

Von Dr. W. Schott.

## II.

War die Begründung der sozialen Aufgabe der Mission im ersten Kapitel des Dennis'schen Buchs vorwiegend theoretischer Art, so erfolgt die Beantwortung der zweiten Hauptfrage: Ist die nichtchristliche Völkermwelt einer sozialen Hebung bedürftig, und inwiefern? durchaus auf dem Wege des Thatfachenbeweises. Diesen liefert in der erschöpfendsten Weise das zweite und bei weitem umfangreichste Kapitel („The social evils of the non-Christian world“), das man auch überschreiben könnte: „Pathologie der nichtchristlichen Gesellschaft.“ Nun darf man freilich an und für sich das Prädikat „nichtchristlich“ in diesem Zusammenhang nicht so auffassen, als ob die sogen. „christlichen“ Völker von allen sozialen Schäden frei und die heidnischen und mohammedanischen aller sozialen Vorzüge von Haus aus völlig bar wären. Vielmehr giebt es soziale Krankheitserscheinungen, die gerade der „christlichen“ Welt ausschließlich oder in hervorragendem Maße eigentümlich und erst durch sie den anderen Völkern mitgeteilt worden sind, andererseits fehlt es den letzteren nicht an Tugenden, die den der „christlichen“ Kultur teilhaftigen Völkern geradezu zur Beschämung gereichen. Aber insofern als jene importierten Übel erst durch den verderbten und haltlosen Gesamtzustand der noch nicht oder nur wenig vom Christentum durchdrungenen Völker zu zerstörenden Wirkungen verschärft, andererseits die angestammten Tugenden und Kräfte erst durch die Mitteilung der sittlichen Kräfte des Christentums voll und ganz entfaltet werden, mag für die Zwecke der vorliegenden Untersuchung die Beschränkung des Begriffes „nichtchristlich“ auf die heidnisch-mohammedanische Völkermwelt gerechtfertigt erscheinen.

Gemäß der Thatfache, daß, wie die Heilung der Gesellschaft durch das Medium der Individuen hindurchgeht, so auch alle individuellen Schäden indirekt sozial wirksam werden, sind alle Gebrechen und Mängel, die sich innerhalb der nichtchristlichen Welt finden, auch wo die Beziehung auf das soziale Gebiet kaum mehr festzustellen ist, in das Gesamtbild des sozialen Zustandes derselben aufgenommen. Es ist kaum möglich, dieses Bild, das der Verfasser auf Grund eigener langjähriger Erfahrung und

genauesten, sorgfältigsten Information (namentlich durch systematisch durchgeführte Erkundigung bei zahlreichen Missionaren unter den verschiedensten Völkern) gezeichnet hat, in verkleinertem Maßstabe so wiederzugeben, daß dabei alle einzelnen Züge erkennbar blieben; doch kann der Eindruck des Ganzen auch in dem engeren Rahmen wirksam sein, in welchen wir es zu fassen genötigt sind.

Um den in überreicher Fülle vorhandenen Stoff möglichst übersichtlich zu gestalten, hat der Verfasser ihn unter sieben Hauptabteilungen gruppiert, innerhalb deren die einzelnen Unterabteilungen naturgemäß mehr äußerlich aneinandergereiht als systematisch geordnet erscheinen.

1. Unter den Übeln, die vorwiegend die Einzelnen und erst in zweiter Linie die Gesellschaft betreffen (Individual Group), steht obenan das Laster des Trunks, zugleich als ein Beispiel des Anteils der christlichen Kulturwelt an dem sozialen Verderben der nichtchristlichen Völker. Allerdings ist die Neigung zum Trunk leider ziemlich gleichmäßig über die ganze Welt verbreitet — nur die Chinesen bilden in dieser Hinsicht im ganzen eine Ausnahme — und es bedarf nicht immer erst der Berührung mit der modernen Zivilisation, um ein Volk auf die niederste Stufe der Trunksucht zu bringen, wie u. a. das Beispiel des Ainus in Japan beweist. Aber es kann doch kaum ein Zweifel sein, daß dieser Trieb durch den Einfluß „christlicher“ Völker, namentlich durch die mehr oder weniger gewaltsame Branntweineinfuhr, in besonders unheilvolle Bahnen gelenkt und ungemein verstärkt worden ist. Es ist gewiß charakteristisch, daß in der Statistik des Alkoholverbrauchs nächst Mexiko und Mittel- und Südamerika Indien und Burma oben anstehen; und daß nach amtlichen Berichten die Einnahmen durch Branntweinzölle im englischen Niger-Gebiet innerhalb zweier Jahre um 225 % zunahmen und die Branntweineinfuhr allein in Lagos während des einzigen Jahres 1893 nicht weniger als 104 000 hl betrug, daß ferner die Herrscher einzelner Völker, die mit der Annahme des Christentums die Verderblichkeit des Alkoholgenußes erkannt hatten, sich z. T. ohne Erfolg gegen die europäische Branntweineinfuhr gewehrt haben, sind nur ein paar vereinzelte von den vielen Belastungsthatfachen in der großen Klagesache der „unaufgeklärten“ gegen die „aufgeklärten“ Völker.<sup>1)</sup>

Noch schwerer wiegen die, welche die traurige Geschichte des Opiumhandels und -Genusses in Indien und China liefert. Keine Sophistik,

<sup>1)</sup> Über den traurigen Umfang der deutschen Branntweineinfuhr in Westafrika scheint der Verfasser nicht unterrichtet gewesen zu sein.

auch nicht der Hinweis auf die Wichtigkeit dieses Giftes für medizinische Zwecke, kann die Schuld abschwächen, die die englische Regierung durch die gewaltsame Erschließung Chinas für den Opiumhandel auf sich geladen hat. Das Bestreben einsichtiger und wohlgesinnter Kreise, das Gewissen der Regierung zu schärfen und sie zur Tilgung dieser Schmach zu drängen, hat bisher keinen befriedigenden Erfolg gehabt. Die durch Parlamentsbeschuß eingesetzte Kommission zur Untersuchung der Opiumfrage in Indien, deren umfangreicher Bericht 1895 erschien, hat eben durch diese Beschränkung der Untersuchung auf Indien, wo das Übel bis jetzt noch nicht in solchem Umfange und in solcher Stärke aufgetreten ist wie in China, den Kernpunkt der ganzen Frage umgangen, und indem sie sich — allerdings nicht ohne energischen Protest aus ihrer eigenen Mitte — in ihrer Mehrheit von den rein finanziellen und politischen Erwägungen bestimmen ließ, deren ausschließliche Berücksichtigung vor Jahrzehnten die Regierung zu ihrer verwerflichen Handlungsweise bestimmt hatte, ist sie zu keiner wirklichen Würdigung der wichtigsten, d. h. der sittlichen Momente und damit auch zu keinem den berechtigten Erwartungen entsprechenden praktischen Ergebnis gelangt. Das Verbot des Opiumhandels in Barma kann, zumal in Anbetracht der eigentümlichen Begründung, „daß die buddhistische Religion den Opiumgenuß verwirft, und die Regierung dieses Urteil für berechtigt erachtet,“ kaum über die Fortsetzung der Opiumeinfuhr in China trösten. Dieselbe betrug im Jahre 1800 5530 Centner, war 1854 auf 94 800 Centner gestiegen und belief sich in den Jahren 1880—90 noch auf durchschnittlich 87 130 Centner, wovon aus Indien etwa 82 000 importiert waren. Vor 150 Jahren war noch kaum eine Nachfrage nach Opium in China vorhanden; jetzt hat der Opiumgenuß solche Dimensionen angenommen, daß der starke Import längst nicht mehr genügt, sondern nur etwa den fünften bis sechsten Teil des Gesamtverbrauchs darstellt (5 bis 600 000 Centner) — Summen, die in entsetzliche Tiefen physischen und sittlichen Elends blicken lassen: denn die verheerenden Einwirkungen des Opiums auf Leib und Seele kann man sich nach dem übereinstimmenden Zeugnis aller berufenen, vorurteilsfreien Beurteiler kaum schlimm genug vorstellen. Neben China gehören noch Vorder- und der größere Teil von Hinter-Indien, neuerdings in steigendem Maße auch Persien, zu dem Gebiet des Opiumlasters, während Japan so einsichtig war, den Opiumhandel von vornherein von sich abzuwehren, und für Korea, solange der russische Einfluß dort nicht übermächtig wird, wenigstens eine Eindämmung des von China aus dorthin verpflanzten Übels zu hoffen ist. Daß die



Länder, die unter dem Banne des Opiums stehen, und nächst ihnen die, in denen die Trunksucht vorherrscht, fast genau mit denjenigen identisch sind, in denen das Laster des Spielens besonders stark grassiert, ist kaum zufällig. Übrigens ist auch in dieser Hinsicht die Halbheit bezeichnend, mit der in Barma die britische Regierung das Spielen, das sie dort im allgemeinen unter strenges Verbot gestellt hat, doch an Feiertagen gestattet, um sich den Gewinn aus den darauf liegenden Steuern nicht ganz entgehen zu lassen.

Zu den am allgemeinsten verbreiteten und verheerendsten Schäden dieser Gruppe gehört die Unsittlichkeit, der die kultiviertesten Völker nicht weniger als die tiefststehenden, die mohammedanischen nicht minder als die heidnischen huldigen, nur daß die Form verschieden ist, von der Einhüllung in den Mantel der „freien Kunst“ und der Legalisierung der Prostitution, die Japan mit anderen zweifelhaften Segnungen der westlichen Kultur überkommen hat, bis zu der bestialischen Nacktheit des Fleischesdienstes bei den wildesten Stämmen Afrikas und Australiens. Ein eigentlich soziales Übel wird daraus vor allem durch die damit notwendig verbundene Herabwürdigung des Weibes und die Zerstörung des Familienlebens. Speziell der nichtchristlichen Welt eigen ist an dem Dienst dieses Lasters seine Verquickung mit religiösen Vorstellungen und namentlich mit Kultuseinrichtungen und -Handlungen, wofür hauptsächlich Indien mit seinen Tempeldirnen und öffentlichen Tänzerinnen berüchtigt ist.

Für die noch enger mit religiösen Vorstellungen verknüpften Verirrungen der Selbstquälerei weist ebenfalls Indien in den mannigfaltigen Formen des Büßertums die zahlreichsten und krassesten Beispiele auf. Die dem größeren Teil der nichtchristlichen Welt gemeinsame Geringschätzung des Einzel Lebens, die sich in ihnen zugleich ausdrückt und die der Gesellschaft viele brauchbare Kräfte entzieht, kommt noch mehr zum Ausdruck in der Frivolität, mit welcher der Selbstmord beurteilt und ausgeübt wird, namentlich in Japan und — hier bezeichnenderweise vorwiegend von dem weiblichen Geschlecht — in China; in beiden Ländern hat er neben der öffentlichen Meinung zu einem guten Teil auch die staatliche und religiöse Sanktion für sich. Hochmut und Selbstüberschätzung, die ebenso sehr eine Folge des einseitigen Intellektualismus, wie in Japan, als der Beschränktheit und Ignoranz, wie in China und bei zahlreichen barbarischen Stämmen, sein können, sowie Faulheit und sorgloses in den Tag hinein leben, wodurch sich fast alle

Völker der tropischen Zone untüchlich hervorthun, schädigen die Gesellschaft dadurch, daß sie alle Reformen und alle Arbeit an der sozialen Hebung unmöglich oder doch ungeheuer schwierig machen und die Gesamtheit mit der Fürsorge für zahlreiche Existenzen belasten, die ihr, statt sie ihnen, dienen sollten. Nicht selten stehen diese Laster auch in einem inneren Zusammenhang, indem die Arbeit als eine des freien Mannes unwürdige Erniedrigung angesehen wird. Auch die Unredlichkeit und Unaufrichtigkeit, von der kein Volk der nichtchristlichen Welt freigesprochen werden kann,<sup>1)</sup> die aber in ganz besonders hohem Maß dem Orient eigen ist, ist ein schwerer Schaden, indem sie die Grundlage geistlicher sozialer Verhältnisse, das gegenseitige Vertrauen, untergräbt und damit alle gesellschaftlichen Beziehungen heillos vergiftet.

2. Einfacher noch ergiebt sich die Beziehung auf das soziale Gebiet bei den Schäden, die das Familienleben der nichtchristlichen Welt aufweist (Family Group). Wie unter den antiken, so ist auch unter den nichtchristlichen Völkern der Jetztzeit die Korruption des Familienlebens das notwendige Ergebnis der Entfremdung von dem wahren Gott und ein Hauptfaktor sozialer Verderbnis. Die Stellung des Weibes in der Familie und in der Gesellschaft ist anerkanntermaßen einer der sichersten Maßstäbe für die Beurteilung einer Religion und eines Volkes. Diese Stellung ist in der gesamten modernen heidnischen, wie mohammedanischen Welt — mit wenigen Ausnahmen, unter denen Japan obenan steht — die unbedingter Inferiorität, wo nicht absoluter Rechts- und Schutzlosigkeit. Das Wort eines Hindu: „Nur in einem Punkt stimmen alle Sekten überein, darin nämlich, daß alle an die Heiligkeit der Kuh und an die Nützlichkeit des Weibes glauben,“ mag als eine unter vielen Äußerungen und sprichwörtlichen Redensarten die Verachtung illustrieren, mit der in der außerchristlichen Welt die Frau beurteilt und behandelt wird. Ihr entsprechen die mancherlei Beschränkungen, Zurücksetzungen und Entbehrungen, denen sie unterworfen ist, die Vernachlässigung ihrer Erziehung und Ausbildung, der Mangel aller Freiheit und Selbständigkeit, die Erniedrigung zum Lasttier des Mannes, wie sie in besonders empörender Form unter den Negervölkern beobachtet wird, die Einengung in ein ödes Einerlei alltäglicher Mühe und Not. Das alles hat natürlich nicht ohne Einfluß auf den weiblichen Charakter bleiben können, als dessen hervorstechendster

<sup>1)</sup> Hierin macht auch Japan keine Ausnahme, als dessen beide Nationalfehler ein englischer Missionar mit einem schwer wiederzugebenden Wortspiel „deceit and conceit“ (etwa Betrug und Selbstbetrug) bezeichnet hat.

Zug im günstigsten Fall ein kindisches, hohles und indifferentes Wesen bezeichnet werden muß; oft aber macht sich die natürliche Leidenschaftlichkeit, namentlich der Orientalin gerade unter dem Druck der Ohnmacht in der bössartigsten Weise Luft, die Harems und Senanas zu Tummelplätzen der Rachgier, der Streitsucht und der Intrigue gestaltet. Der Zusammenhang der Erniedrigung des Weibes mit der sexuellen Laxheit der heidnisch-mohammedanischen Welt ist bereits angedeutet worden. Die Polygamie mußte an sich schon, auch in der verhältnismäßig erträglicheren Gestalt, in der, wie z. B. in Japan, die Stellung der Nebenfrauen von der der eigentlichen Hausfrau streng unterschieden oder die Wahl mehrerer Frauen vorwiegend durch die Rücksicht auf das Ansehen nach außen bestimmt ist, ein harmonisches Familienleben unmöglich machen; thatsächlich ist sie aber in den meisten Fällen nur die konventionelle Form, unter welcher die Befriedigung der niedrigsten Triebe mit mehr Ungebundenheit und weniger Gefahr des Ärgernisses und der rechtlichen Nachteile befriedigt werden kann. Dem gleichen Zweck dient die Erleichterung der Ehescheidung, die es dem Manne ermöglicht, beliebig oft mit seinen Frauen zu wechseln, was für das weibliche Geschlecht einen um so empfindlicheren Druck bedeutet, als die Strenge, mit der an der Frau jede auch nur scheinbare Verletzung der ehelichen Treue geahndet wird, im umgekehrten Verhältnis steht zu der Nachsicht, mit der man die gleiche Versündigung auf männlicher Seite beurteilt. Wohl noch schlimmer leidet das eheliche und damit auch das gesamte Familienleben in der heidnischen und mohammedanischen Welt unter den physisch und moralisch gleich verderblichen Folgen der Kinderheirat. Diese ist keineswegs auf Indien beschränkt, doch ist für dieses Land das statistische Material am reichlichsten und zuverlässigsten. Die Native Marriage Act von 1872, die die erzwungene Verheiratung vor dem 18. Lebensjahre für das männliche und vor dem 14. für das weibliche Geschlecht verbietet, konnte nie wirksam durchgeführt werden, da das einzige Mittel der Kontrolle die Anzeige bei der Regierung ist, diese aber natürlich nur sehr selten erfolgt. Das gleiche Hindernis steht weiteren, durchgreifenderen Maßregeln in dieser Richtung entgegen. Nach dem amtlichen Censüs für 1891 waren damals von den 17 928 640 Mädchen im Alter von 5—9 Jahren nicht weniger als 2 201 404 verheiratet und 64 040 verwitwet; von Knaben und Mädchen unter 5 Jahren waren 103 000 bezw. 258 000 verheiratet, 7000 bezw. 14 000 verheiratet. Das sind Zahlen, deren traurige Bedeutung man nur zu würdigen vermag — und auch dann kaum voll und ganz — wenn man bedenkt, wie trostlos

sich das Los der Witwen gestaltet. Zwar ist es der britischen Regierung gelungen, die Witwenverbrennung, der noch im Jahre 1817 in Bengalen täglich durchschnittlich zwei Witwen zum Opfer gefallen sein sollen, bis auf ganz vereinzelte Fälle wirksam zu unterdrücken; aber es ist eine bekannte Thatsache, daß tausende von Witwen die Verbrennung dem Weiterleben mit seinen endlosen Leiden vorziehen würden; denn endlos bleiben sie, solange es nicht gelingt, der Tyrannei der öffentlichen Meinung und der Kastenwirtschaft die Ermöglichung der Wiederverheiratung unter erträglichen Bedingungen abzuwingen, was auf dem Wege der Gesetzgebung bis jetzt nicht erreicht worden ist und wohl auch nie erreicht werden wird. Dreißig Jahre nach dem Erlaß der Widow Marriage Act, 1886, gingen von den über 20 Millionen Witwen noch nicht hundert eine neue Ehe ein. — Unter solchen Verhältnissen kann auch von der Kindererziehung nichts Gutes erwartet werden. In der That fehlt, auch wo der gute Wille vorhanden ist, sich um sie zu bemühen, die Kraft zu konsequenter Durchführung; Übermaß in Milde oder Strenge oder launenhafter Wechsel zwischen beiden oder völlige Vernachlässigung der Kinder, ist die gewöhnliche Erscheinung. Von der heilsamen Zucht vollends, die von dem Geist eines wohlgeordneten Hauses unmittelbar und unbewußt auszugehen pflegt, ist kaum irgendwo etwas zu spüren. Meist aber fehlt es überhaupt an jedem klaren Bewußtsein von den Pflichten der Eltern gegen ihre Kinder; ein Mangel, dessen traurigste Folge der Greuel des Kindermordes ist. Daraus, daß für diesen das Hauptmotiv der Wunsch bildet, der Sorge um die Ernährung des Kindes los zu werden, die bei Mädchen drückender ist, als bei Knaben, und aus der allgemeinen Verachtung des weiblichen Geschlechtes erklärt es sich, daß ihm, abgesehen von kranken und verkrüppelten Kindern, fast nur Mädchen zum Opfer fallen — nach der wohlbedachten Schätzung autoritativer Persönlichkeiten in China nahezu 40 %, in Indien, wo begreiflicherweise die gesetzlichen Verbote nur wenig helfen, fast ein Drittel aller überhaupt geborenen, wobei selbstverständlich die durch Aussetzung oder absichtliche Vernachlässigung umkommenden mitgerechnet sind. Aberglauben und religiöse Wahnvorstellungen, die bei einem nicht geringen Teil der Kindermorde in Indien eine Rolle spielen, scheinen die ausschließlichen Beweggründe für die Grausamkeit zu sein, mit der in Westafrika Zwillinge und solche Kinder, die mit einer bestimmten, oft ganz geringfügigen Abnormität zur Welt kommen, sogleich nach der Geburt getötet werden. Innerhalb der mohammedanischen Welt hat das strenge Verbot des Koran, soweit man sehen kann, den Kindermord auf illegitime Kinder beschränkt gehalten.



3. Die Ausgestaltung des natürlichen Egoismus zur unnatürlichen Grausamkeit, wie sie uns hier begegnet, ist der bestimmende Grundzug der Schäden, die dem Verkehr ganzer Völker oder Stämme unter einander anhaften und von da aus die sozialen Verhältnisse großer Gebiete in unheilvollster Weise beeinflussen (Tribal Group). Unter den Erscheinungen dieser Gruppe ist eine der düstersten und zugleich der tiefgreifenden der Handel mit Menschenfleisch, der vor allem in Afrika blüht. Wohl haben die durch die große Antisklavereibewegung seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts veranlaßten energischen Maßregeln civilisierter Völker zur Bekämpfung des Sklavenraubes und Sklavenhandels das Übel bedeutend zu mildern vermocht; aber von einer völligen Aufhebung desselben kann nicht entfernt die Rede sein; die „offene Wunde der Welt“ ist noch lange nicht geschlossen, geschweige denn daß sie schon vernarbt wäre. Von den drei Hauptstraßen des afrikanischen Sklavenhandels aus dem Sudan nach der Ostküste, nach Marokko und durch das Nilthal nach dem südöstlichen Becken des Mittelländischen Meeres hat bis jetzt nur die letztere nahezu ganz versperrt werden können; die beiden anderen sind trotz des auf der Brüsseler Konferenz von 1889—1890 näher verabredeten Zusammengehens der englischen, französischen, deutschen und belgischen Regierung und trotz entscheidender Erfolge in vereinzelt Gebieten (wie z. B. im britischen Njassaland unter dem trefflichen Kommissar Johnston und im deutschen ostafrikanischen Gebiete) noch stark belebt, die Westküste Afrikas namentlich und ihr Hinterland mit Sklavenmärkten völlig übersät. In Marokko wird sozusagen im Angesicht Europas ein schwunghafter Sklavenhandel getrieben, und selbst in dem unter englischer Oberhoheit stehenden Sultanat Sansibar fand ein gewiß unverdächtig Zeuge, der englische Kommissar Mackenzie, noch im Jahre 1895, ungeachtet der die Sklaven-Ein- und -Ausfuhr verbietenden Verträge von 1873 und 1890<sup>1)</sup>, ein Verhältnis der Zahl der Sklaven zu der der Gesamtbevölkerung vor (266 000 : 400 000<sup>2)</sup>), das einen jährlichen Import von mindestens 6000

1) Inwieweit das neue Verbot der Sklaverei für das Gebiet von Sansibar vom Jahre 1897 wirksam bleiben wird, ist noch abzuwarten; ebenso ob die französische Regierung die Macht haben wird, ihr Sklavereiverbot für Madagaskar wirklich durchzuführen, da ein Drittel der Gesamtbevölkerung in Knechtschaft leben soll.

D. S.

2) Regierungsbeamte haben den Prozentsatz der Sklaven dort viel niedriger geschätzt, nämlich auf 140 000 : 400 000.

Sklaven voraussetzt, und außerdem ergab es sich, daß von der gegenüberliegenden Küste von Ostafrika und den Inseln Sansibars etwa 11 000 Sklaven jährlich nach der arabischen Küste verschifft werden. Da man nun nach annähernder Schätzung auf jeden Sklaven, der lebend von der Küste nach Sansibar oder weiterhin transportiert wird, vier andere zu rechnen hat, die bei der Gefangennahme oder auf dem Marsche umgekommen sind, so stellen diese Zahlen nur für einen Teil Afrikas eine Gesamtsumme von etwa 80 000 jährlich dem Tode oder dem Elend preisgegebenen Menschenleben dar. Weniger allgemein bekannt ist, daß auch von den Inseln Polynesiens Sklaven in großen Massen namentlich nach Amerika ausgeführt werden, und daß die sogen. „freiwillige Auswanderung“ der Kulis von China und Indien in vielen Fällen thatsächlich dem Sklavenhandel völlig gleichkommt. Auch der Bereich der Sklaverei dehnt sich weit über die Grenzen Afrikas und der von ihm aus versorgten, meist mohammedanischen Länder Vorderasiens aus. Es giebt innerhalb der nichtchristlichen Welt nur sehr wenige Völker, bei denen sie sich nicht findet; zu diesen Ausnahmen gehört Japan. Dagegen besteht in China, Korea und — trotz des für das gesamte britische Kolonialreich geltenden Verbots — auch in Indien die Sklaverei in ausgedehntem Umfange und in den verschiedensten Graden und Formen von der Schuldknechtschaft und dem Frondienst bis zu derjenigen, die der Unsittlichkeit dient. Nicht selten verkaufen die eigenen Eltern die Kinder, und zwar aus ähnlichen Motiven, wie sie den Kindesmord bestimmen, und mit derselben charakteristischen Beschränkung auf das weibliche Geschlecht, dem namentlich in China, aber auch anderwärts, der größte Teil der Sklaven angehört. Die den Sklavenraub und Transport begleitenden Greuel sind schon zu oft beschrieben worden, als daß es noch weiterer Ausmalung bedürfte; und wenn auch ihnen gegenüber die Sklaverei selbst oft genug wie eine Erlösung empfunden wird und die Behandlung der Sklaven gerade bei barbarischen Völkern bisweilen eine verhältnismäßig erträgliche ist, so ist doch in den meisten Fällen ihr Los so traurig und der ganze Zustand an sich mit gesunden gesellschaftlichen Verhältnissen so unvereinbar, daß die völlige Beseitigung desselben als eines der wichtigsten Ziele der Arbeit an der sozialen Hebung der Menschheit erscheint.

Eine Ausartung heidnischer Roheit und Grausamkeit, über deren Ausdehnung vielfach falsche Vorstellungen herrschen, ist der Kannibalismus. Man begegnet oft der Anschauung, als seien von ihm nur noch ganz vereinzelte Überreste vorhanden. So mochte es auch eine Zeitlang

scheinen; denn der Kannibalismus gehört zu jenen „Geheimnissen der Bosheit“, mit denen sich die gottentfremdete Völkerwelt in einem dunklen Gefühl ihrer Schande, öfter wohl noch aus Furcht oder List vor der Öffentlichkeit versteckt, so daß, „was von ihnen heimlich geschieht“, erst bei längerer und genauerer Bekanntschaft mit ihnen ans Licht kommt. Weniger gilt dies von den Völkern Australiens und Polynesiens — daß unter diesen der Kannibalismus noch nicht unterdrückt ist, war von jeher allgemein bekannt, obwohl man auch hier die Ausdehnung seiner Fortdauer unterschätzt hat — als von denen Mittel-Afrikas von der Nordwest- bis zur Südostküste. Die Greuel der von der britischen Regierung endlich entdeckten und bestraften „Leoparden-Gesellschaft“ in Westafrika sind neuerdings durch die Tagesblätter weithin bekannt geworden; und es ist noch nicht lange her, daß der Basler Missionar Nutenrieth auf einer Rekognoszierungsreise in das Hinterland von Kamerun bei einem vorher, wie es scheint, noch von keinem Europäer besuchten Volksstamm seine Bewahrung vor dem Schicksal, aufgefressen zu werden, nur dem Umstande verdankte, daß sein Aussehen keine Gewähr für ein genügend fettes Mahl zu bieten schien. Die Berichte der Reisenden und Missionare zeigen, daß namentlich das Gebiet der Nebenflüsse des Kongo eine wahre Hochburg des wildesten Kannibalismus ist. So fand der belgische Kapitän Hinde nach seinem der Kgl. Geographischen Gesellschaft in London 1895 erstatteten Bericht die Zugänge zu der Stadt N'Gandu am Lomami mit Menschenschädeln gepflastert. Bisweilen findet sich der Genuß des Menschenfleisches zur Raffinirtheit widerlichster Feinschmeckerei in Auswahl, Zubereitung und Konservierung menschlicher Körperteile ausgebildet. Der sogen. Vaudourismus auf Haiti, ein mit allerlei geheimnisvollen Ceremonien verbundener Schlangendienst, bei dessen Orgien nicht selten Kinder geopfert und verspeist werden, ist unzweifelhaft ein Rest des Kannibalismus, den die Schwarzen auf ihrer Insel bei ihrer Verpflanzung dorthin aus West-Afrika mitgebracht haben.

Im Dienst des religiösen Wahnes und Aberglaubens führt der rohe Blutdurst zu den Schrecken der Menschenopfer, die oft mit dem Kannibalismus verbunden, ja bisweilen nur die konventionelle Form für diesen sind, so namentlich in Afrika, wo bei den weitaus vorwiegenden Massenabschlachtungen, die namentlich Toten- und Siegesfeiern, teils als Rache-, teils als Verherrlichungsakte, zu begleiten pflegen, der Zusammenhang mit dem Geisterglauben stellenweise kaum mehr erkennbar ist. Die Berichte der Missionare Freeman, Ramsayer und Kühne, die in Asante,

und die Stanleys, Macays u. a., welche in Uganda längere Zeit Gelegenheit gehabt haben, die Scheußlichkeiten der Menschenopfer und Massenabschlachtungen aus nächster Nähe zu beobachten, haben längst die ganze civilisierte Welt mit den z. T. geradezu unglaublichen Einzelheiten dieser empörenden Zustände bekannt gemacht und entscheidend dazu beigetragen, europäische Regierungen, namentlich die englische, zu kräftigem Einschreiten zu veranlassen, das denn auch gerade in jenen beiden berüchtigtsten Staaten zur Unterdrückung dieser Greuel<sup>1)</sup> geführt hat. Völlig ausgerottet sind sie aber noch lange nicht — in einem großen Teil Afrikas, wie auch Australiens und Polynesiens und der Indianerterritorien gehen sie nach wie vor im Schwung — und noch weniger die Einzelopfer (zu denen die bereits erwähnten Kindesopfer gehören); diese werden wohl erst mit dem Heidentum selbst aufhören. Daß selbst in Indien noch heutigen Tages wenigstens vereinzelte Menschenopfer vorkommen, ist durch unanfechtbare Zeugnisse festgestellt; und gegenüber den festen Behauptungen des berühmten Swami Vivekananda auf dem Chicagoer Religionskongreß hat einer seiner eigenen Stammesgenossen unwiderleglich nachgewiesen, daß — was übrigens nach dem, was wir von den Traditionen anderer arischer Stämme wissen, ohnehin zu vermuten wäre — die Veden eine Sanktion des Menschenopfers für bestimmte Fälle und bestimmte Gottheiten enthalten. Auch die Idee der Gottesgerichte durch Lebensgefährliche Proben war den arischen Stämmen von den ältesten Zeiten an geläufig. Während sie aber bei diesen sich schließlich auf die ritterlichste Form, den Zweikampf, beschränkt und dann bis auf wenige Spuren verloren haben, herrschen sie, soweit nicht die Macht der Kolonialregierungen oder der Einfluß der Mission ihre Abschaffung herbeigeführt hat, unter den wilden Stämmen Afrikas und Australiens noch im weitesten Umfang und in der grausamsten Gestalt als Feuer- und Giftproben vor, denen bisweilen in einem einzelnen Stamme hundert und mehr Menschen auf einmal zum Opfer fallen.

Die verwandte Methode der Anwendung grausamer Foltern; um von Schuldigen und Unschuldigen Geständnisse zu erpressen, findet sich, wie auch die unmenschliche Härte der Strafen, über fast alle nichtchristlichen Völker verbreitet, auch diejenigen, die im Rufe hoher Kultur stehen. Die Requisiten mittelalterlicher Folterkammern, die uns in unseren historischen Museen als bloße Erinnerung an längst überwundene Zustände

<sup>1)</sup> In Uganda hat an ihr allerdings die Arbeit der Mission den wesentlichsten Anteil.



vergangener Zeiten Schrecken und Widerwillen einflößen, sind nur ein unvollkommenes Abbild dessen, was in dem modernen China entsetzliche Wirklichkeit ist. Bei der alle Begriffe übersteigenden Korruption der Gerichte ist dort niemand, der nicht Geld und Einfluß genug hat, seine Richter zu bestechen, vor unerträglichen Mißhandlungen oder qualvollem Tode sicher. Personen, die unter den Qualen der Folterung ohnmächtig niedersinken, sind keine außergewöhnliche Erscheinung bei chinesischen Gerichtsverhandlungen, und das Mittel, sie durch eine auf ihre Nase gestellte brennende Kerze wieder zum Bewußtsein zu bringen, will nicht immer versagen. Wer zum Tode verurteilt wird — und wie oft verfallen Unschuldige solchem Urteil, zumal für gewisse Vergehen auch die Verwandten mit zur Strafe gezogen werden! — darf sich glücklich schätzen, wenn er mit der einfachen Hinrichtung davonkommt und nicht unter raffinierten Qualen zu Tode gemartert wird, nicht zu reden von denen, die in dem widerlichen Schmutz und der verpesteten Luft der Gefängnisse hungrig und frierend, mit Ketten und Blöcken verwahrt, ihre oft unverdiente Strafe verbüßen. Was persische und türkische Justiz ist, besonders wo sie unter dem Stachel des mohammedanischen Fanatismus geübt wird, das haben, soweit man es nicht schon vorher aus anderen Berichten wußte, die neuesten Vorgänge in Vorderasien mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt. Diese Auswüchse asiatischer Grausamkeit und Despotie werden kaum noch übertroffen von den berüchtigten Zuständen afrikanischer Negerreiche, in denen Hinrichtungen, Verstümmelungen und Martern aller Art, von den Herrschern bisweilen in bloßer Laune oder zur Erhöhung und Aufrechterhaltung ihres Ansehens angeordnet, fast alltägliche Vorkommnisse sind. Kaum etwas aber bietet der *bête humaine* einen so verlockenden Tummelplatz dar als der Krieg. Können schon in den Kämpfen christlicher oder wenigstens von christlicher Civilisation beeinflusster Staaten trotz Völkerrecht und Genfer Konvention Ausbrüche wildester Leidenschaft nicht völlig verhindert werden, so kann man sich ungefähr denken, welchen Charakter die Kriegsführung unter Völkern annehmen muß, für die es solche allgemein anerkannten Schranken nicht giebt. Bekannt ist, wie unvorteilhaft sich im letzten chinesisch-japanischen Kriege in dieser Hinsicht die Chinesen von ihren Gegnern unterschieden haben. „Verwundete Soldaten haben keinen Wert für uns,“ war die Antwort des Neffen des berühmten Li Hung Tschang auf die Bitte eines Krankenpflegers vom Roten Kreuz, sich der verwundeten chinesischen Soldaten annehmen zu dürfen; und die gesamte Behandlung, welche eigenen und fremden Verwundeten, sowie den Kriegsgefangenen und

den Bewohnern erobelter Städte vonseiten der Chinesen widerfuhr, war dieses Ausspruchs würdig. Für den Islam, der den größeren Teil von Vorder-Asien und Nord-Afrika beherrscht, ist eine möglichst grausame und unerbittliche Behandlung des Feindes geradezu Prinzip; aber die Sendung einer Menge konservierter Menschenköpfe als Siegestrophäen von Marokko nach Fez, von der vor nicht langer Zeit die Kunde nach Europa drang, trägt doch schon den Charakter einer bestialischen Roheit, wie man sie sonst nur an afrikanischen, australischen und indianischen Stämmen zu finden gewohnt war. Ruht der Krieg im größeren Stil, so bieten die Fehden einzelner Stammesabteilungen, Gemeinden und Familien, zu denen bei den zahlreichen religiösen, politischen und persönlichen Differenzen irgend ein Anlaß immer vorhanden ist, reichliche Gelegenheit zur Befriedigung nimmermüder Blutgier und Rachsucht. Auch hierin haben die Völker Afrikas und der Südsee den traurigen Ruhm, es allen anderen zuvorthun; wenigstens sind sie dafür am berüchtigtsten. Viel geben ihm aber die Indianer Nordamerikas, die Kurden in Vorderasien und, was nicht so bekannt sein dürfte, auch die Chinesen in der Wildheit ihrer nie endenden Fehden nicht nach; und wenn die beständigen Reibereien, die der nationale und religiöse Gegensatz zwischen Hindus und Mohammedanern in Indien veranlaßt, heutzutage nicht mehr denselben erbitterten Charakter annehmen, wie in dem furchtbaren Sepoy-Aufstand vom Jahre 1856 — bei welchem freilich auch die Engländer kein Muster civilisierter Kriegsführung aufgestellt haben — so fehlt es dazu weniger an der inneren als an der äußeren Möglichkeit; ob diese sich nicht auch wieder einmal finden wird, ist noch nicht so ganz ausgemacht.

Als Ursache und zugleich als Folge einiger der bisher genannten Äußerungen ungezügelter Roheit und Grausamkeit erscheint der Mangel gesetzlicher Zustände und starker Regierungen, die imstande wären, diese aufrecht zu erhalten. Zu der despotischen Gewalt, die heidnische Herrscher über Leben und Eigentum ihrer Unterthanen ausüben, bildet einen seltsamen und doch auch wieder natürlichen Gegensatz die Ohnmacht, mit der sie dem gesetzlosen Treiben in ihrem Lande und selbst der Auflehnung gegen ihre eigene Herrschaft gegenüberstehen. Barbarische Strenge und Willkür der Regierung, weit um sich greifende Unzufriedenheit, Rebellen- und, von diesen kaum bewußt unterschieden, Räuberbanden da und dort, blutige Bestrafung derselben und Fortsetzung des alten Régime mit verschärfter Strenge, als Folge davon wieder neue ausgedehntere Erhebungen, unter denen die Unbetheiligten am meisten leiden,

wieder grausame Strafen und doch wieder nicht vorhaltende Maßregeln — das ist der *circulus vitiosus*, in dem sich z. B. China bewegt, und Ähnliches läßt sich überall unter ähnlichen Verhältnissen beobachten. Die Erfahrung hat gelehrt, daß sich nur ganz vereinzelte heidnische Völker — so z. B. das offenbar mit einem ungewöhnlichen Maß politischer Begabung im besten Sinn des Wortes ausgestattete japanische — aus sich heraus zu geordneten Zuständen aufzuschwingen vermögen; weitaus den meisten kann nur das Eingreifen christlicher Staaten und vor allem der erziehende Einfluß der Mission dazu verhelfen.

4. Dieselbe hilflose Schwäche der nichtchristlichen Welt und ihre völlige Unfähigkeit zur selbständigen Arbeit an ihrer eigenen Förderung offenbart sich in einer Reihe weiterer mehr den Gesamtzustand, den allgemeinen Ton des gesellschaftlichen Lebens betreffender Schäden (*Social Group*), die zwar nicht alle von der gleichen dämonischen Furchtbarkeit in ihrer Erscheinung, aber nicht minder vernichtend in ihrer Wirkung sind. Welch verderblichen Einfluß die Unwissenheit auf die Entwicklung und Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens ausüben muß, liegt auf der Hand. Dieses Übel ist über den größten Teil der nichtchristlichen Welt verbreitet; vor allem schläft fast der ganze Orient den Schlaf beschränktester Unwissenheit. Daß diese mit eifriger Pflege der Wissenschaft und Gelehrsamkeit sehr wohl Hand in Hand gehen kann, dafür liefert einen besonders drastischen Beweis China. In wenigen anderen Ländern der Erde steht „Gelehrsamkeit“ und „wissenschaftliche Bildung“ in so hoher Ehre wie dort. Aber diese Gelehrsamkeit wirkt mit ihrer über die Maßen öden Eintönigkeit und ihrem einseitig reproduktiven Charakter nicht belebend und erhebend, sondern verdummend und geisttötend und macht, wie jede mechanische und oberflächliche Bildung, die Unwissenheit nur schlimmer, indem sie ihr den Hochmut zugesellt. Mit den Mitgliedern der Kaiserlich Chinesischen Akademie, den Spitzen der Gelehrtenhierarchie, die eben auf Grund der Überzeugung von der unübertrefflichen Vollkommenheit alles Chinesischen sich hartnäckig jedem Kulturfortschritt widersetzt, kann es, was den Stand des Wissens über die elementarsten naturwissenschaftlichen und geographischen Thatsachen anbelangt, jeder normale zehnjährige Schulknabe in den Ländern unserer Kultur aufnehmen. Hinsichtlich der Verbreitung der Bildung in China herrschen übrigens noch durchaus unrichtige Vorstellungen. Irgend etwas, was auch nur entfernt einem auf allgemeine Volksbildung abzielenden, organisierten Schulwesen gleichsähe, existiert ganz und gar nicht. Nach niedriger Schätzung befinden sich unter den etwa



225 Millionen nicht mehr im jüngeren Kindesalter stehenden Bewohnern Chinas etwa 212 625 000, also über 94 %, nach anderer Annahme sogar 219 000 000, also über 97 % Analphabeten, während in 21 zum Vergleich herangezogenen nordamerikanischen Staaten der Prozentsatz der Analphabeten im Verhältnis zur Gesamtheit der über zehn Jahre Alten nur zwischen 4 und 5 beträgt. Nicht zum wenigsten bezeichnend ist die Verteilung der Analphabeten auf die beiden Geschlechter, indem zu ihnen unter 1000 Frauen 999 gehören. Nicht wesentlich günstiger liegen, aufs Ganze gesehen, die Dinge in Indien, wie noch der letzte offizielle Bericht von 1894—1895 in überraschender Weise dargethan hat: die große Masse der Bevölkerung haben eben die Bemühungen der Regierung um die intellektuelle Hebung des Volkes noch nicht erreichen können, und auch was die Mission mit ihrer Schulthätigkeit bis jetzt erreicht hat, muß, so bedeutend es an sich ist, doch im Verhältnis zu der ungeheuren Größe der Aufgabe als noch recht gering bezeichnet werden.

Die traurigen Folgen allgemeiner Unwissenheit und Unbildung machen sich wohl auf keinem Gebiet so unmittelbar und schmerzlich fühlbar geltend als auf dem medizinischen. Was an Beispielen elendester Quacksalberei aus den verschiedensten Ländern der Erde mitgeteilt wird, würde man sich schwerlich entschließen können für wahr zu halten, wenn die Zuverlässigkeit der Zeugen zu irgend welchem Zweifel berechtigte. Den chinesischen Doktoren, denen niemand einen Nachweis ihrer Befähigung zur Ausübung der Heilkunst abverlangt, fehlt es an allen physiologischen und anatomischen Kenntnissen, an jeder Einsicht in die Ursachen selbst der gewöhnlichsten Krankheiten. Der Pulsschlag zeigt nach ihrer Meinung nicht nur den Zustand des Herzens, sondern auch den der Lunge und der Leber an. Unter den Heilmitteln nimmt das As des Tigers einen hervorragenden Platz ein, das daher bisweilen zu enormen Preisen (6000 Mk.) gekauft wird: das Fleisch, selbst die Gedärme, in kleinsten Portionen eingenommen, das Mehl der Knochen, eine Arznei aus den Barthhaaren sollen geradezu wunderbare Heilungen wirken. In ähnlicher Weise werden Schlangen und Insekten zu medizinischen Zwecken verwandt. Natürlich verursachen die Pflaster aus dem Fleisch verendeter Tiere, die nicht selten auf offene Wunden gelegt werden, häufig unheilbare, qualvolle Blutvergiftungen. Gegen Cholera werden mit Vorliebe Nadeln unter den Finger- und Zehennägeln oder an anderen Stellen des Körpers eingetrieben. Wie schlimm diejenigen daran sind, die zur Zeit einer Epidemie solchen Kurpfuschern ausgeliefert sind, zumal wenn es diesen, wie bei der großen Pest in Hong-



long vor einigen Jahren, gelingt, Haß und Mißtrauen gegen die zu er-  
 regen, die im Besitz gründlicher medizinischer Kenntnisse ihnen gefährliche  
 Konkurrenten werden könnten, läßt sich ungefähr denken. Nicht besser als  
 in China steht es mit der Heilkunde in anderen Ländern des Orients.  
 In Korea suchte ein „Arzt“ ein krankes Kind zu heilen, indem er zuerst  
 auf dessen Brust ein braunes Pulver verbrannte, bis die zarte Haut ganz  
 versengt war. Dann wurde eine lange Nadel durch beide Füße und  
 Hände und durch die Lippen hindurchgestoßen. Ähnliches wiederholt sich  
 häufig. Auch in Indien herrscht die Quacksalberei noch in ungeheurem  
 Umfang. Wohl sind die Errungenschaften der europäischen medizinischen  
 Wissenschaft und Praxis schon seit längerer Zeit dorthin gebracht worden;  
 aber wie im Erziehungsweisen, so ist auch hier die Hauptmasse der Be-  
 völkerung von den Bemühungen der Europäer und europäisch gebildeter  
 Eingeborener so gut wie unberührt geblieben. Man hat berechnet, daß  
 noch nicht 5 % der Bevölkerung die Segnungen eines rationellen Heil-  
 verfahrens genießen. Wenn nach offizieller Statistik selbst in der größten  
 Stadt Indiens, in Kalkutta, von 49760 Personen, die in den Jahren  
 1886—1891 dort starben, 31220, d. h. mehr als  $\frac{3}{5}$ , in ihrer letzten  
 Krankheit ohne jeden ärztlichen Beistand, und von denen, die ihn zur Ver-  
 fügung hatten, mehr als  $\frac{3}{5}$  auf solche „Ärzte“ angewiesen waren, die  
 nicht die geringste Kenntnis von medizinischer Wissenschaft hatten, so kann  
 man sich den Stand der Dinge in den 566000 Dörfern mit unter  
 500 und in den tausenden von Kleinstädten bis zu 5000 Einwohnern, die  
 überhaupt keinen heilkundigen Mann in ihrer Mitte haben, unschwer  
 vorstellen. Viele der in auffallend großer Menge sich dort findenden Ver-  
 krüppelten, Blinden, Stummen und Tauben sind die Opfer mangelnder  
 ärztlicher Behandlung während ihrer Kindheit. Freilich ist gegenüber der  
 „Hilfe“ die der eingeborene „Doktor“ zu leisten vermag, gänzlichliches Ent-  
 behren jedes Beistandes oft das bessere Teil. Die Verbindung der kläg-  
 lichsten Unwissenheit auf medizinischem Gebiet mit dem krassesten Über-  
 glauben, wie sie schon in Indien sehr stark hervortritt, findet sich mit noch  
 verhängnisvollerer Einseitigkeit ausgestaltet unter den wilden Negerstämmen  
 Afrikas und Australiens, die ganz im Banne der Furcht vor zahllosen  
 bösen Geistern und ihrer nimmer endenden Thätigkeit zum Schaden der  
 Menschen stehen. Ihrer Einwirkung allein sind auch alle Krankheiten zu-  
 zuschreiben; die Heilung der körperlichen Leiden und Gebrechen besteht  
 lediglich darin, daß die bösen Geister, durch die sie verursacht werden,  
 abgehalten oder unschädlich gemacht oder vertrieben werden. Der „Medizin-

mann“ ist daher identisch mit dem Zauberer. Die Mittel, die dieser anwendet, sind in verschiedenen Ländern verschieden. Bei einigen beschränken sie sich mehr oder weniger auf einen geräuschvollen Hofuspokus, der darauf berechnet ist, auf die Zuschauer und auf den Patienten sowohl als auf die vermeintlich diesen quälenden Geister einen möglichst schreckhaften Eindruck hervorzubringen. Häufiger ist die Anwendung einer drastischeren Behandlungsweise, namentlich mit rotglühendem Eisen, mit dem der kranke Körper in der furchtbarsten Weise bearbeitet wird. Bei einer besonderen Funktion des Medizinmannes, die darin besteht, daß er am Tage vor einer Schlacht unter geheimnisvollen Ceremonien den Kriegern ein Mittel verabreicht, das sie nicht nur gegen feindliche Waffen feien, sondern ihnen auch alle Furcht benehmen und unwiderstehlichen Mut verleihen soll, zeigt sich der Aberglaube verbunden mit kannibalistischen Trieben, indem dabei nicht selten Menschenopfer stattfinden. Die gleiche Verbindung findet sich übrigens auch anderwärts, z. B. in Formosa, wo das Verzehren des Herzens eines frisch getöteten Wilden als ein ausgezeichnetes Mittel gegen Blutleere gilt.

Die Anwendung auf die Heilkunst ist nur eine Seite der Geisterfurcht und der Zauberei, die sich wie ein tödlicher Fluch auf alle Beziehungen des Lebens legt. Was ein Missionar mit Bezug auf Mittel-Afrika gesagt hat: „Die praktische Religion der Eingeborenen läßt sich in das eine Wort Zauberei zusammenfassen,“ gilt so ziemlich von allen wilden Stämmen, namentlich der schwarzen Rasse. Überall ist bei ihnen der Zauberer der allmächtige Mann, der so gut wie uneingeschränkt über Leben und Eigentum der Stammesgenossen verfügt und es in der Hand hat, mit der Anschulldigung auf Hexerei oder Besessenheit und den darauf folgenden grausamen, oft genug tödlichen Prozeduren ganze Familien unglücklich zu machen. Besonders unheimliche Ausartungen des Geister- und Hexenglaubens stellen der in Westindien beobachtete Obeahismus, d. h. der Glaube, daß eine bestimmte Person in bestimmter Weise bezaubert sei, die dann meist in der That, unfähig, der von diesem allgemeinen Glauben ausgehenden Suggestion zu widerstehen, elend dahinsiecht, und ferner die Vorstellung von der „Seelenfalle“ dar, wie man sie auf einer Insel der Südsee gefunden hat — eine Vorstellung, nach der einzelne Männer die Fähigkeit haben sollen, mittels einer Art Falle irgend einem Menschen die Seele wegzufangen, der dann, wenn es ihm nicht gelingt, durch enorme Opfer an Geld und Gut seine Seele zurückzuerlangen, der Verzweiflung und dem Siechtum verfällt. Doch treiben auch im „hochgebildeten“ China

und — trotz aller Regierungsmaßregeln — selbst in Indien Aberglaube und Zauberkult die wunderlichsten Blüten.

Unwissenheit, Hilflosigkeit und Aberglaube ist nicht immer, wenn auch häufig, die Hauptursache der Vernachlässigung der Kranken und Armen, die ein Hauptcharakteristikum der nichtchristlichen Welt ist. Wenn es in Indien nicht als ein Akt der Grausamkeit, sondern mehr als ein Zeichen frommer und wohlthätiger Gesinnung betrachtet wird, Kranke und Sterbende, zuweilen unter künstlicher Beschleunigung des Krankheitsprozesses, an den Ufern des Ganges auszusetzen, weil es als eine besondere Gnade und als eine Bürgschaft höherer Seligkeit angesehen wird, an diesem heiligen Strom sterben zu dürfen, so hat man es da mehr mit bemitleidenswerter Verblendung als mit verdammungswürdiger Lieblosigkeit zu thun; und in Japan, wo früher die leibliche Fürsorge für einen großen Teil der Bevölkerung Sache der Lehnsherren war, nach der Abschaffung des alten Feudalsystems aber der Staat den nun von ihm allein übernommenen Verpflichtungen in dieser Hinsicht nicht mit der wünschenswerten Schnelligkeit nachkommen konnte, mögen die Verhältnisse vieles entschuldigen. Anderwärts aber offenbart sich in der Behandlung der Leidenden und Bedürftigen der herzloseste Egoismus, der diese Unglücklichen als wertlose Glieder der Gesellschaft mit Gleichgiltigkeit, wo nicht als leidige Hindernisse mit Feindseligkeit betrachtet. So ist z. B. bei den Chinesen, als deren Hauptcharakterzug von Kennern eine in der ganzen Welt kaum ihresgleichen findende Hartherzigkeit bezeichnet wird, das Maß dessen, was für Kranke und Arme geschieht, lediglich bestimmt durch den Eigennutz, der sich durch verdienstvolle Werke falsch berühmter „Barmherzigkeit“ nur die Gunst des Himmels zu sichern trachtet. Wo dieses Motiv versagt, hört nicht nur jede Fürsorge auf, sondern es werden im Gegenteil Kranke und Notleidende mit der größten Brutalität hoffnungslosem Elend preisgegeben. Und was von China gilt, das findet mit wenigen Modifikationen auf andere Völker der „Welt ohne Liebe“ Anwendung.

So wenig wie über diese Herzlosigkeiten kann über gewisse barbarische Sitten und Gebräuche die Thatsache trösten, daß sie vielfach gar nicht als etwas Verwerfliches, ja vielleicht kaum als etwas Auffallendes empfunden werden. Die Dinge, um die es sich hier handelt, betreffen nicht die Äußerlichkeiten der Kultur, die nur objektiv und relativ zu beurteilen sind, sondern die elementarsten Forderungen der Menschlichkeit, des Anstandes und der Selbstachtung, die unerläßlichen Grundbedingungen menschenwürdigen Zusammenlebens. Dahin gehört z. B. die künstliche

Verkrüppelung der Füße, eine Unsitte, die, obwohl sie von keiner religiösen oder staatlichen Autorität vorgeschrieben, von dem kaiserlichen Hause sogar mißbilligt wird, in  $\frac{9}{10}$  der Bevölkerung Chinas festgewurzelt ist und, welches auch ihr Ursprung sein mag, jetzt lediglich der Eitelkeit dient. Indes kann selbst das, was für deren Befriedigung dabei gewonnen wird, auch nicht entfernt die Qualen ausgleichen, welche Monate, ja Jahre hindurch die Operation denjenigen verursacht, die ihr, meist im kindlichen Alter und gegen ihren Willen, unterworfen werden, nicht zu reden von der dauernden Beeinträchtigung der Beweglichkeit und Leistungsfähigkeit, die sie gewöhnlich zur Folge hat. Für die Unreinlichkeit, eine der gewöhnlichsten und bezeichnendsten Begleitererscheinungen der Unkultur, sind die Minus in Japan und die Karenen ganz besonders berührt. Gängliche Nacktheit oder unzuverlässige, den Körper nur ungenügend bedeckende Kleidung einerseits und Überladung mit Verzierungen und Schmuckgegenständen andererseits sind, im Grunde genommen, nur verschiedene Äußerungen derselben Verirrung der Schicksalkeits- und Anstandsbegriffe. Ein völliger Mangel aller natürlichen menschlichen Empfindungen zeigt sich in dem Genuß ekelhafter Nahrung, namentlich des Fleisches gefallener Tiere, das in Indien von den Angehörigen der niedrigsten Kasten und den Kastenlosen mit Behagen verzehrt wird. Niedrige Instinkte mannigfacher Art walten in den von den wilden Völkern allenthalben leidenschaftlich gepflegten unschicklichen Tänzen, deren entfittlichende Wirkung durch die Verquickung mit religiösen Momenten nicht abgeschwächt, sondern eher erhöht wird, was auch von den Ausartungen der Asketik gilt, wie sie sich in dem indischen Bûßertum finden.

Sehr charakteristisch endlich für den Kulturzustand und die Denkweise eines Volkes ist das Verhalten dem Tode gegenüber und die Behandlung der Toten. Der Verlust eines geliebten Angehörigen ist nicht selten das geringere Übel im Vergleich zu den Anforderungen, die eine der Landesitten und der gesellschaftlichen Stellung entsprechende Bestattung an die Kraft und Mittel der Hinterlassenen stellt, wie das u. a. in der sprichwörtlichen Redensart der Chinesen: „Lästiger als ein Leichenbegängnis“ zum Ausdruck kommt. Dieselbe Gefühllosigkeit, mit der sich hier die Eitelkeit und die gemeine Begehrlichkeit an die Stätte des Unglücks und des Schmerzes drängt, herrscht, wenngleich in anderer Form, in dem Verfahren der Parsis in Indien: sie bringen die Leichen nach einem einsam gelegenen, nur nach oben offenen Turm; sobald dieselben



dort niedergelegt sind, stürzen sich die Geier auf sie, um sie in kürzester Zeit bis auf das Skelett zu verzehren. Wenigstens einen Mangel an Achtung vor der Majestät des Todes und an Empfindung für die Tiefe wahren Seelenschmerzes zeigt das geräuschvolle Ceremoniell orientalischer Begräbnisse; bei den wilden Stämmen Afrikas und Australiens vollends gestalten häufig abergläubische Vorstellungen, Blutgier und wilde Leidenschaften die Leichenbegängnisse namentlich hochgestellter Persönlichkeiten zu abscheulichen Orgien.

Zur größten Verletzung der Pflichten gegen die Lebendigen wird die Mißachtung der Pflichten gegen die Toten vor allem da, wo für die gehörige Bestattung der Leichen nicht genügend gesorgt wird. Die Fahrlässigkeit und selbstsüchtige Trägheit, die sich darin kund giebt, und daneben wiederum Unwissenheit und mannigfacher Aberglaube sind die Hauptursachen der Vernachlässigung der öffentlichen und privaten Gesundheitspflege, unter der alle von der christlichen Kultur unberührten oder sich ihr gewaltsam widersetzenden Völker leiden. Gerade in den beiden „Kulturländern“ Indien und China sind die hygienischen Zustände äußerst traurig. In Indien verursacht namentlich die Unvorsichtigkeit im Gebrauch des Wassers unberechenbaren Schaden. Das Wasser, welches zum Baden und Waschen benützt und in das der Inhalt der Rinnen und Abzugskanäle geleitet wird, zugleich als Trinkwasser dient, ist die Regel nicht nur in den Dörfern, sondern auch in den Städten. Danach kann man sich vorstellen, wie es dort mit anderen innerhalb der civilisierten Welt längst als selbstverständlich anerkannten sanitären Vorsichtsmaßregeln steht. Unter solchen Verhältnissen sind die enormen Ziffern, welche die Statistik der Krankheits- und Todesfälle aufweist — übrigens kommen dabei natürlich nur die amtlich festgestellten, also bei weitem nicht alle, in Betracht — und die große Zahl der Opfer, welche die endemisch auftretende Cholera und andere verwandte Krankheiten fast alljährlich fordern, leicht erklärlich. Die britische Regierung ist in aner kennenswerter Weise bemüht, Wandlung zu schaffen, aber ihre Maßnahmen werden überall, besonders auf dem Lande, mit dem ganzen Fanatismus borniertester Unwissenheit bekämpft und können daher, ungeachtet mancher Erfolge im einzelnen, in der Hauptsache nicht durchgreifend wirken. Noch schlimmer fast steht es in China, das den traurigen Ruhm hat, in Bezug auf Unreinlichkeit und schlechte Luft in den Wohnorten kaum von irgend einem Land der Erde überboten zu werden. Die Berichte civilisierter Fremder, zumal solcher, die zum erstenmale nach dem „himmlischen“ Reiche kommen,

stimmen darin überein, daß die Zustände dort aller Beschreibung spotten. Ganz China ist eine große Kloake, und die kaiserliche Residenz Peking selbst scheint mit ihren schmutzstarrenden Straßen und ihrer unerträglich verpesteten Atmosphäre andern Städten den Rang streitig machen zu wollen. Auch die traurigen Erfahrungen der neuesten Zeit von den unheilvollen Folgen dieser Nachlässigkeit sind offenbar an dem indolenten Volke spurlos vorübergegangen.

Wird je einmal ein Ansaß zur Besserung gemacht, so sorgt der Mangel an Gemeinsinn bei Hohen und Niedrigen, Beamten und Privaten, eine allgemeine und natürliche Folge des die nichtchristliche Welt beherrschenden Egoismus, bald dafür, daß alles stecken bleibt und keine durchgreifende Änderung zustande kommt. Hand in Hand mit diesem Mangel geht das unter den heidnischen und mohammedanischen Völkern allenthalben herrschende gegenseitige Mißtrauen, das in den Handlungen und Worten des andern immer nur böse Absichten und unlautere Hintergedanken mittelt und eine gedeihliche Gestaltung der sozialen Beziehungen von vornherein unmöglich macht, zumal es sich nicht immer auf den offiziellen Verkehr und das Verhalten gegen diejenigen beschränkt, die als fremd und unbekannt wirklich oder vermeintlich gefährlicher Pläne verdächtig scheinen können, sondern häufig selbst die vertraulichen Verhältnisse der Freundschaft und des Familienlebens zersetzend durchdringt. Freilich ist dieser unbeflegliche Argwohn gegen Bekannte wie Unbekannte durchaus nicht überall unbegründet, sondern vielfach durch die thatsächlich weitverbreitete Unredlichkeit und Unaufrichtigkeit verursacht, auf die bereits in anderem Zusammenhang hingewiesen worden ist. Daß zu den wesentlichsten materiellen Grundlagen sozialer Wohlfahrt die energische Bekämpfung der die Gesellschaft überall und zu allen Seiten bedrohenden Armut gehört, bedarf keines Beweises. Auch zur Lösung dieser wichtigen Aufgabe erweist sich die außerchristliche Welt als völlig unfähig, und zwar in der Hauptsache aus den nämlichen Gründen, die, wie wir sahen, eine genügende Fürsorge für Leben und Gesundheit verhindern. Unwissenheit und mancherlei Vorurteile lassen die wahre Ursache des Übels, die meist in der Unmöglichkeit besteht, allein mit den Ertragnissen desselben immer in gleicher Weise bearbeiteten, immer gleich unbedingt den Einflüssen der Witterung unterworfenen Bodens eine stets wachsende Bevölkerung zu ernähren, nicht erkennen; Beschränktheit, Nationalstolz und politischer Fanatismus sträuben sich hartnäckig gegen rationelle Maßregeln zur Abhilfe; hartherzige Habgier macht es grundsätzlich dem Armen unmöglich,

seine Lage zu verbessern, oder es schließt wenigstens die selbstsüchtige Gleichgiltigkeit gegen fremdes Leiden jede Möglichkeit aus, daß andere sich darum bemühen, ihm zu helfen; und zu alledem kommt dann noch als besonders erschwerendes Moment der gewissenlose Eigennuß der religiösen Leiter des Volkes, die dessen Unmündigkeit dazu ausnützen, um unter allerhand Vorwänden auch den Ärmsten von dem Wenigen, das sie haben, noch einen großen Teil abzupressen; man darf kühnlich behaupten, daß die Opfer des Pauperismus in der nichtchristlichen Welt ohne diese priesterliche Besteuerung auf die Hälfte reduziert werden könnten. Die Statistik der die Bevölkerung Indiens mit immer steigender Furchtbarkeit heimsuchenden Hungersnöte giebt einen annähernden Maßstab für die Größe des materiellen Elends, das auf dem Lande lastet. In den Jahren 1832—1833 fielen allein im Madras-Distrikt von etwa 500 000 Menschen über 150 000 der Hungersnot zum Opfer; 1860—1861 starben 500 000 Menschen in den Nordwest-Provinzen und dem Pandschab an Hunger; 1865—1866 betrug die Zahl der Opfer in Orissa 1 Million, d. h. ein volles Drittel der Gesamtbevölkerung. Dazu kommt noch, daß nach neueren Feststellungen auch die schreckliche Plage des Aussatzes in vielen Fällen als eine Folge der Armut angesehen werden muß. Daß die englische Regierung mit ihren energischen und umsichtigen Maßregeln zur Verhütung und Linderung der Hungersnöte zwar im einzelnen manche Erleichterung geschaffen hat, aber nicht imstande ist, dieselben ganz unmöglich zu machen, geschweige denn die gesamten materiellen Verhältnisse der Bevölkerung wesentlich zu verbessern, ist an sich selbstverständlich und wird besonders durch die Ereignisse der allerletzten Zeit, in der wieder eine große Hungersnot gewüthet hat, bewiesen. Auch in China spielen, obwohl seine Bewohner sehr genügsam und Boden und Klima dem Ackerbau sehr günstig sind, Armut und Hunger eine unheilvolle Rolle. Kenner schätzen die Zahl derer, die jährlich an den Folgen schlechter Ernährung sterben, auf 3 bis 4 Millionen. Die vielen, bei denen es nicht ganz soweit kommt, leben jahraus jahrein in einem Zustand des äußersten Elends, das nach den Schilderungen derer, die lange genug dort gewohnt haben, um das Volk nach allen Seiten hin wirklich zu kennen, nur in wenigen Ländern der Erde seines Gleichen findet und dem gegenüber der Tod als eine Erlösung erscheinen muß. Hat in Indien und China, wie in anderen Ländern namentlich des Orients, der argwöhnische Widerstand gegen jede Reform nach ausländischem Muster an der herrschenden Armut einen wesentlichen Anteil, so ist bezeichnenderweise in Japan umgekehrt gerade die schnelle

Einführung der westlichen Kultur, insofern dieselbe eine Verteuerung der Lebensbedürfnisse und eine Steigerung der Ansprüche an das Leben zur Folge gehabt hat, die Hauptursache der Verschlechterung der materiellen Lage, mit der man, wohl nicht ohne Grund, die Zunahme der Selbstmorde in neuerer Zeit in Zusammenhang gebracht hat. Wie die Völker Asiens, so sind auch die Afrikas, Australiens und Amerikas, vor allem die Neger, bei denen Unlust und Unfähigkeit zu gehöriger Fürsorge für ihren Lebensunterhalt besonders groß ist, beständig der Gefahr drückender Not ausgesetzt.

Zu den verhängnisvollsten Äußerungen der Tyrannei der Sitte und Gewohnheit, die mit eisernem Druck jede Neigung zum Abgehen vom Hergebrachten niederhält und damit jeden auf gründliche Besserung und dauernden Fortschritt abzielenden Versuch von vornherein aussichtslos macht, gehört endlich das Kastenwesen. Gegenüber den mehr oder weniger natürlichen Klassen- und Gesellschaftsschichtungen, die sich in irgend einer Form (verhältnismäßig am schärfsten ausgeprägt bei einigen Stämmen Polynesiens und Afrikas) wohl bei jedem Volke finden, liegt das unterscheidende Merkmal des Kastensystems, wie es gegenwärtig auf Indien beschränkt ist, darin, daß die Scheidung der einzelnen Gruppen bis zur völligen gegenseitigen Mchtung und zum Ausschluß eines großen Theiles der Gesellschaft von den allgemeinsten Menschenrechten, ja zu dessen Erniedrigung auf, wenn nicht unter die Stufe des Tieres verschärft, unerbittlich und ausnahmslos nicht nur auf alle einzelnen Glieder der verschiedenen Klassen, sondern auch auf ihre Nachkommen ausgedehnt und somit für ewige Zeiten von vornherein festgelegt ist. Die äußeren Grundlagen der Kastenorganisation in ihrer gegenwärtigen weitverzweigten und äußerst verwickelten Ausgestaltung — man zählt über 3000 verschiedene Kasten, für die es besondere Bezeichnungen giebt — sind einerseits nationale Gegensätze, andererseits die Verschiedenheit der Beschäftigungen. Über die spezielle Veranlassung zu ihrer Entstehung gehen die Ansichten auseinander; als sicher darf man aber wohl annehmen, daß sie in ihren wesentlichen Zügen eine Schöpfung der Brahmanen oder ihrer nächsten Vorgänger ist. Mögen diese nun mit Bewußtsein augenblickliche Überlegenheit dazu ausgenützt haben, den Schwächeren ein System aufzudrängen, das ihnen für immer eine nahezu göttliche Stellung sichern sollte, oder mögen sie, was auch behauptet worden ist, nur angeordnet haben, was unter den gegebenen Verhältnissen nötig und heilsam war, ohne imstande zu sein, die unheilvolle spätere Entwicklung vorauszu sehen: Thatsache ist jedenfalls, daß der rücksichtslose Hochmut, mit dem die Brahmanen allen



andern Kasten gegenüber auftreten, für den gesamten Geist des Systems und das Verhältnis der jeweils höheren den jeweils niederen Kasten gegenüber typisch ist. Nichts, auch keine Religion, hat je über menschliches Denken und Wollen eine solche Gewalt ausgeübt, als die Kastenregel über alle Vorstellungen und Anschauungen, über das ganze Leben und Handeln des Hindu. Merkwürdigerweise hat die Kaste nicht nur, (wie natürlich) unter den Hindus selbst, sondern auch unter Europäern Verteidiger gefunden. Allein das Wenige, was diese zu ihren Gunsten vorzubringen wissen, nimmt sich doch gegenüber dem erdrückenden Belastungsmaterial, das die schwere Schuld der Kaste an dem sozialen Elend von Millionen unwiderleglich erweist, recht dürftig aus. Man hat geltend gemacht, daß die Qualität der Arbeit durch deren fortwährende Vererbung innerhalb derselben Familienkreise gewinne, daß die Vereinigung der durch Gleichheit der Interessen mit einander verbundenen Klassen ein wirksames Mittel des Selbstschutzes sei, daß die Keinlichkeit durch die Gesetze der Waschungen und dergl. gefördert, die Unsittheit durch die Kasteneinschränkungen eingedämmt, die Achtung vor der Autorität durch die Klassenabstufungen gestärkt und daß — ein Moment, auf das natürlich vor allem von englischen Regierungsbeamten in Indien hingewiesen wird — durch das Bewußtsein ewiger Beschränkung der Familie auf eine bestimmte Kaste jedes ehrgeizige Streben und damit die Neigung zum Widerstand gegen die englische Regierung unterdrückt werde. Aber was will das alles besagen gegen die Erwägung, daß die Kastenordnung mit dem Verbot des Heirathens außerhalb der Kaste die physische Degeneration unvermeidlich macht, mit ihrer stereotypen Verteilung der Arbeit auf die einzelnen Kasten an der zunehmenden Verarmung der Bevölkerung Indiens einen wesentlichen Anteil hat, mit ihrer Opposition gegen die Zulassung aller Volksklassen zu den Schulen den intellektuellen Fortschritt, und mit der prinzipiellen Bekämpfung jeder Neuerung die soziale Reform verhindert, daß sie die persönliche Freiheit aufhebt, das Gefühl für fremde Leiden durch das Verbot der Hilfeleistung an Glieder anderer Kasten abstumpft, einer verschwindenden Minorität eine nahezu göttliche Stellung anweist und dagegen die Majorität in unerhörter Weise erniedrigt, daß sie endlich alle moralischen Rücksichten und Verpflichtungen hinter ganz äußerliche und willkürliche Satzungen zurückdrängt, den Menschen einen völlig verkehrten Gottesbegriff beibringt und die elementarsten Forderungen der Gerechtigkeit mit Bewußtsein beiseite schiebt, um an ihre Stelle die Machtgebote brutaler Willkür zu setzen? Was Kastengeist und Kasten-

herrschaft in Wirklichkeit bedeutet, zeigt zur Genüge das menschenunwürdige Los der Varias, die in allem, was zu ihrem leiblichen, geistigen und sittlichen Wohl dienen könnte, den empörendsten Beschränkungen unterworfen, ja vielfach sogar von den Wohlthaten der von der Regierung prinzipiell allen ohne Unterschied der Rasse zugänglich gemachten öffentlichen Einrichtungen thatsächlich ausgeschlossen sind. Nicht etwa nur Missionare, sondern auch andere genaue Kenner indischer Verhältnisse, Gelehrte wie Max Müller und Beamte wie Sir M. Monier-Williams haben sich mit der größten Schärfe über die Verwerflichkeit des Kastensystems ausgesprochen, ja unter den Hindus selbst hat es nicht an unbedingt verwerfenden Stimmen über die Rasse und an energischen Versuchen zur Emanzipation von ihr gefehlt. Die Geschichte dieser Bestrebungen hat mit erschreckender Deutlichkeit aufs neue gezeigt, mit welcher ungeheuren, menschliche Kräfte übersteigenden Schwierigkeiten man es bei der Bekämpfung dieses gigantischen Übels zu thun hat. Namentlich in den Gebieten, auf die sich die unmittelbare Gewalt der englischen Regierung nicht erstreckt, haben die Vertreter und Anhänger der Kastenordnung die Mittel in der Hand, diejenigen, die sich von ihr ausschließen, in jeder nur erdenklichen Weise zu plagen und zu bedrücken, und es läßt sich denken, daß sie von diesen Mitteln, besonders den zum Christentum Übertretenden gegenüber, den schonungslosesten Gebrauch machen.

5. Auch wo der politische und der soziale Despotismus nicht so identisch erscheinen wie hier, ist es doch infolge der natürlichen Beziehungen zwischen Staat und Gesellschaft unausbleiblich, daß die schweren Schäden, die der Mißbrauch der Regierungsgewalt verursacht (National Group), sich auch auf dem Gebiet des gesellschaftlichen Lebens in der empfindlichsten Weise fühlbar machen. Ist die Gefahr solchen Mißbrauchs auch unter keiner Verfassung ganz ausgeschlossen, so liegt sie doch nirgends so nahe wie da, wo der persönliche Wille des Herrschers als höchstes und einziges Gesetz gilt. Die Schuld an den traurigen staatlichen Zuständen, die fast überall in der nichtchristlichen Welt herrschen, trifft freilich weniger die einzelnen Herrscher selbst als den gesamten Geist der Verwaltung in den despotisch regierten Staaten und den einerseits durch diesen bedingten, andererseits wiederum auf ihn bestimmend einwirkenden Charakter ihrer Organe. Das Grundmotiv der Mißregierung bildet allenthalben die Mißachtung der persönlichen Rechte namentlich des Lebens und Eigentums; ihre einzelnen Äußerungen greifen so vielfach in einander über, daß eine Scheidung kaum möglich ist. Wo für den Ein-

griff in die Eigentumsrechte der gute Schein gesetzlicher Formen überhaupt gesucht wird, bietet sich die durchaus gerechtfertigte und notwendige Erhebung von Steuern und Abgaben als eines der einfachsten und wirksamsten Mittel dar. Wenn in Indien noch heutzutage häufig und zuweilen sehr heftig darüber geklagt wird, daß auch die englische Verwaltung dem Lande viel zu hohe Steuern auferlege, so mag das ja vielleicht nicht ganz unberechtigt sein; gewiß ist aber, daß die gegenwärtige Besteuerung im britischen Gebiet im Vergleich zu der früheren, bei welcher bisweilen drei Viertel des gesamten Produktionswertes in die Taschen der Herrscher oder ihrer Beamten flossen, und zu der noch jetzt in Siam herrschenden, auf deren Höhe der synonyme Gebrauch der Worte „regieren“ und „aufessen“ in der siamesischen Sprache schließen läßt, eine ganz entschiedene Erleichterung bedeutet. In China ist das „Ausquetschen“ des Volkes von der Beamtenschaft zu einem förmlichen System ausgebildet worden. Die Steuerzahler müssen die Mittel aufbringen, deren die Beamten bedürfen, nicht nur um in den Besitz ihrer Stellen zu gelangen und sich darin zu behaupten, sondern auch um ein üppiges Leben führen zu können. Dabei zeigen sich die niederen Beamten oft noch rücksichtsloser und habgieriger als die oberen, und um das Unglück voll zu machen, fehlt es nicht an lecken Betrügern, denen es nur zu häufig gelingt, mit erschwindelten „amtlichen“ Vollmachten ganze Dörfer, ja Städte einzuschüchtern und von ihnen beträchtliche Summen zu erpressen. Unter solchen Verhältnissen kann man sich nicht darüber wundern, daß sich bei den Chinesen so wenig patriotischer Sinn und so viel Mißtrauen gegen die regierenden Kreise findet. Auch in Korea wird die Steuererhebung in einer Weise gehandhabt, die eine gedeihliche Entwicklung der ökonomischen Verhältnisse unmöglich macht, da jeder finanzielle Erfolg der Arbeit doch nur den Beamten zugute kommt und durch deren Habgier die Gefahr, arm und unglücklich zu werden, gerade für die am größten wird, die am meisten prosperieren. In den mohammedanischen Staaten Asiens und Afrikas, namentlich in der Türkei und in Persien, bedeutet das fast allgemein durchgeführte System der Steuerverpachtung für einen großen Bruchteil der Bevölkerung, besonders der kleinen Bauern und Handwerker, den völligen Ruin. Daß der doppelte, ja dreifache Betrag der offiziell ausgeschrieben Steuer gezahlt werden muß, ist die Regel, und in Marokko z. B. ist es soweit gekommen, daß weite Strecken trefflichen Bodens völlig brach liegen. Besonders empörend aber muß solcher Druck da wirken, wo neben der Habgier noch niedrigere Gelüste im Spiel sind und ein

rücksichtsloses Zwangsverfahren nicht nur auf das Eigentum an Geld und Gut, sondern auch auf die Familien der Unterthanen, namentlich auf Frauen und Töchter, sich erstreckt. Für diejenigen, die das Recht der Erhebung direkter Steuern nicht besitzen oder an ihm noch nicht genug haben, giebt es bei der allgemeinen Korruption des Beamtenstandes noch genug andere Mittel und Wege, um für den eigenen Vorteil in der ausgiebigsten Weise zu sorgen. Neben der Finanzverwaltung bietet dazu vor allem die „Rechtspflege“ mannigfache Gelegenheit. Wann und wie von einem chinesischen Gerichtshof ein Prozeß entschieden wird, hängt lediglich von der Höhe der Summen ab, die Kläger oder Beklagte dem Personal, vom obersten Richter bis herab zum untersten Schreiber und Diener, zu bezahlen in der Lage sind, wie denn überhaupt die mancherlei eigentümlichen Grundsätze und Gepflogenheiten im chinesischen Gerichtswesen, auf die bereits in einem andern Zusammenhang Bezug genommen worden ist, für alle Organe der „Gerechtigkeit“ eine fast unerschöpfliche Geldquelle liefern. Auch in Korea, wo nach der Äußerung eines Koreaners die Förderung der Interessen einer möglichst geringen Minorität auf Kosten der Gesamtheit die einzige Tendenz des herrschenden Regierungssystemes ist, wenden die Beamten zur Brandstiftung der Wohlhabenden neben drückender Besteuerung mit Vorliebe das Mittel ungerechter Anklagen und skandalöser Prozeßführung an. Auf die Unredlichkeit der Verwaltungsbeamten, die kein Ehrgefühl und keine patriotischen Rücksichten von den größten Veruntreuungen öffentlicher Gelder abhalten können, führen wohlunterrichtete Beobachter chinesischer Verhältnisse das auffallend schnelle Unterliegen Chinas im Krieg mit Japan zurück. Wie einfach und einträglich die chinesische Finanzverwaltung gestaltet werden könnte, wenn nur die Beamten tüchtig und zuverlässig wären, zeigt der außerordentlich günstige Stand der Ein- und Ausfuhrzölle, seitdem dieselben, zuerst in Shanghai, dann in allen Vertragshäfen unter englische Kontrolle gestellt worden sind. Für den Geist der Regierung in mohammedanischen Staaten sind in mehrfacher Hinsicht die Zustände in der Türkei und in Persien typisch, wo es zwar nicht an schönen Theorien fehlt, die zuweilen mit schamloser Verlogenheit nach außen ostentativ geltend gemacht werden, um die Vortrefflichkeit der Verwaltung zu erweisen, in Wirklichkeit aber die größte Korruption unter den Beamten grassiert, besonders unter den richterlichen, die das Recht an den Meistbietenden zu verkaufen pflegen, so daß der Unbemittelte kaum je erlangen kann, was ihm gebührt. Selbst über den eingefleischten Haß des Mohammedaners gegen den Andersgläubigen trägt



die Geldgier, wo beide mit einander in Konflikt kommen, meist den Sieg davon; mit schneidender Fronie hat ein berufener Beurtheiler als das beherrschende Motiv der türkischen Justiz „durch Habsucht gemilderten Fanatismus“ bezeichnet.

Am furchtbarsten tritt der Charakter des orientalischen Despotismus zu Tage in den Massenschlächtereien und Massenplünderungen, wie sie neuerdings die Aufmerksamkeit der civilisierten Welt besonders stark auf sich gezogen haben — leider freilich ohne dieselbe zu energischen und wirksamen Gegenmaßregeln zu veranlassen. Es handelt sich hier nicht um jene mehr vorübergehenden Ausbrüche wilder Leidenschaften, von denen an anderer Stelle die Rede gewesen ist, auch nicht um vereinzelte Bethätigungen der unbedingten Gewalt über Leben und Tod der Unterthanen, die unter despotischem Regiment fast ebenso wenig auffallen wie Eingriffe in die Eigentumsrechte, sondern um politische Akte, die mit teuflischer Planmäßigkeit und Berechnung ins Werk gesetzt werden, und deren Ziel kein geringeres ist als die völlige Ausrottung ganzer Bevölkerungsklassen. Die armenischen Greuel der letzten vier Jahre sind wohl das empörendste, keineswegs aber das erste und einzige Beispiel dieser Spezialität orientalischer Politik. Allein in den 70 Jahren von 1822—1892 haben im Gebiet der europäischen und asiatischen Türkei sechs solcher Massenabschlachtungen stattgefunden, denen nach der amtlichen, selbstverständlich nur unvollkommenen Zählung zusammen über 90000 Personen zum Opfer gefallen sind. Die Zahl der Getöteten stellt aber nur einen Teil der Summe ruinierten Existenzen dar, denn der auch hier, zumal bei den ausführenden Organen, mit dem politisch-religiösen Hauptzweck verbundene Nebenzweck der persönlichen Bereicherung und die Gewalt der Leidenschaften, die, auch wo sie nicht den eigentlichen Beweggrund für das massenhafte Blutvergießen bilden, doch durch dieses erst recht entfacht werden, führt zu zahlreichen Gütereinziehungen und Einkerkierungen, Häuserzerstörungen und Austreibungen, die unabsehbare Elend im Gefolge haben. Als Mittel zur Einschüchterung und Bestrafung widerspenstiger Elemente werden Massenerschießungen auch in China immer wieder angewandt; in Indien und Afghanistan haben namentlich die tartarischen Eroberer einen großen Teil der Besiegten mit fanatischer Grausamkeit systematisch ausgerottet.

6. Neben der staatlichen Verfassung hat das Verkehrsleben mit seinen mannigfachen Interessen auf das soziale Wohl eines Volkes einen so bedeutenden Einfluß, daß Störungen und Hindernisse, die die kommerzielle und industrielle Entwicklung beeinträch-

tigen (Commercial Group), mögen sie nun ethische oder ökonomische Gründe haben, entschieden als soziale Schäden zu bezeichnen sind. Daß der Mangel an gegenseitigem Vertrauen, der schon oben besprochen worden ist, und die herrschende Unredlichkeit in ihrer Beziehung auf das Verkehrsleben ganz besonders nachteilig wirken müssen, liegt auf der Hand. So ist z. B. der stetige Rückgang in dem Handel Chinas mit Thee und andern Erzeugnissen des Bodens oder der Industrie viel weniger auf die größere Leistungsfähigkeit anderer Länder als auf die fortwährenden, immer gröberen Fälschungen und Betrügereien zurückzuführen, durch welche Händler und Produzenten mehr und mehr ihren Kredit im Ausland verscherzt haben. Auch im Binnenverkehr ist — von vereinzelt um so ehrenvolleren Ausnahmen, die für China so wenig wie für andere Länder geleugnet werden sollen, abgesehen — Unredlichkeit und Übervorteilung das herrschende Gesetz der chinesischen Geschäftsmoral. Münze, Maß und Gewicht werden ohne alle Skrupel gefälscht, soweit es nur irgend angeht. Daß auch solche Mittel an Geld und Naturalien, die vom Ausland zur Linderung der Not aufgebracht werden, vor Unterschlagung oder Fälschung nicht sicher sind, wenn mit der Lieferung und Verteilung chinesische Privatpersonen oder Beamte betraut werden, kann nicht wunder nehmen: vermag doch die Gewinnsucht sogar den sonst so unüberwindlichen Nationalstolz des Chinesen so weit zurückzudrängen, daß man gelegentlich keinen Anstoß daran nimmt, sich in das Gewand des verhassten Fremden zu verkleiden, wenn man sich davon nur glaubt einen Vorteil versprechen zu können. In diesem Punkt steht Japan, das sich in so vielen anderen Dingen aufs vorteilhafteste von China unterscheidet, zum wenigsten nicht höher, sondern eher noch tiefer. Das erklärt sich, zum Teil wenigstens, aus den geschichtlichen Verhältnissen. Unter der alten feudalen Verfassung galten Handel und Gewerbe als unehrenhafte Erwerbszweige, und von denen, die sich damit befaßten, erwartete niemand, daß für ihr Handeln andere Erwägungen maßgebend sein sollten als die des Geschäftsinteresses. Das Verhältnis zwischen Käufer und Verkäufer wurde als ein Kriegszustand aufgefaßt, in dem jeder Vorteil für erlaubt galt, und Überlistung im Handel wurde nicht anders angesehen als ein Sieg, den man über einen Feind erringt. Mit dieser Auffassung hat das junge Japan noch nicht zu brechen vermocht, obwohl sich auch schon, namentlich unter dem Einfluß des Christentums, erfreuliche Anfänge einer entschiedenen Wandlung zeigen. Sich auf Kosten der Lauterkeit einen möglichst großen Vorteil sichern, ist „Geschäft“. Leute, die in den gewöhnlichen Be-

ziehungen des Lebens nicht daran denken würden, sich gegenseitig zu schädigen, übervorteilen einander ohne die geringsten Gewissensbisse, sobald es gilt, einen Handel abzuschließen. Es ist die Anschauung weitester Kreise, daß die Prinzipien der Moral mit dem Geschäftsbetrieb ebensowenig zu thun haben wie mit der Integral- und Differentialrechnung, und daß für die Beurteilung eines Geschäftsmannes der einzige Maßstab der Erfolg ist. Handelsgesellschaften mit schlechten Grundsätzen üben einen förmlichen Zwang zu unreaellem Geschäftsgebahren aus, und auch ohne dies ist es natürlich für den Einzelnen so gut wie unmöglich, von der allgemeinen Praxis eine Ausnahme zu machen. Dieser unreele und unsolide Geist, der in Handel und Produktion herrscht, hat zur Folge vor allem ein empfindliche Beeinträchtigung der Handelsentwicklung nach außen, indem er verhindert, daß das Land die hervorragende Stellung auf dem Weltmarkt einnimmt, zu der es bei der hochentwickelten Kunstfertigkeit und Geschicklichkeit und der großen Regsamkeit und Begabung seiner Bewohner berufen erscheint. Für den allgemeinen Charakter der Geschäftsführung in Indien ist die That- sache bezeichnend, daß die Hindus selbst, außer stande, der fortwährenden Betrügereien und Unterschlagungen bei der Verwaltung ihrer Tempel- einkünfte Herr zu werden, die britische Regierung ersucht haben, die früher geübte Oberaufsicht über dieselbe wieder zu übernehmen. Auch in den übrigen Ländern der nichtchristlichen Welt herrscht, wie zahlreiche übereinstimmende Beobachtungen zeigen, allenthalben dieselbe Unredlichkeit in Handel und Wandel, und überall bedeutet die dadurch herbeigeführte allgemeine Unsicherheit im Geschäftsleben nicht nur für die unmittelbar Beteiligten, sondern auch für weitere Kreise eine empfindliche Schädigung. Die Zuverlässigkeit einiger größeren orientalischen Bankhäuser und die auffallende Ehrlichkeit, die ihre Kunden ihnen gegenüber meistens an den Tag legen, ist nur eine scheinbare Ausnahme von der allgemeinen Regel. Sie beruht nur in ganz vereinzelt Fällen auf dem Gefühl der moralischen Verpflichtung, gewöhnlich dagegen lediglich auf rein geschäftlichen Erwägungen, namentlich auf der Erkenntnis der gegenseitigen Abhängigkeit. Im übrigen herrscht gerade im Geldverkehr dieselbe Unlauterkeit und Unsicherheit wie in den allgemeinen Handelsbeziehungen, zumal wo die finanzielle Abhängigkeit nur auf der einen Seite besteht, d. h. vor allem im Verkehr des Wucherers, der im Orient allenthalben eine große Rolle spielt, mit dem Geldleihenden. Der hohe Zinsfuß, der im Orient allgemein üblich ist, — das Minimum ist 12%, der Durchschnitt etwa 25, aber auch 50—70% sind durchaus keine Seltenheit — erklärt sich zu einem

Teile aus dem durchaus nicht unbegründeten Mißtrauen des Geldverleihers gegen den Leihenden, der auf diese Weise für den Fall, daß er das Kapital selbst veruntreuen sollte, gezwungen wird, wenigstens den Betrag desselben auf dem Wege der Zinszahlung in möglichst kurzer Zeit zurückzuerstatten. Weit häufiger freilich ist der Fall, daß der Wucherer die hilflose Lage der ganz auf ihn angewiesenen Geldbedürftigen, die in allen Klassen, namentlich aber den niederen, immer in großer Zahl vorhanden sind, in der gewissenlosesten Weise zu deren Aussaugung ausbeutet. Hier liegt neben den bereits in anderem Zusammenhang namhaft gemachten Faktoren eine andere wesentliche Ursache der gerade unter den drei genannten Kulturvölkern in so furchtbarem Umfang herrschenden Armut und Not. Besonders groß ist das Übel in Indien. Die Abhängigkeit eines immer größeren Teiles der Bevölkerung von den ebenso schlaun als rücksichtslosen Wucherern, eine Abhängigkeit, die häufig der Leibeigenschaft faktisch gleich ist und nicht selten sogar zur wirklichen Schuldknechtschaft führt, wird von einsichtigen Eingeborenen nicht minder als von Fremden als ein nationales Unglück bezeichnet, dessen Heilung zu den vornehmsten Aufgaben der indischen Reformgesetzgebung gehört. Die britische Regierung ist auch bereits, und nicht ganz ohne Erfolg bemüht gewesen, hier Abhilfe zu schaffen. In China leistet namentlich der primitive Zustand der Münzwährung der Neigung zu unlauteren Kniffen im Geldverkehr starken Vorschub. Dieselbe Macht der Gewohnheit und des Vorteils, die in dieser Hinsicht einer Reform entgegensteht und deren lähmende Wirkungen in anderer Beziehung bereits ausführlicher dargelegt worden sind, verhindert auch eine gründliche Verbesserung der mangelhaften Produktions- und Verkehrsmittel, die für die kommerzielle und industrielle Entwicklung des Orients eine Lebensfrage ist. Es wäre ein großer Irrtum, zu glauben, daß die asiatischen Völker an sich unfähig wären, auf dem Gebiete des Handels und der Gewerbe Großes zu leisten. In manchen Ländern Asiens ist, wie sich mehr und mehr herausstellt, noch eine unabsehbare Fülle bis jetzt gar nicht oder nur sehr unvollkommen verwerteter Produktionsstoffe vorhanden, und ihre Bewohner besitzen einige der für ein Industrievolk wesentlichen Eigenschaften, besonders Fleiß und Geschicklichkeit, in hervorragendem Maße. Was die orientalische Industrie zu leisten vermag, sobald es gelingt, die Errungenschaften der modernen Technik für sie nutzbar zu machen, zeigt, von Japan abgesehen, u. a. der schnelle Aufschwung, den die chinesische Seidenfabrikation in den letzten Jahren genommen hat, seitdem aus Europa



gewisse Verbesserungen eingeführt worden sind. Umso mehr ist es im Interesse des sozialen Fortschrittes der Menschheit zu bedauern, daß sich der Orient gegenüber den Vorteilen der westlichen Kultur, statt sie sich bereitwillig anzueignen, im ganzen noch immer mißtrauisch und ablehnend verhält und damit selbst der Förderung seiner Wohlfahrt hemmend im Wege steht.

7. Welch bedeutende Rolle unter den der sozialen Hebung der nichtchristlichen Welt entgegenstehenden Hindernissen religiöse Motive spielen, ist bereits bei verschiedenen Gelegenheiten hervorgehoben worden. Wie es nach der übereinstimmenden Überzeugung aller namhaften Vertreter der Religionswissenschaft ohne Unterschied des religiösen und philosophischen Standpunktes kein Volk giebt, in dem sich gar keine Religion fände, so ist auch keines vorhanden, dessen soziale Verhältnisse nicht von Anfang an durch seine religiösen Vorstellungen wenigstens ebenso entschieden beeinflusst worden wären als das Leben seiner einzelnen Glieder. Die soziale Entwicklung der von der christlichen Offenbarung nicht erreichten Menschheit verläuft parallel mit ihrer religiösen, die sich nach der klaren biblischen, auch wissenschaftlich durchaus nicht unhaltbaren Anschauung nicht in der Richtung von unten nach oben, sondern in der von oben nach unten bewegt. Der Grundschaden aller nichtchristlichen Religionen, mögen sie nun auf der niedrigsten Stufe des rohen Götzendienstes stehen geblieben sein oder sich zur höchsten Höhe philosophischer Abstraktion erhoben haben, ist die Verleugnung des lebendigen, persönlichen Gottes; je weiter sich aber von diesem das religiöse Bewußtsein entfernt, um so mehr verliert es die Fähigkeit, hebend und fördernd auf die Gestaltung des sozialen Lebens einzuwirken. Unter den Verirrungen und Mängeln, die den außerchristlichen Religionen anhaften und, indem sie das Denken und Handeln ihrer Bekenner in unheilvoller Weise bestimmen, in ihren letzten Wirkungen zu schweren sozialen Schäden werden (Religious Group), ist zuerst zu nennen eine entwürdigende Auffassung von dem Wesen und den Forderungen der Religion. Unwürdig und verhängnisvoll ist z. B. die veräußerlichte Betrachtung der religiösen Pflichten, wie sie in der chinesischen Lehre vom „Verdienst“ zu Tage tritt, nach welcher ganz äußerliche Werke, wie Almosengeben u. dergl., genügen, um selbst schwere Verbrechen Menschen und Göttern gegenüber zu sühnen. Auch die religiösen Systeme Indiens sind alle mehr oder weniger von der Anschauung durchdrungen, daß ein rein mechanischer (bisweilen direkt unsittlicher) Ceremoniendienst alle Sünden

gegen die Gesellschaft gut zu machen, ja sogar unter Umständen noch überschüssiges Verdienst zu begründen imstande sei, während umgekehrt der geringste Verstoß gegen konventionelle religiöse Satzungen, vor allem gegen die Kastengesetze, auch durch das reinste und tugendhafteste Leben nicht mehr gesühnt werden könne. Diese Herabwürdigung der Religion und ihre völlige Trennung von der Sittlichkeit, die übrigens keineswegs auf die nichtchristliche Welt beschränkt ist, sondern, praktisch wenigstens, fast ebenso entschieden in einem Teil der katholischen Christenheit durchgeführt ist, bildet auch heute noch, wie in den Tagen der Apostel, ein wesentliches Hindernis für die Annahme und gründliche Erfassung des Christentums, das allen religiösen Glauben ohne sittliche Erneuerung für wertlos erklärt. Welchen Einfluß der Islam, der die Ausbreitung seiner Lehren ohne alle Rücksicht auf die sittliche Beschaffenheit der zu wählenden Mittel zur obersten religiösen Pflicht macht und mit der Verheißung eines von sinnlichen Freuden erfüllten Paradieses den Fleischesdienst fördert und sanktioniert, auf das gesamte Leben seiner Bekenner ausgeübt hat und noch ausübt, zeigt ein Blick auf die Geschichte und auf die gegenwärtigen moralischen, politischen und sozialen Zustände der mohammedanischen Völker. Auch der Götzendienst muß als ein schwerer sozialer Schaden bezeichnet werden, da er nicht nur auf die einzelnen Menschen, sondern auch auf die Gesamtheit verflachend und entsittlichend einwirkt. Merkwürdigerweise sind dem Götzendienst, besonders dem indischen, gerade innerhalb der christlichen Welt zahlreiche entschiedene Verteidiger erstanden; aber ihre Theorien, nach welchen derselbe lediglich aus dem Bedürfnis hervorgegangen wäre, die für einen großen Teil der Menschheit nie entbehrlichen konkreten Stützen für die Gottesverehrung zu schaffen, und nicht die Götzen selbst direkt angebetet, sondern nur als verschiedene Symbole der einen über-sinnlichen, im Bewußtsein festgehaltenen Gottheit betrachtet würden, sind von Eingeborenen Indiens als mit der Wirklichkeit im schärfsten Widerspruch stehend aufs energischste zurückgewiesen worden. Was Paulus im ersten Kapitel des Römerbriefes über den Ursprung, das Wesen und die Folgen des Götzendienstes sagt, trifft auf die heidnischen Völker der Gegenwart noch ganz genau so zu wie auf die des Altertums. Überall und zu allen Zeiten ist sein Ursprung der sündhafte und anmaßliche Wunsch, die Gottheit auf das Niveau der sinnlichen Welt zu erniedrigen und sie zu dem fleischlichen Leben und zu den verderbten Sitten einer abtrünnigen Gesellschaft in Beziehung zu setzen. Wohl giebt es von dem philosophisch verfeinerten Polytheismus etwa des „neuen Japan“ — das übrigens

gegenüber dem „alten Japan“ mit den Zehntausenden seiner eifrig besuchten Götzentempel nur einen verschwindend kleinen Teil des Ganzen darstellt — bis zu dem rohen Fetischismus wilder Völker mancherlei Gradunterschiede; aber so sehr die äußere Form wechseln mag, der innere Zusammenhang zwischen Götzendienst und Unsittlichkeit ist nirgends zu verkennen. Mit spezieller Beziehung auf indische Verhältnisse hat der vielgenannte Stifter der Brahma Samādhi, Reschab Ischander Sen, den Götzendienst gerade seiner durch und durch unsittlichen Tendenz wegen die Wurzel alles sozialen Übels, den Krebschaden genannt, der an dem innersten Mark der Gesellschaft zehre. Wie sehr der mit dem Götzendienst innerlich eng verbundene Aberglaube die soziale Entwicklung eines Volkes zu beeinträchtigen vermag, dafür liefert die heidnische und mohammedanische Welt zahlreiche Belege. In China lastet die Furcht vor Schädigung durch böse Geister, welche auch für den Ahnenkultus das Hauptmotiv bildet, nicht nur auf dem Leben der Einzelnen als ein schwerer Druck — auch in finanzieller Hinsicht, schätzt man doch den Gesamtbetrag der Summen, die allein für die den Geistern der Abgeschiedenen dargebrachten Opfer jährlich verausgabt werden, auf über 600 Millionen Mark<sup>1)</sup> —, sondern hemmt auch die gesamte soziale Entwicklung, indem sie die Einführung der westlichen Kultur erschwert, ja fast gänzlich verhindert; denn nach dem allgemeinen Aberglauben würde diese die Ruhe der Erde und Luft erfüllenden Geister stören und ihre Rache herausfordern. In Korea ist die Angst vor den Dämonen nach dem Ausdruck eines dortigen Missionars geradezu zum delirium tremens gesteigert. Auch im „fortgeschrittenen“ Japan steht die große Masse der Bevölkerung noch ganz im Banne abergläubischer Vorstellungen. Dasselbe gilt von Indien, namentlich für die Hindus, deren große Neigung zur Spekulation, verbunden mit einer äußerst lebhaften und üppigen Phantasie, der Entwicklung des Aberglaubens naturgemäß besonders förderlich ist. Der allgemeine Glaube an die Wirkungskraft der absurdesten Zaubermittel, für welche die herrschende Klasse der Brahmanen das Monopol hat, macht es dieser leicht, das Volk in der schändlichsten Weise auszubeuten. Wohin man sonst noch in der nichtchristlichen Welt den Blick richten mag, unter den Mohammedanern aller Länder — denen freilich die orientalische Christenheit in dieser Hinsicht leider kaum etwas nachgiebt — und unter den Wilden Afrikas, Amerikas, Australiens und Polynesiens, überall begegnet man der Herrschaft des kräftigsten Aberglaubens über die Gemüter der Menschen und den

<sup>1)</sup> Ohne Zweifel viel zu niedrig.

unheilvollen Folgen derselben für das soziale nicht minder als für das religiöse Leben der Völker.

Eine fast ebenso allgemeine Erscheinung ist in der außerschristlichen Welt die Knechtung der religiösen Überzeugung. Dieselbe ist, wie neben der bezeichnenden Thatsache, daß selbst Plato ihr in seinem Programm des Idealstaates das Wort geredet hat, besonders die Geschichte der ersten Christenverfolgungen lehrt, in der Hauptsache die notwendige Konsequenz der falschen Identifizierung der religiösen mit den staatlichen bezw. gesellschaftlichen Pflichten, in welche die Erkenntnis von der hohen Bedeutung der Religion für das staatliche und soziale Leben verkehrt ist. Dementsprechend ist es auch unmöglich, den politischen, sozialen und religiösen Despotismus überall streng auseinanderzuhalten. Verhältnismäßig am deutlichsten tritt die Verbindung religiöser und politischer Motive bei der Verfolgung Andersgläubiger zu Tage in den mohammedanischen Ländern. Für die Behandlung, welche dort die Staatsgewalt, soweit sie nicht von andern Mächten abhängig ist, nichtmohammedanischen Unterthanen und namentlich Abtrünnigen widerfahren läßt, bieten die Schlächtereien in Armenien und die Geschichte der Mission in Persien typische Beispiele dar. Der Terrorismus der Kaste in Indien erstreckt sich fast nur auf die soziale Emanzipation, kaum dagegen auf die Freiheit des religiösen Denkens. Die schweren Verfolgungen, denen die Christen in China meist ausgesetzt sind, sind mehr durch den Fremdenhaß als durch spezifisch religiöse Beweggründe veranlaßt. In Japan, wo noch bis zum J. 1873 das Gesetz den Übertritt zum Christentum mit dem Tod bedrohte, scheint nunmehr die Zeit der religiösen Verfolgungen, von vorübergehenden lokalen Ausbrüchen des Fanatismus abgesehen, vorbei zu sein. In Afrika ist die Ausbreitung des Christentums nicht so allgemein und nicht so systematisch bekämpft worden wie in den genannten orientalischen Ländern, doch sind auch dort den zum Christentum Übergetretenen Verfolgungen nicht erspart geblieben, unter denen die in Madagaskar die bekanntesten sind. Endlich darf auch hier nicht unerwähnt bleiben, daß in einigen katholischen Ländern, namentlich Amerikas, z. T. auch unter der orientalischen Christenheit, Andersgläubige (d. h. Angehörige anderer christlicher Konfessionen) ebenso wie im Bereich des Heidentums und des Islam bis in die allerneueste Zeit hinein die schwersten Bedrückungen, ja blutige Verfolgungen zu erdulden gehabt haben.

Und noch einen schwereren Schaden — ja wohl überhaupt den schwersten von allen, die das religiöse Leben der Völker aufweist — teilen diese



„Christlichen“ Länder mit denen der nichtchristlichen Welt: das anstößige Leben ihrer religiösen Führer, das, wie kaum näher begründet zu werden braucht, den allgemeinen Ton des öffentlichen Lebens und die gesamte Tendenz der sozialen Entwicklung in der verhängnisvollsten Weise zu bestimmen geeignet ist. Die Bedeutung des vernichtenden Urteils, das nicht etwa von protestantischen Missionaren, sondern von einem Würdenträger der katholischen Kirche, dem Abbé Em. Domenech, auf Grund einer speziellen Untersuchung der kirchlichen Verhältnisse in Mexiko über den mexikanischen Klerus, und von gleich unverdächtigen Zeugen über denjenigen in südamerikanischen Staaten gefällt worden ist, wird ebensowenig wie der Eindruck des Gesamtbildes, das die heidnische und mohammedanische Welt in dieser Hinsicht darbietet, durch die erfreulichen Ausnahmen abgeschwächt, die sich hier wie dort finden. In den asiatischen Ländern ist es vorwiegend die buddhistische Priesterschaft, gegen die von allen Seiten die schwersten Anklagen erhoben werden. Was seit langer Zeit die Vertreter der verschiedensten Stände und Parteirichtungen, Heiden und Christen, Einheimische und Fremde in steigender Entrüstung übereinstimmend über das schändliche Treiben der ganz in Unwissenheit, Faulheit und Unsittlichkeit versunkenen Buddhisten-Priester und -Mönche in Japan ausgesagt haben, hat vor kurzer Zeit eine offizielle Bestätigung gefunden durch eine Kundgebung des japanischen Ministers des Inneren, in welcher derselbe an die shintoistische und buddhistische Priesterschaft des Landes eine ernstliche (leider aber, wie es scheint, gänzlich wirkungslos gebliebene) Verwarnung und Mahnung richtete. Fast gravierender noch ist die Thatfache, daß in Söul, der Hauptstadt von Korea, buddhistische Priester nicht wohnen dürfen, was man allgemein mit ihrem schlechten Charakter begründet. In der volkstümlichen Litteratur der Chinesen spielen beißende Satiren auf die Habgier und Lasterhaftigkeit der durch ihr Gelübde zu einem besonders enthaltsamen und tugendhaften Leben verpflichteten Mönche eine große Rolle, und das Wort wo-schung (Priester) wird von ihnen als ein Schimpfname gebraucht, der den Inbegriff aller Dummheit und Nützlosigkeit bezeichnet. Daß es auch anderswo nicht besser steht, zeigt u. a. namentlich der Bericht, den ein mit der Untersuchung der buddhistischen Klosterverwaltung beauftragter Kommissar, Dr. Daly, über seine Beobachtungen in mehr als 1300 Klöstern auf der Insel Ceylon der indischen Regierung erstattet hat. Dieser Bericht, der die Unredlichkeit, Unsittlichkeit und allgemeine Verkommenheit der buddhistischen Mönche in den düstersten Farben schildert, darf insofern als das gewichtigste aller

Zeugnisse gegen den buddhistischen Priesterstand bezeichnet werden, als er von einem Manne herrührt, der aus seinen Sympathien für den Buddhismus als Religionsystem kein Hehl macht und durch den Umfang des Materials, auf das sich sein Urtheil gründet, gegen jeden Verdacht oberflächlichen Generalisirens hinlänglich geschützt ist. Die nicht minder schonungslose Kritik, die sich in Indien gegen die religiösen Leiter des Hinduismus richtet, geht ebenfalls keineswegs allein oder auch nur vorwiegend von dessen Gegnern oder von Fremden aus. Gerade einheimische Zeitungen und hervorragende Anhänger und Verehrer des Hinduismus haben es sich zur Aufgabe gemacht, immer und immer wieder auf das skandalöse Leben der indischen Priesterschaft hinzuweisen und auf eine gründliche Reformation zu dringen. Im weiteren Sinne sind zur Priesterschaft auch die zahlreichen Büßer und Fakire zu rechnen, die mit ihrer widerlichen Unreinlichkeit und ihrem müßigen Herumlungern das schlechteste Beispiel geben, das um so schlimmer wirkt, als sich die große Masse des Volks seit Jahrhunderten gewöhnt hat, in ihnen große Heilige zu verehren und das, was man bei andern als Laster verdammen würde, bei ihnen als Beweis einer besonderen Vollkommenheit zu betrachten. Und wo die Verehrung nicht so weit reicht, sichert ihnen die allgemeine Furcht vor den üblen Folgen ihres Fluches völlige Straflosigkeit und willige Gewährung aller ihrer kacken Ansprüche. Daß die Tempelbesucherinnen und Wallfahrerinnen vor unsittlichen Angriffen der Tempelwächter nie sicher sind, ist eine Thatsache, die neuerdings in der Presse und in öffentlichen Versammlungen besonders lebhaft besprochen wird. Es scheint nicht zu viel gesagt zu sein, wenn eines der angesehensten und bekanntesten indischen Blätter, der „Hindu Patriot“, gegen die „gänzlich unwissende und über die Maßen selbstsüchtige“ Priesterschaft den Vorwurf erhebt, „daß sie die festeste Stütze aller der gottlosen, unsittlichen und grausamen Gebräuche und Vorstellungen sei, die in Indien herrschen, von der Tempeltänzerin, die durch ihre bloße Existenz die Gottheit beleidigt, bis zu der elend dahinsiechenden Witwe im kindlichsten Alter.“ Nicht günstiger lautet das Zeugnis, das den religiösen Leitern der mohammedanischen Völker von solchen ausgestellt wird, die sie genau zu kennen in der Lage sind. Der Stifter des sog. Babilismus in Persien, Mirza Ali Mohammed, fühlte sich nach seinen eigenen Erklärungen ganz besonders abgestoßen von der Selbstsucht, Scheinheiligkeit, Käuflichkeit und sittlichen Verrohung, die er unter den Mullahs, den mohammedanischen Priestern und Religionslehrern, herrschend fand. Die Derwische, die in den mohammedanischen Ländern

etwa dieselbe Stellung einnehmen wie die Büsser in Indien, schildert die bekannte Weltreisende Mrs. Bishop als ein faules und unwissendes Geschlecht, dessen Glaube und Moral eigentlich nur zwei Stücke in sich begreife, erstens, daß sie selbst ein Recht haben, faul zu sein, und zweitens, daß die anderen verpflichtet sind, für sie zu arbeiten. Von den großen Heiligtümern des Islam gilt, wie von denen des Hinduismus, daß sie infolge der Habgier und Lüsterheit ihrer Verwalter nicht Bethäuser, sondern Mördergruben und Diebeshöhlen sind. In der gesamten nicht-christlichen Welt zeigen sich somit gerade diejenigen, denen ihre Stellung in erster Linie die Aufgabe zuweist, Führer und Vorbilder des sittlichen Lebens und Förderer des sozialen Wohles der Völker zu sein, moralisch und intellektuell völlig unfähig zur Erfüllung dieses ihres hohen Berufes.

## Missionsrundschau.

### China II.

Von D. Grundemann.

#### 1. Die südlichen Provinzen.

Mit wenigen Ausnahmen wird von allen hier in Betracht kommenden Feldern ausdrücklich bezeugt, daß für die Mission eine neue Zeit angebrochen ist. Überall wird von Fortschritten und günstigen Aussichten, wie man sie noch nie erwartet hatte, berichtet. Vielfach werden die politischen Ursachen der veränderten Lage klar durchschaut und offen anerkannt. Etwas scharf zugespitzt ist der Ausspruch: In der allgemeinen Erhebung, die jetzt beginnt, da man den Zusammenbruch des Reiches und seine Parcellierung täglich erwartet, versucht ganz China mit der westlichen Welt auf guten Fuß zu kommen (Am. Bapt. R. 98, 159). Andre erkennen eine tiefer gehende Bewegung im geistigen Leben des Volkes. Besonders den Führern desselben, den Gelehrten, gehen allmählich die Augen auf. Sie sehen oder ahnen doch die Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Zustände, die innere Fäulnis des Volkslebens; und, was die Hauptsache ist, man fühlt, daß im chinesischen Volke selbst nicht die Kräfte und Mittel zur Heilung des Schadens liegen (Bas. Jahrb. 98, 19).

Daß die Mission mit dieser Bewegung zu rechnen hat, liegt auf der Hand. Am unbedenklichsten greifen sofort die Katholiken zu. Bei der furchtbaren Unsicherheit aller Verhältnisse und der völlig im argen liegenden Rechtspflege bildet der verheißene Schutz der französischen Regierung einen gewaltigen Hebel zur Anziehung der in Bewegung kommenden Massen. Man sagt, kath. Missionare sichern jedem, der 4 mal im Jahre die Messe hört, diesen Schutz zu, wobei jenes die einzige Bedingung der Zugehörigkeit zur kath. Kirche bilde. Dabei erlauben sie ihren Leuten zu den Bökenfesten beizusteuern, wodurch sie der Anfeindung seitens ihrer Landsleute entgehen (Lond. R. 97, 37 f.). Im Gebiet von Moilim haust ein kath. Missionar

mit seinen Anhängern wie ein Mandarin mit seinen Soldaten. Hat einer seiner Getreuen eine Streitsache, so läßt er einen von der Gegenpartei gefangen nehmen, bis seine Angehörigen das geforderte Lösegeld zahlen (Bas. Jahrb. 98, 18). Wo aber die evangelische Mission Gemeinden und offene Thüren hat, sind sie mit bitterer Rivalität geschäftig. Im Gebiet von Swatau pflanzen sie in jedes Dorf, dessen Bewohner sich beim evangel. Missionar melden, alsbald eine ihrer Kapellen auf. In Rhokhoi bei Swatau war es infolge römischer Böhlerereien zu Krawallen gekommen — übrigens einer der wenigen Fälle von solchen Unruhen, die diesmal in den Berichten erwähnt sind. Es mußte die Vermittlung des amerikanischen Gesandten angerufen werden. Schließlich schlug die Sache zur Förderung der evangelischen Gemeinde aus, deren Mitgliederzahl sich im letzten Jahre verdoppelt hat (Am. Bapt. R. 158).

Die Bewegung ist nicht ein „ungemischter Segen“. Das Problem ist jetzt, die willigen Massen, ohne sie vor den Kopf zu stoßen oder ganz wegzuschicken, in das richtige Fahrwasser zu bringen. „Oft kommt es vor, daß Leute, die zunächst nur von irdischen Rücksichten bewegt waren, nachdem sie sich der Gemeinde angeschlossen hatten, zu einem lebendigen Glauben geführt wurden“ (ib. 158). Dieser Auffassung steht (wahrscheinlich noch in überwiegender Masse) eine andere, strengere gegenüber. Man klagt, daß in peinlicher Weise die weltlichen Beweggründe offenbar sind, und entscheidet: „Wenige, die nach Wahrheit suchen, sind besser, als die Menge, die nach Brot und Fischen verlangt“ (Am. Ref. C. Rep. 98, 7).

Beachtenswert ist es, wie (nach demselben Berichte) in bereits bestehenden Gemeinden, die aber als „stationär — um nicht zu sagen, schlafend“ bezeichnet werden, jetzt neues Leben erwacht. Anstatt der Zwistigkeiten in der Gemeinde und dieser mit dem Pastor und der Vernachlässigung der Sonntagsfeier und des Kirchenbesuchs wird nun von Einigkeit und vollen Kirchen berichtet (ib. 7. f.).

Auch sonst wird viel von den Fortschritten der Heidenchristen erwähnt und ihre gesunde Weiterentwicklung bezeugt (Meth. Epist. 97, 107), namentlich die größere Willigkeit zu Geldbeiträgen. Fast auf allen Feldern werden Gemeinden genannt, die das Gehalt für den Pastor oder Lehrer selbst aufbringen, oder aus eigenen Mitteln neue Kirchen bauen. In Amoy und Swatau wird über den peinlichen Mangel an recht leistungsfähigen eingebornen Predigern geklagt (Am. Bapt. 164; Am. Ref. C. 6).

Auf vielen Gebieten ist die vermehrte Missionsarbeit europäischer und amerikanischer Damen bemerkenswert. Einzelne unverheiratete Damen wohnen einen Teil des Jahres auf abgelegenen Außenstationen oder reisen als Evangelistinnen von Dorf zu Dorf. Selbst wenn ihrer mehrere gemeinsam die Arbeit treiben, dürfte dies Verfahren nicht unbedenklich sein. Immerhin scheint der dadurch auf die chinesischen Frauen geübte Einfluß bedeutend zu sein und der Mission überhaupt zu statten zu kommen, wie z. B. im Distrikte Hoksichong die Christen von ihren heidnischen Landsleuten viel besser behandelt werden, seitdem die Damen bei ihnen wohnen (C. M. R. 98, 341).

Die Krankenhäuser und Apotheken haben überall wachsende Teilnahme gefunden. Die Scheu vor den fremden Ärzten hat dem Vertrauen Platz gemacht. Die Bekanntschaft mit dem Evangelium wird durch die Besucher der Hospitäler in immer



weitere Kreise getragen. Auf entfernten Dörfern wurde den Predigern gesagt: die Botschaft haben wir auch schon im Hospital gehört (Lond. M. R. 97, 33).

**Songkong.** Das Jubiläum der Königin Victoria wurde von den chinesischen Christen in einem gemeinsamen Gottesdienste gefeiert, an dem sich Angehörige aller Missionsgemeinden beteiligten. In dieser Vereinigung, die den Christen der verschiedenen Denominationen sehr willkommen war, zeigte sich überraschend die Frucht der Missionsarbeit. — Eine von den Gemeinden der engl. Kirchenmission trägt mit 2000 Mk. nicht bloß ihre eigne Kosten, sondern treibt Evangelisation. — Eine heidnische Gegenmission ist ein sprechendes Zeichen (C. M. R. 98, 328 f.).

Andererseits war in heidnischen Kreisen durch die Sanitätsmaßregeln während der Seuche (die übrigens völlig erloschen ist) eine Mißstimmung entstanden, die auf die Missionschulen ungünstig wirkte. Manchem an Schmutz gewöhnten Heiden kam danach der Himmel als unheimlich sauber vor. „Das mag für die Fremden sein; aber wir würden uns dort nicht wohl fühlen.“ Doch zeigt sich auch ein gesteigertes Vertrauen zu der ärztlichen Mission. Kinder werden in größerer Zahl in die Hospitäler gebracht als früher. Für Entbindungen werden die betreffenden Kräfte über ihre Leistungsfähigkeit in Anspruch genommen (Lond. M. R. 97, 31 f.). Auf Songkong, das sich äußerlich über Erwarten entwickelt hat, giebt es jetzt wenigstens 1200 Christen. Als jüngstes Missionswerk daselbst ist das 1897 eröffnete Blindenheim des Hildesheimer Vereins (für Blinden-M. u. d. weibl. Geschl. in China) zu erwähnen (Missionsbl. des Frauenvereins 98, 151). Dr. Legge, der 34 Jahre lang auf Songkong hervorragend thätig war, starb als Professor in Oxford, wo er seit 1876 wirkte.

**Kuangtung.** In Kanton wurde von der London-M. eine neue englische Schule eröffnet. Als bald fanden sich 22 Schüler aus den besseren Klassen. Nur 2 derselben hatten den Namen Jesu noch nicht gehört. Die meisten beteiligen sich auch an den Gottesdiensten, die Sonntags in der Schule gehalten werden. Eine Mädchenschule giebt der Lehrerin Veranlassung zu Hausbesuchen, bei denen sie zu Evangelisierung Gelegenheit hat (Lond. M. R. 97, 31). Die Arbeiten der amerikanischen Presbyterianer erfuhren vielfach eine Einschränkung durch die Verkürzungen, welche die heimatische Leitung, in Folge ihrer finanziellen Lage, in den zu gewährenden Mitteln eintreten lassen mußte. So mußten 8 Bibelfrauen entlassen werden. Zum Teil aber sind die Missionare mit eigenen Mitteln eingetreten, um die Verminderung der Hilfskräfte zu verhindern. Trotz der Schwierigkeiten wuchsen die Gemeinden, wie noch in keinem früheren Jahre, um 240 Mitglieder. Es wurden mehrere neue Kirchen gebaut. In einem Falle trugen chinesische Christen in Kalifornien 3700 Mk. zur Fundierung des Pfarrgehalts bei. Auch von Australien wurde eine ähnliche Stiftung gemacht. — In der Hauptstadt wird eine Blindenschule mit 25 Zöglingen gehalten.

Eine weitere Station **Lientschau** liegt im Norden, nahe der Grenze von Hunan und hat in diese bisher so verschlossene Nachbarprovinz bereits einen Absenker vorgeschoben. Dort ist zu **Lammo** eine Gemeinde gegründet. Die Bergstämme der **Tu** in jener Gegend finden Beachtung, doch scheint man bei ihnen noch nicht viel ausgerichtet zu haben. **Neunglong**, eine Station an der Südküste, deren Außenstationen zum Teil auf der Halbinsel liegen, hat furchtbar von einer Flut, auch von Räubern zu leiden gehabt (Am. Presb. Rep. 98, 33—42).

Auf Sainan ist der Pionier der Mission, Jeremiaffen, nachdem er einige Jahre auf besonderer Station gearbeitet hatte, nun ganz aus dem Verbanne der amerik. Presbyterianer geschieden und arbeitet auf eigne Hand weiter. — Das Hospital ist von Kiangtschau nach der Hafenstadt Soihau verlegt worden. — Die 1893 gestiftete Mission zählt jetzt 34 Kommunikanten (ib. 56—61).

Der Am. Board führt seine früheren Arbeiten auf Hongkong fort, aber hat Kanton zur Hauptstation gemacht. Dr. Sager, ein Schwiegersohn des Basler Missionar Reusch, ist viel auf Reisen. Es war das fruchtbarste Jahr. Die Ernte ist reifer als je zuvor. Eine Gemeinde wurde finanziell selbständig (A. B. 97, 93 ff.).

Die Wesleyaner berichten von innerlich und äußerlich erstarkenden Gemeinden und von neu besetzten Dörfern, sowie von ernstern und opferwilligen Christen, die aus Amerika zurückgekehrt sind. Auch die Leistungen der eingebornen Pastoren werden immer anerkennenswerter (Wesl. Meth. R. 97, 93 f.).

Die Berliner Mission durfte mit 171 Tausen ihre größte bisherige Ernte halten. In Kanton selbst wird der kürzlich erfolgte Brand des Missionshauses die Arbeiten hindern. Auf dem östlichen und nördlichen Missionsfelde sind die Fortschritte deutlich. Auf dem letzteren, wo Missionar Homeyer im vorigen Jahre von Räubern überfallen und verwundet wurde (Missionsber. 98, 116), zeigt sich ein außerordentlicher Zudrang von Taufbewerbern (ib. 525). Im Kreise Fajen wurde die Hauptstation Lu-shang gegründet (ib. 324).

Die Basler Gemeinden vermehrten sich im letzten Jahre von 4301 auf 4696 Seelen. Besonders ist im Oberlande ein ganz bedeutender Umschwung eingetreten. An 9 Orten des Stationsgebietes von Futschukpai mußten Gebäude zum Gottesdienst errichtet, oder vorhandene vergrößert werden. In der Stadt Tschonglof fand man erfreulichen Eingang und Gehör bei Gelehrten und Ungelehrten. — Auf den Stationen des Unterlandes ist von der neuen Strömung noch nichts spürbar (Bas. Jahrb. 98, 17 ff.).

Auf den Außenstationen der englischen Kirchenmission geht es voran. Eine neue wurde in dem 1897 eröffneten Freihafen Wutschau am Westflusse gegründet, der schon in der Provinz Kuangsi liegt. Auf dem Ostflusse trieben Damen in einem besondern Missionsboote ihre Evangelistenarbeit. — In Paho werden erfreuliche Erfolge unter den Ausfägigen gemeldet. Ihrer 22 wurden getauft. Einmal stieg die Zahl im Hospital auf 120. Die Zufriedenheit der christlichen Ausfägigen ist ganz auffallend (C. M. R. 98, 327, 330).

In Swatau sind die Thüren so weit geöffnet, daß sofort 50 Evangelisten angestellt werden könnten, wenn man sie hätte. Eine Bibelschule (anstatt eines Seminars), in der geeignete Leute öfters selbst nur ein paar Wochen, unterrichtet werden, soll dem Mangel abhelfen. Man bemüht sich jeden Christen dahin zu bringen, daß er das Evangelium nach seiner Befähigung weiter verbreitet. Bitterarische Arbeiten, besonders die Revision des N. T. im Swatau-Dialekt nahm die Kraft des einen Missionars in Anspruch (Am. Bapt. R. 98, 156 ff.).

Fukien. Diese Provinz zählt die meisten evangelischen Chinesen. Man rechnete 1896 bereits 18769 Getaufte und 27326 Taufbewerber, mit anderen Anhängern zusammen 55000. Davon waren in dem einen Jahre 16000 hinzu-

gekommen. Jetzt werden diesen Zahlen bereits weit überschritten sein. Der kleinere Teil davon, ca. 13000, kommt auf das südliche Missionsfeld:

Am o n.<sup>1)</sup> Die hier besonders hervortretende katholische Rivalität ist schon oben erwähnt. Taufbewerber läßt man eine Probezeit von einem Jahr durchmachen, und das ist nötig. Es wird jedoch bemerkt, daß eine weitere Ausdehnung derselben nachteilig und gefährlich sein könnte. Auf dem Festlande (Tschiangtschiu) sind die Thüren weit aufgethan. Wo vor 10 Jahren 4 Kapellen waren, sind nun 12. Die 109 Mitglieder sind auf 305 gestiegen und die Geldbeiträge von 1000 Mk. haben sich vervierfacht. Die Bibelenkenntnis hat merkliche Fortschritte gemacht (Lond. M. R. 97, 37 f.). Auch hier ist 1897 eine anglochinesische Schule eröffnet. Die Haltung der Bevölkerung hat sich sehr geändert. An einem Orte, wo früher bitter Feindschaft war, wird jetzt die Predigt gern gehört (Am. Ref. R. 97, 6 f.).

In F u h t s c h a u gewann die Konferenz der englisch-kirchlichen Missionare 1897 durch die Teilnahme des britischen Konsuls eine erhöhte Bedeutung. Für das theologische Seminar und andere Schulen gaben die von dem Vorsitzenden der bekannten Studentenbewegung in England veranstalteten Versammlungen bemerkenswerte Anregung. Die seit 1879 aufgegebene Station in der innern Stadt (Wuschichan) wurde wieder aufgenommen. 5 Damen nahmen dort Wohnung und können es wagen, zu Fuß zur Kirche zu gehen. Ebenso wurde die zu Longuung gehörige Außenstation T i e n g t o n g zum erstenmale mit europäischen Missionarinnen besetzt, die freundliche Aufnahme fanden. Unter den Landgemeinden sind manche freilich nur Namenschristen. In einem Dorfe, wo alle bis auf 2 Familien den Götzendienst ausgeübt haben und in der Ahnenhalle christlichen Gottesdienst halten, sind die Leute fast so unwissend, wie die Heiden selbst. Ernst Mitglieder der Stadtgemeinde wurden dort hingeschickt, um jene zu fördern. Die eingebornen Gehilfen bedürfen auch oft der Anregung und Mahnung zu treuerer Pflichterfüllung. — F u h n i n g, die nördlichste der Stationen wird ganz von dem Hilfsverein der Dubliner Universität versorgt. Im Süden ist H i n g h w a jetzt eine vollständig eingerichtete Station mit Hospital, Schulen u. s. w. In der Umgegend wurden 4 Kapellen gebaut.

In K u t s c h e n g wurde die Gedächtniskirche eröffnet. Eine Messingtafel erinnert an die Märtyrer. Zum Andenken an Rev. R. W. Stewart wurde eine Knaben-Kostschule gegründet. Chinesische Christen gaben dazu reichliche Beiträge. Das aus dem Blutbade gerettete Fräulein Codrington kehrte auf ihr altes Arbeitsfeld zurück. Überall wurde ihr viel Liebe entgegengebracht. Die Zahl der Christen in diesem Distrikte ist im letzten Jahre von 1942 auf 2364 gestiegen. Vor 3 Jahren war sie jedoch schon 2212 gewesen. Den größten Zuwachs hat der Distrikt Hocktschiang der damals 4491 zählte und jetzt 6060. — In Kutscheng sind 2 Asyl für Blinde und Aussätzige. Für letztere besteht ein solches auch in Longuung (C. M. R. 98, 331 bis 346).

Die Methodist-Episkopalen haben in F u h t s c h a u eine neue Kirche von 1500 Sitzplätzen gebaut. Die Gemeinde erhält auf eigne Kosten den Pastor und 3 Gehilfen. Die freiwillige Evangelistenarbeit verdient Anerkennung. Von den 40

<sup>1)</sup> Wir behalten auch hier die gewohnte Schreibart bei, obwohl der Name „E-moi“ auszusprechen ist.



theologischen Studenten machten einige in den Ferien auf eigne Kosten eine Missionsreise durch den Kutscheng-Distrikt, wobei sie ein Skioptikon benutzten. — Als Schwierigkeit in den christlichen Gemeinden wird die Durchführung der Hausandachten erwähnt. Der Chinese hat meist nicht die Häuslichkeit, welche dazu erforderlich ist. (Meth. Ep. R. 97, 106—111).

Der Bericht des A. m. Board sagt: „Das letzte Jahr bezeichnet eine neue Stufe der Entwicklung fast in allen Zweigen der Mission.“ In der Vorstadt von Fuh-tschau wurde eine neue Gemeinde organisiert. Von den Dörfern kommen Bitten um Prediger und Lehrer. In der Gegend von Schawu wurden 3 neue Außenstationen eröffnet und 1500 Taufbewerber eingeschrieben; darunter auch solche aus höheren Ständen. Vierzehn mit einem litterarischen oder militärischen Grad wurden getauft. Auf allen Stationen sind Schulen, sowie Hospitäler und Apotheken in vollem Gange. Auch der „Kindergarten“ bewährt sich (A. B. R. 97, 83—93).

## 2. Die mittleren Küstenprovinzen.

Tschekiang mit seinen herrlichen Waldgebirgen und seinen fruchtbaren Thälern ist das Arbeitsfeld von 5 verschiedenen Missionsgesellschaften, die alle auch auf dem Hauptplatze Ningpo vertreten sind. Obgleich hier die Erfolge denen von Fuhkien bedeutend nachstehen, wird auch hier meistens ein frischer Aufschwung gemeldet. Die englische Kirchenmission verzeichnet vom letzten Jahre einen Zuwachs ihrer Anhänger von 2225 auf 2608. Höher noch wird das innere Wachstum angeschlagen, über das die versammelten Helfer sich dahin aussprachen, die Christen hätten jetzt selber einen Hunger nach Fortschritten ihres geistlichen Lebens und sie hätten jetzt eine klarere Vorstellung von dem, was das Christentum will und meinen nicht mehr ihr Heil durch die verdienstliche That des Übertritts zu sichern (R. 96, 336). Dennoch muß viel sittliche Schwachheit vorhanden sein; wie z. B. selbst gegen das Opiumrauchen unter den Christen in dem einen Distrikte von der Synode ein besonderer Beschluß gefaßt wurde (R. 97, 352). Die Hochschule in Ningpo, welche die eingebornen Prediger und Lehrer bildet, trägt immer noch gute Früchte. Doch ist unter der neuesten Bewegung eine kritische Zeit für die Gehilfen angebrochen. Man bemerkt eine wachsende Abneigung und Ungeduld gegen die fremde Leitung (R. 98, 351).

Die im Süden in den Bergen gelegene Station Taitschau hatte durch ihre Fruchtbarkeit die Katholiken als Rivalen herbeigeloct, die durch Gewährung des französischen Schutzes die Leute zu gewinnen suchten, der bei den höchst unsichern Zuständen dieser Gegend sehr erwünscht scheinen muß. Dadurch aber haben sich auch die Evangelischen gewöhnt bei jeder Gelegenheit die Vermittlung des Missionars zu politischem Schutz zu verlangen. Der Bischof mußte bei seiner Visitation ernstlich dagegen angehen (R. 98, 353).

Alter ist übrigens an jenem Orte die Station der China-Inland-Mission. Mr. Rudland hat unter der groben, ja räuberischen Bevölkerung seit einem Menschenalter eine eigenartige Arbeit getrieben. Vor allem hat er sich durch die Bearbeitung der sehr abweichenden Volkssprache verdient gemacht. Seine Übersetzung des N. T. ist kürzlich in revidierter Auflage fertig geworden. Er bemüht sich um



die Einführung der lateinischen Schrift — das beste Mittel, um das Volk zu verständnißmäßigem Lesen zu bringen. Auch strebt er dem Ziele zu, die Ausgestaltung einer chinesischen Nationalkirche herbeizuführen, die sich nicht mit einer der vorhandenen Denominationen identifiziert. In diesem Distrikt sind manche Christen verfolgt worden (Ch. Rec. 97, 479). — Außer dieser Station hat die genannte Mission in Tschekiang noch 20 andre, deren 6 erst in den letzten beiden Jahren gegründet sind (Chin. Millions 98, 95 f.).

Westlich von Ningpo arbeitet sie neben amerikanischen Baptisten und der englischen Kirchen-Mission in Schauhing. Dort wird über Gleichgiltigkeit und Mangel an lebendigem Christentum geklagt. Die Gemeinde hatte keinen Zuwachs. Bemerkenswert ist die freundliche Haltung von heidnischen Leuten besserer Stände. Ein alter Sprachlehrer gab folgende Charakteristik von Kongsutß und Christus: Jener ermahnt den Mann, der ins Wasser gefallen ist, er solle herauskommen — aber thut sonst nichts. Christus hilft dem Ertrinkenden und rettet ihn (C. M. R. 97, 354). Ein neues Feld ist 30 englische Meilen von Schauhing, wo ein großes Areal, das der zurückweichende Fluß freigiebt, kolonisiert wird (ib. 98, 355).

Die amerikanischen Presbyterianer melden die größte bisherige Zahl von Übertritten und wachsende Kirchensteuern. Keine Gemeinde zahlt weniger als  $\frac{1}{3}$  vom Gehalt des Pastors. Sonntags nachmittags gehen kleine Gruppen von Christen durch die Stadt, um das Evangelium zu verbreiten (R. 98, 43 f.). Die amerikanischen Baptisten besorgen litterarische Arbeiten im Ningpo-Dialekt. Rev. J. G. Goddard übersetzt das N. T., wozu eine Versammlung sämtlicher Missionare von Ningpo ihn aufgefordert hatte (R. 98, 152). Eine sehr erfolgreiche, bei uns weniger bekannte Mission ist die der United Methodist Free Churches in Ningpo und Wentschau, die nur 4 europäische Missionare aber 1000 Kommunikanten zählt (China M. Handbook 96, 109). In der Millionenstadt Hangtschau zeichnet sich besonders die englische Kirchenmission durch ihre ärztliche Thätigkeit aus. Die bekannte Reisende, Frau Isabella Bird Bishop, rühmt das dortige Hospital wegen seiner Sauberkeit, Ordnung und der darin waltenden Liebe aufs höchste. Es wurde 1897 von einer Feuersbrunst bedroht; aber durch die Wendung des Windes gerettet. 13 700 Patienten machten 26 000 Besuche. Die Behandlung geschieht unentgeltlich; nur wird — um Mißbrauch zu verhüten — an der Thür ein kleines Eintrittsgeld (gegen 7 Pfg.) erhoben. Die verschiedensten Stände sind im Wartesaal vertreten und zeigen oft unbeschreibliches Elend. Den Versammelten wird das Heil der Seele dargeboten; aber nicht etwa in aufdringlicher Weise. Das geübte praktische Christentum soll selbst wirken. Am meisten geschieht dies bei den Patienten, die dauernd im Hospital gepflegt werden. Ihre Zahl ist auf 1000 gestiegen. Außerdem giebt es ein besonderes Frauenhospital, ein Haus für Aussätzige, desgleichen für Opiumsüchtige und mehrere Rekonvalescentenhäuser. Eine Klasse von jungen Männern erhält theoretisch und praktisch ärztliche Ausbildung und berechtigt zu hohen Erwartungen. Die eingebornen Gehilfen sind in ihrer schweren Arbeit immer treu und willig. Diese ärztliche Arbeit wird namentlich von den höheren Klassen sehr geschätzt. Hochgestellte Beamte sehen die betreffenden Missionare als ihre Hausärzte an. Der Bericht schließt: „Eines der besten Mittel zur Einführung des Christentums in China ist die ärztliche Mission. Keine andre Arbeit

ist so geschieht, die Vorurteile zu entwaffnen und den Selbstbetrug und die verbohrtete Exklusivität zu überwinden" (C. M. R. 97, 355; 98, 355 ff.)

Auch die Frauenmission trägt herrliche Früchte. Ein Mädchen brachte einen Dollar (gleich der Hälfte eines Monatslohns), den sie durch Abendarbeit für die Mission verdient hatte. Eine Frau ertrug samt ihren Töchtern die Mißhandlung des rohen Mannes, den sie mit Gebet und Geduld überwand (ib. 97, 357). — Die neue Akademie zu Sangtschau haben wir bereits erwähnt. An derselben hat die amerikanische presbyterianische Mission durch einen christlichen Lehrer Einfluß gewonnen. Sie wird gedrängt, die Leitung des Ganzen zu übernehmen (A. P. R. 98, 53). — Über die deutsche Allianzmission siehe 1897 S. 111.

Kiangsu. Hier ist vor allem Schanghai zu erwähnen, das mit seiner anschwellenden Bevölkerung keinen günstigen Boden für direkte Missionsarbeit bildet. Es kommen Christen aus verschiedenen Gegenden dahin und schließen sich einer oder der andern Christengemeinde an. Oft widerstehen sie den Verführungen der Großstadt mit der europäisch liberalen Luft nicht und fallen wieder ab. Daher sind die Gemeinden verhältnismäßig klein. Ihre treue Dankbarkeit aber bezeugten sie bei der 70. Geburtstagsfeier des Bischof Moule sowie beim Jubiläum des Londoner Missionars Muirhead. In beiden Fällen war die Feier nach chinesischer Weise auf das festlichste gestaltet (C. M. R. 98, 348 f.).

Eine großartige Missionsanstalt ist die Druckerei der amerikanischen Presbyterianer, welche im letzten Jahre nicht weniger als 50 Millionen Druckseiten lieferte. Davon kommen auf chinesische Zeitschriften 5663500. Ob der Masse auch die innere Qualität, bezw. die treffende Form entspricht, darüber können wir nicht urteilen. Bedenklich aber muß es doch sein, wenn man in solcher chinesischen Zeitschrift einfach amerikanische Clichés benutzt sieht, Bilder die ein Chinese gar nicht verstehen kann, während doch ein begabter Maler wie Herr M. Tai den Weg einer chinesischen christlichen Kunst so treffend eröffnet hat. Ein in London erschienenes treffliches Heft unter dem Titel Eye Gate (S. W. Partridge & Co. — 2 Mk.) giebt interessante Proben dieses wichtigen Missionsmittels, das von keinem, der auf chinesische Mission Einfluß hat, unbeachtet bleiben sollte. — Auch erscheint es befremdlich, wenn man eine Anzahl deutscher theolog. Werke z. B. Beck's Ethik in 3 Bänden dort in chinesischer Übersetzung findet. Entweder bleibt ein solches Werk dem chinesischen Geiste unassimilierbar — oder wenn Beck's Gedanken wirklich in entsprechende chinesische umgesetzt sind, ist das Werk nicht mehr das des deutschen Theologen. In Arbeit ist ein Wörterbuch des Schanghai-Dialekts von Dr. Farnham.

Bemerkenswert ist die zu Sch. im April 1897 gehaltene Konferenz aller anglikanischen Bischöfe, die eine Einigung und Stärkung der verschiedenen Zweige des anglikanischen Bekenntnisses bezweckte (C. M. R. 98, 320). Ein Gegenstück dazu bildet die Einigkeitserklärung, welche von 102 Missionaren aller Denominationen und Nationalitäten von dem Sanatorium Kuling aus im August d. J. verbreitet wurde. „Das Christentum,“ heißt es darin, „ist nicht so sehr ein Lehrsystem, als vielmehr ein aus Gottes Geist gebornes neues Leben — Lebensgemeinschaft mit Gott durch den Heiland. — — — Wir mögen noch verschiedene Ansichten über kleinere Fragen haben und verschiedenen Kirchenverfassungen zugethan

sein — — aber wir sind eins durch das Blut Jesu. Wir gleichen verschiedenen Bataillonen einer Armee — u. s. w.

Wir können nur wünschen, daß diese Auffassung auf allen Missionsfeldern den Sieg gewinne und aller Rivalität evangelischer Missionare ein Ende mache.

Aus Sutschau wird über Mangel an brüderlicher Liebe unter den Christen geklagt. Die Gemeinde baute auf eigne Kosten eine Kirche. Eine Witwe brachte dazu von ihren 100 Silberdollars, die sie besaß 80, indem sie 20 für ihr Begräbniß bestimmte. Aber mit dieser Frau, die ein Muster sein sollte, kann niemand auskommen. Auch sonst geraten Gemeindeglieder leicht in Feuer. Es fehlt nicht an solchen, die ihre Frauen schlagen (A. P. R. 98, 48). Dagegen wird aus Nanking ein Erstarken des geistlichen Lebens und Zunahme des Kirchenbesuchs gemeldet. Die dortige Universität der Methodist Episkopalen hat ihre ersten Graduierten entlassen können. Hohe chinesische Beamte beteiligten sich; selbst der Bizkönig erschien und spendete Preise im Werte von 100 Dollar. Einer der Graduierten wurde sogleich zum Hauptlehrer der neuen Regierungsschule in Tsingkiang berufen. Reichliche Beiträge fließen der Schule überhaupt von chinesischen Beamten zu. Der Assistent-Salzkommisär Tsü, der selbst sehr einfach lebt, verwendet sein bedeutendes Einkommen in Wohlfahrtswerken. Er hat eine anglo-chinesische Schule gestiftet, an der fast nur Christen als Lehrer thätig sind. Die Zahl der Christen ist hier in einem Jahre von 957 auf 1937 gestiegen (Meth. Episc. R. 97, 120 f.).

### 3. Die mittleren Inland-Provinzen.

Nganhwei (Ganhwuy). Hier arbeitet die China-Inlandmission auf 13 Stationen mit einem Stab von 49 Missionsarbeitern. Die jüngste, Jingtschau, ist 1897 gegründet. Die Gemeinden sind nicht groß. Ganking, bald 30 Jahre alt, hat 61 Mitglieder. Die Gesamtzahl war 1892 bereits 252, jetzt dagegen erst 288, also ein langsames Wachstum. Auch auf den beiden Stationen der amerikanischen Protestant. Episkopalen, Wuhu und Ganking, sind nicht viel Erfolge zu verzeichnen. Die letztere wurde neuerlichst mit einem europäischen Missionar besetzt, nachdem bisher nur ein eingeborener Gehilfe dort gearbeitet hatte — wie auch in Wuhu. Hier sind 9, dort 8 Kommunikanten (P. E. R. 97, 183, 190).

Auch die Methodist-Episkopalen im Wuhu-Distrikt haben noch keine ausgedehnten Erfolge. Doch hat sich die Zahl ihrer Probeglieder 1897 von 49 auf 191 gehoben. Das neue Hospital wird gewiß dazu beigetragen haben (M. Ep. R. 96, 457; 98, 131). Die Internationale Missions-Alliance hat in dieser Provinz ihre von uns 1897 S. 27 f. bereits angegebenen Stationen. Im ganzen finden sich in dieser Provinz mit ihren 21 Millionen Bewohnern bis jetzt nur 532 Christen. Mehr giebt's in der südlich angrenzenden

Kiangsi, wo die China-Inland-Mission 15 Stationen hat, mit 60 Missionaren. Die Gemeinden aber sind noch klein. Bedeutender Zuwachs zeigt sich bei den Method.-Episkop., die ihren Hauptsitz in Kiukiang am großen Poyang-See haben. Ein bedeutendes Hospital (19000 Besuche) hat weithin Anziehungskraft geübt. In der südlich vom See gelegenen Provinzialhauptstadt Nantschang konnte eine neue Station gegründet werden mit 180 Probegliedern,



während sich in der Umgegend 500 Inquirer finden. Noch mehr haben sich in der Gegend von Siulantang gemeldet. Die Eingebornen selbst haben die Kosten von Kapellenbauten u. s. w. getragen. Leider ist nichts darüber gesagt, wo der letztgenannte Ort liegt. — In Kiukiang fand bei der Jahresversammlung eine Erweckung statt. 40—50 Personen kamen zur Bußbank und bekannten „auf die alte Methodisten-Weise“ bekehrt zu sein (M. Ep. R. 97, 126 ff.). Nordwestlich davon liegt

Hupeh, wo das Evangelium bereits größere Fortschritte gemacht hat. Hier arbeiten 7 Gesellschaften, deren Hauptitz das Großstadt-Kleeblatt, Hankau, Wutschang und Hanyang bildet. Die Londoner Mission, seit 1861 am ersten Orte thätig, hatte noch nie solchen Zubrang, wie im letzten Jahre. Es wurden 434 Personen getauft; ganze Dörfer stehen bereit, das Christentum anzunehmen. Ebenso sind bei der seit 1891 bestehenden Station Siaukan (50 km NW.) die Thüren aufgethan (Rep. 97, 46 ff.). Auch bei den Wesleyanern steht es sehr hoffnungsvoll. Die Gemeinden wachsen (745 Mitglieder) besonders unter der wirkungsvollen Arbeit der chinesischen Gehilfen. Die Freigebigkeit der Christen nimmt zu. Die Schulen gedeihen unter dem regen Verlangen nach westlicher Bildung (R. 97, 95 ff.). Fast mit denselben Worten berichtet die Protestant-Episkopal-Mission von den Fortschritten ihrer Schulen. Auch die Zahl ihrer Mitglieder stieg seit 1895 von 920 auf 1100 (R. 97, 182 ff.). Die China-Inland-Mission hat in dieser Provinz nur 3 Stationen und 2 noch kleine Gemeinden. Auch die amerikanische Baptistenmission in Hanyang ist noch nicht sehr erstarkt; doch haben ihre wenigen Mitglieder schon die Hand daran gelegt, das Evangelium in die bis zur neuesten Zeit so verschlossene Provinz Hunan einzuführen.<sup>1)</sup> Über die Arbeiten der schottischen Staatskirche in Tschang fehlen neuere Berichte. 1894 waren dort 81 Kommunikanten.

Endlich ist noch die Internationale Allianz-Mission zu erwähnen, von der 1893 zwei Arbeiter in Sungpu als Märtyrer fielen. Ihre Hauptstation ist Wutschang, wo sie den Heiden predigt, Schule und Kolportage pflegt. Eine zweite Station ist in Tschang gegründet (China Miss. Handbook 293 f.), wo sie schwedische Kongregationale Missions-Gesellschaft genannt wird. Vergl. 1897, S. 27 f.

Sonan ist bisher noch wenig von der Mission berührt. Seit 1895 hat die China-Inland-Mission dort vier neue Stationen gegründet. Auch die kanadischen Presbyterianer wollten in dieser Provinz eine Mission anfangen (ib. 140).

#### 4. Die nördlichen Provinzen.

Von allen Provinzen Chinas findet Schantung bei uns am meisten Teilnahme, seitdem die deutsche Flagge über Kiautschau<sup>2)</sup> weht. Auf die Erwerbung, welche in den Tagesblättern ausführlich besprochen worden ist, brauchen wir hier

<sup>1)</sup> In Hunan hat die London-Mission durch einen in ihrem Hospital bekehrten Mann zu Hengtchau bereits Anknüpfungspunkte. Ein Häuflein von 25 Freunden sammelt sich dort regelmäßig zum Gottesdienst (L. M. R. 97, 47). Unter der oben (S. 515) angedeuteten Umwandlung wird das Evangelium auch bald in Hunan von Norden und Süden (vergl. oben unter Kuangtung) einströmen.

<sup>2)</sup> Die Schreibart —tschou beruht zwar auf linguistischer Akribie, ist aber für den praktischen Gebrauch nicht durchführbar. Schon jetzt sieht man den Namen,



nicht einzugehen. Auch haben wir hier kein Urtheil abzugeben über die politische Bedeutung derselben, sowie über die Benutzung der durch die Ermordung katholischer Missionare gegebenen Veranlassung. Man vergleiche den Artikel: Politik und Mission in China, S. 207 ff. Hier können wir mit Genugthuung den freundlichen Eindruck erwähnen, welche die Erwerbung auf die in Schantung arbeitenden evangelischen Missionare gemacht hat. Die ausgedehnteste derselbe in Schantung, die der Amerik. Presbyterianer, weiß durch die Erfahrungen in Afrika, daß die deutsche Regierung sich zur amerikanischen protestantischen Missionsarbeit nicht unfreundlich stellt, und verspricht sich von der bevorstehenden Anlage von Eisenbahnen und Telegraphen viel Erleichterungen (Rep. 98, 69). Sie hat den bald eintretenden deutschen Missionaren nach freundlichen Beratungen über die Grenzen des beiderseitigen Arbeitsfeldes eine Anzahl von Mitgliebrn und Taufbewerbern zugewiesen, welche nach der neuen deutschen Kolonie übersiedelten. Die Berliner Missions-Gesellschaft hatte nämlich schon anfangs April zwei Missionare in das neue Gebiet geschickt, um sofort die Arbeit aufzunehmen, wozu freilich die Erlernung des Nordmandarin-Dialektes erforderlich ist. Es sind bereits 50—60 Christen um die Berliner Missionare gesammelt. Schon vorher waren D. Faber und Missionar Kranz im Dienste des A. G. P. M.-B. daselbst eingetroffen. Sie hatten zunächst die Seelsorge an den evangelischen Deutschen übernommen. Außerdem werden sie in Schule, Hospital und Schriftenverbreitung thätig sein, während den Berlinern die direkte Missionsarbeit überlassen bleiben soll. Zwischen den beiderseitigen Arbeitern waltet das herzlichste Einvernehmen, ebenso wie zwischen den deutschen und amerikanischen Missionaren (Berl. M.-B. 98, 335, 453 f., Miss.-Freund 98, 80, Jahresb. d. A. G. P. M.-B. 98, 42).

Die Am. Presbyt.-Mission in Schantung mit ihren 4554 Kommunikanten gehört mit zu den fruchtbarsten in China, besonders der westliche Distrikt, auf den drei Viertel der genannten Zahl fallen. Die jüngsten Berichte melden fast durchweg außergewöhnliche Fortschritte. Im letzten Jahre wurden 465 neue Mitglieder aufgenommen. Sehr interessant ist das Werk unter den 700 Arbeitern einer Seidenfabrik, die von dem heidnischen Chef angeregt wurde, dem es aufgefallen war, daß die Christen seine besten Arbeiter waren. Er hat eine Kapelle und ein Hospital gebaut. Neuerlich sind Wohlfahrtsseinrichtungen (Bad, Turnhalle und Lesesaal) dazugekommen. 60 Arbeiter, unter denen 8 Getaufte und 10 Taufbewerber, feiern schon den Sonntag (Rep. 98, 71).

Die englischen Baptisten haben von ihrem Felde an der rechten Seite des unteren Hoangho ebenfalls Fortschritte zu berichten, obgleich das Werk teilweise durch Volksaufregungen der bekannten Art gehindert wurde. An ihrem Vorort, der in den letzten Jahren nicht mehr Tsingtschau, sondern Tsch'ingtschau genannt wird,

---

völlig verfehlt, Kiautschu geschrieben. Wir haben in unserer Sprache keinen Doppel-laut „ou“. Bei Aufnahme fremder Namen müssen dieselben unserm Organ angepasst werden. Der chinesische Laut „ou“ wird bei uns im praktischen Gebrauche ohne weiteres „au“. Wir sollten nicht Laute schreiben, die ohne linguistische Bildung vom deutschen Sprachorgan nicht wiedergegeben werden können. Ich für meinen Teil bleibe daher bei „Kiautschau“.

ist als neues Missionsmittel ein Museum gegründet, das sich sehr erfolgreich erweist. In einem Jahre wurde es von 84 489 Personen besucht. Die Frauen werden zu besonderer Zeit von einer Missionsfrau umhergeführt. Viele, die aus anderer Veranlassung, auch bei heidnischen Festen, in die Stadt kommen, besichtigen die Sammlungen, deren Erklärung indirekt missionierend wirkt. — Über die Heidenpredigt vor Chinesen bringt der letzte Bericht sehr beachtenswerte Bemerkungen (Rep. 98, 52 f. bis 55. cf. 97, 54).

Die China-Inland-Mission, über die uns nur die Statistik vorliegt, hat hier auf 3 Stationen erst 78 Kommunikanten. Dagegen durfte die kleine Mission der New Connection Methodists mit stetiger, treuer Arbeit die Zahl ihrer Mitglieder (einschließlich der Probeglieder) auf 2467 bringen. Der Amer. Board auf seinen beiden Stationen innerhalb dieser Provinz (während das Hauptwerk in Petchili liegt) meldet günstige Ausichten. Die zu Pangtschuan gehörigen Gemeinden erhielten eine kongregationalistische Organisation (Rep. 98, 103 f.). Die betreffenden Zahlen sind bei der genannten Provinz mit eingerechnet. Dasselbe gilt von der S. P. G., die in Tschifu und Tsingansu Stationen ihrer Nordchina-Mission hat. Auch hier lauten die Berichte aussichtsvoll. (Die Method.=Episkopalen arbeiten nicht in Schantung, wie irrtümlich bei Gumbert S. 351 angegeben; die betreffenden Stationen liegen in Tschili.) Im ganzen giebt es in Schantung jedenfalls 11 000 evangelische Kirchenglieder (Christen 2—3 mal so viel), wo nicht schon 12 000 oder mehr. Vor 5 Jahren zählte man 6856.

Petchili. Die Londoner Mission in Tientsin wurde durch das Verlangen nach westlicher Bildung, das hier besonders hervortrat, veranlaßt, ein Bücher-Depot mit einem Lesesaal zu gründen. Auch ein neues Sanatorium, an der Seeküste zu Peitaiho im Norden gelegen, und mit der Bahn zu erreichen, verdient Erwähnung. Jenson, 16 deutsche Meilen südlich von Tientsin, früher nur eine Außenstation, ist Hauptstation geworden und hat schon 12 viel versprechende Außenplätze. Die Landbevölkerung, unter der das Evangelium Eingang findet, ist zwar sehr unwissend und die Schulen haben noch eine große Aufgabe. Doch kommen unter jenen schlichten Christen schon herrliche Beispiele von Selbsterleuchtung vor. Ein Arbeiter legt ein Viertel seines geringen Verdienstes für die Kirche zurück, und eine blinde Witwe brachte als Dankopfer 5 Mark, wofür 2 Kirchenlampen angeschafft wurden. Auch hier ist schon ein Hospital gegründet. Noch ausgedehntere Gemeinden (610 Mitglieder) sind in dem weiter südlich gelegenen Tschitschau-Distrikt, wo nun auch Hsintschang als Hauptstation besetzt ist (Lond. M. Rep. 97, 54 ff.). Weniger erfreulich lauten die Berichte von den Gemeinden der Gesellschaft in Peking. Einige neue Besehrte sind hinzugekommen; aber von den alten Gemeindegliedern sind etliche ins Heidentum zurückgefallen. In den Schulen und der ärztlichen Mission scheint man erfreulichere Erfahrungen zu machen. Auch wird den Landesdistrikten mehr Beachtung gewidmet. Missionar Owen ist eifrig mit der Bibelrevision beschäftigt. Das 1891 herausgegebene Gesangbuch ist auch von zwei presbyterianischen Missionen angenommen und wird jetzt von den meisten Evangelischen in Nordchina gebraucht. In Tientsin ist eine neue theologische Schule angefangen (ib. 64 ff.; 57 f.).

Die amerik. Presbyterianer melden von ihren Gemeinden in der Hauptstadt Fortschritte in der Selbsterhaltung und Vertiefung christlicher Erkenntnis.

Die Arbeit in den Landdistrikten findet offnere Thüren. Die ärztliche Mission wird stark in Anspruch genommen (Am. Presb. Rep. 98, 63 ff.). Der Am. Board berichtet von diesem Gebiete solides, ruhiges Wachstum. Die Leistungen der Presse in Peking steigen außerordentlich schnell. Im letzten Jahre wurden 13 Millionen Druckseiten geliefert; vor 2 Jahren nur 1 780 000. Sie wird nun nach Tientsin verlegt. In Kalgan sind Allianzmissionare mit eingetreten, die sich ganz der Arbeit unter den Mongolen widmen wollen (A. B. Rep. 98, 96. 98 f.). Die Methodist.-Episkopalen hatten im letzten Jahre viel Zuwachs, 666 Erwachsene und 263 Kinder wurden getauft in den 4 Distrikten Peking, Tientsin, Tsunhwa und Santschau (M. Ep. Rep. 97, 146). Die hochkirchliche Nordchina-Mission (in Verbindung mit S. P. G.) zählt 800—900 Christen. Die China-Inland-Mission ist in dieser Provinz seit 1887 thätig; zählt auf ihren 4 Stationen aber erst 23 Mitglieder. — Die Gesamtzahl der evangelischen Kommunikanten in Petschili übersteigt 8000.

In der Mongolei hat die Londoner Mission ein bleibendes Heim gefunden durch den weiteren Ausbau der Station Tschaungang. Kolporteurs entfalten eine rege Thätigkeit, aber es fehlt an anderen tüchtigen Gehilfen; man hofft, die erwähnte Schule in Tientsin wird solche liefern (Lond. M. Rep. 97, 69).

Aus der Mandchurei sind die außerordentlich reichen Ernten der presbyterianischen Missionen schon S. 520 erwähnt worden. Eine junge Mission der Dänischen Missions-Gesellschaft zu Port-Arthur ist durch die russische Besitzergreifung des Hafens schwer heimgesucht, da die neuen Herren jede fremde Missionsthätigkeit einfach untersagten. Die Dänen haben eine zweite Station Dagusan auf der Halbinsel Liautong (Liaodung). Um von da die Verbindung mit Niutschwang aufrecht zu erhalten, ist die Anlage einer neuen Station in Siyang beschlossen. Diese dänische Mission hatte nach 2jährigem Bestande eben ihre 4 Erstlinge taufen können (Bas.-M.-Mag. 98, 439 f.).

In Schansi hat die China-Inland-Mission eine ausgedehnte Thätigkeit entfaltet. Die Zahl der Stationen ist auf 22 gestiegen, die der Missionare (einschl. Frauen) auf 85. Die Gemeinden sind meist noch klein. Nur zu Hungtung gehören schon 421 Mitglieder. Die Arbeit der englischen Baptisten geht ruhig weiter. Der Am. Board berichtet von merklicheren Fortschritten. Die Willigkeit, das Evangelium zu hören, ist größer als zuvor; die Gottesdienste sind besser besucht, die Übertritte zahlreicher, die Schulen blühen, die Hospitäler üben immer weitere Anziehungskraft (A. B. Rep. 97, 106). Gesamtzahl der Kommunikanten: 1386. Über die Internationale Allianz-Mission im nördlichen Schansi siehe 97, 29.

Auch auf Schensi wendet die China-Inland-Mission viel Eifer. Im letzten Jahre wurden 4 neue Stationen eröffnet, so daß jetzt dort 20 bestehen mit 70 Missionaren. Obwohl seit 1876 gearbeitet wird, giebt es in der ganzen Provinz erst 324 Christen. Die junge Gemeinde der englischen Baptisten zählt 170 Mitglieder und ist selbständig organisiert, wobei den chinesischen Vorstellungen Rechnung getragen ist. „Ohne die biblischen Prinzipien irgendwie preiszugeben, muß die Kirche hier in Bezug auf Kirchenregiment, Erhaltung und Ausbreitung orientalisches Gepräge



haben (Bapt. Rep. 98, 69)<sup>1)</sup>. Über die Scandinavische Allianz-Mission siehe 18, 97, 84 f. In Kansuh arbeitet die Chinesische Inland-Mission seit 22 Jahren, und hat 9 Stationen (von denen zwei im letzten Jahre gegründet wurden) erst mit 60 Christen (Chinas Millions 98, 93). Die Arbeit scheint immer noch vorwiegend in Predigtreisen und Schriftverbreitung zu bestehen (Ch. M. Handbook). Die Angabe, daß in Santschau auch Methodist-Episkopale arbeiten (Gundert S. 353), beruht auf einem Irrtum. Letztere Gesellschaft wirkt an dem gleichnamigen Orte in Tschili, am Schangtufluß, der sich in den Liautung-Golf ergießt, 5—6 deutsche Meilen vom Strande. Hiernach bitte ich auch die irrige Angabe in meinem Atlas zu berichtigen.

### 5. Die westlichen Provinzen.

Kweitichau, die am schwächsten bevölkerte Provinz, ist bis jetzt noch am wenigsten von der evangelischen Mission erreicht. Die China-Inland-Mission, hier seit 1877 thätig, hat im letzten Jahre eine neue Station (die fünfte) zu Panghai eröffnet. In der Hauptstadt, wo seit dem Beginn der Mission 77 Personen getauft wurden, zählt die Gemeinde erst 33 Mitglieder; Santschun hat 28, die beiden andern 6 und 2. Ein Missionar in Hing'i arbeitet unter den Ureinwohnern, die in dieser Provinz besonders stark vertreten sind. Von sichtbaren Erfolgen ist noch nichts berichtet (Ch. Millions 98, 95).

Sitschuen, die größte Provinz Chinas, ist in neuester Zeit von verschiedenen Gesellschaften als Missionsfeld gewählt worden. Die China-Inland-Mission arbeitet hier seit 20 Jahren, die englische Kirchen-Mission seit 5. Zwischen beiden waltet das herzlichste Einvernehmen, so daß sogar ein Missionar der ersteren, Cassels, zum Bischof ernannt wurde, dessen Sprengel fast die ganze Provinz und einige Teile von Kweitichau umfaßt. Bereits bestehen 6 kirchliche Stationen mit einer europäischen Arbeiterschar von 31 Personen. Die bekannte Reisende, Frau J. Bishop, schenkte 2000 Mk. zur Anlage eines Hospitals. Eine andere schöne Gabe kam von Tamulenfrauen aus Palamkotta (100 Rupies).

Getauft sind noch nicht viele. Auch regt sich hier noch nicht, wie anderwärts, ein Andrang von Taufbewerbern (C. M. Rep. 98, 360 ff.). Die China-Inland-Mission hat im westlichen Teile der Provinz 8 Stationen (unter denen Tatschienlu im letzten Jahre hinzugekommen ist) mit 289 Mitgliedern; im östlichen 215 solche auf 6 Stationen und zusammen 87 Missionare einschl. Frauen. Vorwiegend wird die Predigt auf den Dörfern getrieben. Doch ist auch ärztliche Mission vertreten und einige kleine Schulen (Ch. Mill. 98, 94). Die Londoner Mission, seit 1888 in Tschunking thätig, berichtet von stetig fortschreitender Arbeit unter ruhigen Verhältnissen. Man sah sich nach weiteren Plätzen um, und die kleine Gemeinde (24 Mitglieder) war willig, zur Ausbreitung der Mission mitzuwirken (Lond. M. Rep. 97, 52 f.). In derselben Stadt arbeiten seit 1890 Quäker (Friends) in Straßenpredigt, Schulen, Apotheke und Schriftenverbreitung. Ihre Gemeinde zählt 5 Mitglieder (Ch. M. Handbook 151). Ausgedehntere Ge-

<sup>1)</sup> Hauptstation ist die durch die nestorianische Inschrift bekannte Hauptstadt Singanfu. Die Baptisten schreiben Hsi-an-su, die China-Inland-Mission Singan-fu. Unsere Schreibung der chinesischen Namen liegt noch recht im argen.



meinden (116 Mitglieder, 46 Probeglieder) haben die Methodist-Episkopalen in Tschunking und Tschentu trotz der Unterbrechung, welche ein Aufstand 1895 an letzterem Orte verursacht hatte. Die Mission befindet sich in blühendem Zustande. 3 neue Stationen sind gegründet in Suiling, Hotscheo und Litscheo. Überall zeigen sich Fortschritte. Eine höhere Lehranstalt gibt zugleich industrielle (professionelle) Ausbildung. Christliche Photographen, Schuhmacher und Schneider versprechen dem Evangelium förderlich zu werden. Frauenarbeit und ärztliche Mission wird eifrig und mit Erfolg betrieben. Ein chinesischer christlicher Arzt führte die evangelische Mission in eine Stadt ein, welche bisher allen Versuchen der Katholiken hartnäckig widerstanden hatte. Die Gegend war 1896 von schwerer Hungersnot heimgesucht, nachdem anhaltender Regen die Ernten verdorben. Die Zeit der Not war für die Gemeinde eine heilsame Prüfung, in der sie sich bewährte. Im folgenden Jahre konnten sie für eine reichliche Ernte Gott danken. Zugleich kam eine geistliche Erquickungszeit durch den Besuch des Bischof Joyce im Tschunking. Es wurde eine Reihe von Revival-Versammlungen gehalten, bei denen sich auch die Angehörigen der anderen Missionen beteiligten. Hernach wurden 14 Tage lang jeden Abend Erweckungsversammlungen für die eigene Gemeinde gehalten, deren reicher Segen gerühmt wird (Meth. Episc. Rep. 97, 148 ff.). Recht ermutigend lauten die Berichte der Amer. Baptisten in Suitschau, Kiating und Jatschau. Straßenpredigt und Reisepredigt wird besonders getrieben. Wenn auch nicht direkte Bekehrungen erfolgen, so ist doch unverkennbar, daß das Evangelium Eindruck macht. „Wir werden auch kommen, wenn erst mehr Landsleute von uns Christen sind“ — sagen oft solche, die der Predigt zuhören (Am. Bapt. Un. Rep. 1898, 167 f.).

In den Berichten finde ich nichts erwähnt von dem Aufstande, der in neuester Zeit diese Provinz beunruhigt haben soll, wie die Zeitungen mitteilten. Es kam sogar die Nachricht, daß Tschunking in die Hände der Rebellen gefallen sei.

Yunnan ist bei dem großen mohammedanischen Teile seiner Bevölkerung ein sehr hartes Arbeitsfeld. Zwar ist von der China-Inland-Mission wieder eine neue Station dort gegründet (Lungyuy), die siebente. Doch zählen die Gemeinden zusammen erst 43 Mitglieder. 6 Schulen werden von 168 Schülern besucht; eine Station hat ein Hospital, eine andere eine Apotheke. In Bhamo (Ober-Barma) wo schon seit 1875 gearbeitet wird, besteht die Gemeinde erst aus 9 Mitgliedern. In Küsting (seit 1889) ist noch keine Frucht zu sehen (Ch. Millions 98, 95).

So ermutigend in vielen Gegenden des großen Reiches das Missionswerk auch steht, so erinnern uns andere noch harte Felder an die ernste Arbeit und die großen Aufgaben, die in China noch vor uns liegen. Auch da, wo jetzt Scharen in die christliche Kirche einzuziehen bereit sind, wird die Missionsaufgabe nicht so schnell gelöst werden, wie wir es wohl wünschten. Sehr beherzigenswert ist in dieser Beziehung das Urteil des Veteranen, Missionars Lechler, mit dem der Basler Bericht schließt, und mit dem auch wir hier schließen möchten. Er sagt, gründliche Bekehrungen seien unter den Chinesen selten — aber, Gott sei Dank, er habe mehr als einen so bekehrten Chinesen kennen gelernt. Der Bruch mit dem Gögendienst werde den meisten nicht schwer, aber der mit dem Ahnendienst. Die Anhänglichkeit an diesen wirke bei manchem Christen noch nach. Frage man die Leute, warum sie Christen werden wollen, so sei die gewöhnliche Antwort: „Weil das Christentum gut

ist." Im allgemeinen erhoffe man den Segen Gottes, Bewahrung vor Krankheit und Beistand in aller Not. Einmal habe er auch die Antwort bekommen, man lerne Gutes thun. Sündenerkenntnis und Furcht vor dem Zorn Gottes seien äußerst seltene Beweggründe. — Diese Beobachtungen zeigen, daß die Vertiefung des Christentums, wie wir dies auch auf andern Missionsgebieten sehen, vornehmlich erst innerhalb der Gemeinden zu geschehen hat. Eben deswegen ist die Pflege der Gemeinden ein wichtiges Stück der Missionsarbeit, das der Mission erst die dauernden Erfolge in geistig selbständigen Gemeinden sichert (Bas. Jahressb. 98, 22).

### Anhang.

Korea ist den fruchtbarsten Missionsfeldern von China an die Seite zu stellen. Die Berichte der Amerik. Presbyterianer sind voll von Preis und Dank. Obgleich die Arbeitskräfte durch Urlaub und Krankheit sehr gemindert waren, hat das letzte Jahr eine überraschende Ernte gebracht, wie nie zuvor. Sonst regte sich im Norden bei der Station Phhyenyang schon ein Zug zur christlichen Kirche. Jetzt aber ist derselbe auch in der sonst harten Gegend der Hauptstadt Seoul hervorgetreten. Die eingeborenen Christen griffen frisch in die Arbeit mit ein. In einem Umkreise von 15 deutschen Meilen wird von ihnen eifrig missioniert. Ableger der Gemeinden schießen hier und da auf. In manchen Dörfern sind die Götzen zertrümmert. Es konnten 142 neue Kommunikanten angenommen werden und 472 Katechumenen. Die Opferwilligkeit der armen Bauern ist groß. Bei einer Kollekte für die Hunger leidenden Christen in Indien kamen 56 Mex. Dollars ein nebst 8 Ringen, die Frauen von ihren Fingern zogen. Zur Erntezeit bringen sie von selbst ihren Zehnten. Die Zahl der Kommunikanten beträgt 932. (Am. Presb. Rep. 98, 153.)

Ebenso erfreulich lauten die Berichte der Methodist-Episkopalen. Im letzten Jahre stieg die Zahl der Mitglieder (einschl. Probegl.), die 1891 erst 73 betragen hatte, von 817 auf 1379. Drei Gemeinden in Seoul, eine Knabenschule die vom Schulgeld der 200 Schüler sich selbst erhält, eine Presse die jährlich Millionen von Druckseiten in 3 Sprachen liefert, ein Hospital, Frauenarbeit — alles gestaltet sich sehr ermutigend (Meth. Ep. Rep. 98, 237 ff.).

Die hochkirchliche Mission der S. P. G. unter dem Bischof, dessen Aufsicht auch die Mantschurei untersteht, hat von solchen Erfolgen noch nichts zu berichten. Neben einer kleinen Gemeinde von Koreanern wird ein Häuflein Japaner und Chinesen bedient, vermitteltst des japanischen Common Prayer Book, von dem der Bischof und seine Geistlichen kein Wort verstehen. Von Niutschwang wird auch nur gesagt, welche Geistliche dort thätig waren, und wie einer von ihnen mit großer Freigebigkeit ein Missionshaus baute. Von der Gemeinde oder Taufbewerbern wird nichts gesagt. Der Bischof bemüht sich, die kleine Fundierung von 100 000 M. für das Bistum aufzubringen (S. P. G. Rep. 97, 99).

### Berichtigung.

Die Bemerkung auf S. 510, daß in einem baptistischen Bezirke unter den members auch Katechumenen und Anhänger mitgezählt wurden, erweist sich durch Vergleichung mit einer entsprechenden Tabelle als ein Irrtum. Ich bitte hiermit ausdrücklich den betreffenden Satz zu streichen.

R. Grundemann.

# Namen- und Sachregister.

(Abkürzung: Bbl. = Beiblatt.)

Abokuta, Distrikt und  
Miss.-Stat. 227. 287.  
Aberglaube 562.  
Abetifi, Miss.-Stat. 133.  
Aboland 332.  
Aburi, Miss.-Stat. 136.  
Adams, Miss. 35.  
Adamson, Miss. 42.  
Adamiwa, Prinz 228.  
Adangene, afrik. Miss.=  
Distrikt 131 f.  
Adelaide, Miss.-Stat. 55.  
57.  
—, Presbyterium, 55. 57.  
Adiabo, Miss.-Stat. 52.  
Admiralitätsinsel 115.  
Adschmir, Miss.-Stat. 58.  
60.  
Afognak, Miss.-Stat. 157.  
Agoué, Miss.-Stat. 93.  
Atem, afrik. Miss.-Distrikt  
131 f.  
Akra, afrik. Miss.-Distrikt  
131. 136.  
Aku, A., eingeb. Gehilfe  
88.  
Akuapem, afrik. Miss.=  
Distrikt 131 f.  
Alaska 108 ff. 153 ff.  
—, Bistum 156.  
Aleuten, Alaskavolk  
(Unung=un) 113. 153.  
Alexander=Archipel 114.  
Allegret, Miss. 364.  
Allen, Dr., Missions=Arzt  
206.  
—, Miss. 376.  
Alch, Miss. 374.  
Alt-Kalabar 322. 324 f.  
Alvarez, Miss. 372. 376.  
380.  
Alwar, Miss.-Stat. 61.  
Ambarawa, Bezirkshaupt-  
stadt u. Miss.-Stat. 70.  
126.  
Ambonsche Inseln 417.  
Amedschowhe, Miss.-Stat.  
88.

Amoy, Stadt= u. Miss.=  
Stat. 203. 567. 570.  
Anderson, William, Miss.  
10. 50. 52. 290. 323.  
Angola, Landschaft, 100 f.  
152. 423.  
Angom, Missions=Station  
360.  
„Anne Taylor,“ Miss.=  
Dampfer 38.  
Anthing, Beamter 423.  
Anum, Miss.-Stat. 127.  
134.  
Anvik, Miss.-Stat. 162 f.  
Anzer, katholischer Miss.=  
Bischof 209. 211.  
Apostelgeschichte, Bbl. 1 ff.  
18 ff. 304 ff. 337 ff.  
Arnot, Miss. 368.  
Aruka, Miss.-Stat. 11.  
Asaba, Miss.-Stat. 287.  
Asahan auf Sumatra 152.  
Asante, westafrik. Reich 87.  
133.  
Aschapura, Miss.-Stat. 58.  
60.  
Aschibo, Stadt 64.  
Atjeh auf Sumatra 417.  
Atka, Miss.-Stat. 156.  
Auke, Indianerstamm 115  
Autenrieth, Miss. 538.  
Avery, Miss.-Stat. 380.  
van Baarda, Miss. 422.  
Bahnsen, B., Miss.-Zusp.  
403 ff.  
Baillie, Brüder, Miss. 5.  
—, Jerub, Miss. 50. 327.  
Bailunda, afrik. Reich,  
366 f.  
Bakoe (Bombe), Miss.=  
Stat. 329.  
Balakpura, ind. Christen-  
dorf 58.  
Bafige, Miss.-Stat. 104.  
425.  
Banda, Insel 417.  
Banditui, Außenstation 61

Bauks, Miss. 35.  
Banza Mauteta, Miss.=  
Stat. 33. 36.  
Baraka, Miss.-Stat. 360.  
Baranoff, Insel 115.  
Barbados, Insel 30.  
Baros auf Sumatra 152.  
Bastar, Königreich 409.  
Bataffen 344.  
Batanga, Miss.-Station  
359 f.  
Batangtoruthal 102. 426.  
Batavia 423.  
Bathurst, Miss.-Stat. 378 f.  
Battersby, Dr. 233. 376.  
Batunseln 424.  
Bawo Lowalangi, Dorf  
447.  
Bawo Jaua, Dorf, 449 ff.  
Baylis, Miss.=Sekretär  
375.  
Bebek am Bosphorus 497.  
Beedie, Miss. 323.  
Beekes, Bisch. 373.  
Begoro, Miss.-Stat. 133.  
Behrendt, W. Pf. 278 ff.  
Belsowsky, Miss.-Stat. 157  
Bell, Alfred, Kameruner  
334.  
Benguela, afrik. Land-  
schaft 366.  
Benin, Fluß 320.  
—, westafrik. Königreich,  
87. 226.  
Benito, Missions=Station  
359 ff.  
Bennie, Miss. 7.  
Bentley, Miss. 31.  
Beo, Miss.-Stat. 419.  
Berg, Santalsmiss. 21.  
Berlin, B. 26 ff. 26 ff.  
Bethel, Miss.-Stat. (Brü-  
dergem., Alaska) 101.  
—, —, (Kamerun), auch  
Bonaku 329. 332. 336.  
Bethesda, Sklavenstation  
in Westafrika 381.  
Beto, Miss.-Stat. 427.  
Bhaga, Fluß 494.

Bharno, Miss.=Gemeinde.  
580.  
Biafra, Bucht v. 321.  
Biamo, Miss.=Stat. 57,  
60.  
Bihe, afrik. Reich 366.  
Bill, Miss. 327.  
Billington, Miss. 29.  
Binder, Pfarrer im Ehe-  
lande 90.  
Bischof, Frau Isabella  
Bird, Weltreisende 206.  
566. 572. 579.  
Bismarckburg, Missions=  
Stat. 134.  
Blecher, Miss. 120.  
Blindenmission, deutsche,  
unter dem weibl. Geschl.  
in China 492.  
Blora, Miss.=Stat. 73. 626.  
Blyth, George, Miss. 6. 8.  
Böking, Miss. 120. 124.  
—, Miss.=Frau 123.  
de Boer, R., Miss. 687.  
73.  
Bohner, Miss. 332.  
Bolengi, Miss.=Stat. 33.  
35 f.  
Bolle, Miss. 387.  
Bolobo, Miss.=Stat. 32 f.  
Bolotoff, Joasaf, Hiero=  
monach 153 f.  
Boma, Stadt des Kongo=  
staates 26. 38.  
Bombe, Miss.=Stat. 333.  
Bompas, Bisch. 162.  
Bonabari, Miss.=Station,  
(Hikory) 329.  
Bondowosso, Miss.=Stat.  
423.  
Bonendale, Außenstation  
332.  
Bongandanga, Missions=  
Station 40 f.  
Bonginda, Miss.=Stat. 40.  
Bonmar, Rev. 60 f.  
—, Miss.=Ärztin 61.  
Bonzon, Miss. 363.  
Bopoto, Miss.=Stat. 30 ff.  
40.  
Borneo 427.  
Bovenlande, Padangische  
424.  
Bomen, Bisch. 373.  
Boyd, D. 10.  
Boyton, Frl. 285. 375.  
Bracker, P. 407.

Bräm, Andr., P. 12 f.  
Brainerd, Miss., Bbl. 26.  
Braß, Frl. 321.  
—, Tuvan, Miss.=Stat.  
287.  
Breithaupt, Abt 245.  
v. Brenner, Forschungs=  
reisender, 106.  
Brevig, Pfarrer 171.  
Bridge, J., Miss. 377.  
Bridgenan, Miss. 197.  
Brodie, Miss. 11.  
Bromley = Hall, weibl.  
Miss.=Sem. Bbl. 71 f.  
Brown, Rev., Dr. 9.  
Brownlee, Miss. 7.  
Brownsville, Missions  
Stat. 6.  
Bruch, Miss. 105.  
v. Brunn, Pf. u. Miss.=  
Präses 335.  
Buchanan, Miss.=Sekretär  
56.  
—, Miss.=Stat. 56.  
Buchner, Miss.=Direktor  
84 ff. 304 ff. 337 ff.  
Buddeus, Prof. 249.  
Buea, Erholungsstation  
329. 332.  
Bungabondar, Miss.=Stat.  
101.  
Burdhalter, Frl., Miss.=  
Arbeiterin 39.  
Burns, William 8. 202.  
Buru, Insel 421 f.  
Butar, Miss.=Stat. 99.  
Bwemba, Miss.=Station  
29. 35 f.  
Cardew, Oberst, 372.  
Carey, William, Miss.=  
Bbl. 26. 290.  
Carlisle, Rev. 6.  
Carmel, Miss.=Stat. 161.  
Carter, Sir S. 234.  
Cassels, Miss.=Bisch. Bei=  
blatt 11.  
Celebes, 417. 419.  
Chalmers, Miss. 7. 57.  
Chapmann, Miss. 163.  
Charteries, Prof. 302.  
Cheetam, Bisch. 373.  
Chibucjaf, Eskimodorf b.  
Miss.=Stat. 160.  
Chilkat, Indianerstamm  
115.

China 193 ff. 207 ff. 345 ff.  
508 ff. 566 ff.  
Chinesen in Alaska 117.  
Chini, Miss.=Stat. 445.  
Christaller, Gottlieb, Miss.  
128.  
—, Th., Lehrer 94. 329.  
Christian Literature  
Society for China 525.  
Christie, Dr. 63.  
Cireh City, Minenstadt  
u. Miss.=Stat. 117. 163.  
168.  
Cleveland, Stadt 278.  
Cliff=College, Miss.=Sem.,  
Bbl. 71 f.  
Codrington, Frl. 570.  
Coillard, Miss. 382.  
Colleges, Bbl. 29 ff.  
Collier, B., Sekretär 170.  
Columba, Miss. Stat. 56=  
Colwin Bay, Miss.=An.  
stalt in 32.  
Cordes, Miss. 250.  
Corisko, Insel, Außen=  
stat. 361.  
Cox, Miss. 233. 235.  
Creckettown, Stadt u. Miss.=  
Stat. 52. 324.  
Cromther, Archdeakon  
231.  
—, Bisch. 236.  
Currie, Miss. 367.  
Dagupan, Miss.=Stat. 578.  
Dahana, Miss.=Stat. 446.  
452. 455 f.  
Dall, W. S., Forscher  
157.  
Dalton, Hermann, Dr.  
503 f.  
Daly Dr., Kommissionar  
564.  
Dammer, Insel 417.  
Dammerboer, Miss. 423.  
Dannell, Miss.=Schr. 21.  
Danville, Miss.=Stat. 380.  
Dassel, Miss. Bbl. 15.  
David, Prof. Dr., und  
Frau 181 ff.  
„David Williamson“,  
Miss.=Schiff 51.  
Day, Dr. 370 f.  
Deas, Rev. 54.  
Deli auf Sumatra 152.  
420.



Dennis, J. D., Dr. th.,  
Miss. 433.  
Deoli, Miss.=Stat. 60.  
Depot, Seminar baselbst  
424 f.  
Diadia, Miss.=Stat. 36 f.  
Diakonissenhaus z. Kaisers=  
werth 493.  
Diakonissenhospital in  
Alexandrien 499 f.  
Dialekte, tibetische 439 ff.  
Djati, Miss.=Filial. 421.  
van Dijken, Miss. 422.  
Diomedesinseln 166.  
Disselhoff, D. 496 f. 500.  
Dobinson, Archdeakon  
232 ff.  
Doll, Ludwig, P. 12 ff.  
Domenech, Em., Abbe  
564.  
Doris-Bodge, weib. Miss.=  
Seminar Bbl. 71 f.  
Douglas, Insel u. Miss.=  
Stat. 162. 165.  
Driggs, Dr., Miss.=Arzt  
164.  
Droste, Miss. 71.  
Drury, Rev. Bbl. 36.  
Dschaipur, Miss.=Stat. 61.  
Dschodhpur, Miss.=Stat.  
59. 61.  
Dschodschö, Häuptling 56.  
Duff, Dr. 54. 290. 296.  
Duisberg, Miss. 129. 135.  
Duketown, Stadt= und  
Miss.=Stat., 49. 52. 324.  
Duma, Miss.=Stat., 422.  
Duncan, W., Miss., 115.  
167.  
  
Ebenezer, Miss.=Station  
(Jamaika), 9.  
Ebolewoe (Elatte), Miss.=  
Stat., 361.  
Edgerley, Jrl., 323.  
—, Miss., 6. 49 ff. 322.  
—, Sohn, Miss., 50.  
Edie oder Türshöhe, Miss.=  
Stat., 329.  
Edson, Miss., 164.  
Eftstamm 49.  
Efulen, Miss.=Stat., 360 f.  
Egbo, heidn. Geheimbund,  
Einigkeitserklärung (Mis-  
sionars-) 573.  
v. Einfiedel, Graf, 250.

Ekanem Asuqua, 51 f.  
Elatte, Miss.=Stat., 360.  
Elice-Inseln 181.  
Elliot, Miss.=Bbl. 26.  
Emgwali, Miss.=Stat., 55.  
Emuremura, Miss.=Stat.,  
51. 53.  
van Engelen, Miss., 124.  
Erbchaft, Mortonische 84 ff.  
Ernelo, Miss.=Gemeinde,  
424.  
Estrande, Miss., 363. 386 f.  
Escarvos, Fluß. 320.  
Estimo 112 ff.  
Esterbrooks, Miß, 30.  
Etolin, Gouverneur von  
Alaska, 116.  
Guba, P. 229.  
Evangelikalismus 297 f.  
Evhevolk 88.  
Gamba, König, 322.  
Gho, King v. Creetowe, 49.  
  
Faber, Dr. 201. 204. 524.  
576.  
Fadero, Miss.=Filial, 461.  
Fadono, Predigtplaz, 461.  
Fadono, Miss.=Stat., 462 f.  
Faechu, Miss.=Filial, 454.  
Falaba, Miss.=Stat., 376.  
Faliëra, Heidenchrist, 454.  
457.  
Familienleben der nicht-  
christl. Welt 533 f.  
Fanteland (Goldküste)  
133.  
Farnham, Dr. 573.  
Farrow, Miss., 287.  
Fauro, Miss.=Gehilfe, 451.  
Fehr, Miss., 453 ff. 463.  
Fellmann, Missions=Ge-  
schwister, 93.  
Ferguson, Dr., 6. 322.  
Fiensch, P., 407.  
Fischer, Dr. Miss.=Arzt, 51.  
Flemming, Miß, Miss.=  
Ärztin, 35.  
Fliedner, Th. Dr., 494.  
499.  
Folter. 539.  
Formosa, Insel, 203. 545.  
Forstyth, Frau, 56.  
Fort Adams, Miss.=Stat.,  
163.  
— Hamlie, Miss.=Stat.,  
163.

— Jukon, Miss.=Stat.,  
163.  
— Kenai, Miss.=Posten,  
453.  
— St. Michael, Miss.=  
Stat. 156.  
— Wrangell, 159. 169.  
Fosiaro, Häuptling, 447.  
451.  
Fourah Bay, Sierra=  
Leone-Univers., 375.  
Francis, Miss. 376.  
Frands, A. S. 241 ff. Bbl.  
63.  
—, G. A., 260.  
—, Miss., 439 ff.  
Frandsche Stiftungen  
241 ff.  
Frauen=Missions=Verein,  
Berliner, für China.  
Frauenverein für christl.  
Bildung des weibl. Ge-  
schlechts im Morgenl.  
Freemann, Miss. 538.  
Freetown, Miss.=Stat.,  
372.  
Freimission, Duncansche,  
167.  
Fremdenhaß, chines., 198.  
Frid, Konstantin, Pf., Bbl.  
1 ff., 18 ff.  
Friedrich IX. König von  
Dänemark, 242.  
Fühning, Miss.=Stat. 570.  
Funafuti, Insel, 181 ff.  
Fukien, chines. Provinz,  
281. 203. 569.  
Fusan, Stadt= u. Miss.=  
Stat., 206.  
Futschau, Stadt= u. Miss.=  
Stat., 203. 570 f.  
Futschukpai, Miss.=Stat.  
569.  
  
Gacon, Miss.=Frau, 363.  
Gambetta 210.  
Gambia 379.  
Ganking, Miss.=Station  
574.  
Gantschun, Miss.=Station  
579.  
Garenganze, Miss.=Stat.,  
368 f.  
Gbedschigbe, Außenstation,  
91.  
Geißler, Miss. 423.

- Genähr, Miss., 345. 355 f.  
416.  
German, D. W., 241 ff.  
Gifford, Miss., 229.  
Gilles, Rev., 9.  
Gillespie, Miss.=Stat., 56.  
Gilmour, Miss., 204.  
Girdwood, Rev. 55.  
Glaubensmissionen 369.  
Gleaners Union 299 ff.  
Glenthorn, Miss.=Stat. 7.  
57.  
Gobat, Bisch. 494. 504.  
Goddard, J. C., Rev. 572.  
Göppendienst 561 f.  
Goldie, Dr. 49 f. 52. 322 ff.  
—, Sir G., Gouverneur  
227.  
Goldküste 129.  
Golovin, Miss. = Station  
165.  
Good, Dr., Miss. 361 f.  
Gracy, Rev., Dr. 370.  
Gräber, M. P. 502.  
Grand Cayman, Insel  
322.  
Grand-Popo, Miss.=Stat.  
93.  
Graul, Missions-Direktor  
250 f.  
Grenfell, Miss. 29. 31.  
Grigi, Miss.=Stat. 93.  
Groß-Sangi 419.  
Grundemann, D. 508 ff.,  
566 ff.  
Grumer, Dr. 87.  
Güßlaff, chines. Miss. 197.  
Guinneß, Grattan, Dr.,  
Leiter der Balolomiff.  
28.  
—, Lucy, Frau 41.  
Guizot 210.  
Gumbu Humene, Miss.  
427. 460.  
Gundersen, P. 21.  
Gunning, Miss.=Direktor  
420.  
Gunung Citoli, Miss.=  
Stat. 446. 452 f.  
  
Haag, Miss. 423.  
Hager, Dr. 569.  
Haida, Indianerstamm  
115 f.  
Hainan, Insel 202 f. 569.  
Haines, Miss.=Stat. 159.  
Haitsheng, Stadt und  
Miss.=Stat. 63. 66.  
Halmabeira, Insel 421 f.  
Hamilton, Bureauassistent  
170.  
Hanegah, Indianerstamm  
115.  
Hangtschau, Stadt und  
Miss.=Stat. 203, 572.  
Hantau, Stadt u. Miss.=  
Stat. 205, 575.  
Hanstein, Miss. 101.  
Hanyang, Miss.=Stat. 575.  
Harley-Haus, Miss.=Se-  
minar, Bbl. 65 ff.  
Hartzell, J. C., Bisch. 39.  
369.  
Harvey, Adventistenmiss.  
42.  
—, Miss. 31.  
van Hasselt jun., Miss.  
423.  
van Hasselt sen. 421.  
Hauuländer 285.  
Havemann, General=Sup.  
74.  
Hedenström, Miss. 119.  
Heider, Miss.=Geschw. 69 f.  
Heidner, C., Diakonisse 93.  
Heller, Miss.=Geschw. 70 f.  
Henderson, Dr., Miss. 8.  
Hendrich, Miss.=witwe  
427.  
Hendriks, Miss. 423.  
Henshawtown, Stadt 49.  
Hepburn, Dr. 218.  
Hering, Prof. Dr. Bbl.  
61 ff.  
Hermann, Miss. 329.  
Hewan, Dr. 50.  
Heber, Miss. 120. 124.  
Hiaukan, Miss.=Stat. 575.  
Hili ganôwô, Dorf 449.  
Hilinâa, Dorf 452 f.  
Hilinahe, Dorf 458.  
Hill, Bisch. 230.  
Hinak=Inseln 462.  
Hinde, Kapitän 538.  
Hinghwa, Miss.=Stat. 570.  
Hirn, P. 21.  
Hizlop, Miss. 290.  
Ho, Miss.=Stat. 88.  
Honzo, Miss. 67.  
Hoffmann, Miss. 469.  
Hogner, P. 25.  
Hoihau, Hafenstadt 569.  
Hofschang, Distrikt 570.  
Homeyer, Miss. 569.  
Honan, chines. Prov. 205.  
575.  
Hongkong 19. 202. 543.  
568.  
Hope-Waddell-Institut 53.  
Horstmann, Miss.=Geschw.  
69 f. 422.  
Hospital, deutsch=evang.,  
in Konstantinopel 496 f.  
Hofte, Miss. 31. 34.  
Hotscheo, Miss.=Stat. 580.  
Hutungiang, Distrikt der  
Mantschurei 205.  
Houghton, Miss. 118.  
Hsiautshang, Miss.=Stat.  
577.  
Hughes, Miss. (Kongo), 32.  
—, Rev. (Presbyt.) 53.  
336.  
Humphrey, Miss. 372.  
375 f. 380.  
Hunah, Indianerstamm  
115.  
—, Miss.=Stat. 159.  
Hunan, chines. Provinz  
205. 575.  
Hung Siu=tsuen, chines.  
Bisitor 199.  
Hungtung, Christengem.  
578.  
Hunter, Dr., Miss.=Arzt 8.  
Huntley, Dr. 61.  
Huonder, Vater 481 ff.  
Hupe, chines. Prov. 205,  
575.  
Husband, Dr. 60.  
Huta Barat, Miss.=Stat.  
102.  
Hutschmu, Indianerstamm  
115.  
  
Jackson, Dr. Scheldon,  
109 f. 158 f. 161 f. 170 f.  
—, Miss.=Stat. 158 f.  
Jacot, Miss. 363.  
Jamaika 8 ff., 321 f.  
Janß, Mennoniten=Miss.  
69 f.  
Japan 66 f. 217.  
Japara, Prov. 423.  
Jarrett, Rev. 10.  
Java 126. 417. 420 ff.  
427 f.  
Jabakomitee 422 f.  
Javanen 72.

Jawa Duha, Häuptling, 452.  
 Jhadan, Stadt 287.  
 Jellesma, Miss., 67.  
 Jensen, P. 407.  
 Jeremiaffen, Miss. 569.  
 Jesuiten in China 196 f.  
 Jeshpur, Miss.=Stat. 414.  
 —=Land 412 f.  
 Jiebu Kemu, Distrikt 227.  
 Jkau, Miss.=Stat. 40.  
 Jkogmiut, Miss.=Station 156 f.  
 Jkoto, Miss.=Stat. 33. 35 f.  
 Jkonetu, Miss.=Stat. 50. 52.  
 Jkrosiong, — — 50, 327.  
 Jkotana, — —, 10, 51, 53.  
 Jlamnafsee 153.  
 Jllorin, Stadt 87. 226. 287.  
 Jmbrie, Dr. 219.  
 Jndien 483 f.  
 Ingham, Bischof 235 f. 283. 322. 325. 372 ff.  
 Innuits-Eskimo 112 ff.  
 Johannelund, Missions-Institut 22.  
 Johannes, Bischof 157.  
 Johanniter = Krankenhaus in Beirut 501.  
 Johannson, Miss. (Rhein) 148 f. 426.  
 Johnson, Ch. R., Miss. 228. 378.  
 —, D., Miss., 166 f.  
 —, F. G., Pastor 378.  
 Johnston, Kommissar 536.  
 Johnstone, 3 Schwestern, Miss. 5.  
 „John Williams,“ Miss.=Dampfer 182.  
 Jonas, S. C., Miss. 286.  
 Jones, Miss. 286 f.  
 Josenhans, Miss.=Insp. 335.  
 Jouffe, Miss. 381.  
 Joyce, Miss.=Bisch. 580.  
 Jquibigha, Miss.=Stat. 7.  
 Jrebu, Miss.=Stat. 35 f.  
 Jrle, Miss. 101.  
 Jsangila, Miss.=Stat. 38 f.  
 Jsehin, Stadt 287.  
 Jsalam 397.  
 Jslington College Bbl. 29 ff.

Jtschang, Stadt u. Miss.=Stat. 205 575. ~~484~~  
 Judd, Miß, Miss.=Arbeiterin 41.  
 Jüngst, Miss.=Geschwister 69 ff.  
 Jürz, Kaufmann 329.  
 Juson, Fluß 108. 111. 162.  
 Juneau, Minenstadt und Miss.=Stat. 115. 117. 157. 159. 162. 169.  
 Jung, Miss. 99.  
 Junod, Missions-Arbeiter 382.  
 Juvenal, Miss. 153.  
 Jwafura, japan. Prinz 219.  
 Kadoo, Oberhäuptling 455.  
 Kadiak, Insel 153. 156. 164.  
 Kähler, P., P. 79 ff.  
 Kämmerer, Miss. 250.  
 Kafatola, Heidenchrist 458.  
 Kafferland 54 ff.  
 Kaffaria, Presbyterium 55 f.  
 Kahonoa, Heidenchrist 458.  
 Kaipuen, Stadt 63. 66.  
 Kate, Indianerstamm 115.  
 —, Miss.=Stat. 165.  
 Kalabar 10. 49 ff.  
 Kalgan, Miss.=Stat. 578.  
 Kalitjeret, Miss.=Platz 71. 126.  
 Kaliwoengoe, Miss.=Stat. 126.  
 Kalley, Dr. 11.  
 Kamerun, Kolonie 327. 358 ff.  
 Kamerungebirge 327.  
 Kamp, Miss.=Geschwister 69 f.  
 Kamudongo, Missions-Station 367.  
 Kangeksoot, Miss.=Stat. 165.  
 Kanghi, chines. Kaiser 196. 347 f.  
 Kangpui, chines. Dorf, 415 f.  
 Kannibalismus 537 f.  
 Kansu, chines. Provinz 205, 579.

Kanton 202. 345, 568.  
 Kap Rome, Eskimo-Industrieschule 171.  
 Kap Prince of Wales, Eskimo-Industrieschule 171.  
 Kap Vancouver, kath. Miss.=Stat. 168.  
 Kastenwesen 551.  
 Katharina II., Kaiserin 153.  
 Karakelang 418.  
 Keller, Miss.=Frau 329.  
 Kelling, Miss. 418.  
 Kenai, Miss.=Stat. 157.  
 Kendal, Bezirk 71.  
 Kennedy, Miss. 11.  
 Kerbala, Miss.=Stat. 381.  
 Kerr, Dr. 202.  
 Keschab Tschander Sen, Stifter der Brahma Samadsch 562.  
 Keta (Quitta), Miss.=Stat. 88.  
 Kherwara, Miss.=Stat. 61.  
 Kiacha, Miss.=Filialgem. 33.  
 Kiangsi, chines. Provinz 205 574.  
 Kiangsu, chines. Provinz 204, 573.  
 Kiating, Miss.=Stat. 580.  
 Kiantschau, Bucht u. Gebiet 207 ff. 575.  
 Kibanga, Außenstation 28.  
 Kibunfi, Miss.=Stat. 36 f.  
 Kidd, Prof. 19.  
 Kisua, Miss.=Stat. 34. 36.  
 Kildare, Mary, Missions-Arbeiterin 38.  
 Kilimandscharo 214.  
 Kimpoko, Miss.=Stat. 38.  
 Kingston auf Jamaika 9.  
 Kinjila, Miss.=Stat. 34.  
 Kinkenge, Miss.=Stat. 36.  
 Kinkomza, Ort im Kongo-staate 34.  
 Kirin, Distrikt der Mant-schurei 205 f.  
 Kischangarh, Außenposten 60.  
 Kisser, Insel 417.  
 Kiukiang, Miss.=Stat. 574 f.  
 Kiungtschau, Hauptstadt der Insel Hainan und Miss.=Stat. 203. 569.

Alampok, Miss.=Stat. 71.  
 Alawak, Miss.=Stat. 160.  
 Klein=Popo, Miss.=Stat. 93.  
 Alondike, Fluß 111.  
 —, Goldlager 117.  
 Alog, Miss. 124.  
 Anog, Dr. 218.  
 Knudsen, P. 24.  
 Köbel, Lehrer 94.  
 Kolmodin, Miss.=Vorsteher 21, 25.  
 Konferenz, Schanghai= 199. 573.  
 Kongostaat 26.  
 Kongwe (Lambarene), Miss.=Stat. 364.  
 Koraput, Miss.=Stat. 414.  
 Korea 63. 206. 544. 581.  
 Koserefsky, kathol. Miss.=Stat. 168.  
 Kotah, Miss.=Stat. 59, 61.  
 Kotapad, Miss.=Stat. 414.  
 Koto, getaufter Kameruner 332.  
 Kopebue=Sund 166.  
 Kpengoe, Missions= (Eingeborenen=) Stat. 89.  
 Kraft, Miss.=Frau 123.  
 Kramer, Miss. 452 f.  
 Kranz, P. Miss. 525.  
 Kreolen in Alaska 116.  
 Krist, Oberhauptling 55.  
 Krumm, Miss. 462. 464.  
 Krunt, G., Miss. 419 f.  
 Kuanjulula, Miss.=Stat. 369.  
 Kühne, Dr., Miss.=Arzt 355. 416.  
 —, Miss. 538.  
 Kühnen, Miss. 70 f.  
 Kührtling, Miss.=Ort 580.  
 Kuju, Insel 115.  
 Kumase, Hauptstadt von Asante 133.  
 Kunhardt, Osw., Kaufmann, Bbl. 75 ff.  
 Kunze, G., Miss., Bbl. 13 f.  
 Kupreanoff, Insel 115. 165.  
 Kurze, G., D. 108 ff. 153 ff. 181 ff. 316 ff.  
 Kusilvat, kathol. Miss.=Stat. 168.  
 Kutscheng, Bluthat bei 214.

—, Stadt 203. 570.  
 Kutschin (Tinneh=Indi-  
 aner=Stämme) 114.  
 Kwangsi, chines. Provinz 205.  
 Kwangtung, chines. Pro-  
 vinz 202. 268.  
 Kweitschau, chines. Pro-  
 vinz 205. 579.  
 Kwist, eingeb. Pfarrer 135.  
 Kwo Tso, Fluß 327.  
 Kyselang, Miss.=Stat. 439. 443.  
 Laffin, Dr. 362.  
 Lagemann, Miss. 446 f. 449 ff. 457 ff. 462. 465 ff.  
 Lagoa, Insel, 286 f. 530.  
 —, Kolonie 226 ff. 374.  
 Laguboti, Miss.=Stat. 104. 425.  
 Lahagu, Miss.=Stat. 465 f.  
 Lalai, Dorf 470.  
 Lambeth-Konferenz 293 f.  
 Lammo, Christengemeinde 568.  
 Lamu, Miss.=Stat. 118. 124. 126.  
 Landwehr, Miss. 424.  
 Lange, Joachim, Rektor 242.  
 Lantschau in Prov. Tschili, Miss.=Stat. 578 f.  
 Lang, Miss. 381.  
 Laoling, Miss.=Stat. 204.  
 Lapsley, Miss. 41.  
 Lasara, Dorf 453.  
 Lauffer, Miss. 333.  
 Lavigerie, Kardinal 381.  
 Laws, Dr. 3. 53.  
 Lechler, Miss. 202. 580.  
 Legge, James, Prof. 19 f. 202. 568.  
 Leh, Missions=Stat. 439. 441 ff.  
 v. Leibnitz, Freier, Philo-  
 soph 244. 253 f.  
 Lenthongha, Außenstation 520.  
 Leo XIII. 215.  
 Leopoldsville, Miss.=Stat. 35 f. 40.  
 Leslie, Dr. 34.  
 Lett, Miss. 103. 462 ff.  
 Liaohang, Stadt 63. 66.  
 Liberia 369 ff.

Libreville, Versuchsgarten 365.  
 Liengfong, Außenstation 570.  
 Lientschau, Miss.=Station 568.  
 Liu, eingeb. Pastor 66.  
 Livingstone, David 291. 367.  
 Lobethal, Missions=Stat. (Kamerun) 329.  
 Robin P. 25.  
 Lobufiregar, Miss.=Stat. 99.  
 Lögstrup, P. 21.  
 Lokoja, Miss.=Stat. 236. 287.  
 Lololacha, Dorf 470.  
 Lolomojo, Dorf 458.  
 Lolonga, Missions=Stat. 422.  
 Lolowua, Missions=Stat. 458 f. 467 ff.  
 Lome, Miss.=Stat. 37.  
 Londe, Miss.=Stat. 37.  
 Longuung, Missions=Stat. 570.  
 Lopp, Miss. 166.  
 Lovedale, Miss.=Stat. 7.  
 Quebo, Miss.=Stat. 41 f.  
 Lüttens, Hofprediger 242. 247.  
 Lufenga, König 41 f.  
 Luf-hang, Miss.=Station 569.  
 Lufolela, Miss.=Stat. 32 f.  
 Lufunga, Transport= u. Miss.=Stat. 33. 36. 40.  
 Lulonga, Miss.=Stat. 40.  
 Luluaburg, Miss.=Stat. 38.  
 Lutuli, Miss.=Stat. 56.

Macaulay, Ch. B., eingeb. Pastor 228.  
 MacDonald, Sir Claude, Gesandter 52. 320 f.  
 Mac Gill, Dr., Missions= Sekretär 9.  
 Mac Innes, Rev. 9.  
 Macintyre, Rev., Miss. 8.  
 Macmah, A. M., Miss. 539.  
 —, Dr. 203.  
 —, Philipp, evang. Indi-  
 aner 159.  
 Mackenzie, Kommiss. 536.



Mac Lean, M., Miss.,  
 Miss.-arbeiterin 42, 361.  
 Madagaskar 344.  
 Maganitu, Miss.=Station  
 419.  
 Maimaigai, Miss.=Posten  
 63.  
 Makaric, Miss. 153.  
 Makere, Ort in Ostafrika  
 124.  
 Malakka 19.  
 Malan, Mission, früher  
 Major 55.  
 —, Miss.=Stat. 56.  
 Malitabad, indischer Ort,  
 Bbl. 33.  
 Malins, islani. Sekte 99.  
 426.  
 Malintang, Miss.=Stat.  
 423.  
 Mambh, Miss.=Stat. 38 f.  
 Mandailing, Landschaft  
 423.  
 Mandomai, Miss.=Stat.  
 427.  
 Mangamba, Miss.=Stat.  
 329. 332.  
 Mansinam, Miss.=Stat.  
 421.  
 Mantichuri 8. 62 ff. 205 f.  
 345 f. 520. 578.  
 Markus, eingeb. Pastor  
 101.  
 Marling, Miss.=Frau 361.  
 Marshall, eingeb. Pastor  
 228.  
 Marschmann, Miss.=Bbl.  
 26. 290.  
 Martin, 3 Brüder, Miss. 5.  
 —, Gavin, Miss. 60.  
 —, W., Miss. 58. 60.  
 Maladi, Transport- und  
 Miss.=Stat. 26. 33. 40.  
 Mathias, Miss. 232.  
 Maude, Miss. 377.  
 Maxwell, Dr. Miss. 203.  
 —, Fr. 232.  
 May, T. Claudius, afrik.  
 Geistl. 377.  
 Mbene, eingeborene Name-  
 runer 325.  
 Meier, Prediger 260.  
 Meigs, F. C., Rev. 523.  
 Meis, Miss. 103. 461.  
 Mel, Dr. Conrad, In-  
 spektor 246.  
 Menawar, Miss. 60.

Menschenopfer 538.  
 Mer, ind. Mißgrasse 60.  
 Methodismus 289.  
 Metlakatla, Miss.=Stat.  
 167.  
 Michelet, Prof. 25.  
 Miller, Fr. 323.  
 —, Miss.=Stat. 56.  
 Mills, Miss., 376.  
 Milne, Miss. 197.  
 Min, Fluß 203.  
 Minahassa 344. 417. 419.  
 Misahöhe, Regierungs-  
 station 90.  
 Mischlich, Miss. 134.  
 Mission 304 f. 433 ff.  
 529 ff.  
 —, ärztliche (in China)  
 525.  
 —, Alaska= 108 ff. 157 ff.  
 —, —, griech.=kathol.  
 153 ff.  
 —, American Southern  
 Presbyterian 41. 43.  
 —, „amerikanische Brü-  
 der“ 377.  
 —, anglikan., 227. 231.  
 —, Baptist (amerikan),  
 164. 206. 227 f. 572.  
 575. 580.  
 —, Baseler, 231 f. 327.  
 375. 569.  
 —, Bata= 97 ff. 145 ff.  
 —, Bhl= 61.  
 —, China= (Allianz=),  
 schwed. 205. 492.  
 —, chines. 193 ff.  
 —, dänisch-amerikan. 316.  
 —, Frauen= 573.  
 —, Freimethodisten = Kir-  
 chen=, englische 203.  
 —, Friends= 165. 579.  
 —, Jutschau= 520.  
 —, Gereformeerde Kerken  
 422.  
 —, Goldküsten= 330 f.  
 —, Hausa= 286.  
 —, Himalaya= 439 ff.  
 —, holländ.=luther. 424.  
 —, Kalabar= 6. 325.  
 —, Kamerun=, 327 ff.  
 —, kathol. 481 ff.  
 —, Kongo= 26 ff.  
 —, Kongo Balolo= 40 f.  
 43.  
 —, Lagos=, Wesleyan  
 227 ff.

Mission, Londoner Süd-  
 see 181 ff.  
 —, mennonitische 423.  
 —, methodist.=bischöfliche  
 (amerik.) 164. 519.  
 —, Mongolen= 204.  
 —, Neukirchener Ostafrika=  
 117 ff.  
 —, New Connection Me-  
 thodists 577.  
 —, Niger=, anglikan. 321.  
 —, Nordchina=(Hochkirchl.)  
 578.  
 —, protest. Episkopal=  
 162 ff. 575.  
 —, Radschputana= 61 f.  
 —, römisch=kathol., in  
 Alaska 168 f.  
 —, Salatiga= 67 ff.  
 —, United Brethren,  
 Methodist 376.  
 —, Methodist Free  
 Churches 572.  
 —, Universitäten, Bbl. 65.  
 —, Wesleyan. 93. 226.  
 377 f. 569. 575.  
 —, Zambesi Industrial  
 37.  
 —, Zwerg= 361.  
 Missionsallianz, Inter-  
 nationale 167. 575. 578.  
 Missionsanstalt, Neukir-  
 chener 12 ff. 67 ff. 117 ff.  
 Missionsbund, schwedischer  
 36. 43. 165 ff.  
 Missionsgesellschaft, All-  
 gem. ev. protestant.  
 Missions= Verein 76.  
 576.  
 Missionsgesellschaft, Ame-  
 rican Baptist Missio-  
 nary Union 33. 43.  
 203.  
 —, American Board,  
 203 ff. 366 ff. 520.  
 569 f. 577 f.  
 —, Ausbreitungsgesell-  
 schaft, S.P.G. 60. 204.  
 206. 274 f. 577. 581.  
 —, Baptist Missionary  
 Society, engl. 31. 43.  
 204. 205. 290. 576.  
 578.  
 —, Baptisten, deutsche  
 333 ff.  
 —, Basler, 76. 127 ff.  
 201 f. 235. 492.

- Missionsgesellschaft, Berliner, I, 76. 202. 520. 576.  
 —, —, II., 76.  
 —, —, III., 76. 492.  
 —, Brüdergemeine 76. 84. 161 f. 342. 344. 492.  
 —, China=Zul.=Mission, Bbl. 9 ff. 200 f. 203 ff. 405 f. 571. 574 ff. 577 ff.  
 —, dänische 317. 578.  
 —, Frauenverein, Berliner, für China 76. 202. 492.  
 —, Frauenverein für christl. Bildung des weibl. Geschlechts im Morgenlande 76. 492.  
 —, Glasgow Afrikan. Miss.=Soc. 7.  
 —, Glasgower 7.  
 —, Hermannsbürger 76.  
 —, Jerusalemverein 76.  
 —, International Missionary Alliance 41. 43. 376.  
 —, Kirchliche, in England, Ch.M.S., 201. 203. 205. 230 ff. 235. 265 f. 272. 284 f. 287. 290. 293. 296 ff. 374 f. 569. 571. 574. 579.  
 —, Kongregationalisten, amerik. 166.  
 —, Leipziger 76. 214. 492.  
 —, Londoner 201. 203 ff. 290. 520. 568. 575. 577 ff.  
 —, Methodististen, bischöfl. 37. 43. 60. 201 ff. 206. 369. 410. 570. 574. 578 ff.  
 —, —, deutsche 135.  
 —, —, wesleyan. 135 f.  
 —, —, Bestafrik. 377.  
 —, Neuendetelsauer 76.  
 —, Neukirchener 76. 427 f.  
 —, Norddeutsche 76. 88 ff. 492.  
 —, Pariser 363. 380.  
 —, Presbyterianer, amer. 42. 158 f. 200. 203 f. 206. 358 ff. 568. 572 f. 576 f. 581.  
 Missionsgesellschaft, Presbyterianer, engl. 203.  
 —, —, irische 62 ff. 206. 520.  
 —, kanadische 12. 203. 575.  
 —, —, schottische 206. 348.  
 —, —, vereinigte, v. Schottland, 3 ff. 49 ff. 321 ff. 520.  
 —, Rheinische 76. 97. 202. 214. 425. 492.  
 —, Rotterdamer, alte (Niederländische Zendinggenootschap) 419 f.  
 —, Rotterdamer, neue (Niederländische Zendingenvereinigung), 420 f.  
 —, Schleswig = Holstein, 76. 403 ff.  
 —, Schottische, 6.  
 —, schwed. kongregationale, 575.  
 —, Seventh Day Baptists, 42 f.  
 —, The American Advent Foreign Missionary Board, 42 f.  
 —, Utrechtsche, 421 f.  
 Missions = Konferenz, 5. nordisch-luther., 20 ff.  
 —, Provinz. = sächs., Bbl. 61.  
 Missionsleben, engl., Bbl. 25 ff. 289 ff. Bbl. 65 ff.  
 Missionsmethode 385 ff.  
 Missionspraxis, kathol., 345 ff. 415 ff.  
 Mr. Millan, Miss., 322.  
 Modjowarno auf Java 420.  
 Moers, Grafschaft, 12.  
 Mohammed, Mirza Ali, Stifter des Babismus, 565.  
 Mongolei. 578.  
 Monsempi, Miss. = Stat., 32 f.  
 Moor, Konsul, 321.  
 Moronge, Miss. = Stat., 419.  
 Morreau, Miss., 381 f.  
 Morrison, Miss., 197.  
 Morton, Mr. J. T. 84. 276.  
 Moule, Miss. = Bisch., 204. 573.  
 Mount Frere, Miss. = Stat., 56.  
 Muara Sigongi, Miss. = Stat., 423.  
 Mühleber, Miss., 93.  
 Mühlenberg, Heinrich, 245.  
 —, (in Liberia), Amerikan. = Luther. Synode daselbst, 370 f.  
 Muirhead, Miss. 533.  
 Mufden, Hauptstadt der Mantschurei, 63. 66. 205.  
 Mufimbungu, Missions = Stat., 29. 36 f.  
 Mufimvika, Miss. = Stat., 33. 36.  
 Müller, Dr., Miss., 286.  
 —, Georg, 13.  
 —, Max, 285. 553.  
 Murphh, Miss., 27.  
 Raja, Nagar, Stadt, 57.  
 Raingolang, Miss. = Stat., 425.  
 Nanking, Stadt u. Miss. = Stat., 204. 574.  
 Nantschang, Miss. = Stat. 574.  
 Nasirabad, Miss. = Station, 587 f.  
 Nassau, Zrl., 361.  
 Native Pastorate von Bonny, 321. 374.  
 Natombh, Miss. = Stat., 39.  
 Ndom, Außenstation, 333.  
 Neebham, Zrl., 102. 146. 149. 423 f.  
 Nembe, Miss. = Stat., 287.  
 Neuguinea 214. 421.  
 Neu = Metlakatla, Miss. = Stat., 167.  
 Nganda, Miss. = Stat., 36 f.  
 Nganhwei, chines. Prov., 205. 574.  
 Ngao, Miss. = Stat., 119. 126.  
 Ngombe (Wathen), Miss. = Stat., 31. 33.  
 Ngulu, eingeb. Gehilfe, 368.  
 Nias 172 ff. 426 f. 446 ff.  
 Niederländ. = Indien 417 ff.  
 Niekamp, Jurist, 260.  
 Niemeier, Dr., 250 f.  
 Njemoh, Dorf, 67 f.

Niger 226 f. 287. 320.  
 „Niger Coast Protectorate“ 320 f.  
 Niger-Kompagnie 87. 320.  
 Nikolai, Bisch., 157.  
 Ningpo, Stadt u. Miss.=  
 Stat., 8. 203. 571.  
 Nintschwang, Miss.=Stat.,  
 206. 578.  
 Niven, Miss., 7. 54.  
 Nkoffie, Miss.=Stat., 332.  
 Nodra, Stadt u. Miss.=  
 Stat., 202.  
 Nommensen, Miss., 97.  
 149.  
 „Nordlicht“, Missions=  
 Dampfer, 163.  
 Nott, Miss., 285 f. 288.  
 Nottingham, Kirchenkon=  
 greß zu, 293.  
 Nomikakat, Miss.=Stat.  
 163.  
 Nowrangapur, Miss.=Stat.  
 414.  
 Nsaba, Miss.=Stat., 133.  
 Nulato, kathol. Miss.=  
 Stat., 168.  
 Nuschagat, Miss.=Stat.,  
 156.  
 Nutall, Bisch., 284.  
 Numud, Eskimodorf u.  
 Miss.=Stat., 160.  
 Nyasoso, Miss.=Stat., 329.  
 Nyenhangli, Stadt und  
 Miss.=Stat., 202.  
 Obeahismus. 545.  
 Ode Dudo, Ortschaft, 287.  
 Odiya-Volk 409.  
 Ohler, Miss.=Inspr. 328.  
 Oghomoshö, Miss.=Posten,  
 228. 287.  
 Ogowe, Fluß, 362.  
 Oshagamute (Ushamute),  
 kath. Miss.=Stat., 168.  
 Otho Itam, Itam, Kala=  
 bapastor, 52.  
 Olive, christlicher Halb=  
 europäer, 421.  
 Olumole, Bisch., 232. 235.  
 284.  
 Ombolata, Miss.=Stat.,  
 446. 452 ff.  
 Onitscha, Miss.=Stat., 287.  
 Ouo namolö, Miss.=Fiskal,  
 454.

Ouo Waembo, Dorf 454.  
 Dogobigamiut, Missions=  
 Stat. 157.  
 Opiumhandel. 530.  
 Opiumkrieg 197 f.  
 Orahili, Dorf 458.  
 Orosia, Häuptling 456.  
 Ougavigamute, Missions=  
 Stat. 161.  
 Owen, Miss. 577.  
 Oyo, Stadt 287.  
 Padang auf Sumatra 425.  
 Padang Bolak (Hoch=  
 ebene), Miss.=Station  
 101. 152. 426.  
 Pakanten, Miss.=Station  
 423.  
 Pakhoi, Außenstation. 569  
 Palabala, Ort im Kon=  
 gostrat 33. 36.  
 Palmer, Miss.=Apotheker  
 36.  
 Pangaloan, Miss.=Stat.  
 102.  
 Pangaribuan, Miss.=Stat.  
 425.  
 Panghat, Miss.=Stat. 579.  
 Pangtschuang, Miss.=Stat.  
 104. 577.  
 Pansurnapitu, Miss.=Stat.  
 102.  
 Papua Bbl. 13 ff.  
 Paq Ebing, christl. Ge=  
 hilfe 423.  
 Parker, Dr., Miss. 8.  
 Parkes, Sir Henry 219.  
 Parparean, Miss.=Stat.  
 425.  
 Parsambilan, Miss.=Stat.  
 425.  
 Parvatipur, Miss.=Stat.  
 411.  
 Paterson (oder Mbulu),  
 Miss.=Stat. 55.  
 Paulus, Apostel, 396.  
 Pea Radja, Miss.=Stat.  
 102 f.  
 Peki, Miss.=Stat. 88. 136.  
 Peking 204. 577 f.  
 Perequin, Miss. 381.  
 Perregaux, Miss. 113.  
 Perrinjaquet, Miss. Lehrer,  
 359.  
 Petrus, christl. Gehilfe,  
 421.

Petschili, chines. Prov. 204.  
 577.  
 Petterson, Miss. 31.  
 Philips, Bisch. 237. 287.  
 Phhyenhang, Miss.=Stat.  
 581.  
 Pieger, Miss. 120. 124.  
 Pietismus 242 f.  
 Plüttschan, Heinrich, 242.  
 256.  
 Plymouth-Brüder 369.  
 Point Barrow, Missions=  
 Stat. 160.  
 Point Hope, Miss.=Stat.  
 164. 166 f.  
 Posthar, Außenposten 60.  
 Pokomo, Volk in Ostafrika  
 118 ff.  
 Porteous, Rev. 51.  
 Port of Spain, Missions=  
 Stat. 11.  
 Porto Loffoh, Ort 376.  
 Porto Novo, Distrikt 227.  
 Porto Seguro, Miss.=Stat.  
 93.  
 Prebost, Miss. 164.  
 Prince of Wales=Insel  
 115. 162.  
 Probst, Miss. 460.  
 de Broche, ordinierter  
 Arzt 382,  
 Proudport, Miss.=Super=  
 intendent, 377.  
 Bu, Miss.=Stat. 439. 445.  
 Pulau Kaladan, Miss.=  
 Stat. 427.  
 Pulo Tello, Miss.=Stat.  
 424.  
 Purô (getauft Fetero),  
 Heidenchrist 463 f.  
 Puschyismus (Anglokatho=  
 lizismus) 297.  
 Pyeng hang, Stadt u.  
 Miss.=Stat. 206.  
 Quackjälberci. 543.  
 Quichalut, Nebenstat. 161.  
 Quinkarchamute, Neben=  
 stat. 161.  
 Radschputana (indische  
 Staaten) 7. 57 ff.  
 Rae, Dr. Miss.=Arzt 51.  
 Ram, Devi, ind. Pastor  
 60.

- Ramsejer, Miss. 133. 538.  
 Rasmussen, Miss. 38.  
 Ravary, Pater, 215.  
 Rebellion, Taiping= 199.  
 Reichelt, G. Th. 446.  
 Reitze, Miss. 106. 463.  
 Rembang, Residentie, 70.  
 126. 427.  
 René, apostol. Vikar 169.  
 Resanoff, Regierungs=  
 kommissar 154.  
 Reuß II., Graf 258 f.  
 Revillagigedo-Insel 159.  
 Rhiem, Hana, Senana=  
 Lehrerin. Bbl. 33 ff.  
 Richard, Kaufmann 363.  
 Richards, Miss. 34. 37.  
 Richter, Jul., P., Bbl.  
 6 ff. 25 ff. 261 ff. 289 ff.  
 Bbl. 65 ff.  
 Riefe, Miss. 345. 415.  
 Ritschl, Albrecht 241 f.  
 Robb, Dr., Miss. 9 f. 50.  
 60.  
 Roberts, Frau, Ärztin 362  
 Robertson, Miss. (schott.  
 Presbyt.) 64.  
 Robinson, C. S. 285.  
 —, J. A., Miss. 285.  
 Robson, George, D. 10.  
 Rocholl, D. R. 243.  
 Rock, Eskimogehilfe 166,  
 Roe, Bryan, Miss. 229 f.  
 Ro Gbere, Miss.=Stat.  
 376. 380.  
 Roß, John, Rev. Miss.,  
 D. 8. 62 f. 66. 205. 345.  
 —, Miss. 7. 51.  
 Roth, Miss. 93.  
 Rotofunk, Miss.=Stat. 376.  
 Rotti, Insel, 417.  
 Rowe, Bisch. 111. 162 f.  
 167. 169.  
 Ruden, Prof. 20.  
 Rudland, Dr. 571.  
 Rustin, Miss. 41.  
 Russel, Miss. 42.  
 —, Miss.=Bisch. 204.  
 Sadrach, javan. Helfer,  
 71 f.  
 Saimahili, Dorf 457.  
 Sakajimba, Miss.=Stat.  
 367.  
 Salatiga, Bezirkshaupt=  
 stadt 67. 70. 126.  
 Salem, Erholungshaus,  
 502.  
 Salibabu, Insel 418.  
 Salisbury, Kapitän 27.  
 Saluc, Stadt= u. Miss.=  
 Stat. 410 f.  
 Samarang, Residentin 70.  
 126. 427.  
 Samba Kumba, eingeb.  
 Gehilfe 381.  
 Samory, Sklavenhändler  
 87.  
 Samosir, Insel 105. 425.  
 San Fernando, Miss.=  
 Stat. 11.  
 Sangi-Inseln 418 f.  
 San Salvador, Miss.=  
 Stat. 31. 33.  
 San Tong, Ort 356.  
 Sarali, Miss.=Gehilfe 469.  
 Sarbut, Nordbrenner auf  
 Sumatra 99.  
 Savu, Insel 420.  
 Sawah-Luntu, Missions=  
 Stat. 424.  
 Saymann, Miss.=Station  
 159.  
 Schageluk, kathol. Miss.=  
 Stat. 163. 168.  
 Schanghai f. Schanghai  
 573.  
 Schansi, chines. Provinz  
 205. 578.  
 Schantung, chines. Prov.  
 204. 575. 577.  
 Schausler, Ludwig 334.  
 —, Miss.=Arzt 334.  
 Schauhing, Ort 572.  
 Schawu, Ort 571.  
 v. Scheele, Bisch. 21 f. 25.  
 Schensi, chines. Provinz  
 205. 578.  
 Scheurer, Dr., Missions=  
 Arzt 422.  
 Scheve, Pred. 333.  
 Schiefer, S., Miss.=Haus=  
 Inspektor 15.  
 Schingling, Distrikt der  
 Mantschurei 205.  
 Schölziger, Miss. 335.  
 Schlicht, Pastor 496.  
 Schnaß, Miss. 359.  
 Schoolbred, Dr. 57. 59.  
 Schott, Dr., B. 434 ff.  
 529 ff.  
 Schreiber, A., Pastor  
 491 ff.  
 —, Dr., Miss.=Inspektor  
 417 ff.  
 Schutz, Miss. 101 f.  
 Schule, deutsche, u. Waisen=  
 haus in Smyrna 498.  
 Schulen, staatliche, Mas=  
 kas 169.  
 Schuler, Miss. 330.  
 Schulze, Benjamin, Miss.  
 250.  
 —, Miss. (Basler) 520.  
 Schwangschenggu, Stadt,  
 64.  
 Schwarz, Christ. Friedr.,  
 Miss. 249 f.  
 Schwarz, Miss. (Kamerun)  
 334.  
 Schweinfurth, Dr. 499 f.  
 Seceders, Kirche der 321 f.  
 Seher, Miss. 463 f.  
 Selfirk, Diözese 162.  
 Selwyn, Bisch. 262.  
 Senana=Missions=Arbeit  
 411.  
 Senegambien 381.  
 Seward, Staatssekretär  
 108.  
 Shangai, Stadt= u. Miss.=  
 Stat. 204.  
 Sheppard (amerik. Neger),  
 Miss. 41.  
 Sherbro, Insel 374. 376.  
 Shull, Prof. 158.  
 Siauir, Insel 418.  
 Siauw, Insel 418.  
 Siboga, Missions=Station  
 426.  
 Si döfa faha, Häuptling  
 449 f.  
 Sierra Leone 230. 371 ff.  
 Si Saol, Landschaft 106.  
 Sigata, Insel 424.  
 Sigompulon, Miss.=Stat.  
 102.  
 Sigumpar, Miss.=Station  
 104. 425.  
 Sihareo, Dorf 457.  
 Siheneasi, Miss.=Station  
 462.  
 Si Laetlaet, Miss.=Stat.  
 425.  
 Silindung, Landschaft 97 f.  
 102 f. 148. 152. 426.  
 Simangumban, Missions=  
 Station 101.  
 Simanoffor, Miss.=Stat.  
 425 f.



- Sims, Dr., Missions-Mrzt 30. 35.  
 Sjöblom, Baptisten-Missionar 27 f. 35.  
 Sipiongot, Miss.=Station 101.  
 Sipirot, Landschaft 97.  
 —, Miss.=Stat. 101.  
 Sipoholon, Miss.=Station 99. 102.  
 Sisobahili, Miss.=Station 453. 466.  
 —, Indianerstamm 115 ff.  
 Sitka, M. ff.=Stat. (Neu-Archangel) 155 ff. 158. 162. 167. 169.  
 Sitschuen, chines. Provinz 579.  
 Siuyang, Miss.=Station 578.  
 Sklavenhandel 536.  
 Sklaverei 537.  
 Slessor, Miß 52.  
 Smith, C. L., Missionar (Kirchenmiss.) 374.  
 —, Kanzler, 236.  
 Smyrna 498.  
 Snape, Miss. 39.  
 Snyder, Rev. 42.  
 Sörensen, P. 23 f.  
 Söul, Hauptstadt v. Korea 206. 564. 581.  
 Soga, Henderson, Miss. 56.  
 —, Thyo, Miss. 54 f. 57.  
 —, William Anderson, Dr. 56 f.  
 Sollaß, Prof., Dr. 181.  
 Sommerville, weslehan. Miss. 136.  
 Somerset East, Missions=Stat. 55. 57.  
 Sozialwissenschaft 435 f.  
 Speer, Rev. 217.  
 Spener 244. 7.  
 Spiegel, Miss. 423.  
 Spillenaar, Miss. 118.  
 Spitti, Provinz 444.  
 Sporket, Miss. 466 f.  
 Stanley 539.  
 Stanleytpool oder Arthington, Miss.=Stat. 32 f.  
 Stefan, Miss. 154.  
 Steffens, Miss. 335.  
 Stevenson, Prof., Miss. 160.  
 Stewart, R., W., Rev. 570.  
 Stifin, Indianerstamm 115.  
 St. Lawrence, Insel 160 f.  
 St. Louis (Westafrika), Miss.=Stat. 380.  
 St. Michael, Miss.=Stat. 157.  
 Stord, Eugen, Missions= Sekretär 299.  
 Stockholm 20.  
 St. Paul, Hauptort auf der Insel Kadak, Miss.=Stat. 154. 157. 164 f.  
 Strümpfel, P., 3 ff. 49 ff.  
 Studenten-Missions-Konvention, internationale, 278.  
 Stursberg, J., Missions= Inspekt. 12 ff. 67 ff. 117 ff.  
 Sudan 286.  
 Suiling, Miss.=Stat. 580.  
 Suitschau, Miss.=Stat. 580.  
 Sumatra 417. 420. 423. 425.  
 Sumba, Insel 422.  
 Sumpattem, Missions=Stat. 423.  
 Summers, Dr., Miss. 38.  
 Sundermann, H., Miss. 172 ff. 446 ff.  
 Surabaya, Missions=Stat. 422.  
 Surinam 343.  
 Sutschau, Stadt u. Miss.=Stat. 204. 574.  
 Swärd, Dr. 22.  
 Swatau, Stadt u. Miss.=Stat. 202. 567. 569.  
 Sztischuen, chines. Prov. 205.  
 Tabukan, Miss.=Stat. 418.  
 Tagulandang 418 f.  
 Tai, M., Maler 573.  
 Tainganfu, Miss.=Stat. 577.  
 Taipingkau, Stadt 63.  
 Taitschau, Miss.=Stat. 571.  
 Taiwanfu, Miss.=Stat. 203.  
 Tafu, Indianerstamm 115.  
 Talaguga, Miss.=Stat. 364.  
 Talautinseln 418 f.  
 Talithatumi, Diakon.=Hospital 494 ff.  
 Tamato, Miss.=Stat. 418.  
 Tamsui, Miss.=Stat. 203.  
 Tana, Fluß 118.  
 Taondrafi, Oberhäuptling 455.  
 Tarastad, Miss.=Stat. 57.  
 Tassufau, Stadt u. Miss.=Stat. 204.  
 Tatschienlu, Miss.=Stat. 579.  
 Taylor, Bisch. 30. 37 f. 369.  
 —, Hudson, Bbl. 6 ff. 200.  
 —, Mrs., des Vorigen Frau, Bbl. 7 ff.  
 —, =Weber, holländ. Beamter 459.  
 Teffer, Miss. 420.  
 Teissieres, Miss. 365.  
 Teller, Estimo-Industrieschule 171.  
 Telok dalam, „tiefe Bai“, Miss.=Stat. 447. 456.  
 Telugu-Gebiet 409 f.  
 —, Volk 409 f.  
 Temple, Dr., Erzbisch. 373.  
 Thlinkit, Indianerstämme 114 f.  
 Tholud, Prof., Bbl. 63.  
 Thomas, Dr., Miss. (Bapt.), Bbl. 26.  
 —, Miss. (Methn.), 427. 446 ff. 452 ff.  
 —, Miss.=Frau 461.  
 Thompson, Dr. 218.  
 —, Risk, Miss. 53.  
 Thomson, William, Miss. 7. 50.  
 Thornton, Miss. 166.  
 Three Years Enterprise 302 f.  
 Tieling, Stadt 63. 66.  
 Tjemeh, Miss.=Stat. 71. 126.  
 Tientsin, Stadt u. Miss.=Stat. 204. 577 f.  
 —, Vertrag zu 198.  
 Tijderes, Miss.=Stat. 421.  
 Timbuktu im Sudan 377.  
 Timor, Insel 417.  
 Tinneh= (Denneh-) Indianer 114.  
 Tiyo Soga 7.  
 Toaje, Miss. 233.  
 Toba, Landschaft 98. 104 f.  
 Tobasee 425 f.  
 Todgarh, Miss.=Stat. 58 ff.

- Töddölala, Häuptling 453 f.  
 Tokio, Stadt 217.  
 Tonga, Indianerstamm 115.  
 Totem-Säulen 115.  
 Traktatgesellschaft, dänische 316.  
 Trinidad 11.  
 Tschandra, Fluß 444.  
 Tschauhang, Miss.-Stat. 578.  
 Tschektang, chines. Provinz 203. 571 f.  
 Tschentu, Miss.-Gemeinde 580.  
 Tschifu, Miss.-Stat. 204. 577.  
 Tschimschin, christl. Indianerstamm 115.  
 Tschimulpo, Stadt und Miss.-Stat. 206.  
 Tschinan, Miss.-Stat. 204.  
 Tschingtschau, Miss.-Stat. 204. 576.  
 Tschinkiang, Stadt und Miss.-Stat. 204. 574.  
 Tschitschatoff-Insel 159.  
 Tschonglof, Stadt 569.  
 Tschunin, Miss.-Stat. 7.  
 Tschunfing, Miss.-Station 579 f.  
 Tschun Tschu, Ort, 356 f.  
 Tschitcheo, Miss.-Stat. 580.  
 Tschu, chines. Beamter 574.  
 Tugwell, Bsch. 230. 232 f. 235. 284 ff. 373.  
 Tuha Lalai, Häuptling 464 f.  
 Tulatsagamute, Nebenstat. 161.  
 Tumba, Miss.-Stat. 33.  
 Tumori, Dorf 456.  
 Tungyuh, Miss.-Stat. 50 f. 580.  
 Tutura, Miss.-Stat. 56.  
 Udaichur, Miss.-Stat. 59. 61.  
 Upabio, Esien, Kalabar-pastor 5. 50 f. 324.  
 Ullmann, Bsch. 21.  
 Ulrich, Miss.-Geschwister 93 f.  
 Ulu, Miss.-Stat. 418.  
 Uluan, Landschaft 105 f.  
 Unalaklit, Miss.-Stat. 165.  
 Unalaklit, Miss.-Stat. 155 ff. 164.  
 Underhill (Tundua), Transportstation 31. 33.  
 Unga, Miss.-Stat. 157. 164.  
 Ungwana, Miss.-Stat. 51. 53.  
 United Presbyterian Church 3 ff.  
 Unfittlichkeit 532.  
 Ussing, Lic. 23.  
 Utkeahve, Eskimodorf und Miss.-Stat. 160.  
 Urolo, Miss.-Stat. 55.  
 Wahl, Jens, Probst, 21. 25. 316 ff.  
 Valentine, Dr., Miss. 58. 61.  
 Bandleur, Lieutenant 227.  
 Wandouxiemus 538.  
 Werber, Dr. 218.  
 Verein (Blinden-), Hilfeshemer, für China 568.  
 Verein zur Unterstützung der Missionare der Salatiga-Miss. a. Java. 69 f.  
 Wiaza, Miss.-Fistalge-meinde 33 f.  
 Victoria, Miss.-Stat. (Kamerun), 329. 332. 334. 336.  
 Vidal, Bsch. 373.  
 Viktoria, Diakon.-Hospital in Kairo 502.  
 Vivi, Miss.-Stat. 139.  
 Völker, Miss., Bbl. 93.  
 Volkssitte, verderbl. auf Nias 672 ff.  
 Vollenhoven, Frau v. 68.  
 Vorder-Indien 409 ff.  
 Wadell, Hope, M., Miss. 6. 8. 49 ff. 321 f. 324.  
 Wahis, Generalgouverneur 27.  
 Waisenanstalt, Neutirkhner 13.  
 Wakefield, Methodisten-missionar 118.  
 Wallace, Jurist 10.  
 Wang kong ha, Ort 357.  
 Ward, Miss., (Baptist), Bbl. 26. 290.  
 Ward, Rev. (Methodist) 37.  
 Wari, Fluß 320 f.  
 Warned, G., D., Professor 23. 47. 194 ff. 261. 491. 528.  
 Warned, Joh., Miss. 97 ff. 145 ff.  
 Watney, Miss. 232.  
 Webb, Dr., Miss.-Arzt 32.  
 Weber, Miss. und Frau 118 ff.  
 Weeks, Bsch. 373.  
 Weerd, de, Miss. 450 f.  
 Weithien, Miss.-Stat. 204.  
 Weiuenpu, Stadt 65.  
 Wellmann, Dr., 367.  
 Welz, Freiherr v., 74 f. 243.  
 Wendt, Miss.-Sekretär, 259.  
 Benjaminoff, Miss., später Bsch. Innocens von Alaska, Erzbisch. 155 ff.  
 Wesbey 289.  
 West-Afrika 86 ff. 127 ff. 226 ff. 283 ff. 320 ff. 358 ff.  
 „West-African Presbtery“ kirchl. Verband 369.  
 Westwater, Rev. 63.  
 White, Miss. 31.  
 Whitehead, Miss. 32.  
 Wichern Dr. Bbl. 64.  
 Wiebe, Miss. 423.  
 Wijnveldt, Miss. 424.  
 Wilkes, Miss. 40.  
 Williams, eingeb. Miss. 379.  
 Williamson, David, Dr., schott. Bibelsagent 8. 51.  
 Wilson, Miss. 290.  
 Wilson, Pastor, eingeb. in Kamerun 335.  
 Witt, Pastor 406.  
 Witteveen, Pastor 68 f. 97.  
 Wohlers, Miss., Bbl. 93 f.  
 Wood, Miss., 233 f.  
 Wood-Insel, Miss. Pat. 165.  
 Wolf, Miss. 88.  
 Wolfe, Miss. 203.  
 Wong Sching, christlicher Chinese 20.  
 Wonorehjo, Ortschaft 68.  
 Woodside, Miss. 367 f.

Wüß, Miss. 118 ff.  
 Wuhu, Miss. Staat 574.  
 Wutſchang, Stadt und  
 Miss. Stat. 205. 575.  
 Wutſchau Freihaf., Außen-  
 station 569.  
 Wylie, Miss., 65. 351.

Wakusu, Miss. Stat. 31.  
 Wakutat, Miss. Stat. 165.  
 Walunka, Missions-Posten  
 377.

Watschau, Miss. Stat. 580.  
 Wensu, Miss. Stat. 577.  
 Weungkong, Miss. Stat.  
 568.  
 Wili, Stadt 63. 65 f.  
 Wingtſchau, Miss. Stat.  
 574.  
 Wulantang, Ort 575.  
 Worubaland, 226 f. 286.  
 373.  
 Young, Dr. 64.  
 Young, Mr. 9.  
 Yunnan, chines. Provinz  
 205. 580.

Zahn, F. M. Miss. Direk-  
 tor, 86 ff. 127 ff. 226 ff.  
 283 ff. 320 ff. 358 ff.  
 Zbl. 73 ff.  
 Zauberei 545.  
 Ziegenbalg, Barthol.=  
 Miss. 242. 247 ff. 256.  
 Zimmerbeutel, Miss. Ge-  
 schwister. 69 f. 73.  
 Zinzendorf, Graf, 342.  
 344.  
 Zoar, Diakon. Station in  
 Beirut, 500 f.  
 Zwergvölker, afrikan. 42.



### Blicke in den Gedankengang der Apostelgeschichte als Missionsgeschichte.

Von Konstantin Frid, Pfarrer in Barmen.

Auf einer Pastorkonferenz in unserer Wupperthaler Festwoche sprach der Herausgeber der allgemeinen Missionszeitschrift das Bedauern aus, daß die Gemeinden zu wenig in die Apostelgeschichte eingeführt würden. Es war mir ganz aus der Seele gesprochen. Die Apostelgeschichte vom ersten bis zum letzten Kapitel ist ein unerseßlicher Geisteshebel zur Belebung des Missionsfinnes in der Gemeinde, nicht bloß durch einzelne „Missionsbeweisstellen“, auch nicht bloß durch einzelne „Missionskapitel“, sondern durch ihre Totalität. Wir wollen es am 3. und 4. Kapitel in der Kürze zu zeigen versuchen, wie der Missionsfaden sich fortspinn<sup>t</sup>.<sup>1)</sup>

Handelte das 1. und 2. Kapitel von der Rüstzeit und der Weihe der Jünger als Missionare, fand durch Petrus' Pfingstpredigt der erste bahnbrechende Wurf des Weltmissionsnetzes statt, welcher 3000 Seelen als Anbruch und Unterpfand des kommenden Missionssegens eingebracht hatte und die Gemeinde Christi ins Leben rief, so muß sich nun in den folgenden Kapiteln zeigen, daß das am ersten Pfingstfeste Erlebte fortwirkende Geistesrealität war und ist — und nicht ein Geistesrausch und Geistesraum unnüchterner Schwärmer. Der Name Jesu ist im eminenten Sinne ein wirksames Heilsbanner ohne Gleichen für einzelne Menschen, für Gottes Bundesvolk, für alle Völker der Erde, und die um dieses Heilsbanner gescharte Gemeinde Christi ist, mit des heiligen Geistes Kraft ausgerüstet, im eminenten Sinn wirksam, die Menschheit zum wahren Heil zu führen. Der vom Himmel her fortwirkende Jesus bekennt sich fort und fort zu der auf Erden begonnenen Jesusarbeit der Seinen durch mitfolgende Zeichen seiner segensvollen Zustimmung. Es geschahen, so hieß es II, 43, viele Wunder und Zeichen durch die Apostel, das heißt vom Herrn Jesus durch die Hand der

<sup>1)</sup> Über die beiden ersten Kapitel. A. M. 3. 1894. B. 65. 81.



Apostel, nicht als Schaustücke sensationeller Art, sondern als Baumunder zum Weiter- und Ausbau der nun vorhandenen Gemeinde. Eines dieser Wunder wird nun im 3. Kapitel ganz besonders nachdrücklich und ausführlich in den Vordergrund gestellt, weil es nicht bloß persönliche Bedeutung für einen Menschen, sondern reichsgeschichtliche, missionsgeschichtliche Bedeutung hatte und haben sollte. Es fand eine Fortbewegung des Missionsgedankens statt. Hatte Petrus dem Volke Israel gegenüber das himmelschreiende Unrecht Israels an Jesus dargethan, daß sie ihn aus der Welt hinausgekreuzigt, und gezeigt, wie Gott im Gegenteil durch Auferstehung, Himmelfahrt und Pfingsten für ihn eingetreten als den wahren Herrn und Christus, so mußte nun offenbar werden vor Israel: dieser von Israel aus der Welt geschaffte Jesus ist gar nicht tot zu machen, er lebt und wirkt nur um so kräftiger fort, dieser von Gott beglaubigte Jesus reicht auch Israel des Geistes hilfreiche Hand, aber allerdings zu einem entscheidenden letzten Entweder — oder. Dieses Wunder sollte sich für Israel erweisen als ein einladendes Heilsignal oder als ein gellendes Warnungssignal.

Die allerbeste Hilfe, die man haben kann und allen andern schuldig ist und bleibt, ist die Hilfe in dem Namen Jesu. Von ihrer Anbahnung, Darreichung und Wirkung wird uns näherer Bericht erstattet. An jenem nach dem Propheten so wichtigen Tempelthor, wo menschlicher Kunstschmuck und menschliches Elend so grell kontrastirte, und doch so oft sich begegnete, da war das Mitleid besonders rege zu Augenblickshilfe mit hingeworfenen Bettelmünzen, so auch dem Lahmen gegenüber, der, von Mutterleibe hoffnungslos lahm, bereits über 40 Jahre alt war und als Israelit mit schlechtem Gewissen bettelte, denn es machte ihm den Vorwurf: es darf kein Bettler sein in Israel. Petrus und Johannes auf ihrem Gebetsgang zum Tempel hören ihn betteln, sie entziehen sich nicht von ihrem Fleisch, sie wollen zu gleicher Zeit dem Argerniß des Bettelns steuern, sie blicken ihn scharf an mit prüfendem, zugleich aber auch mit dem ein besseres Vertrauen in ihm ansachenden, barmherzigen und geduldigen Blicke und reichen ihm dann die allerbeste Hilfe, die in dem Namen Jesu liegt, dar, und der Herr wirkt mit diesem Bekenntnis zu seinem Namen augenfällig zusammen, daß es eine ganze Hilfe für Leib und Seele des Lahmen giebt. Seine Füße sprangen, und seine Seele ward zur Lobeharfe auf den Herrn, er ward ein treuer Anhänger und warmer Anwalt der Apostel.

In Salomonis Halle, wo der Heiland nach der Heilung des Blindgebo-

renen die Fahne seiner göttlichen Herrlichkeit entrollte „ich und der Vater sind eins“, gerade da pflanzen Petrus und Johannes nach der Heilung des Lahmen das Rettungsbanner des Namens Jesu auf, für das Volk Israel zu bezeugen, daß der Name Jesu durch der Werkzeuge Hand fortwirkend dasselbe vermag wie einst auf Erden. Er fährt fort, er fährt immer fort, zu helfen. Petrus aber schmiedet das Eisen, so lange es warm ist, er sieht das Volk in der Verwunderung, er läßt nun auf seine gewaltige Pfingstpredigt an die Völkervertreter, den gewaltigen Appell an sein Volk Israel erfolgen, eine mächtige Bußpredigt, wobei er die Hilfe der Gegenwart, die Verheißungen der Zukunft und die Stimmen aus der Vergangenheit reden läßt. Wenn einer, so weiß Petrus aus Erfahrung, was es um Buße sei, und aus seinem Wirken am Pfingstfest, wie eine Bußpredigt gehalten werden muß. Er weiß, welche Gewichte er in die Waagschale zu werfen hat: die Hilfe der Gegenwart. Seht, die messianische Zeit ist angebrochen, der von euch zu den Toten geworfene Name Jesu entfaltet seine Macht über die Welt, auch über Israel, — er hat dem lahmen Israeliten geholfen an Leib und Seele, nicht zur Verherrlichung der Apostel als Wunderthäter, sondern zu seines Namens Ehre. Gott hört nicht auf, seinem Kinde Jesus recht zu geben. Der Vater Jesu ist der Gott der Patriarchen, der Gott der Patriarchen erklärt ihn öffentlich als den auserwählten Knecht Jehovahs, so seid ihr im Widerspruch mit dem Gott der Patriarchen, mit dem auserwählten Knechte Jehovahs, an ihnen habt ihr euch vergriffen, gegen die Ströme des messianischen Segens schließt ihr euch ab, ihr seid im Unrecht, es kann euch aber noch geholfen werden, da ihr es in Unwissenheit gethan, und da der Liebesblick Jesu durch die Heilung des lahmen Israeliten euch sucht, so thut nun Buße und bekehret euch, daß eure Sünden getilgt werden. So werdet ihr aller Zukunftsverheißungen theilhaftig werden, die nur gewartet haben, bis durch die Sühnung der Schuld in Christi Blut der Niegel wich. Wenn der Herr Jesus in seiner Leidensgestalt schon solchen Segen der Veröhnung brachte, wenn er jetzt aus stiller Zurückgezogenheit im Himmel so helfen kann mit seinem Namen, was wird's für ein Heil geben, wenn mit seiner Wiederkunft die Zeiten der Erquickung anbrechen, die Herwiederbringung aller Verheißungen erfolgt, die Errettung von Not und Tod geschieht, und all' Feind' ein Ende hat.

Und nun mögen die Stimmen der Vergangenheit, Mose und die Propheten, noch zu Worte kommen, auf sie werdet ihr doch hören, hin zum Gesetz und Zeugnis, dann werdet ihr die Morgenröte einer besseren Zeit

haben. Sie haben deutlich genug gewarnt: wenn ihr dem Messias nicht gehorcht, werdet ihr getilgt aus eurem Volke. Sie haben deutlich genug verheißen: wenn ihr euch vom Messias segnen laßt, werdet ihr das messianische Stamm- und Muttervolk für alle Völker werden. Ihr seid der Propheten und des alten Bundes Kinder, euch zuerst gilt der Messias Jesus Christus unter der einen Bedingung, daß ein jeglicher sich bekehre von seiner Bosheit.

#### Kap. 4.

Das Rettungsbanner ist durch Petri beide grundlegende Predigten für die Völkermwelt und für Israel aufgerichtet als das Missionsbanner ohne gleichen, um das eine erste Geistesgemeinde gesammelt ist. So mußte die Weltmission des Christentums beginnen. Banner aufwerfen, eine Gemeinde um das Banner sammeln, so fängt heute noch alle schriftgemäße Missionsarbeit an, wenn sie intensiv und extensiv wirken will. Alle Einschmuggelung des Evangeliums auf Umwegen ist unbiblisch und darum unwirksam. Freilich wird es der schriftgemäßen Missionsmethode so ergehen, wie in der Apostelgeschichte, daß auf Kapitel 2 und 3 Kapitel 4 folgt, das heißt, daß das Leidenskapitel nicht ausbleiben kann, wenn das Evangelium die Luft zu erfüllen beginnt, denn dann gerät der Einfluß der öffentlichen Gewalten, wenn sie nicht darauf eingehen, ins Wanken und setzt sich mit List und Gewalt des bösen Feindes zur Gegenwehr, und alles, was ein böses Gewissen hat und festhält, verschwört sich gegen das Evangelium. Ob in der Apostelgeschichte, Missionsgeschichte oder Reformationsgeschichte, es findet im Kampf der Geister immer dieselbe Gruppenbildung statt, der Leute des bösen Gewissens und der Leute des guten Gewissens, die nicht anders können, als Gott mehr gehorchen. Ebenso findet nach innerem Reichsgottesgesetz immer der Fortschritt statt, daß das Heilsbanner des Evangeliums zum Siegesbanner wird, der Missionsgang wird offenbar als Siegesgang unseres allerheiligsten Glaubens, sobald er beginnt, die Luft der öffentlichen Meinung zu erfüllen, und sobald er sich Luft schafft in Warnungen, Bekenntnissen und Protesten.

Raum hat Petrus den Namen Jesu auch als messianisches Nationalbanner Israels entfaltet, so wächst die Zahl der Bekehrten um 2000, von 3000 auf 5000, wieder ein erfolgreicher Wurf des Missionsnetzes, ein Erscheinen größerer Werke. Sofort aber schreitet die Behörde ein, daß die religiöse Bewegung ja nicht übermächtig werde. Die Tempelwache wirft im Namen des Gesetzes die Apostel ins Gefängnis, worin sie, wie Jesus

für hernachmals vorausgesagt, ihm folgen; am anderen Morgen erscheinen sie in der Sitzung des Hohenraths, ohne sich von der hohenpriesterlichen Macht blenden zu lassen. Die falsche Entscheidung über Jesus zieht jetzt nach sich die falsche Entscheidung über die Apostel, die Sache Jesu machen sie nicht tot noch stumm, sie reißt weiter im Volk, die lauterer Seelen fallen dem Evangelium zu, die unlauteren ergreifen schlechte Kampfmittel, das Evangelium aber entfaltet seinen unüberwindlichen Siegesglanz. Petrus, voll heiligen Geistes, und nicht mehr voll fleischlichen, voreiligen Eifers, redet mit Mund und Weisheit in ehrerbietiger Form streng zur Sache, geht dann über in ernste Warnungen der Bauleute, die den rechten Stein verworfen haben, entfaltet das positive Bekenntnis, daß in keinem andern Heil ist als in ihm allein, und in diesem Namen steht der Lahme gesund vor ihnen. Das Warnen und Bekennen wird endlich zum Protestieren; richtet selbst, ob es vor Gott recht sei, Menschen mehr zu gehorchen als Gott, wir können es nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehört haben.

Ist eine Leidensstunde recht durchlebt zur Ehre Gottes unter freudigem Bekenntnis zu Jesu, so kommt allemal nach innerem Reichthumsgesetz der heilige Geist ins reichere Strömen, da giebt's ein Nachpfingsten, wobei Einmütigkeit im Gebet die Bedingung und mannigfaltige Rundgebungen des heiligen Geistes die Wirkungen sind. Die Apostel kamen zu den Thren, das Einigkeitsband ward zum Gebetsdrang im Namen Jesu, der ihnen so mächtig geholfen, und alle Gebete erhören kann, die in seinem Namen geschehen. Hier haben wir das erste Exempel des ersten gemeinsamen Gebetes im Namen Jesu aus gemeinsamen Erfahrungen zu gemeinsamen Zwecken. Das Reich Gottes mit seinen Hindernissen, die weggebetet, und mit seinen Förderungen, die herbeigebetet werden müssen, bewegt ihrer aller Herz und überwiegt alles persönliche Ergehen. Den Altherrn rufen sie an, der der Herr alles Grund und Bodens ist und nach seiner Weisheit alles weiß herrlich hinauszuführen, der allen Hindernissen und Zwischenfällen gewachsen ist und die wahre fördernde Freudigkeit des Geistes seinen Knechten geben kann zum Siege. Ohne Zweifel und ohne Zorn heben sie heilige Hände auf. Da kann die Antwort nicht ausbleiben. Die Stätte bewegt sich als Bürgschaft, daß alle Hindernisse müssen von der Stelle rücken, und die positive Förderung erfolgt durch reichere Ausstattung mit Kräften des freudigen Geistes, denn wer da hat und recht hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe, so giebt's aggressive Kraft und Mut



gegen die Welt in der Predigt des Auferstandenen, so giebt's noch innigere Gemeinschaft unter einander und noch großartigere Opferwilligkeit für das Reich Gottes, wobei Josès Barnabas mit dem Ganzopfer seines Vermögens voran leuchtete, und einem jeglichen gegeben wurde, was ihm not war. Die Bruderliebe, nicht eine Zwangssteuer und Zwangsteilung ermöglichte es.

So bilden Kap. 3 und 4 wichtige Etappen in der Missionsgeschichte der ersten Kirche und damit Etappen in der Missionsgeschichte aller Zeiten. Wo Mission Reichsgottesmission sein soll und will, gilt's von vornherein offene Entfaltung des einzigen Rettungsplaniers für die Menschheit, das „universale Panier ist auch das beste nationale Panier“. Nur so kommt's zur Sammlung einer Gemeinde, die aus der Wahrheit ist. Wo solche offene Entfaltung des Paniers erfolgt und das Evangelium beginnt, die Lust zu erfüllen, da giebt's Zusammenstoß mit den öffentlichen Vertretern des bösen Gewissens, die für ihren Einfluß fürchten, da hebt die Passion der Mission an, zu gleicher Zeit aber der Siegesglanz der Mission gegenüber der Welt, und der Zusammenschluß gemeinsamen Betens im Namen Jesu und gemeinsamen Erfahrens nachpflingstlichen Segens, also, daß die Bollwerke fallen und daß Gottes immer größere Werke offenbar werden in der Freude der Predigt, der Einmütigkeit des Geistes und der Opferwilligkeit für Gottes Reich.

## Skizzen aus dem englischen Missionsleben.<sup>1)</sup>

Von Julius Richter.

### 2) Bei Hudson Taylor.

Der Besuch bei Hudson Taylor und im China Inland-Miss.-House gehört zu den erfreulichsten und erbaulichsten Erinnerungen meiner Reise. Eine lange Eisenbahnfahrt hatte uns nach Mildmay im Norden Londons gebracht; noch ein paar Straßen, und wir waren in Newington Green, einem der vielen kleinen, grünen Plätze, welche das Häusermeer Londons unterbrechen. In einem Winkel des Platzes stehen über einem Thorbogen die Worte: China Inland House. Wir betreten hinter der Straßenfront einen mäßig großen Grasplatz mit einigen Schattenbäumen. In der Mitte erhebt sich das stattliche, vierstöckige Missionshaus, einfach

<sup>1)</sup> Vergl. A. M.-Z. 1897, B. 76.

aus roten Backsteinen erbaut. Die Ansprüche an architektonische Schönheit sind in London viel geringer als in unsern großen Städten. Hudson Taylor erwartete uns. Vielen deutschen Missionsfreunden ist der teure Mann von Angesicht bekannt, eine untersehte Figur mit energischen Gesichtszügen, mit so kindlichen, vertrauenerweckenden und liebevollen Augen, daß man sich sogleich wohlthuend angezogen fühlt. In dem äußerst einfach eingerichteten Studierzimmer saßen er und seine Frau sich an dem großen, breiten Tisch gegenüber, der sich durch das ganze Zimmer hinstreckte, eine Menge Briefe bedeckten ihn, es war gerade Posttag, Taylor hatte noch wichtige Schreiben nach China zu erledigen. Wir waren deshalb froh, daß seine Frau freundlichst übernahm, uns in dem Hause herumzuführen.

Es ist in der That in seiner Art sehenswert. Das Haus ist im Jahre 1894 mit viel Überlegung ganz für die Bedürfnisse dieser Mission erbaut und eingerichtet. Die beiden unteren Etagen sind in zwei Hälften geteilt; auf der einen Seite liegen die verschiedenen Bureaus und Geschäftszimmer und zu ebener Erde die Kapelle, das Heiligtum des Hauses, die Stätte der wöchentlichen Gebetsstunden, die Hudson Taylor selbst als die eigentlich treibende Kraft, das Rückgrat seiner Mission, bezeichnete. Auf der andern Seite liegen die Wirtschaftsräume für den großen Haushalt, Küche, Speisekammer, Speisezimmer und Mädchenzimmer, alles mit einer Sauberkeit und Behaglichkeit, die uns in Erstaunen setzte. Wir steigen zwei Treppen hinauf in die oberen Stockwerke. „Sehen Sie,“ sagte Mrs. Taylor, „wir haben an 700 Missionare und Missionarinnen in Verbindung mit unserer Mission, und Mr. Taylor wünscht, daß sie sich bei uns recht zu Hause fühlen. Da haben wir die einzelnen Zimmer ganz nach ihren Bedürfnissen eingerichtet. Diese beiden Stockwerke sind nur für die Missionare und ihre Familien, unsere Kinder, wie Mr. Taylor sie zu nennen liebt.“ Es war in der That rührend zu sehen, wie die Liebe aus jedem Winkel der Stuben herauszugucken schien: Hier war ein kleines, reizend eingerichtetes Boudoir. „Für junge, einzeln stehende Missionarinnen,“ erläuterte Mrs. Taylor. „Jede soll ihr Zimmer für sich haben, damit sie sich zu stillen Stunden der Sammlung und des Gebetes zurückziehen kann.“ Dort ein Zimmer mit zwei Betten für ein Ehepaar. Hier zwei Zimmer mit durchbrochener Wand für Eltern mit heranwachsenden Kindern, dort ein großes Zimmer mit großen und kleinen Betten bis zur Wiege herunter für kinderreiche Familien. Hier ein gemütlich eingerichtetes Wohnzimmer. „Wenn die Eltern,“ so be-

richtete unsere Führerin, „ihre kleinen Kinder zu Bett gebracht haben, wollen sie gern in ihrer Nähe sein.“ Dort war ein vollständig eingerichtetes Waschzimmer mit Wringmaschine und Trockenapparat: „Für die Mütter kleiner Kinder, die ja immer viel zu waschen haben, damit sie nicht nach der Küche herunterzulaufen brauchen.“ Nebenan, welch ein Entzücken, eine vollständig eingerichtete Spielstube für Kinder mit allem Spielzeug, das sich ein Kindesherz wünschen kann, von der Puppenstube und dem Schaukelpferd bis zum Kochherd und den Bleisoldaten. „Das ist für den Winter, wenn die Kinder nicht unten auf dem Rasen spielen können. Sie müssen bedenken, die Kinder kommen alle aus dem heißen China und müssen sich erst an unser kälteres Klima gewöhnen. Deswegen haben wir auch in allen Zimmern im Sommer und Winter Lustheizung, und jeder Missionar kann sich's genau so warm machen, als ihm gefällt. Das ist zur Behaglichkeit so viel wert.“ Wir kamen in ein besonders hübsch eingerichtetes Wohnzimmer und bewunderten die schönen, fast zu eleganten Möbel. „Ach, Sie müssen entschuldigen, daß es so elegant bei uns aussieht,“ sagte Mrs. Taylor lächelnd. „Die ganze Einrichtung des Hauses vom Dach bis zu den Kellern hat uns nicht einen Pfennig gekostet. Wir haben alles von dem Herrn geschenkt erhalten. Da lebte in London ein älteres Fräulein mit ihrer Mutter, die wollte so gar gern in den Dienst unserer Mission treten; aber Mr. Taylor sagte ihr immer wieder, sie habe daheim wichtigere Pflichten, sie müsse ihre Mutter pflegen. Das hat sie denn treulich gethan bis an deren Tod. Aber als der Herr ihre Mutter in Frieden heimgeholt hatte, da hielt sie nichts mehr in der Heimat. Da hat sie die ganze innere Einrichtung ihres großen Londoner Hauses unserer Mission geschenkt und ist selbst als Missionarin nach China hinausgegangen. Nun haben wir mit ihren Möbeln unser ganzes Haus behaglich einrichten können, und sie wohnt in einem elenden chinesischen Hause fern im Innern. Und nicht nur die innere Einrichtung dieses Hauses, sondern auch eine tüchtige Hausmutter hat uns der Herr beschert, Sie werden sie gleich kennen lernen. Sie wissen ja, daß wir nur selten und auf kurze Zeit in London sind; meist sind wir auf weiten Reisen durch die Provinzen Chinas. Da müssen wir jemand ganz zuverlässiges haben, der dieses große Haus mit seiner stets wechselnden Bewohnerschaft im rechten Geiste leitet. Da war in Schottland eine reiche, ganz allein stehende Gutsbesitzerstochter; ihre Eltern waren gestorben, nahe Verwandte hatte sie nicht. Die bot sich uns zum Dienste in der Mission an. Mr. Taylor machte ihr den Vorschlag, weil sie doch von Kind auf einem

so großen Haushalt vorgestanden habe, sei sie vortrefflich geeignet, Hausmutter des großen Missionshauses in Shanghai, des Hauptquartiers unserer Mission in China, zu werden. Darauf ist sie mit Freuden eingegangen und hat unsern großen, halbchinesischen Haushalt dort Jahre lang musterhaft geleitet. Aber sie konnte das Klima nicht vertragen, der Arzt schickte sie nach England zurück. Sie war ganz unglücklich; denn sie wollte so gern ihrem Herrn in der Mission dienen. Da wurde dies Haus gebaut, und wir brauchten notwendig eine Hausmutter dafür. So ist sie wieder zu uns gekommen, nun ist ihr und uns geholfen. Sie müssen wissen, Mr. Taylor und ich sind auch hier nur Gäste im Hause; wir brauchen uns um Wirtschaftsangelegenheiten gar nicht zu bekümmern; das besorgt sie alles allein.“

Es war inzwischen ein Uhr geworden, der Gong rief zum dinner; wir waren eingeladen, daran teil zu nehmen. Mrs. Taylor führte uns, der Weg ging durch Taylors Privatzimmer, und es war uns sehr interessant, dahinein einen Blick thun zu dürfen. Es waren nur zwei Zimmer: im Schlafzimmer war außer den Betten und einer Kommode kaum etwas zum Schmucke vorhanden, außer den zahllosen Photographieen der Missionare, die ohne Rahmen in großen Ständern befestigt waren. Hudson Taylor wollte sie offenbar recht nahe und recht bequem haben um ihrer persönlich in seinen Gebeten zu gedenken. Das andere Zimmer war zugleich Wohnraum und Empfangszimmer für alle durch das Haus gehenden Fremden. Ich glaube nicht, daß viele Pastoren daheim einfacher und beschränkter wohnen, als diese beiden anspruchslosen Leute; sie gehen ihren Missionaren mit einem trefflichen Beispiele der Selbstverleugnung voran.

Das dinner war so einfach wie möglich; Mrs. Taylor präsidirte an dem einen Ende der Tafel, die Hausmutter, von der wir schon gehört hatten, an dem andern. Die Angestellten des Hauses, die gegenwärtigen Missionare und Missionarinnen mit ihren Kindern gruppierten sich dazwischen, wie es ihnen gefiel. Eine kurze Andacht war unmittelbar vorher gewesen; die Unterhaltung war allgemein und interessant; sie drehte sich natürlich vorwiegend um chinesische Angelegenheiten.

Nach Tisch hatte Hudson Taylor selbst die Freundlichkeit, sich uns zur Verfügung zu stellen; ich hatte noch einige Fragen auf dem Herzen, die ich mir gern von ihm beantworten lassen wollte. Es ist ja in dem Betrieb der China-Inland-Mission so gar vieles, das unsern deutschen Missionsanschauungen schnurstracks zuwider läuft. Und doch ist es eine



alte Erfahrung, daß solche viel kritisierten Punkte sich ganz anders ausnehmen, wenn man sie einmal mit den Augen ihrer Freunde hat ansehen lernen. Hudson Taylor macht ungewöhnlich reichen Gebrauch von unverheirateten Damen, einzelne Striche des chinesischen Missionsfeldes stehen fast ausschließlich unter der Leitung der Missionschwwestern. Ich erlaubte mir ihn auf das nach unsern deutschen Begriffen Unziemliche und Anstößige dieser freien Verwendung einzelner Missionschwwestern inmitten fast rein heidnischer Distrikte aufmerksam zu machen. Taylor erwiderte: „Sie sehen die Sache mit Ihren deutschen oder europäischen Augen an; allein nach unserer Erfahrung gestaltet sich die Lage draußen in China ganz anders. Wir lassen niemals eine Missionschwester allein gehen, sondern wir geben ihr einen verheirateten chinesischen Katechisten mit. Da werden Sie sagen, dieser Chinese kann doch die weiße Missionarin nicht decken? Allein die Chinesen urteilen anders, in ihren Augen ist das chinesische Ehepaar ein durchaus ausreichender Schutz für die Ehre und den guten Namen der Europäerin. Und welche Vorteile bietet uns diese Verwendung der Missionschwwestern! Der eingeborene Katechist kommt auf der Station, wo er neben einem Missionar arbeitet, niemals zu rechter, innerer Selbständigkeit; er sieht sich selbst nur als den unselbständigen Handlanger desselben an und wird von den Chinesen neben dem überstrahlenden Lichte des Europäers kaum bemerkt. Ganz anders, wo er neben einer Missionschwester steht; da liegt die gesamte Predigt- und Lehrthätigkeit, die Vertretung der Mission nach außen in seiner Hand; er gilt als das Haupt der Mission und muß selbständig handeln. Und doch ist er zugleich unter der Kontrolle der Missionschwester, die ihm ratend und belehrend zur Seite steht und über ihn berichtet. Die Schwester selbst aber hat an dem weiblichen Teil der heidnischen Bevölkerung und der christlichen Gemeinde einen befriedigenden Wirkungskreis, und wenn etwa einmal bei einer Bibelfstunde auch Männer ihr zuhören, so wird es keinen Anstoß geben. Natürlich gehört viel Takt dazu, damit die Schwester und der Katechist ihre Stellung gegenseitig wahren.“

Hudson Taylor fordert von seinen Missionaren keine bestimmte, wissenschaftliche oder missionarische Vorbildung; er nimmt sie in seinen Dienst, wie sie sich vom Herrn berufen fühlen. Auch dagegen werden jedem Deutschen erhebliche Bedenken aufsteigen, der den unendlichen Fleiß und den Aufwand geistiger Kraft in unsern Missionsseminaren kennt. Taylor legte mir auf meine Frage sehr freundlich seine Anschauungen über diese wichtige Frage dar. „In einem so vielseitigen und weitschichtigen Werke

wie die China-Inland-Mission jetzt ist, sind Menschen verschiedenster Art erforderlich. Hier soll ein neues Missionsgebiet in Angriff genommen werden; dazu brauche ich Männer von starker Gesundheit und bedeutender körperlicher Leistungsfähigkeit, die Hitze und Kälte, Hunger und Durst ertragen und große Entfernungen zu Fuß zurücklegen können. Außerdem müssen sie ein offenes Auge und eine scharfe Auffassungsgabe haben, um zu erkennen, wo die Missionsarbeit mit der größten Aussicht auf Erfolg einsetzen kann. Sie sind die Rundschaffer. Dann soll an einzelnen Punkten geduldig und treu gearbeitet, gepredigt und gelehrt werden; dazu gehört eine ganz andere Art von Menschen. Dann sind für die einzelnen Provinzen oder für größere Arbeitsfelder leitende Männer erforderlich, welche die andern um Haupteslänge überragen und neben persönlicher Liebenswürdigkeit Organisationstalent und Willensstärke haben, um die Arbeit nach einheitlichen Gesichtspunkten zu ordnen. Dann wieder brauchen wir Schulmänner oder Ärzte oder Geschäftsleute und dergl. mehr. Es wäre ganz unmöglich, daß uns ein Missionsseminar für alle Bedürfnisse mit den rechten Leuten versehe; wir müssen vielmehr unsere Hoffnung auf Gott setzen, daß er uns aus allen Schichten der Bevölkerung, von den höchsten und gebildetsten bis in die Schichten des Mittelstandes hinunter, die rechten Leute zuführt und uns die Augen öffnet, daß wir jedermann an den gerade für ihn passenden Platz setzen können. Und unsere Erwartung ist nach dieser Richtung hin in einem Umfang erfüllt, wie wir kaum zu hoffen gewagt hatten.

„Nehmen Sie noch hinzu, daß unsere Missionare aus den verschiedensten Ländern kommen, aus England, Schottland und Irland, aus Deutschland, Schweden und Norwegen, aus den Vereinigten Staaten und Canada, aus Australien und Neuseeland. Wo und wie sollte da ohne eine unverantwortliche Vergeudung von Zeit und Geld ein Missionsseminar ins Leben gerufen werden? Allerdings kommt durch diese Verschiedenartigkeit der Missionare, ihre andersartigen politischen und religiösen Gesichtskreise ein Moment der Ungleichartigkeit in unsere Mission, wie es vielleicht keine andere Mission in gleichem Maße kennt. Allein wir suchen diesen Schaden nach Kräften dadurch gutzumachen, daß wir die gleichartigen Elemente auf geschlossenen Arbeitsfeldern zusammengruppieren. So arbeiten die Glieder der „Kirche von England“ zusammen in der Provinz Sz-tschuen, und sie befinden sich in so inniger Gemeinschaft mit den ihnen zur Seite arbeitenden Missionaren der Kirchenmission, daß einer unserer Missionare, Cassels, zum anglikanischen Bischof ordiniert ist.

„Aber wir verzichten keineswegs auf eine missionarische Durchbildung, nur legen wir dieselbe nicht wie Sie in die Heimat, sondern nach China selbst. Jeder, der in unsern Dienst tritt, hat zuerst nach seiner Ankunft in China ein halbes Jahr in einem unserer sprachlichen Seminare die Anfangsgründe der chinesischen Sprache zu erlernen. Die sprachliche Zerrissenheit Chinas ist nicht so groß, wie man nach den Verhältnissen in den zuerst erschlossenen und am besten bekannten Sübprovinzen annimmt. Im Norden und Westen Chinas wird neben den einzelnen, allerdings überall vorhandenen Provinzdialekten das Mandarin fast allgemein verstanden und überall auch von einzelnen gesprochen; es ist eine Art lingua franca in dem bei weitem größten Teile unseres Missionsgebietes. Diesen Dialekt müssen deswegen alle Anfänger lernen. Nach Ablauf des ersten halben Jahres werden sie zu einem älteren, erfahrenen Missionar geschickt und haben nun noch  $4\frac{1}{2}$  Jahre in abhängiger Stellung zu arbeiten und zu lernen, ehe sie als volle Missionare anerkannt und definitiv angestellt werden. Wir denken, daß diese Schulung im Angesicht der riesigen Mächte des Heidentums und der Sittenlosigkeit ein vollgültiger Ersatz für die vielleicht manchmal unzureichende wissenschaftliche Vorbildung ist.

„Wir machen es übrigens mit unsern chinesischen Gehilfen ebenso; wir haben auch für sie keine eigentlichen Bildungsanstalten. Die Begabtesten und Tüchtigsten unserer Christen werden solchen Missionaren beigeordnet, denen man es zutraut, daß sie pädagogisches Geschick und genügendes Interesse für die Ausbildung eines eingeborenen Gehilfenstandes haben. Bei diesen haben sie zu arbeiten, zu predigen, mit ihnen zu reisen, bis sie für einen selbständigen Posten geeignet gehalten werden.“

Es war uns eine Herzensfreude, den lichtvollen und warmherzigen Ausführungen Taylors zuzuhören, auch da, wo wir ihm nicht ganz zustimmen konnten. Er erzählte uns, in wie wunderbarer Weise Gott ihm die großen Geldmittel für dieses ausgedehnte Missionswerk zufließen lasse, und wie Gott auch in den schwersten Zeiten seine Hand schützend über den Missionaren gehalten habe, so daß von ihnen auch nicht einer je einen schweren Schaden an seinem Leibe genommen habe. Aus der ganzen Persönlichkeit sprach eine so lautere, wahrhaft kindliche Frömmigkeit, daß wir tief ergriffen von diesem Manne und diesem gesegneten Hause schieden.

# Wie wir den Papua das Evangelium bringen.<sup>1)</sup>

Von Missionar G. Kunze.

Die frohe Botschaft hinauszutragen unter die Völker ist die herrliche Aufgabe der Missionare. Sie zu verkündigen, ist aber keineswegs leicht, am allerwenigsten unter einem wilden Naturvolke, wie den Papua in Kaiser Wilhelmsland. Wie viel Zeit und Mühe erfordert es allein, bis der Missionar die Sprache den Lippen der Leute soweit abgelauscht hat, daß er ein Weniges vom Evangelium stammeln kann! Trotz jahrelangem Umgangs mit dem Volk sind uns bislang manche Ausdrücke völlig unbekannt geblieben. Auch sind manche Begriffe, welche für die Verkündigung des Evangeliums kaum entbehrt werden können, dem Papua fremd. Diese und viele andere Dinge sind dem Papua unbekannte Begriffe, von welchen er sich keine Vorstellung zu machen weiß.

Ebenso weicht seine Anschauungsweise oftmals von der unsrigen ab, was sich gleichfalls als Hindernis bei geistlichen Unterredungen geltend macht. Hoffen wir nun auch, daß sich mit der Zeit durch den Anschauungsunterricht der Jugend und sonstige Belehrung die erwähnten Hindernisse bei der Verkündigung des Evangeliums je mehr und mehr beseitigen lassen, so gilt es doch vorerst, sich durchaus der Ausdrucksweise und dem Fassungsvermögen der Leute anzubequemen. Wir können, um verstanden zu werden, gar nicht einfach genug reden, auch ist es erforderlich, stets an etwas, im Gesichtskreis der Leute Gelegenes anzuknüpfen. Eines Tages kam ich ins Nachbardorf und sah, wie etliche Männer ein Kanu aufs Land zogen. Das bot mir eine willkommene Gelegenheit, ihnen von Jesu zu sagen. „Ihr Männer,“ rief ich, „laßt doch euer Kanu im Wasser! Warum wollt ihr es auf den Strand ziehen? Morgen, wenn ihr darauf fahren wollt, müßt ihr es ja wieder ins Wasser schieben!“

Die Männer sahen mich spöttisch lächelnd an, als ob sie sagen wollten: „Kunze, welch' ein Dummkopf bist du doch!“ Dann sagte einer von ihnen: „Weißt du denn nicht, Kunze, daß das Kanu verfault, wenn wir es im Wasser liegen lassen? Ist nicht da, wo es jetzt liegt, viel Schlid (Schlamm)? Auch sind im Meerwasser ganz kleine sisse (Muscheltiere). Wenn wir das Kanu nur ein wenig im Wasser liegen lassen, so

<sup>1)</sup> Vergl. Kunze: „Im Dienste des Kreuzes auf ungebahnten Pfaden. N. M.-Z. 1897, 541. Ich drucke diese Reden ab, um zur Lektüre dieser trefflichen Schrift noch einmal einzuladen. D. H.



hängen sich gleich viele, sehr viele dieser kleinen Muscheltiere daran und bohren sich in das Holz. Sie bohren viele, viele ganz kleine Löcher hinein, die man mit den Augen kaum sieht, dadurch verdirbt das Kanu und wenn wir dann damit aufs Wasser fahren, so zerbricht es, und wir gehen unter.“ Was die Leute mir sagten, war mir natürlich längst bekannt, es sollte mir nur dazu dienen, sie mittels ihrer eigenen Worte auf etwas Höheres hinzuleiten. „Ihr seid kluge Leute“, sagte ich, „ihr wißt, daß euer Boot verdirbt, wenn es im schmutzigen, schlammigen Meerwasser bleibt, deshalb zieht ihr es auf den Strand. Ich will euch jetzt eine andere Rede sagen. Ihr sagt, ihr habt eine nutun (Seele), warum laßt ihr denn diese im Schmutz, im Bösen? Ihr wißt, daß Stehlen und Lügen, und Zauberei und Blutrache eine sehr schlechte Sache ist. Ihr wißt auch, daß ihr euch fürchtet, weil ihr innerlich böse seid, daß auch eure Dörfer immer kleiner und der Leute darinnen immer weniger werden, wenn ihr Böses thut. Warum seid ihr denn immer Freunde des Bösen? Warum werdet ihr nicht Freunde des Guten? Warum sagt ihr, wenn ich euch das Jesuswort verkündige: Wir wollen es nicht hören! Immer bleibt euere Seele im Bösen, im Schmutz, worin sie verdirbt, wie ein Kanu im Schlick! Die Leute hörten mir aufmerksam zu und ich fuhr fort: „In eurem Innern ist viel, sehr viel Böses. Wie die vielen sisse sich in euer Kanu hereinbohren, so bohrt sich all das Böse in euer Inneres. Ihr sagt: Man sieht kaum die Löcher, welche die Muscheltiere bohren; ebenso ist es mit dem Bösen. Auch das Böse, die Sünde bohrt ganz kleine, kleine Löcher in die Seele, die man mit den Augen nicht sieht. Erst wenn Jesus einem Menschen die Augen aufthut, kann er das Böse sehen. Ihr sagt, wenn ihr mit einem Kanu, in welches viele Muscheltiere Löcher gebohrt haben, über das Meer fahret, zerbricht das Kanu und ihr gehet unter. Gleich so ist es mit eurer Seele. „Eine Seele, darinnen das Böse bleibt, geht verloren.“

Nachdenklich, den Kopf zu Boden neigend, umstanden mich die Leute, und der eine sagte zum andern: „Agado (so ist es)!“ Dann sprach ich weiter: „Euer Boot kommt nicht von selbst aus dem Wasser und dem Schmutz; ihr Männer müßt es herausziehen und aufs Trockene schaffen. Nicht anders verhält es sich mit einer Seele. Auch sie kommt nicht von selbst aus dem Bösen, da muß ein anderer anfassen, der stark ist. Das ist Jesus. Er allein ist stärker als das Böse. Er will eure Seelen aus dem Schmutz ziehen, damit sie nicht verderben. Sprechet zu ihm: „Jesus mache unsere Seelen rein und gut, ziehe du sie aus dem Bösen!“ So

werdet ihr andere Menschen werden. Auch eure Dörfer werden dann anders werden. Wenn Jesus in eurem Innern und in euren Dörfern wohnt, dann fürchtet ihr euch nicht mehr. Dann werdet ihr auch nicht mehr morden, stehlen und lügen; und wenn ihr sterbet, so freuet ihr euch, weil ihr wißt: „Jesusfreunde gehen in den Himmel.“

Noch eine Predigtprobe ähnlicher Art. Einst hatte ich mit Missionar Dassel an einem steilen Abhang einen Zickzackweg angelegt, welcher von unserer, auf einem Hügel gelegenen Missionsstation zum Meeresstrand führte. Unsere Papua hätten gewiß einen solchen Weg nicht zu stande gebracht. Wochenlang mit Schaufeln und Spitzhacken zu arbeiten, wie wir Missionare es thaten, wäre ihnen doch der Mühe zu viel gewesen. Nichts desto weniger hatten sie, als der Weg endlich fertig war, große Freude daran. Manche kamen eigens auf unsere Missionsstation, um den neuen Weg zu betrachten. So stellten sich auch eines Tages etliche Männer ein, und schauten verwundert den Abhang hinab. „O Kunze!“ sagte einer, „wie viele Wege hast du gemacht!“ (Er hielt jeden Zug des Zickzackweges für einen besonderen Weg.) Ein anderer rief: „O dal ujan! — O malan balban!“ (O welch hübscher Weg, — welch schöner Anblick!) Mir aber kam dabei das Wort des Heilandes in den Sinn: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ „Gut,“ dachte ich, „darüber läßt sich jetzt diesen Papua etwas sagen.“ — „Ihr wißt,“ begann ich, „was früher hier an dem Abhang war, als Dassel und ich den Weg noch nicht gemacht hatten. Da war derselbe mit vielen Bäumen, mit Gesträuch und Unkraut bestanden. Dazwischen lag faulendes Holz, das sehr übel roch. Auch viele Eidechsen und Schlangen hielten sich unter den Bäumen und Gebüschern versteckt, und unten am Strande, wo die Bäume über dem Wasser hingen, lagen oft Krokodile. Was hat es jetzt gemacht, daß keine Bäume, kein faules Holz, keine Schlangen, Eidechsen und Krokodile mehr am Abhange sind?“ „O,“ antwortete einer der Papua, „ihr habt den Weg hergestellt und der Weg hat gemacht, daß die Bäume und Sträucher wegstamen und die Schlangen, Eidechsen und Krokodile fortgingen.“ „Ei“, sagte ich, „was nicht alles der Weg vermag! Seht“, fuhr ich fort, „so ist es auch mit dem Jesuswort, mit dem Evangelium, das will auch einen Weg machen, nicht auf dem Abhang dort, sondern in euerem Innern. Dieser Weg, den das Jesuswort in euerem Innern machen will, ist Jesus selbst. Er will in unser Herz hineinkommen. „Ihr wißt, Missionar Dassel und ich haben viele, sehr viele Tage arbeiten müssen, bis der Weg fertig war. Wir haben jeden Tag nur

ein kleines Stück Weges machen können. Ebenso macht auch das Jesuſwort alle Tage nur ein kleines Stück Weges in unserem Inneren. Zugleich beseitigt es an jedem Tage ein wenig von dem Gebüsch und von den Bäumen, das ist aber kein Gebüsch und Holz, wie es im Walde steht, sondern das ist das Böse in uns, die Sünde; es nimmt alle Tage ein wenig Böses aus unserem Herzen hinweg. Ihr habt mir vorhin gesagt: „Die Schlangen, Eidechsen und Krokodile sind von dem Abhange fortgegangen, weil wir die Bäume und Sträucher beseitigt haben. Sie wollten da wohnen, wo es dunkel ist, nicht, wo es hell ist. Ebenso ist es, wenn das Jesuſwort alle Tage ein wenig Böses aus unserem Herzen nimmt. Dann gehen auch daraus die Schlangen, Eidechsen und Krokodile fort, dann geht das Stehlen und Lügen fort, dann geht das Zaubern und Morden fort, weil es im Innern hell wird. Das alles will nur in einem Menschen wohnen, des Herz finster ist. „O awang balbal!“ o, welch ein schöner Anblick! habt ihr gerufen, als ihr unsern Weg sahet, „O awang balbal!“ werdet ihr auch rufen, wenn das Jesuſwort in euch den Weg bereitet hat und Jesus in euerem Inneren wohnt. Dann werdet ihr sprechen: „Gut ist es, daß jetzt das Böse aus uns fort ist, daß jetzt unser Inneres nicht mehr finster, sondern hell ist!“

Daß diese Predigt nicht ganz ohne Eindruck auf die Zuhörer geblieben war, sollte sich eines Tages zeigen. Ein gewaltiger Platzregen hatte nicht nur unsern schönen Weg, sondern auch das an einem Abhang gelegene Feld eines Papua weggeschwemmt. Der Mann kam auf unsere Station und beklagte sich Missionar Dassel gegenüber, daß wir beim Anlegen unseres Weges auch einige dem Götterriesen Kelibob heilige Bäume umgeschlagen hätten. Um uns zu strafen, meinte er, habe Kelibob den Platzregen geschickt, wobei denn auch sein eigenes Feld betroffen worden sei. Vergeblich versuchte Dassel, ihn eines besseren zu belehren und sagte schließlich zu ihm: „Warte bis Kunze kommt und rede dann mit ihm!“ Der Mann aber erwiderte: „Tea, tea, namoi! Kunze ru sakartinan; akot tingaik sagak — Jesus anen ru iwolle! Nein, nein ich will nicht! Nein, nein ich will nicht! Kunze redet eine starke Sprache; dann habe ich schlechte Eingeweide (dann bin ich unglücklich) — er redet die Jesuſsprache.“ Aus dieser seltsamen Bemerkung des Papua ging genugsam hervor, wie sehr das Wort der Wahrheit, welches er von mir gehört hatte, sein Herz erfaßt hatte.

# Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

N<sup>o</sup> 2.

März.

1898.

## Blicke in den Gedankengang der Apostelgeschichte als Missionsgeschichte.

Von Konstantin Fried, Pfarrer in Barmen.

Kap. 5—7.

Das große Werk der Menschenfischerei hatte am Tage der Pfingsten begonnen und zwar im Sinne „der größern Werke“, die der Herr verheißt und im Unterschiede von der Angelfischerei einzelner Seelen. Das Panier des Evangeliums war entfaltet als das internationale Panier für die Völker, wie als das nationale für das Volk Israel. Das Evangelium begann die Lust zu erfüllen mit seiner Lehre. Es kam infolge dessen zum Zusammenstoß mit den öffentlichen Gewalten, sofern sie Vertreter des bösen Gewissens waren, zur Passion in der Mission aber auch zur Entfaltung immer höheren Siegesglanzes und zu intensiveren Gluten christlichen Gemeinschaftsfeuers. Der Entwicklungsgang des Reichs Gottes sollte nunmehr vom ersten Gleichnis Matth. 13 zum zweiten vorrücken. Das Wort vom Reiche war ausgesäet, das Unkraut zeigte sich. Das kam vom Feind. Der Herr Jesus hatte ja Matth. 13 seine Jünger instruiert: diese Erfahrung vom Unkraut kommt; stoßt euch nicht daran, wenn sie kommt; ich konnte ihr nicht entgehen mit Judas Ischarioth, ihr werdet ihr auch nicht entgehen können; ich werfe keinen Stein damit auf euch, das kommt vom Feind. Solches Erlebnis vom Widerfahrnis des Unkrautes liegt in der Geschichte von Ananias und Sapphira vor. Wenn es vom Gesetz auf Sinai, wenn es noch vielmehr vom Kreuz auf Golgatha gilt, wievielmehr vom Pfingstfeuer des ausgegossenen und entbrannten heiligen Geistes: „Wer ist unter uns, der wohnen möge bei einem verzehrenden Feuer, der wohnen könne bei der ewigen Glut, die Sünder sind erschrocken, Zittern ist die Heuchler angekommen“ heißt's bei Jesaja. Welche Heuchelei kommt hier dem heiligen Geistesfeuer zu nahe? und was giebt das für ein Wetter zum Lohne als Rückschlag!

Es ist Heuchelei genug auf Seiten der Welt, wenn sie äußerlich den Segen der Kirche an sich rafft und das Herz ist fern davon. Es giebt unbewußte Heuchelei genug auch in unsern Herzen, die uns in den 139. Psalm hineintreibt: „Prüfe mich und erfahre, wie ich's meine“ und in den Gebetsvers: „König, dem wir alle dienen, ob im Geiste, das weißt du.“ Hier aber handelt es sich um wissentliche Heuchelei aus falschem Grunde des Herzens und mit unrechtem Zwecke, was nach



A. H. Francke in der Einleitung zum Bibellesen das Gegenteil von Herzensenkalt ist. Ananias d. h. des Herrn Antwort und Sapphira d. h. schön wie ein Edelstein — hilf Gott, wie hat der Feind diese Organe geschändet! Mit einem „aber“ kontrastiert dieses Unkraut mit dem vorherbeschriebenen schönen Weizen (die Menge der Gläubigen, Joses Barnabas). Welch feierliche Stunde, Stätte und Handlung! Die Offenbarung des h. Geistes, die Opferstätte der ersten Liebe der ersten Christen, wo der Geist glüht und die Herzen glühen, wird so schändlich entweiht! Ananias und Sapphira wollen als Edelsteine hervorleuchten, die sich und alles zum Ganzopfer bringen, aber sie bringen fremdes Feuer in die heiligen Pfannen. Die Sünde war schwer, weil sie wissentliche Sünde war, doppelt schwer, weil sie vereinbarte Sünde war, dreifach schwer, weil sie sich in die Blutstätte des heiligen Geistes hineinwagte. Petrus aber im heiligen Geiste die Sünde durchschauend schritt sofort zur Entlarvung. Ananias im Widerspruch mit deinem Namen, mit dieser heiligen Gemeinde, mit dieser Stätte, Stunde und Handlung, mit deinem Gewissen, ja mit dem heiligen Geiste, warum hast du den Satan dein Herz erfüllen lassen, daß du nicht Menschen, sondern Gott dem heiligen Geiste gelogen hast? Das ist das Glied einer längern innern Verkettung. Hat sich so lange irdischer Geldgeiz und geistlicher Ehrgeiz angehäuft aus der bitteren Wurzel ungebrochener Selbstsucht, hast du es für möglich gehalten, Gott und dem Mammon zu dienen, Behausung des heiligen und des unreinen Geistes zu sein? Es ist eine Sünde, teuflisch dem Ursprunge nach, eine Sünde wider den heiligen Geist dem Grade nach, eine Einführung des Unkrautes in die Kirche der Folge nach, ein höllisches Komplott zwischen Ananias Trug und Sapphiras Lug, eine Wiederholung des Schlangengifts vom ersten Paradiese. Da nach des Herrn Wort die Jünger das Unkraut nicht um seine Existenz bringen durften, die Gemeinde aber vom Bann gereinigt werden mußte, so mußte Gott selbst eingreifen durch das Strafgericht über beide, daß sie dahingerafft wurden. Ein Achan, Nadab und Abihu, Ananias und Sapphira, sie können auf die Dauer nach Psalm 1 nicht bleiben in der Gemeinde der Gerechten. Gott selbst sorgt dann je und je für ein die Gemeinde reinigendes Gewitter, wodurch die Geisteszucht und der Zusammenschluß der lauteren Seelen einen neuen Aufschwung nimmt. Durch fortlaufende Nebenreinigung und durch außergewöhnliche Lustreinigung kommt's zur Erstarkung, das ist ein Reichsgottesgesetz für alle Zeiten, die Gemeinde erweist sich dann im erhöhten Maße als eine Opferstätte einmütiger Liebe, ein erquickender Beschattungsort für alles Elend, als eine feurige Mauer wider unlautere Elemente, als eine Mehrungsstätte des Reichs Gottes.

Je mehr aber das Christentum einreißt im Volke, um so mehr steigert sich die Feindschaft. Kap. 4 werden die Apostel angefeindet um der Heilung des Lahmen willen, jetzt um ihrer Lehre willen; dort werden 2, hier alle 12 ins Gefängnis geworfen; dort in den Untersuchungsgewahrsam; hier ins öffentliche Verbrechergefängnis, dort ohne Schläge, hier mit Sträupen; es wird nicht lange mehr dauern, da wird Märtyrerblut fließen

(Kap. 7). Wie bei der Passion Jesu Herodes und Pilatus, so werden hier bei der Passion der Apostel Pharisäer und Sadduzäer eins wider die Wahrheit. Das Evangelium hat nicht die Verheißung, Sache einer herrschenden Partei zu werden. Man will es mit List oder Gewalt tot machen, es will aber immer mehr die Welt erfüllen mit seiner Lehre. Ob es äußerlich gebunden wird, es bleibt doch frei; ob es frei ist, es bleibt doch innerlich gebunden. Gottes Wort ist nicht gebunden, sagt Paulus. Das Wort sie sollen lassen stahn, singt Luther. Sie mögen uns den Kopf abschlagen, Christum können sie nicht enthaupten, ruft eine Stimme aus der Mission. Ob der hohe Rat die Apostel in Bande schlägt, der Engel des Herrn thut in der Nacht die Thür des Gefängnisses auf und fordert die Apostel auf zum freimütigen Auftreten, zu reden alle Worte dieses Lebens, alle, also unverkürzt und unabgeschwächt, Worte des Lebens, wie sie Leben wecken in den Seelen schon hier in diesem Leben und ein ewiges Leben verbürgen allen Sadduzäern zum Trost. Ein Denunziant hinterbringt ihr Auftreten dem hohen Räte. Man schreitet von Hauptmannswegen ein, die Apostel erscheinen vor dem hohen Rat, und dieser muß ihnen das glänzende Zeugnis wider Willen ausstellen: Ihr habt Jerusalem erfüllt mit eurer Lehre und wollt dieses Menschen Blut über uns bringen — der ihnen also doch nicht so ganz zu den Toten geworfen scheint. Hier findet sich zum „Aber“ der Feindschaft und zum „Aber“ der äußern Befreiung noch ein drittes „Aber“ hinzu: das Geisteszeugnis, das Petrus ablegt, und wobei er die innere Gebundenheit dieses Zeugnisses betont bei aller Freiheit von Menschenknechtschaft. Es gilt Gott mehr gehorchen als den Menschen. Das war das letzte Wort beim ersten Verhör als Frage, hier als ein göttliches Muß. Sie sind innerlich gebunden in ihrem Gewissen an diese Worte, die sie verkündigt haben, von Jesu dem Ermürgten, für den der Gott ihrer Väter durch die Auferweckung öffentlich eingetreten ist, zu geben Israel Buße und danach auch Vergebung der Sünden, für den sie, die Apostel, als Zeugen eintreten, und der heilige Geist in denen, die der Wahrheit gehorchen und vom Fürsten Jesu sich haben begnadigen lassen. An solchem Geisteszeugnis scheiden sich die Geister, es wird ihnen ein Geruch des Todes zum Tode, sie wurden wie durchsägt und gedachten sie zu töten. Gott aber erweckte als Gegengewicht sofort im Pharisäer Gamaliel einen Anwalt wider Willen, um der gesteigerten Bosheit in den Arm zu fallen. Es handelt sich um die Prüfung des Christentums, ob es ein Rat und Werk aus Gott sei, wer hat darüber zu entscheiden? und wie gedenken wir uns zu entscheiden? Es geht in der ganzen Reichsgottesgeschichte durch mancherlei Verfolgungen der Personen hindurch, aber es handelt sich doch im Grunde immer um die Prüfung, Erprobung und Inslichtstellung der ewigen Wahrheit. Gamaliel, einflußreich im hohen Rat wie im Volk, der berühmte Lehrer des späteren Paulus, Gesetzeslehrer und juristischer Beirat, bittet zunächst die Personen ganz bei Seite zu lassen, um in ihrer Abwesenheit die Sache selbst zu prüfen und schlägt als einzigen Maßstab der Beurteilung den

Maßstab des Erfolges vor. Wie lange haben's denn diese Volksbeglucker Theudas und Judas gemacht, sie sind gestorben, verdorben. Jedes schnelle Vorgehen reizt nur die augenblickliche Volksstimmung. Ist's aus Menschen, so wird Rat und Werk untergehen, ist's aus Gott, so wird's bestehen, ihr könnt's dann nicht dämpfen. Es ist dieser Gamaliel'srat ein Gemisch egoistischer und religiöser Begründung. Er erscheint hier in der Apostelgeschichte, später in der Reformationsgeschichte und Missionsgeschichte aller Zeiten. Falsch angewandt ist der Rat irreleitend, es giebt menschliche Werke, die nicht wie Strohfeuer niederbrennen, sondern, geschützt durch dämonische Glut, fortwirken, man denke an den Islam und den Umsturzgeist, wohl aber legitimiert Gott seine Werke durch Ewigkeitsdauer und Ewigkeitsernte ohne Aufhören. Die geschichtliche Entscheidung ist gefallen, die Pforten der Hölle haben die Gemeinde Gottes nicht überwältigen können. Der persönlichen Entscheidung kann sich auch keiner entziehen, der aus der Wahrheit ist, er würde zum straffälligen Gottesstürmer werden, der zu Grunde gehen muß. Jene saugen das Gift aus Gamaliel'srat und lassen die Apostel aus egoistischer Furcht leben, stäupen sie aber und verbieten die Predigt, sie wollen opportun handeln. Die Apostel aber treten desto überzeugungsgewisser für Rat und Werk aus Gott ein, bereit, wenn es sein muß, auch für ihre Überzeugung zu sterben.

#### Kap. 6.

Die Gemeinde Gottes wächst, es werden der Jünger viele, alle Leiden von Seiten der Welt können das Wachstum nicht aufhalten, soll der Palmbaum richtig wachsen, gehört der Stein in seine Krone hinein. Andererseits bringt das „Vielwerden der Jünger“ auch allerhand Mißstände mit sich. Gegenüber der schweren Flecken der Ananias und Sapphira-Sünde, möchten wir die Übersetzung der Witwen der griechischen Christen bei der täglichen Handreichung nur „Runzeln oder des etwas“ nennen und die Erfahrung davon wirkte sofort einen neuen Fortschritt in der Gemeindeentwicklung. Die Gemeinde verfaßt sich durch Vermehrung der Werkzeuge Gottes, und der Name des Herrn Jesu wird durch diese Vermehrung der Werkzeuge wie durch die Art ihres Wirkens und Leidens nur desto mehr verherrlicht. Je inniger und einiger die Gemeinschaft der ersten Christen war, um so empfindlicher berührte jedes Übersehenwerden armer griechischer Witwen, und wiederholte es sich, so legte man es als Parteilichkeit aus, die die hebräischen Witwen einseitig bevorzugte. Hätten die Apostel nun mehr Arbeit auf dieses äußere Gebiet der Armenpflege gewandt, so wäre jene Unterlassungssünde noch überboten worden durch die Unterlassungssünde in der geistlichen Verpflegung mit dem Worte Gottes, und der Schaden wäre größer geworden. Dazu kam, daß Moses Vorbild vorlag, der sich auf Jeschros Rat Gehilfen zugesellte, und daß Jesus zu den Zwölfen 70 Jünger hinzugeordnet hatte, um die Reichsgottesarbeit in ihrem Wachstum bewältigen zu helfen. So wählte man 7 Armenpfleger, 7, nicht 12, denn die 12fache geistliche Versorgung sollte als die Hauptsache voranstehen



der 7fache äußerer Versorgung, und das Anhalten am Gebet und am Dienst des Wortes mußte vor allem gewährleistet werden. 7 wurden gefunden, die ein gutes Gerücht hatten nach allgemeinem Urtheile der Brüder, die voll heiligen Geistes waren, die Armen zu erfüllen mit diesem allerheilsamsten Trost, mit dem sie selbst zuvor getröstet waren, und voller Weisheit, um die Armenverhältnisse mit Urtheil und Geschick zu durchdringen. Unter Gebet und Handauslegung wurden sie in ihr Amt eingewiesen, und die Verherrlichung des Namens Jesu folgte solcher Vermehrung auf dem Fuße: das Wort Gottes nahm zu, und die Zahl der Jünger wurde sehr groß zu Jerusalem. Es wurden auch viele Priester sogar dem Glauben gehorsam, die Starken fielen dem Herrn zum Raube. Die Verherrlichung des Namens Jesu hing aber weiter noch ab von der Art des Wirkens und Leidens dieser Sieben. Sie alle erwiesen sich als die rechten Männer, und wenn Stephanus als der glänzendste Stern nun in diesem Siebengestirn erscheint, so soll damit nicht ihm, sondern dem Herrn damit die Ehre gegeben werden, und die andern sollen damit keine Zurücksetzung erfahren. Man denke an Philippus, den wirksamen Evangelisten und Erweckungsprediger von Samaria. Stephanus hatte aber eine besondere Mission im Reiche Gottes zu erfüllen, die zu eng gewordene Schale des Judenthums sprengen zu helfen, damit das erweiterte Gefäß die Fülle der Heiden könne in sich aufnehmen, die schon im Kommen waren: Weil er der bahnbrechende Wegbereiter für Paulus sein sollte, mußte er ein Mann sein voll Glaubens und voll heiligen Geistes, voll Glaubens und voll Kräfte mit einer sonderlichen Gnade Eingang zu finden bei den Seelen, mit einer sonderlichen Kraft feindliche Widerstände zu überwinden, mit einer sonderlichen Ausrüstung Zeichen und Wunder zu thun. So trug er die besondere Legitimation von oben an sich, so verherrlichte er den Namen Jesu durch die Weisheit, mit der er wirkte. Als ein Mann aus dem Volke, bewegte er sich am liebsten unter dem Volke und verstand auf das Volk zu wirken. An Schlagfertigkeit war er den Schulgelehrten weit überlegen, ob sie Alexandriner, Libertiner oder Kyrener hießen. Als ein Grieche — führt er doch den griechischen Namen Kranz — war er in der Lebensanschauung der griechisch redenden Juden wohl zu Hause. Es gab damals in Jerusalem nicht weniger als 486 Synagogen verschiedener Nuancen. Er sollte aber nicht bloß durch seine unwiderstehliche Weisheit überall wirken, sondern auch durch seine Leiden den Namen Jesu verherrlichen. Die Passion Jesu sollte auch des Stephanus Passion werden durch Gerichtsverhandlungen, Gefängnis und Tötung. Falsche Zeugen werden auch hier gedungen, als habe er wider Mose, wider Gott, das Gesetz und den Tempel geredet, während er nur vor dem falschen Ruhepolster gewarnt hatte, als entbinde der äußere Besitz an Tempel und Gesetz von der unerläßlichen Pflicht der Sinnesänderung. Wenn ihr das Gute mißbraucht, so helfst ihr es durch Gottes Gericht zerstören; in der letzten Stunde kann euch doch weder Tempel noch Gesetz, sondern nur Christus, der Herr, erretten. So haben's auch die Apostel gesagt, so sage ich es euch auch in Übereinstimmung mit den Propheten,



hat doch Jeremias schon euer Volk von der Mördergrube des Tempels zum rechten Tempel, dem Herrn, hingewiesen. So brach allerdings Stephanus eine neue Freiheitsbahn. Kein Wunder, daß nun das Volk wider ihn fanatisiert wird, daß man ihn hinreißt und vor den hohen Rat führt. Aber Gott tritt für ihn ein, wie einst für Mose, den er sollte angegriffen haben. Gott läßt Stephanus' Antlitz leuchten wie Moses' Antlitz, ja noch mehr wie eines Engels Angesicht, aus dem die Fähigkeit recht zu urteilen und zu entscheiden spricht: Es leuchtete auf sein innerer Friede inmitten der Weltangst, die Siegesgewißheit in Sachen der Wahrheit, die er vertrat, die Leidensfreudigkeit unter der Schmach Christi, die lebendige Hoffnung auf die Herrlichkeit des ewigen Lebensfranzes. Ja, es ruhte der Geist der Herrlichkeit auf ihm.

### Kap. 7.

Als nun der Hohepriester Stephanum fragt: Ist dem also? legt Stephanus ein geistesgewaltiges Zeugnis ab, bis daß es von der Wut der Feinde erstickt wurde. Welch eine Verherrlichung Gottes, welch eine Bußpredigt ans Volk! so sanft beginnend und so mächtig sich steigend bis zur Wucht des Hammers, der Felsen zerشمeißt, welch eine Darlegung und Ausmünzung der Heilsgeschichte Gottes mit seinem Volke!

Wir fassen den Anlaß und die Form und dann den Inhalt ins Auge.

Stephanus hatte nicht mit fleischlichem Eifer diese Stunde der Verantwortung herbeigezogen, deshalb gab es ein so lichtiges Zeugnis, einen so klaren Posaunenton. Er mochte unter dem Eindrucke stehen: Es ist nur noch ein Schritt zwischen dir und dem gewaltsamen Tode. Der Hohepriester fragt ihn: Ist dem also? jetzt muß er Rede und Antwort stehen. Da giebt der heilige Geist das rechte „wie“: Liebe Brüder und Väter, höret zu. Er, der so schändlich Behandelte, bricht nicht los mit einem „Otterngezüchte“, er weiß, wes Geistes Kind er ist, kennt seine Stellung als Lamm unter reißenden Wölfen, er appelliert in Liebe an ihr Bruderherz, in Ehrerbietung an ihre „Väterstellung“. Es zeigt ihm der heilige Geist auch das rechte „was“. Er weist auf den doppelten Faden in der Geschichte Israels hin, wie sich Gottes Gnade weitergesponnen bis auf Christum hin und andererseits der Faden der Volksfeindschaft bis in diese Stunde hinein. Gott der Herrlichkeit, das sind die ersten Worte, die die ganze Geschichte Israels überhöhen und den Grundton der ganzen Rede bilden. Ich soll ihn gelästert haben, seht, wie ich ihn verherrliche, seht, wie er in eurer Geschichte ganz auf meiner Seite steht. Gott ist kein gebundener Gott, auch nicht gebunden an Gesetz und Tempel, wie ihr ihn verehrt, ich verherrliche ihn mehr als einen souveränen Gott. Begleitet mich hinein und hindurch durch die Geschichte Israels. Für ihn giebt's keine Bindung, er sucht Seelen, die ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten. So griff er sich den Abram heraus ohne all sein Verdienst und Würdigkeit, aus götzendienerischer Umgebung, fern vom

gelobten Lande. Er folgt dem Gnadenruf und wird Inhaber desselben, aber nur geistlicher Inhaber im Glauben, ohne ein Fuß breit zu besitzen, bis die Nachkommenschaft nach 400jähriger ägyptischer Dienstbarkeit es in Besitz nehmen darf. Gott schließt vor dem Gesetzesbund den Bund der Beschneidung mit Abram. Joseph außer Landes stand Gott näher als die Brüder Josephs im gelobten Lande. Jakob blieb in der Hungersnot nicht an der Scholle dieses Landes kleben, sondern zog fort. Die Gegner des Stephanus setzen sich in Widerspruch mit der Patriarchengeschichte, aber auch mit dem weitem Verlauf der Geschichte Israels, denn sie will hinaus auf eine höhere Gnadenordnung der Dinge, auf eine höhere Unterthanenschaft Gottes aus Gnaden im Glauben, obwohl unter Mose die Bindung des Volkes ans Gesetz und unter Salomo an den Tempel eintrat. Und doch erwählte Gott in freiem Wohlgefallen das feine Knäblein Mose, ließ es aber nicht in hebräischer, sondern ägyptischer Hausfittte erziehen, ließ ihn später noch wieder 40 Jahre lang ein Fremdling in Midian werden und erschien ihm nicht an heiliger Stätte, sondern in der Wüste. Derselbe Gott der Herrlichkeit in Moses Geschichte, wie in Abrahams Geschichte und in Moses Geschichte, wie nachher in Christi Geschichte, auf welche Moses mit seiner Weissagung und der Engel des Herrn durch sein Erscheinen hinwies und hindeutete. Obwohl der Herr die Stiftshütte dem Volke gegeben, band er sich nicht an sie, sondern arbeitete unter David und Salomo auf einen bessern Tempel hin, und als der fertig war, band er sich auch nicht an ihn, der von Menschenhänden gefertigt war. Erhob sich nun in der Wüste Widerspruch gegen das lebendige Gotteswort im Munde Moses, betete man das goldene Kalb an und ward von Gott dahin gegeben in das Gericht des Stern- und Molochdienstes, haben eure Väter die Propheten und Christum ermordet, ist's Wunder, wenn ihr dem heiligen Geiste widerstrebt? Wo dieser Gott der Herrlichkeit bezeugt wird, drängt er auf Herzensentscheidung: begnügt du dich mit äußerer Zugehörigkeit zum Heiligtum oder willst du ein Inhaber des heiligen Geistes wirklich sein? Fort mit allen falschen Selbstberuhigungen auf äußerlichen Ruhepolstern! Ihr Halsstarrigen, so geht Stephanus direkt nun auf die Gewissen los, ihr, die ihr nicht gehorcht, ihr Unbeschnittenen, die ihr eure Herzen nicht beschneiden laßt zum bessern Aufmerken auf das lebendige Geisteswort, ihr habt euch bis jetzt gegen die Propheten und das Gesetz gestellt, darum habt ihr auch Christum den Gerechten gemordet und wollt von meinem Zeugnis jetzt nichts wissen. Da ging es ihnen durchs Herz, aber nicht heilsam, sondern so, daß sie die Zähne zusammenbissen und zur Steinigung schritten, und nun gerade hierbei soll es sich recht offenkundig zeigen und bezeugen, daß Stephanus und seine Leute die wahren Inhaber der Gnadengegenwart Gottes sind, und nicht die jüdischen Gegner, die auf Gesetz- und Tempelbesitz pochen.

Und nun kommen wir zum Höhepunkt der Geschichte Stephani. Es ist einer der ergreifendsten Abschnitte der ganzen heiligen Schrift. Stephanus, des ersten Blutzeugen Leiden und Sterben auf der Wahlstatt des Glaubens, an Sieg und Segen so reich.

Was ist er doch für eine Verherrlichung des Gottes der Herrlichkeit! Anlaß, Hergang und Frucht fassen wir ins Auge.

Der Anlaß war ein doppelter: er lag in dem Fanatismus der Feinde wie in dem Geisteszeugnis Stephani von Jesu dem Gerechten, obwohl die Seele dieses Zeugnisses die Bruderliebe war: Liebe Brüder, hört zu, Herr, behalte ihnen ihre Sünde nicht. Er muß ihnen aber ihren Platz anweisen bei den Vätern den Propheten- und Christusmördern, er weist ihre Sünde auf als im Zusammenhang stehend mit ihrer Väter Sünde, als ein Widerstreben wider den heiligen Geist. Dieses Zeugnis erzeugt nicht, sondern offenbart nur die vorhandene Feindschaft, daß sie in tierische Wut ausbricht. Da erscheint nun Stephanus voll heiligen Geistes, der ihn tröstete: Du bist ja Gottes Kind und Knecht; der ihn erfüllt mit Siegesfreudigkeit gegen alle seine Feinde; der Jesum vor seinen Augen verklärte, als den zur Rechten Gottes erhöhten Herrn der Herrlichkeit. Bereit zur Drangabe seines Lebens, schaut er weg von der Erde, von der er gar nichts mehr zu erwarten hat, gen Himmel, von wannen allein alle Hilfe und auch seine Hilfe kommt (Ps. 121), gen Himmel, wohin auch Jesus schaute in der Nacht des Verrats (Joh. 17), gen Himmel, wo der sonst sitzende Danielsche Menschensohn sich erhob, ihm beizustehen wider alle tierischen Gewalten. Das Volk hält sich die Ohren zu gegen den letzten Wahrheitseindruck, es nimmt ihn in die Mitte, daß er nach keiner Seite entinnen kann, und führt und stößt ihn einmütiglich vor das Thor, denn draußen vor dem Lager soll der Lasterer sterben. Sie ziehen die Oberkleider aus und legen sie nieder zu den Füßen des Saulus, der sozusagen die leitende Seele, der Protektor der ganzen Bewegung war. Jeder will mithelfen, jeder meint Gott einen Dienst zu thun, jeder buhlt um die Gunst des Rädelshäupters Saulus, jeder brennt nach dem Ruhm, den ersten Stein aufgehoben zu haben. Da leuchtete Stephanus Glaube, Liebe, Hoffnung nach allen Seiten auf. „Herr Jesu“, das war und blieb das Bekenntnis seines Glaubens, das seit Thomas das Bekenntnis der Gemeinde des Auferstandenen geworden und das Arbeitsziel für alle Reichsgottesarbeit, das aber niemand wahrhaft aussprechen kann, ohne durch den heiligen Geist. „Nimm meinen Geist auf“, das war das Bekenntnis seiner Hoffnung, womit er seinen Geist in Jesu Hände befahl, wie einst Jesus den seinen in des Vaters Hände zur treuesten Verwahrung im dunklen Todesthal. Er kniete aber nieder und schrie laut — und das war das Bekenntnis seiner Liebe — Herr, behalte ihnen, den Feinden, diese Sünde nicht, er thut die Fürbitte in der Kraft der Fürbitte Jesu mit einer Liebe, die den Feinden vergiebt, die für die Feinde hofft, sofern sie nicht wissen, was sie thun, und es dem Herrn zutraut, auch noch einen Starken zum Raube zu erhalten — nämlich den Saulus. So entschlief er, ob man ihn zu Tode steinigte, sicher in Jesu Schoße als ein Sieger über alle Todesfurcht, alle feindlichen Mächte und über das eigene Herz. So lohnt die Welt den treuen Knechten Gottes mit Todesmartern, und sie lohnen ihr mit Segen. Wer so stirbt zur



Verherrlichung Gottes in den Fußstapfen und im Schoße Jesu, der stirbt wohl.

Das in die Erde sinkende Weizenkorn kann aber und wird nicht ohne Frucht bleiben. Wie an Jesu Grabe geheime Jünger offenbar wurden, ein Nikodemus und Josef von Arimathias, so treten hier gottesfürchtige Männer als Stephanus Freunde auf und begraben ihn pietätvoll. Als zweite Frucht beginnt zu reifen die Belehrung des Saulus. Zwar heißt es: er hatte Wohlgefallen an diesem Tode und zerstörte die Gemeinde und verfolgte sie mit Gefängnis, später aber heißt es: er schnaubte noch mit Drohen und Morden wie lange noch? War er es nicht, auf dem des sterbenden Stephanus Hoffnungsauge fürbittend ruhte: Herr, vergieh, hole ihn dir zur Beute und bringe damit der Feindschaft der Welt eine empfindliche Niederlage bei! Ein Stachel blieb jedenfalls in des Jünglings Brust zurück, das war schon keimende Frucht. Und dazu kam noch eine dritte Frucht. Die Christen, zerstreut, „ohne die Apostel“ zeigen durch ihre Bewährung im Glauben, daß sie auf eigenen Glaubensfüßen zu stehen gelernt haben, ja noch mehr, sie treiben aktive Mission, sie gehen umher und predigen das Wort. So bringt der durch die Christenverfolgung verwehte Blütenstaub Frucht: in Samaria wird das Feld weiß zur Ernte, wie es Jesus der Herr Joh. 4 am Jakobsbrunnen einst geweißt, Philippus, der Evangelist, wird die Ernte einbringen. O wie ist dieser erste Blutzugentod reich an Sieg und Segen, an Verherrlichung Gottes und des Heilandes im Himmel, ein noch immer fortwirkender Segen auf Erden. Seine volle Segensgeschichte wird aber erst dereinst am Throne Gottes offenbar, wenn wir in die himmlischen Scheuern werden hineinschauen können.

## Skizzen aus dem englischen Missionsleben.

Von Julius Richter.

### 3. Die Auffassung des Missionsberufes.

Die Verschiedenheit in der Auffassung des Missionsberufes ist einer der charakteristischen Unterschiede des englischen und deutschen Missionswesens. In Deutschland hatte sich schon unter dem durchschlagenden Eindruck der Missionsunternehmungen des 18. Jahrhunderts, der dänisch-halleschen Mission und der Brüdermission, eine bestimmte Idee des Missionars herausgebildet, der „Missionar“ war in gewisser Weise eine festumrissene Persönlichkeit geworden, wie etwa der „Pfarrer“ und der „Lehrer“, und als seine spezifischen und im wesentlichen ausschließlichen Amtsobliegenheiten galten die Predigt des Evangelii, die Verwaltung der Sakramente und die seelsorgerliche Pflege der eingeborenen Gemeinden. Diese spezifisch-religiöse Auffassung vom Missionsberuf beherrscht in Deutschland so ausgesprochen die Missionsbewegung unseres Jahrhunderts, daß sie ihr zum Teil den wesentlichen Charakter ihrer Gleichartigkeit aufgeprägt hat. Deutsche Missionsarbeit ist überall gleichartig, mag sie unter den Eskimo, den



Raffern, Hindu oder Chinesen betrieben werden; aus demselben Missionsseminar, mit derselben theologischen Ausrüstung und denselben Berufsauffassungen ziehen die Missionare zu den verschiedensten Völkern.

In England hatten die sehr sporadischen Missionsversuche des 17. und 18. Jahrhunderts nicht vermocht, ein derartiges Missionsideal zu prägen, weder Eliot noch Brainerd haben einen bestimmenden Einfluß auf das englische Missionsleben ausgeübt. Als um die Wende des vorigen Jahrhunderts die neue missionarische Bewegung einsetzte, stand man vor dem missionarischen Berufe wie vor einem novum, und die Zeitumstände waren ganz danach angethan, es zu einer klaren, geistlichen Durchbildung dieses Berufes und Begriffes sobald nicht kommen zu lassen. England war eine koloniale Macht ersten Ranges, und die Triebfeder der Mission war nicht bloß das Erbarmen mit einer ohne das Heil in Christo verderbenden Menschheit, wie es stets in Deutschland gewesen, sondern auch das Pflichtgefühl eines christlichen Herrschervolkes, seinen heidnischen Unterthanen die Segnungen der christlichen Kultur zu bringen. Die Lebensmitteilung des christlichen Albion an die unterworfenen Völker, das ist die Parole der englischen Mission. Jene Trübungen der Missionsaufgabe, welche bei uns zu Beginn der kolonialen Ära die Geister verwirrten und den spezifisch-religiösen Charakter der Mission zu verdunkeln drohten, beherrschten England schon beim Beginn der Missionsepöche. Auf dem ersten Schiffe, welches die Londoner Mission 1795 nach Tahiti sandte, befanden sich 6 Zimmerleute, 2 Schuhmacher, 2 Maurer, 2 Schneider, 2 Schmiede, 2 Weber, 1 Wundarzt, 1 Hutmacher, 1 Brauer, 1 Seidenweber, 1 Kunsttischler, 1 Tuchhändler, 1 Sattler, 1 Böttcher, 1 Fleischer — und nur 4 minister. Die ersten Missionare der Baptisten-Mission in Indien waren ein Wundarzt (Dr. Thomas), ein theologisch äußerst wenig vorgebildeter Schuhmacher (Carey), ein Buchdrucker (Ward) und ein Lehrer (Marshmann). Das waren allerdings die Anfangszeiten, die ersten Versuche der jungen, noch unerfahrenen Missionsgesellschaften. Aber sie sind charakteristisch für England, und sie sind in gewissem Sinne maßgebend geblieben. Man überzeugte sich bald, daß eine gewisse Vorbildung zum Missionsberufe erforderlich, und daß nicht jeder warmherzige Christ, Schuhmacher oder Schneider, gleichgut dazu befähigt sei. Aber zu einem scharfumrissenen, klargrenzten Begriff des Missionars ist es nie gekommen. Der „Missionar“ ist in England eine allgemeine Kategorie geblieben wie etwa im Deutschen der „Beamte“, der „Kaufmann“. Wie bei diesen allgemeinen Kategorieen noch ein weiter Spielraum bleibt in Bezug auf die Sphäre des Standes und Erwerbes, so birgt der Allgemein-Begriff „Missionar“ in England eine Fülle verschiedenartiger, nach Zeit und Umständen ausgeprägter Berufsarten in sich. Es ist mehr als eine schematische Rubrizierung, wenn fast alle englischen Missionsgesellschaften scheiden zwischen evangelistic, educational, medical, industrial, pastoral, lady missionaries u. s. w., der allgemeine Missionsberuf hat sich für das englische Bewußtsein thatsächlich in eine uns oft geradezu verwirrende Mannigfaltigkeit von Ämtern auseinander gelegt.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese englische Auffassung einige Vorteile hat. Sie ermöglicht es, Männer von verschiedenem Lebensalter und Vorbildung nach einer sehr kurzen Ausbildung aus ihrer heimatlichen Arbeitsphäre auf das Missionsfeld zu verpflanzen. Ob ein Pastor in einer Londoner Vorstadtgemeinde oder in einem Raffernkraale predigt, ob ein Lehrer englischen oder chinesischen Jungen das Abc beibringt, ob ein Arzt weiße oder schwarze Patienten behandelt, ist schließlich ein so großer Unterschied nicht. Es erfordert die Erlernung einer fremden Sprache, das kostet ein Jahr, dann ist die größte Schwierigkeit überwunden. Es ist deshalb nicht notwendig, daß nur junge Leute in dem bildungsfähigsten Alter in die Missionsseminare eintreten und in einem fünf- oder sechs-jährigen Kursus zum Missionsberufe vorgebildet werden. Auch unsere deutschen Missionsleitungen denken in Bezug auf die Missionschwestern, die Vorbildung derselben in den Diakonissenhäusern und in den Lehrerinnenseminaren sei im allgemeinen als eine genügende Vorbildung anzusehen, um im Missionsdienst mit Nutzen verwertet zu werden, und senden deshalb die mit dieser Qualifikation bei ihnen sich Meldenden ohne weitere spezielle Vorbildung hinaus. So machen es im wesentlichen die englischen Missionsleitungen mit der Mehrzahl ihrer Missionare, sie nehmen fertig vorgebildete Pastoren, Lehrer, Ärzte, Handwerker u. s. w. und verwenden sie in einem ähnlichen Berufe in der Heidenwelt. Natürlich müssen sie auf diese spezielle Vorbildung weitgehende Rücksicht nehmen; während in unsern Missionen im wesentlichen jeder Missionar die Stellung jedes andern einnehmen kann, wird in englischen Missionen ein Arzt eben Arzt, ein Lehrer immer in der Schule, ein Handwerker in seiner Werkstatt bleiben, und die Missionsleitung hat sich bei der Annahme der betreffenden Personen die Frage vorzulegen, ob sie jetzt einen Pastor, Arzt, Lehrer zc. gerade gebrauchen kann oder nicht. Die deutschen Missionen können diese englische Methode nicht nachahmen, weil sich fertig ausgebildete Leute nicht in genügender Anzahl für den Missionsdienst melden würden, sie würden ihren Beruf lieber in der Heimat suchen. Auch würden sie den historisch gewordenen festen Begriff des Missionars um keinen Preis aufgeben. Aber es ist wahrscheinlich, daß durch diese Vielseitigkeit und Vielartigkeit viele zur Mission gezogen werden, die unter gleichen Verhältnissen bei uns den Trieb nicht fühlen. Sie haben Anlage und Neigung für das Lehrfach, den ärztlichen Beruf, den Gartenbau u. dgl. mehr, aber nicht für die Theologie, die Predigt und Seelsorge, — ihnen steht in England der Missionsdienst offen, in Deutschland nur in beschränkter Weise.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Aber auch der englische Arzt-, Ingenieur-, Offizier- oder Handwerker-Missionar kann teilnehmen an missionarischer Predigt, Lehrthätigkeit, Übersetzungsarbeit u. s. w. und nimmt thatsächlich an ihr teil. Man braucht nur an den auch bei uns wohlbekannten Alex. Mackay aus Uganda zu denken. Nach englischer Auffassung braucht eben nicht eine theologische Bildung Voraussetzung der Predigtthätigkeit zc. zu sein; nicht bloß bei den Dissenters, sondern auch in kirchlichen Kreisen wird von dieser Voraussetzung namentlich für den Missionsberuf häufig dispensiert. Aber auch nur dispensiert. Die Zahl der ordinirten Missionare ist doch weit größer als die der sog. Laienmissionare.

Es liegt auch darin mit begründet, daß den Engländern ein Missionsdienst auf Zeit gar kein so unsympathischer Gedanke ist wie uns.<sup>1)</sup> Sie sehen im wesentlichen die Berufssphären als dieselben an und glauben dem Herrn ein würdiges Opfer darzubringen, wenn sie ihm die besten Jahre ihres Lebens opfern. Englische Bischöfe<sup>2)</sup> ermuntern neuerdings geradezu ihre Diözesangeistlichkeit, nach einigen Amtsjahren in der Heimat für ein halbes oder ganzes Jahrzehnt in den Missionsdienst zu treten. Die Mehrzahl der Missionare der Universitäten-Mission sind solche Zugvögel. Es liegt im englischen Nationalcharakter, daß sie wenig aus sich herausgehen und im ganzen Engländer mit allen ihren Tugenden und Schwächen auch unter den fremdartigsten Verhältnissen bleiben. Das erleichtert ihnen die Versetzung z. B. aus einer behaglichen englischen Landpfarre in die Einsamkeit des afrikanischen Urwaldes, sie führen auch dort im ganzen dasselbe Leben, essen dieselben Gerichte, pflegen dieselben Gewohnheiten wie daheim. Und wenn wenn sie nach 5 oder 10 Jahren in ihre Pfründe daheim zurückkehren, ist ihr Blick erweitert, ihre Erfahrung bereichert, ihre Missionsliebe vertieft.

Es erleichtert auch die Last der Missionsleitungen, wenn invalide Missionare ohne zu große Schwierigkeit in der Heimat in ihren alten Beruf zurücktreten können; Pastoren, deren Konstitution das westafrikanische oder indische Klima nicht mehr vertragen kann, übernehmen ein Pfarramt in der Heimat; Ärzte suchen sich eine Praxis oder werden an einem Krankenhause angestellt; auch für die Lehrer finden sich angemessene Stellungen. So ist die Zahl derer viel geringer, welche die Notwendigkeit, ihren Missionsberuf zu verlassen, existenzlos macht, und die dadurch der Missionskasse schwere Opfer auferlegen. Ja manche Missionsleitung, wie die der Universitäten-Mission, kann es wagen den Grundsatz aufzustellen, daß sie für invalide Missionare gar keine Verpflichtung übernimmt.<sup>3)</sup>

Es fällt dagegen im Vergleich mit dem deutschen Missionswesen zu Ungunsten des englischen erheblich ins Gewicht, 1. daß es ungleich schwerer ist, mit einem so komplizierten und nicht speziell fachmännisch vorgebildeten Personal eine planmäßige Missionsarbeit anzugreifen und durchzuführen; der englischen Missionsarbeit klebt vielfach der Charakter des Dilettantismus an; 2. daß bei diesem Personal die Gefahr viel größer ist, die Grenzen der eigentlichen Missionsarbeit zu vermischen und entweder in die rein pastorale Thätigkeit eines heimischen Pfarrers oder in die ausschließliche Schulthätigkeit eines Schulmannes oder in allgemein kulturelle und humane Aufgaben und Arbeiten sich zu verlieren. 3. Es ist doch nicht so leicht und erfordert ein besonderes Maß von Weitzherzigkeit und Weitsichtigkeit, die daheim unter fachmännischen Gesichtspunkten getriebene ärztliche oder geistliche Arbeit draußen unter den zum Teil anders gearteten, missionarischen Gesichtspunkt zu stellen. Es muß

<sup>1)</sup> Mit diesem Übel hängt es zusammen, daß so viele englische Missionare sich nie in die Volkssprache und in die fremden Anschauungen, Sitten etc. einleben. D. S.

<sup>2)</sup> So besonders Selwyn, *Pastoral Work in the Colonies and the Mission* Field S. 152 ff. Vergl. *Central Africa* 1818, S. 13.

<sup>3)</sup> Morshead, *History of the Un. Miss.* S. 437.



meint, und es scheint uns ein Hauptfehler der englischen Missionsarbeit zu sein, daß sie zu schematisch vorgeht, ohne sich an die fremdbartigen Verhältnisse der Missionsfelder genügend zu akklimatisieren. 4. Dazu geht die im Verlaufe einer kurzen Missionszeit angesammelte Erfahrung immer wieder mit dem Wechsel des Personals verloren. Jede neue Generation von Missionaren muß wieder von vorn anfangen.<sup>1)</sup>

#### 4. Islington College.

Unter diesen Voraussetzungen nimmt die Ausbildung der Missionare in England nicht annähernd dieselbe Bedeutung ein, wie bei uns. In Deutschland sind die Missionsseminare die fast ausschließliche Bezugsquelle des Missionspersonals. Jede größere Gesellschaft hat ihr eigenes Missionsseminar, welches sie nach ihren besonderen Gesichtspunkten leitet. Im ganzen sind die Lehrpläne und Lehrziele dieser Seminare so ähnlich, daß auch diese gleiche Vorschule dem deutschen Missionswesen den Charakter der Gleichartigkeit aufprägt. Alle unsere Gesellschaften arbeiten mit einem gleichmäßig und speziell fachmännisch vorgebildeten Personale.

In England wäre es für eine größere Gesellschaft einfach unmöglich, aus einem einzigen Seminar ihr gesamtes Missionspersonal zu beziehen. Die Missionsarbeit hat sich viel zu sehr geteilt und erfordert zu mannigfaltige Fach- und Vorkenntnisse. Es wäre auch für eine englische Missionsgesellschaft Thorheit, sich der riesigen Arbeit und der ganz erheblichen Kosten zu unterziehen, welche diese fachmännische Vorbildung mit sich bringt. Es melden sich junge Leute mit in gewisser Weise zum Abschluß gekommener Vorbildung in genügender Anzahl. Im baptistischen Missionshause in London sagte man mir, ihre Gesellschaft sende zum bei weitem größten Teile speziell geistliche Missionare aus, aber man beziehe sie einfach von den theologischen Seminaren oder Colleges der Baptisten-Union, nur Aspiranten mit der vollen Befugnis zum heimatlichen Kirchendienst werden berücksichtigt, an ihnen aber sei kein Mangel. Der Missionssekretär der schottischen Freikirche erzählte mir, er suche sich aus jeder Promotion des freischottischen Theologenkollegs die tüchtigsten aus, um sie für die Mission zu gewinnen, nur die Elite der theologischen Jugend sei für die verantwortungsvollen Stellungen im Missionsdienst der Freikirche tauglich. Die Studenten-Missionsbewegung wird mehr denn je die Missionsgesellschaften mit einem wissenschaftlich vorgebildeten Personale versorgen.<sup>2)</sup>

Und doch haben einige große Gesellschaften eigene Missionsseminare. Auch diese Colleges haben eine wesentlich andere Stellung als unsere Missionsseminare. In England und speziell im Bereiche der Staatskirche werden die theologischen Prüfungen nur vor den geistlichen Behörden, also vor den Bischöfen abgelegt. Die Bischöfe haben es in der Hand, die Anforderungen an die Kandidaten zu bestimmen, und sie verfahren

<sup>1)</sup> Natürlich auch cum grano salis. Es giebt doch auch nicht wenig englische Missionare, die ein langes Leben im Missionsdienste aushalten und sich völlig in die fremden Verhältnisse einleben und eine erprobte Erfahrungstradition vererben. Auch hier darf man nicht generalisieren. D. S.

<sup>2)</sup> Wenn es nur mit demselben nicht so geht, wie oben tadelnd bemerkt wurde, daß die Majorität dieser Theologen nur eine kurze Zeit im Missionsdienste bleibt. D. S.



dabei ziemlich willkürlich, je nachdem der Andrang groß oder gering ist. In abgelegenen Diözesen mit kleinen Pfarreinkünften sind die Anforderungen geringer als in London und Oxford. Nach englischer Art werden aber nicht wie bei uns Disziplinen ausgegeben, in denen die Prüfung stattzufinden hat, sondern Textbücher. (Bei uns findet z. B. die Prüfung in Kirchengeschichte statt; ein englischer Prälat würde etwa ankündigen: Kirchengeschichte von Kurz, Bd. 1.) Die Kandidaten haben also nur diese Textbücher gründlich zu lernen, — bei dem kompilatorischen Charakter dieser Textbücher eine ziemlich mechanische Arbeit, — so haben sie eine ziemliche Garantie, daß sie das Examen bestehen. Zur Vorbereitung auf diese Examina ist also erforderlich, daß Anstalten bestehen, in welchen diese Textbücher gründlich durchgenommen werden. Daran hat natürlich der Staat mit seinen großen wissenschaftlichen Bildungsinstituten kein Interesse, es ist spezielle Angelegenheit der Kirche. So hat die Kirche von England eine lange Reihe von Colleges — etwa 50 — gegründet, in welcher Theologen auf die Examina vorbereitet werden. Diese Colleges stehen teilweise unter der speziellen Leitung der Bischöfe ihres Sprengels, zum Teil sind sie auch freie Stiftungen oder Parteiinstitute, durch welche der die englische Kirche spaltende Gegensatz von Ritualismus und Evangelikalismus hindurchgeht. Wer es sich leisten kann, geht erst zwei oder drei Jahre nach Oxford oder Cambridge, um dort den in England so geschätzten „Grad“ eines B. A. (Bachelor of Arts) zu erlangen. Erst nach diesem „Universitätsstudium“ beginnt das theologische Studium, welches zwar auch an den großen Universitäten betrieben werden kann, aber der Billigkeit wegen von der Mehrzahl in diesen Colleges absolviert wird.

Da liegt es ganz in der Hand der kirchlichen Missionsgesellschaften, ob sie auch ein solches College haben wollen oder nicht. Die heimische Missionsverwaltung der S. P. G. ist allerdings in einer schiefen Lage: Bei ihrer hochkirchlichen Betonung der bischöflichen Würde hat sie gar nicht das Recht, ihre Missionare zu nominieren, sie kann nur den mit ihr in Verbindung stehenden Bischöfen nach ihrer Ansicht geeignete junge Leute vorschlagen. Die hochkirchlichen Colleges, welche sich vorwiegend die Ausbildung einer hochkirchlichen kolonialen und Missionsgeistlichkeit zur Aufgabe machen, Canterbury, Dorchester und Warminster, stehen deshalb nur in losem Zusammenhang mit der S. P. G., wenn auch in Wirklichkeit die meisten dort ausgebildeten jungen Leute hernach im Zusammenhang mit der S. P. G.<sup>1)</sup> ihr Thätigkeitsfeld finden. Die C. M. S. braucht solche Rücksichten auf die Bischöfe nicht zu nehmen, sie ernennt ihre Missionare selbst, sie hat deshalb auch ein Interesse, selbst ein Institut zur Vorbildung derselben einzurichten. Das ist das Islington College; dasselbe steht also mit allen theologischen Fakultäten der englischen Kirche auf gleicher Stufe, es bereitet für die vollen theologischen Examina vor; ja es genießt vor seinen Schwestern dadurch einen gewissen Vorrang, daß es das älteste derartige College ist; es ist schon 1825 gegründet. Ich hatte im Mai vorigen Jahres die Freude, dieses College zu besuchen. Seinen Vorsteher, oder wie man in England sagt: Principal,

<sup>1)</sup> oder verwandter Gesellschaften. cf. Morhead a. a. O. 441.

Rev. Drury, an den ich Empfehlungen hatte, traf ich leider nicht. Er war eben zu einer wichtigen, außerordentlichen Vorstandssitzung in das Missionshaus am Salisbury Square berufen. Dafür wurde mir einer der ältesten Studenten als Führer beigegeben. Ich machte zunächst einen Rundgang durch die weiten Räume des College. Alle Zöglinge tragen die in England übliche Studententracht, cap and gown, die sonderbare, schwarze Ulanenmütze und den leichten schwarzen Überwurf. Jeder hat sein eigenes, einfach möbliertes Zimmer. Die Kapelle vereinigt alle Bewohner des College regelmäßig morgens und abends zu Matins und Evensong. Vor und hinter dem Hause breiten sich große Grasplätze, aus die im Sommer beim Lawn tennis, im Winter beim Fußball benutzt werden. Lehrer und Schüler sind gleich eifrig bei den Sports; einer der Lehrer, der eben im Lawn tennis vertieft und dem entsprechend leicht angekleidet war, ließ sich mir zwar vorstellen, ließ sich aber sonst in seinem Spiele nicht stören. Neu war eine größere, prachtvoll eingerichtete Turnhalle nach deutschem Muster, ein Geschenk eines wohlhabenden Freundes; das deutsche Turnen findet in England neben den einheimischen Sports mehr und mehr Eingang. An den Enden der Gartenplätze standen die Werkstätten. Jeder Zögling lernt wenigstens ein Handwerk, von dem er hofft, daß es ihm später in seiner Missionsarbeit von Nutzen sein werde. Erfahrene Handwerksmeister kommen zu bestimmten Stunden, um den Lernbegierigen die nötige Anleitung zu geben. Da war eine Druckerei mit allem Zubehör, eine Tischlerei, Schreinerei, Schmiede und Schusterwerkstatt. Es wurden mir auch allerlei Produkte dieser jugendlichen Handfertigkeit gezeigt, die bewiesen, daß es wenigstens einige in den Handwerken ziemlich weit bringen. Es sollte gerade am nächsten Tage im College ein Bazar für die Kirchenmissionsgesellschaft stattfinden, und dabei sollten diese Tische, Leitern und Kommoden der Zöglinge eine hervorragende Rolle spielen.

Die Tagesordnung im Islington College ist eine geregelte, doch so, daß sie den jungen Engländern die nun einmal für ihr Wohlbefinden notwendige Freiheit der Bewegung läßt. Um 6 Uhr stehen die Studenten auf und haben zunächst bis 7 $\frac{1}{2}$  Uhr Zeit zu privaten Studien. Um 7 $\frac{1}{2}$  Uhr wird das Frühstück gemeinsam in dem Speisesaal unter dem Vorsitz des Direktors eingenommen. Dann vereinigen sich von 8— $\frac{1}{2}$  9 die Studenten in kleineren Kreisen zum Gebet, — auf regelmäßige Übung des Gebetes wird ja überall in England viel mehr Gewicht gelegt als bei uns. Von 8 $\frac{1}{2}$ —9 Uhr ist in der Kapelle die offizielle Morgenandacht, die matins nach dem Allgemeinen Gebetbuch. Von 9—1 Uhr finden die Vorlesungen statt, aber nur in diesen vier Stunden am Tage. Eine so umfangreiche Lehrthätigkeit wie an unsern Missionsseminaren wird nicht entwickelt. Um 1 Uhr findet das gemeinsame Mittagbrot im Speisesaale statt, und für die zweite Hälfte des Tages ist eigentlich jeder Student völlig freier Herr seiner Zeit, nur daß sie von 5 Uhr ab zu Hause sein und privaten Studien obliegen sollen. Von 1—5 Uhr kann jeder in die Stadt gehen oder in seiner Werkstatt sitzen — es sind die Stunden, in denen die Handwerksmeister kommen. Die meisten spielen Lawn tennis oder ein anderes englisches Nationalspiel.

Ich versuchte einen Einblick in den Lehrgang und die Lehrziele des College zu gewinnen, und der Missionskandidat, der mich herumführte, gab mir auf meine Fragen bereitwillig Auskunft. In diesem Semester wurden gelesen und getrieben im lateinischen einige dogmatische Abhandlungen von Augustin, im griechischen das Neue, im hebräischen das Alte Testament. Außerdem die 39 Artikel, Kirchengeschichte, Bibelstudium und etwas medizinische Elementarkenntnisse. Es fehlte, was wir Dogmatik nennen, die systematische Einführung in das Lehrganze der christlichen Wahrheit; alles Erforderliche wurde im Anschluß an die 39 Artikel gelehrt; ferner fehlte praktische Theologie und Missionsgeschichte. Die Lehrziele jedes Semesters richten sich nach den Textbüchern, welche am Anfang desselben von den Bischöfen ausgegeben werden, die am Schluß das Examen abhalten; das Lernen nach Textbüchern ist ja überhaupt in England viel mehr üblich als bei uns, es zieht sich bis in die höchsten Examina hinaus, und es hat im allgemeinen keinen günstigen Einfluß auf die Entwicklung eines freien, wissenschaftlichen Sinnes bei den Studenten. Ich hatte nicht den Eindruck, daß das Lehrziel des Islington College irgendwie ein höheres sei als in unseren Missionsseminaren, oder daß diesen Missionaren eine solidere theologische Ausbildung mitgegeben werde als den unsern. Nur ist die ganze Lebenshaltung dieser Studenten eine viel freiere, als sie unsere Missionsseminare gewähren können, wohl im wesentlichen deshalb, weil die Vorkenntnisse unserer Missionsaspiranten beim Eintritt in das Missionshaus viel geringer sind und sie also viel mehr neu lernen müssen; und dann, weil das soziale Niveau, aus dem sich das Islington College rekrutiert, höher liegt als die Kreise, aus denen unsere Missionsseminare ihre besten Kräfte ziehen.

Die Zahl der Studenten im College betrug 70. Davon hofften 27 im Laufe des Jahres nach dem Missionsfelde abgeordnet zu werden. Bedenkt man, daß in dem Jahre 1896/97 in Verbindung mit der C. M. S. im ganzen 81 Missionare zum erstenmale ausgesandt wurden, darunter 38 Missionschweftern, so hat man das Verhältnis der Islington-Studenten im Gesamtpersonal der C. M. S., sie bilden die größere Hälfte ihrer männlichen Missionsarbeiter. Die C. M. S. thut gewiß recht daran, sich als Hauptstamm ihrer Arbeiter eine stattliche Schar solcher zu sichern, die ihre Ausbildung unter ihren Augen und in ihrem Geiste erhalten haben. Sie hofft, daß dieses Rückgrat der Mission stark genug ist, um alle von anderswoher kommenden Elemente mit anderer Vorbildung zu assimilieren und zu erspriesslicher Zusammenarbeit einzugliedern. Sie glaubt zugleich, die Wurzeln ihres Missionslebens tiefer und in breitere Schichten des Volkes schlagen zu können, wenn sie die Möglichkeit hat, auch viele junge Leute mit mangelhafter Vorbildung, besonders aus dem Kaufmannsstande auf ihre Kosten vollständig zum Missionsdienste auszubilden. Haben die Aspiranten noch nicht die nötige Vorbildung, um in das College einzutreten, so werden sie vorläufig auf ein oder zwei Jahre in der dazugehörigen Vorschule in einem südlichen Stadtteile von London untergebracht.



# Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

N<sup>o</sup> 3.

Mai.

1898.

## Ein Sall aus Tausenden.

(Eine süd-indische Geschichte nach wahren Begebenheiten erzählt.)

Von Sana Rhiem, Senanalehrerin.

### I.

Die Sonne neigte sich eben dem Untergang zu, und die Natur, die nach den langen, glühenden Stunden nach Erfrischung lechzte, fing an aufzuleben. Ein leichter, kühler Luftzug bewegte die Blätterkronen der schlanken Palmen und Mango-Gebüsch, die in anmutigem Gemisch mit andern tropischen Bäumen Malitabad zu einem der hübschesten Orte der Provinz machten. Auf einem kahlen Felsbühl lag das alte romantische Fort, das nun, seit Jahrzehnten von den Hindu-Radschas verlassen, von der englischen Regierung zu offiziellen Zwecken benutzt wurde. Hier waren die Bureaus der verschiedenen staatlichen Departements. Die Diener verschlossen eben die verschiedenen Thüren, während ein alter Mann flüchtig die Gänge säuberte, und seine Tochter, eine hübsche junge Frau mit tiefen schwarzen Augen und nur nachlässig geordnetem Gewand, Betelnuß kauend, mit einem leeren Wasserkrug über den gepflasterten Hof zum Brunnen schritt, den soeben die letzten der Schreiber und Beamten verließen. Ungefähr 300 derselben waren hier täglich beschäftigt, vom stattlichen, wohlgenährten Oberschreiber mit Diamant-Ohringen und massiver goldener Uhr mit Kette bis zum schwächtigen, scheuen Ummedwar (junge Leute, die freiwillig kommen und arbeiten in der Hoffnung, einen Posten zu bekommen). Ungefähr zwei Drittel der Beamten waren Brahminen, und obwohl sie vorsichtig und klug genug sind, mit ihren Sudra-Mitarbeitern auf freundlichem Fuß zu stehen und kameradschaftlich mit ihnen zu verkehren, hört diese Kameradschaft auf, wenn die Amtsgebäude verlassen sind, und damit das offizielle Leben des Tages zu Ende ist. Dann ist eine unüberbrückbare Kluft zwischen den verschiedenen Kasten, und die Brahminen mit angeborenem Stolz und jahrhundertelangen Vorurteilen, fühlen sich unendlich erhaben über alle übrigen. Krishnamachari, ein vornehmer Brahmine, der einer der angesehensten Männer der Stadt ist, lächelt Durgamma, der hübschen jungen Frau, vertraulich zu. Obwohl



die Brahminen zu hoch und erhaben sind, einen Pariah zu berühren, und ihre Seligkeit verscherzt sein würde, wenn sie mit einem Sudra zusammen äßen, können sie sich Ausschweifungen und Lastern aller Art ergeben, ohne ihre reine Brahminenseele zu beflecken, oder Gewissensbisse zu fühlen. Krishnamachari ging mit 5 oder 6 andern die staubige Straße entlang, die auf beiden Seiten mit Gangra-Bäumen bepflanzt ist, die um diese Zeit im März in roter und gelber Blütenfülle prangen. Sie lösen ihre festgewickelten, weißen Turbane, deren einer wohl 16—18 Meter feinen Muslin enthält, und lassen den Abendwind durch ihr langes schwarzes Haar spielen, das bisher unter dem Turban verborgen war. Eine Menge von Fußgängern, Gefährten, beladenen Eseln und Ochsen strömen auf dem Wege daher. Das Gericht ist eben auch geschlossen; die Advokaten und anderen Beamten eilen, theils in zweirädrigen Ochsen- oder Ponywagen, theils zu Fuß ihrer Heimat in der Stadt zu. Die civilisierten englisch sprechenden, und mit großem Enthusiasmus von europäischer Bildung und Neuerungen schwärmenden Hindus verwandeln sich nun in die halbcivilisierten, zwanglos und primitiv lebenden Hindus, wie es ihre Väter seit Jahrhunderten gewesen sind. Der europäische Einfluß bleibt meist doch nur an der Oberfläche haften.

Der Bazar ist am Abend der Schauplatz des öffentlichen Lebens; die Läden sind gefüllt mit Käufern und Müßiggängern, die hier über die Tagesneuigkeiten sich unterhalten. Hier hockt ein schmutziger Mohammedaner und läßt seine Ziege und 2 Affen Kunststücke verrichten; dort hält ein Händler buntgefärbte Gözenbilder feil. Aus den Tempeln erschallt der eintönige Gesang der opfernden Priester, die dumpfen Trommeln und die schrillen Töne der Konch-Muscheln, und Wolken von Weihrauch steigen zum wolkenlosen, im Abendrot glühenden Himmel empor. Aber das größte Gedränge herrscht vor der Thür des Theaters, eine weitläufige, aus Bambus und Palmenblättern errichtete Halle mit primitiver Bühne und riesigen Gözenbildern. Heute abend wird „Savitri parneo“ gegeben, ein Lieblingsstück der Hindus. Hier finden wir unseren Freund Krishnamachari wieder; augenscheinlich fesselt das Stück ihn nicht besonders; er ist in eifriger geflüstelter Unterhaltung mit seinem Nachbar Nareinrao, einem entfernten Verwandten von etwa 25 Jahren. Er ist ein unterschätzter Mann mit groben, aber nicht unschönen Zügen. Doch liegt ein grausamer, begehrllicher Ausdruck in den hervorstehenden glänzenden Augen; die aufgeworfenen Lippen und das zurücktretende Kinn verraten Sinnlichkeit und einen schwachen, feigen Charakter. Nareinrao ist Krishnamacharis

Schwiegersohn, der Gatte seiner Tochter Gangamma; er ist ein reicher Mann, aber ohne viel englische Bildung; seit 10 Jahren ist er mit dem Mädchen verheiratet, die jetzt das Alter von 14 Jahren erreicht hat. „Ich sage dir, Onkel Garu (respektvoller Titel), die zweite Ceremonie darf nicht länger aufgeschoben werden; Gangamma ist längst erwachsen, und jeder laßt darüber, daß sie noch im Hause ihrer Mutter wohnt,“ sagt er eben mit Nachdruck. Der Vater seufzt; Gangamma ist sein Liebling, und da er zu der Reform-Hindupartei gehört, hat er versucht, den unvermeidlichen Zeitpunkt so lange wie möglich hinauszuschieben. Er weiß, daß eine unglückliche Zukunft vor seiner Tochter liegt; Nareinrao ist wegen seiner Ausschweifungen und seines lockeren Lebens bekannt; aber die Sache ist ja unabänderlich. Die bindende Ceremonie fand statt, als Nareinrao ein hübscher stattlicher Knabe und Gangamma ein kleines, 4 jähriges Mädchen war; und ob Krishnamachari auch seine Tochter liebt, so liebt er doch seinen Ruf und seinen Geldbeutel mehr; er hätte gar keine vorteilhaftere Verbindung eingehen können. „Sehr wohl,“ sagt Krishnamachari, „und ich will mit Kaveri Abinaraina, dem Familienbrahminen sprechen, daß er das Horoskop stellt und einen günstigen Tag bestimmt. Nur hoffe ich, Nefte, daß du dem Kinde erlaubst, das Haus ihrer Mutter oft zu besuchen. Sie ist nicht, wie andere Mädchen, darauf erpicht, möglichst bald in das Haus ihres Mannes zu kommen, und sich mit Juwelen zu schmücken. Sie ist wohlgezogen und hat die Missionschule besucht, sie liest gern, und ihr Herz sehnt sich nach mehr als seidenen Kleidern und Juwelen.“ — Wenn wir unsere Blicke in dem weiten Raum umherschweifen lassen, der jetzt mit farbigen Glas- und Papierlampen erleuchtet ist, bleibt unser Auge auf der Bühne haften. Die Schauspieler sind meist junge Leute der höheren Kasten, Studenten der Hochschulen. Schauspielerinnen werden auf indischen Bühnen nicht zugelassen. Sawitri selbst wird von einem Jüngling dargestellt, dessen helle Gesichtsfarbe und feinen Züge ihn besonders für diese Rolle geeignet erscheinen lassen. Er scheint sich mit Leib und Seele in die Lage der von ihm dargestellten Persönlichkeit zu versetzen, und als er, in der Rolle der bis über den Tod hinaus getreuen Prinzessin den geliebten Gatten dem grimmigen Yama (dem Todesgotte) abgewinnt, leuchtet sein Auge in triumphierender Freude. Die jungen Schauspieler, es sind ihrer sechs, stehen nach Beendigung des Dramas noch einige Minuten in traulicher Unterhaltung beisammen. „Ich bezweifle es,“ ruft Suryanaraina, die vorherige Sawitri, aus, „ob das englische Drama einen weiblichen

Charakter aufzuweisen hat, der den Samitris übertrifft. Was ist die westliche Litteratur, verglichen mit der unsrigen? Eine Pflanze neuester Zeit, nur wenige Jahrhunderte alt, aus arischem Boden entsprungen. Wir waren Poeten und Philosophen, als die arischen Stämme im Westen sich noch im ersten Stadium ihrer Entwicklung befanden. Brüder, laßt uns stolz darauf sein, daß wir Hindus sind; unsere englische Erziehung soll nicht dazu dienen, uns unserm Volke und unserer Religion zu entfremden, sondern eine Hilfe, dieselben zu reformieren und aufzubauen.“ Die andern stimmten ihm mehr oder weniger begeistert zu. Suryanaraina ist ja der Primus der Schule und der Liebling des Prinzipals, Mr. Clarke, und er spricht oft in wunderlicher Weise, so daß seine Gefährten, deren ganzes Sinnen nur darauf hingehet, gute Examina zu machen, um eine einträgliche Stelle zu bekommen, ihm nicht folgen können.

Es ist früher Morgen. Der Milchmann zieht mit seinen mageren Kühen von Haus zu Haus; hier und da fangen die Feger ihr Reinigungs-  
werk an. Esel und Pariahunde, die auf den Unrathaufen ihre Nachtruhe gehalten hatten und nun fortgetrieben werden, stehen ratlos auf der Straße und sehen sich nach Frühstück um. Die kurze Morgendämmerung weicht schnell den Strahlen der eben aufgehenden Sonne; wir biegen in eine enge, sandige Straße ein und bleiben vor einem ansehnlichen reinen, weißen Hause mit weiter Veranda stehen, aus dem uns eintöniges Murmeln entgegentönt. Es ist Krishnamacharis Haus; er und seine 2 Söhne verrichten soeben die Ceremonieen, denen jeder Brahmine sich morgens unterzieht. In dem Manne, der mit durchnäßten Haaren und nur mit einem Lendentuch und dem heiligen Faden bekleidet, auf dem Fußboden sitzt, können wir kaum unsern stattlichen und wohlgekleideten Freund von gestern wiedererkennen. Seine Frau und Schwiegertochter sind in dem kleinen Kochhause, das zugleich Familienheiligtum ist, mit der Bereitung des Frühstücks beschäftigt. Die Männer nehmen bald darauf ihre Morgenmahlzeit ein, von den Frauen bedient. Der Hausvater hingegen bedient die Familiengötzen, und der Reis wird ihnen geweiht, bevor er genossen wird. Es sind fromme Traditionen, und obwohl Krishnamachari nicht viel nach dem Woher und Warum fragt, verrichtet er sie treulich, und lehrt die Söhne dasselbe; denn so ist's seit Jahrhunderten gewesen. „Wo ist Gangamma?“ fragt er. „Hier bin ich,“ antwortete eine kindliche Stimme, und ein hübsches schlankes Mädchen im ersten Zauber erblühender Weiblichkeit kommt auf ihren Vater zu, der zärtlich den Arm um sie legt. „Was liest du denn jetzt schon am frühen Morgen?“ fragt

Krishnamachari, als sie scheu ein Buch in ihrem faltenreichen Gewande zu verstecken sucht. „'s ist ein Christenbuch! Du hast mich ja aus der Schule fortgenommen; aber die Dorrasani (englische Dame) kam vor ein paar Tagen, zu Shiranjeevan, um sie zu lehren, und sagte: Nun, Gangamma, willst du denn Lesen ganz aufgeben, nun du die Schule verlassen hast? Sieh, Shiranjeevan und du könnt zusammen lesen; und wenn ihr zu Weihnachten eure Geschichten und Sprüche gut wißt, sollt ihr einen Preis bekommen.“ „Geschichten, Geschichten,“ sagte der Vater wegwerfend, „wozu taugen Geschichten! Wenn es noch Rechnen und Geographie wäre, wie in der Schule. Es ist schon zu viel, daß ich dir erlaube die Schasters (heil. Hindubücher) zu lesen; die Männer würden mich alle als schwacher Vater verlachen, wenn sie's wüßten.“ „Ja,“ fällt die Mutter ein, laß nur das den Knaben; eine Frau soll ihrem Mann dienen und ihn als ihren Gott anbeten; wenn du das befolgst, so bist du klug genug. Welches Mädchen hätte nur in meiner Jugend daran gedacht, Bücher zu lesen; warte nur, Nareinrao wird dich schon eines bessern belehren.“ „Laßt gut sein,“ wirft der älteste Sohn ein, der ein Student in derselben Hochschule ist wie Suryanaraina. „Lesen wir nicht alle die Bibel? Es schadet nichts, ein paar gute Lehren zu hören. Ich habe Mancharumma (seiner kleinen 15 jährigen Frau) auch erlaubt, für das Bibeleramen zu lesen; es macht ihnen Freude und giebt ihnen etwas zu thun. Es ist nicht gut für die Frauen, fast den ganzen Tag müßig zu sitzen.“ „Nareinrao wird ihr auch das Lesen nicht erlauben,“ sagt der jüngere Sohn, „der noch unverheiratet ist; er sagte neulich, er haßte Frauen, die lesen können; sie wollen dann alles besser wissen wie die Männer und nicht mehr gehorchen.“ Gangamma hat sich indes geflüchtet; sie säubert die Halle und das daranstoßende Gemach, dessen einzige Möblirung aus einigen Bettstellen und Kisten besteht; sie hat das Buch versteckt aus Angst, daß es ihr genommen werden könnte. Das Gespräch hat Krishnamachari an seine Unterhaltung mit seinem Schwiegersohn erinnert. Da es heute Sonnabend ist und er einen freien Nachmittag hat, nimmt er sich vor, den Tag festzusetzen und die Vorbereitungen zu treffen, und er teilt es seiner Frau mit, ehe er ausgeht; aber mit geheimer Furcht; denn auch in Indien fürchten sich zuweilen die Männer vor ihren Frauen, und Krishnamachari hatte wohl Grund; denn obwohl seine Frau unwissend und bigott war, hatte sie sehr strenge Ansichten betreffs ihres Schwiegersohnes. „Und ich sage dir noch einmal, Herr,“ rief sie leidenschaftlich aus, als sie jetzt allein waren, „ich will mein Kind nicht dorthin



schicken.“ „Sei vernünftig,“ sagte Krishnamachari, innerlich ihr zustimmend, was sein muß, muß sein.“ „Dann aber nur unter der Bedingung,“ erwidert sie, „daß er mit Venkamma abbricht.“ Krishnamachari lacht; ein häßliches Lachen. „Denkst du denn, Frau, daß ihm Gangamma genug ist. Du bist alt, und weißt ja doch, wie die Sachen bei uns stehen; Gangamma kann's nicht anders haben wie alle Frauen.“ Subbamma, die Mutter, verschluckt den aufsteigenden Ärger; ach ja, sie weiß nur zu gut. „Warum kann er denn nicht, wie andere ehrbare Hindumänner, Venkamma ein Haus für sich in einem andern Stadtteil geben und mit seinem Vater leben? 's ist ein Skandal! Soll meine Gangamma, eine Brahminentochter, die Sklavin einer Subra-Frau werden? einer liederlichen Dirne, die ihrem Manne fortgelaufen?“ Ihre Augen funkeln, und ihre Stimme ist laut und schrill. Krishnamachari sucht nun zu beruhigen. „Du hast recht,“ sagt er; „es ist nicht passend für unsere Tochter, daß sie mit der Subra-Frau zusammen lebt; die Schande und Befleckung wäre groß. Ich will mein bestes versuchen, Nareinrao zu überreden, sich von der Frau zu trennen, oder doch ihr ein besonderes Haus anzuweisen, und mit Gangamma im Hause seines Vaters zu leben. Aber er ist so vernarrt in das Mädchen; es mag wohl sein, daß sie ihn behert hat.“ „Die Nachbarn sagen, daß sie das böse Auge hat,“ ergänzt Subbamma, ihre Fingergelenke mit eigentümlichen Lauten auseinanderziehend, ein Schutzmittel gegen das böse Auge. „Gangamma wird auch von der Schwiegermutter beschützt werden,“ sucht ihr Mann zu beschwichtigen. „Heiliger Krishna! schöner Schutz!“ ruft die entrüstete Subbamma wieder aus; „hat sie nicht stets ihres Sohnes ausschweifendes Betragen gut geheißt. O mein Kind, mein Kind, hätten wir doch nie diese Heirat beschlossen; aber was kann man thun! Sagten nicht die Brahminen, daß die beiden Horoskopisten übereinstimmten, und daß Gangamma Söhne haben würde?“ „Sei still,“ ruft ihr Mann ärgerlich aus, „deine Tochter wird eine der reichsten Frauen der Stadt, und wenn die Götter ihr Söhne geben, wird ihres Mannes Herz sich ihr zuwenden.“

Gangamma war der Liebling des Hauses: sanft, fröhlich, gutmütig; ihre Fähigkeiten waren mehr als normal, und in der Missionschule hatte sie oft den ersten Preis davongetragen. Sie war ein Lesewolf, und obwohl sie nur die Hälfte von dem verstand, was sie las, — eine Folge des mechanischen Lesens in den indischen Schulen — war sie doch den meisten Mädchen und Frauen in der Stadt voraus; denn sie konnte hören und denken, zwei Eigenschaften, die gewöhnlich dem weiblichen Charakter in Indien

abzugehen scheinen; aber nur s c h e i n e n; denn Erfahrung hat in vielen Fällen gelehrt, daß die Urteilsthraft und der Verstand der indischen Frau dem der Europäerin in keiner Weise nachsteht.

Gangamma hatte die Unterhaltung ihrer Eltern diesen Morgen mit angehört. Gewöhnt daran, Dinge besprochen zu hören, von denen manche Frau im Westen selten etwas hört, war sie nicht so unglücklich und verzweifelt, wie wohl sonst der Fall gewesen sein würde. Sie wußte aus eigenster Anschauung, was das Los des indischen Weibes ist, und sie nahm es, wie alle andern, resigniert als etwas Selbstverständliches hin. Aber sie wußte ebenfalls, daß ihres Mannes Charakter ein mehr als gewöhnlich schlechter war; einmal war er mit genauer Not einer Gefängnisstrafe entgangen, und nur die hohe Summe Geldes, mit der er die Beamten bestochen, hatte ihm diese Demütigung erspart. Gangamma erinnerte sich mit Schauern daran, wie roh er oft gegen die kleinen Kinder im Hause war, und wie er Tiere, die ihm in den Weg kamen, mit Füßen trat; vor nicht langer Zeit hatte er einen Affen am Schwanz aufgehängt, und sich eine Stunde lang an dem unglücklichen Tier amüsiert, bis Hari, Gangammals Bruder, kam und es erlöste, worauf ein Streit erfolgte, in dem Nareinrao, wie gewöhnlich, den kürzeren zog, da er, wie oft die grausamen Naturen, ein Feigling war.

Gangamma kannte die Geschichten von Sita, Sakuntala, Tara und anderen Heldinnen, und sie hatte sich ein eigenes Ideal von Liebe und Glück geschaffen; ach, wie schön würde es sein, einem Helden, einem tapfern jungen Prinzen zu dienen, wenn es auch nur als Sklavin wäre. Wenn Gangamma an Venkamma, ihre Nebenbuhlerin dachte, zog sich ihr Herz zusammen; jedermann wußte, daß sie seit 5 Jahren die Bevorzugte von Nareinrao war; als Venkammals Mann in Schulden war, hatte Nareinrao seine Frau als Bezahlung gefordert; er hatte die dunkle, fette Schönheit oft am Brunnen bewundert, und die Sache war vorher zwischen ihnen abgemacht gewesen.

Venkamma wußte, daß Nareinrao die kleine Frau bald ins Haus bringen würde, und war entschlossen, wenn Gangamma ein hübsches, anziehendes Mädchen sei, sie entweder aus dem Hause zu treiben oder zu Tode zu quälen. Krishnamachari versuchte sein bestes, den Schwiegersohn zu überreden, sich wenigstens zeitweilig von Venkamma zu trennen; aber er lachte nur und sagte, daß zwei besser seien als eine, und daß die beiden einander Gesellschaft leisten könnten.

Nur unter gewissen Bedingungen darf der Hindu zwei rechtmäßige

Frauen haben, und Monogamie ist die allgemeine Regel; außerdem war Venkamma nur eine Sudra-Frau, und Narainrao konnte sie nach Hindu-gesetzen nicht heiraten.

Die Hochzeit war nun festgesetzt, und Gangammas Mutter vergaß in aller Arbeit und den nötigen Vorbereitungen beinahe das Leid, das ihres Kindes wartete, und tröstete sich, wie auch ihr Mann, mit dem Gedanken, daß ihre Tochter eine der reichsten Frauen in der Stadt werden würde. Mit Pomp und Geräusch zog die kleine Gangamma in das Haus ihres Mannes ein. Mit verhülltem Angesicht saß sie ihm in der Sänfte gegenüber, und 8 Tage lang dauerte das Essen und Trinken, die Musik und Tänze der Nautsch-Mädchen, das Speisen der Brahminen und Almosengeben an heilige Bettler. Narainrao sah seine kleine Frau mit freundlichen Augen an; sie war hübsch und wohlgeformt; er flüsterte ihr freundliche Worte zu und hielt ihre Hand in der seinen; als sie vor Angst und Aufregung zitterte. Venkamma sah den freundlichen Blick, das vertrauliche Flüstern, und eifersüchtige Wut erfüllte sie. „Warte nur, du kleine Schlange; wir wollen schon sehen, wie lange Rachmi dir lächelt und dein Mann deine Schönheit preist. Du hast die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Schlaues, berechnendes Geschöpf! Sie hofft gewiß schon, mich bald auf der Straße als Bettlerin zu sehen.“

So begann Gangammas Märtyrertum im Hause ihres Mannes. Früh morgens mußte sie aufstehen, Wasser holen, das Haus reinigen, das Essen kochen, von Scheltworten und Schlägen der tyrannischen Venkamma geplagt. Sie nähte Venkammass Kleider, kämmte ihr Haar und durfte nicht essen, bis Venkamma ihr Teil gehabt hatte. Einmal hatte Narainrao versucht, ein Wort einzulegen; aber er fürchtete sich, wie alle, vor Venkamma, und außerdem war er meist aus; allmählich begann er selbst, Gangammas Bürden zu vermehren, und sie schlecht zu behandeln; denn er hatte einen Streit mit Krishnamachari und rächte sich in dieser Weise. Scheu hat das arme Kind darum, seine Mutter besuchen zu dürfen; doch ehe ihr Mann antworten konnte, rief Venkamma giftig aus: „Was, bist du schon deines Glückes müde? Du hast wohl vergessen, daß du erst 6 Wochen verheiratet bist? Warte nur, bis deine 3 Monate um sind, dann hast du Zeit genug, mich zu verflatschen.“ Venkamma forderte den Schlüssel zu Gangammas Kiste, in der sie ihre Juwelen und Kleider hatte, und als Gangamma zögerte, stieß sie sie unbarmherzig gegen die Wand, daß ihr der Kopf summt und bemächtigte sich des Schlüssels. Morgen war das große Seebadefest, und sie mußte durchaus hin. Gierig nahm

sie all die kostbaren Juwelen, die Gangamma seit den Hochzeitstagen nicht angehabt hatte und paßte sie sich an. Ach, wie schön wollte sie sich machen; niemand würde morgen ihr gleich sein, und Narainrao würde keine andere Frau ansehen als nur sie. Gangamma hatte sich in den, von der Kaktushecke umgebenen Hof geflüchtet und weinte, als ob ihr das Herz brechen wollte. Ihr Gewand war alt und beschmutzt, ihr glänzendes Haar verwirrt und unordentlich, dumpfe Verzweiflung sprach aus ihren großen, glanzlosen Augen. Plötzlich hörte sie leise ihren Namen rufen; sie blickte sich hastig um, konnte aber niemand sehen. „Gangamma, ich bin es, Suryanaraina; komm hier in die Ecke; ich stehe hinter der Hecke. Kotamma schickt dir ein Buch; ich versprach, es dir zu geben.“ Kotamma war Gangammas Schulfreundin, und Suryanarainas Schwester. Gangamma, mit neuer Freude in ihren dunklen Augen, daß doch noch jemand nach ihr frage, schlich an den bezeichneten Ort und nahm das Buch in Empfang.

„Nam, Nam, Gangamma,“ rief der Jüngling entsetzt; „wie siehst du denn aus? Bist du krank? Wenn dein Vater dich so sähe!“ Die eben versicherten Schleusen brachen wieder auf; Gangammas Scheu vor einem fremden Knaben war verschwunden; er war ja auch nicht fremd; sie hatte ihn oft gesehen, und er pflegte ihr und Kotamma bei den Schularbeiten zu helfen. So kam denn, von Schluchzen unterbrochen, das Leid der kleinen Frau ans Tageslicht. „Ach, wenn ich nur einmal nach Hause könnte und meine Mutter sehen! Aber 3 Monate sind noch längst nicht um, und vorher darf ich ja nicht.“ „Warte, Gangamma, ich habe einen Gedanken,“ unterbrach sie Suryanaraina; „nimmt Narainrao dich morgen mit an die See? Nein? Ich dachte mir's schon! Dann wirst du gewiß allein zu Hause sein. Wenn sie fort sind, komm bis an die Straßenecke, da will ich auf dich warten und dich nach Hause bringen; hülle dich nur gut ein!“ Gangamma konnte nur noch ihre dankbare Zustimmung geben; denn sie hörte Venkamma mit scharfer Stimme nach ihr rufen. Sie hockte bald darauf mitten in dem Rauch der Küche und bereitete Reis und Curry für die Mittagsmahlzeit. Narainrao war in schlechter Laune; der Reis war nicht hart, das Curry nicht gepfeffert genug; die ghi (geschmolzene Butter) war zu dünn und das peragu (saure Milch) zu dick. Als er fertig war und seinen Mittagschlaf hielt, that sie Venkammes Mahl auf ein zweites Lotosblatt und bediente die Tyrannin. Sie selbst war die letzte und bekam die Überreste. Dann mußte sie die Gefäße und die Küche reinigen. Denn Venkamma hatte Narainrao überredet, die Frau fort-



zuschicken, die diese Dienste verrichtete. Einmal hatte sie mehr Gelegenheit, ihre Nebenbuhlerin zu tyrannisieren und dann fürchtete sie, die Frau könne mehr in der Stadt erzählen, als ihr lieb war.

Aber trotz aller Drangsale war Gangamma's Gesicht diesen Abend glücklich; denn sollte sie nicht morgen ihre Mutter wiedersehen. Oh, sie war gewiß, daß, einmal dort, sie sobald nicht wieder werde zurückkehren brauchen, wenn sie von der Härte und Grausamkeit hörten, die sie hier hatte erdulden müssen. Der Morgen kam. Venkamma schmückte sich aufs beste mit Gangamma's Gewändern und Juwelen, schwärzte ihre Augenlider mit Antimon und flocht Blumen in ihr Haar und mietete einen kleinen Ochsenwagen für sich und eine andere lose Freundin, die Narainrao für das Fest eingeladen hatte. — Nun war das Haus leer. Gangamma war in atemloser Spannung. Sie nahm die noch übrigen Juwelen, zwei schwere goldene Halsketten und einige Ohrringe aus der Truhe und befestigte sie mit zitternden Fingern; einige liebe Bücher, die sie hier nie hatte lesen können, versteckte sie unter ihrer Sari, und verschloß das Haus, den Schlüssel über die Hecke einer Nachbarin zuwerfend. Dann eilte sie hinaus und sah Suryanaraina wie verabredet, an der Ecke stehen. „Wie gut von dir,“ rief sie in erregtem Flüstertone aus. „Sei ruhig, Gangamma,“ sagte er, „gehe voran; ich werde etwas weiter hinten folgen, so daß niemand denkt, daß wir zusammengehören. Siehst du, dir zu liebe habe ich den heutigen Morgen nicht zum Vergnügen oder zum Studium benutzt; denn du thust mir zu leid!“ Andere Gedanken waren in seinem Herzen, aber er sprach sie nicht aus. Obwohl ein vorzüglicher Schüler und gehorsamer Jünger seiner Religion mit hohen Idealen dessen, was ein echter Hindu sein soll, hatte er eben doch die laxen Moralität, die vom Hinduismus unzertrennlich scheint. Mit beflügelten Schritten eilte Gangamma dem Hause ihres Vaters zu. Sie fand es offen und nur die Dienerin zu Hause. Die Herrin und Nandharumma waren mit den beiden Söhnen zur See gegangen; wo der Herr war, wußte sie nicht. „Komm, Gangamma,“ sagte Suryanaraina, „laß uns hier unter dem Tulstibaum sitzen, und ich will sehen, ob du auch dein Lesen nicht vergessen hast.“ Gangamma zog lächelnd ihr Buch „Prem-Saga“ (Ozean der Liebe) hervor, das die Abenteuer Krischnas behandelt und begann zu lesen. „Amai,“ sagte Suryanaraina, „und kennst du wohl die Geschichte von Sawitri?“ „Gewiß,“ entgegnete Gangamma, was war Radhas Liebe, verglichen mit der ihrigen; oh, wie liebte sie ihren Herrn, und was litt sie für ihn! so etwas giebt es heute nicht mehr! Als ich noch in der Schule war, träumte

ich manchmal von einer glücklichen Zukunft; aber seit ich in seinem Hause bin (sie sprach den Namen nicht aus), habe ich keine Lust mehr zu leben. Ich wünsche, ich wäre tot; oh, ich wünsche, ich wäre tot.“ „Da kommt deine Mutter und Mancharumma,“ rief Suryanaraina plötzlich und schnell aufspringend, verschwand er durch die kleine Hintertür, die seinem Hause gegenüber war. Zuerst war Subbamma sehr erfreut; denn sie dachte, ihre Tochter wäre mit Narainraos Erlaubnis gekommen. Als aber das arme Kind ihre ganze Leidensgeschichte erzählte, fing sie an zu klagen und zu weinen und sagte: „Unglückliches Kind! Warum bist du ohne Erlaubnis gekommen: geh' schnell, vielleicht merkt er es nicht; sonst giebt es einen Skandal.“ „Oh, Mutter, Mutter,“ schrie Gangamma in Verzweiflung; „laß mich bei dir bleiben, oder töte mich lieber; ich kann nicht wieder zurück gehen,“ und mit dem heftigen Impuls der Orientalin, warf sie sich auf die Erde, sich hin- und herrollend und laut schreiend. Inmitten dieser Scene kam Krishnamachari herein, und hörte dieselbe Geschichte. „Sei nur jetzt ruhig, armes Kind,“ sagte er beschwichtigend; „leg' dich aufs Bett, und deine Mutter soll bei dir sitzen und dich fächeln, damit du kühl wirst. Du, Ammai,“ wandte er sich zur Schwiegertochter, „kannst das Mahl bereiten.“ Als Gangamma sich in den Schlaf geweint hatte, berieten die Gatten. Natürlich das Kind mußte zurück; sonst würde Narainrao sehr ärgerlich werden. Krishnamachari schuldete ihm noch 200 Rupees des Heiratsgeldes, die er erst nächstes Quartal abzahlen konnte, und wenn Krishnamachari die Tochter hier behielt, könnte es ihm einfallen, das Geld gleich zu fordern. „Aber laß sie bis zum Abend bleiben,“ bat seine Frau, „ich bringe sie dann bis zur Thür; hinein darf ich ja nicht, bis die ersten 3 Monate um sind.“ „Nicht doch, Amma! Du hast eine scharfe Zunge, und dein Blut brennt. Du würdest gleich mit Venkamma einen Streit anfangen. Wenn er nur meinen Rat hörte und sich von der lieberlichen Venkamma trennte; aber er fürchtet sich vor ihr, und sie beherrscht ihn.“ Als Gangamma hörte, daß sie am Abend zurück müsse, brachen die Thränenfluten wieder hervor. Die Mutter tröstete und hätschelte sie, kämmte und focht ihr seidenes Haar, badete und salbte sie und nötigte sie, allerlei Leckerbissen zu essen, kurz that alles, was eine indische Mutter thun kann, um ihr Kind zu trösten.

Die Rückkehr war nicht ganz so schlimm, als Gangamma es sich vorgestellt hatte. Ihr Vater hatte mit Narainraos Brüdern gesprochen, und alle hatten nach langem, lauten Streit ihm zu verstehen gegeben, daß er seine Frau besser behandeln müsse. Darauf hin hatte Narainrao versucht,

Benkamma zu überreden, sich von ihm zu trennen; das Zanken und Streiten dauerte lange; aber wie gewöhnlich, blieb Benkamma Siegerin, versprach aber, Gangamma besser zu behandeln. Einige Wochen herrschte verhältnismäßiger Friede für Gangamma; aber sie fühlte nur zu wohl, es war die Stille vor dem Sturm; denn Benkammass Blicke und Worte waren voll Gift und Bitterkeit. Eines Abends hatte sich Gangamma besonders geschmückt; ihr Herz sehnte sich nach Freundlichkeit und Liebe, und obwohl sie vor Narainrao nur Furcht empfand, hoffte sie doch, ihm zu gefallen. Er schien zum erstenmal zu sehen, daß sie ein wirklich ausnehmend hübsches Mädchen war und sprach zu ihr, was sonst jetzt kaum vorkam. Am nächsten Morgen kam die Katastrophe. Auf geringfügige Veranlassung hin schlug und krazte Benkamma das unglückliche Mädchen und zog sie an den langen Haaren durch die Stube. Gangamma schrie um Hilfe, und einige Nachbarinnen eilten herein; während dieselben die wütende Frau zu beruhigen suchten, flog Gangamma an ihnen vorbei und stürzte sich mit einem schrillen Aufschrei in den nahen Brunnen. Oft hatte sie an diesem Brunnen gestanden, und in seine dunklen Tiefen melancholisch hinabgeschaut; jetzt war er ihr eine letzte Zuflucht. Aber es war helles Tageslicht, und die Sache blieb nicht unbemerkt; auch war der heißen Jahreszeit wegen nicht viel Wasser im Brunnen; so wurde Gangamma bewußtlos, aber nur mit einigen äußeren Verletzungen wieder herausgeholt. Ihre Mutter hörte von dem Vorfall und kam; sie blieb bis zum Abend und pflegte das arme Kind, welches unablässig stöhnte: „Oh, warum haben sie mich gerettet? Laß mich doch sterben, Mutter!“ Narainrao kam den ganzen Tag nicht zum Vorschein; nichts war seiner indolenten Natur unangenehmer, als Szenen im eigenen Hause. Endlich ging die Mutter, ihr Herz schwer und voll trauriger Ahnungen. Als Gangamma die Augen aufschlug, sah sie Benkamma vor sich stehen, mit so tödlichem Haß sie anblickend, daß sie schauderte. „Höre mich, du verfluchte Dirne,“ zischte sie mit konzentrierter Wut zwischen den Zähnen hervor. „Du mußt sterben und wenn du's nicht selbst thust, thue ich es; es giebt genug Mittel und Wege. Oh, wie ich dich hasse, du nichtswürdiges Geschöpf.“ Und dann folgte eine Flut der gemeinsten Schimpfworte und Lästerungen, wie Gangamma sie noch nie gehört. Sie würdigte ihrer Gegnerin keiner Antwort; aber ihr Entschluß war gefaßt. Es war ihr nun, auf die Bitte ihrer Mutter hin, untersagt, den Hof ohne Begleitung zu verlassen; denn eine düstere, hoffnungslose Melancholie lag auf Gangammass früher so lebhaftem und fröhlichem Gesicht, und wenn

eine unglückliche indische Frau in diesen apathischen Zustand verfällt, ist es nichts ungewöhnliches, daß sie Selbstmord begeht. Am nächsten Morgen, als Venkamma, scheltend und schimpfend, daß sie nun alle Hausarbeit verrichten müsse, zum Brunnen ging, rief Gangamma einem Kind im nächsten Hofe zu: „Geh, Amai, und bringe mir eine Hand voll Nepalubeeren; ich will rote Farbe machen,“ und sie drückte ihr eine Kupfermünze in die Hand. Venkamma besorgte mit düsterem Gesicht das Haus; denn Gangamma war noch schwach von dem gestrigen Unfall. Sie sah, daß Gangamma mit großen, glanzlosen Augen ihren Bewegungen folgte. „Ich gehe nun aus, du Plage,“ sagte sie, Gangamma die Schlüssel zuwerfend; „wenn der Herr kommt, sag’ ihm, daß ich zu Linga hinübergegangen bin.“ Als Narainrao nach etwa einer Stunde ins Haus trat, fand er Gangamma in heftigen Krämpfen. „Ram, Ram, sie wird doch nicht hier im Hause sterben,“ rief er entsetzt aus, und der sonst träge Mann hatte in wenigen Minuten Sänfte und Träger zur Stelle geschafft, und die anscheinend sterbende Gangamma wurde ins elterliche Haus gebracht. Narainrao sagte, was wahr genug war, daß er von der Veranlassung nichts wisse; aber als durch Behandlung des herbeigerufenen englischen Doktors heftige Übergebungen eintraten, erkannte man die verhängnisvollen Beeren. Der Doktor war ein Missionar und ein Christ; er ahnte sofort etwas von der Wahrheit; denn nicht zum erstenmal war er in solchen Fällen zu Hilfe gerufen. Vorsichtig seinen Weg fühlend, suchte er mit Krishnamachari ein Gespräch anzuknüpfen, bittend, daß man ihm erlauben möge, eine der Pflegerinnen vom Missions-Hospital zu schicken; denn er wußte sehr wohl, daß, wenn Gangammas gebrochenes Herz geheilt werden könnte, ihr geholfen wäre. Aber sehr höflich und sehr bestimmt wurde sein Vorschlag abgelehnt, und seufzend verließ er das Haus.

Und die müde Gangamma, als sie die Augen öffnete, hörte ihres Mannes erregte Stimme in der Halle: „Und ich sage dir, Onkel Garu, daß es ein Skandal ist, wenn du sie mir nicht zurückschickst; wer hat ihr denn ein Leid angethan? Nur sie selbst! Erst springt sie in den Brunnen, und dann vergiftet sie sich. Bei Katis Haupt! Ich habe ihr nie etwas zu leide gethan und Frauen zanken stets! 's ist ihre Natur!“ Weiter hörte Gangamma nichts; ihr Herz schien stille zu stehen; kalte Verzweiflung bemächtigte sich ihrer. Und so war sie denn nach einigen Tagen wieder an dem verhassten Ort. Vater und Mutter hatten sie tröstend versichert, daß nun das Geld abbezahlt sei, und so bald es möglich wäre, solle sie



auf einen langen Besuch nach Hause kommen; sie sollte nur ein wenig länger aushalten. Aber Gangamma hörte kaum. „Was hilft es,“ dachte sie, „einige Wochen zu Hause zu sein; ich bin doch seine und ihre Sklavin mein Leben lang, und sie hat gesagt, wenn ich mich selber nicht tötete, würde sie es thun. Wenn sie mich aller Mittel berauben, kann ich doch thun, was andere vor mir gethan haben: — mich zu Tode hungern.“ Geduldig bereitete sie das Mittagmahl, sah Narainrao und Venkamma das ihrige verzehren, und dann, mit dem Stoicismus, der der indischen Frau eigen ist, schüttete sie ihren Theil zur Thür hinaus und sah die Krähen es gierig verschlingen. Sie hatte nun 24 Stunden nichts genossen, und ihr war schwindlig und dunkel vor den Augen. Denn ihr Vater hatte ihr daheim das viele Fasten, das von den Hindufrauen als ein so verdienstliches Werk angesehen wird, nicht erlaubt. „Was thut's,“ dachte sie; „vielleicht 2 Tage mehr.“ Sie setzte sich in einen schattigen Winkel des Hofes und starrte vor sich hin. Da! — ein bekanntes Gesicht im Hof! Das war ja Sundramma, die Kaufmannswitwe, Suryanarainas Tante, bei der er jetzt lebte. Denn nachdem der Vater sich mit einem 12jährigen Mädchen verheiratet hatte, hatte er sich nach heftigem Streit von ihm getrennt, und lebte in Sundrammas Haus, deren mutmaßlicher Erbe er war, da sie keine Söhne hatte. Vorsichtig blickte Sundramma ins Haus; es war leer; dann setzte sie sich dicht neben Gangamma und flüsterte in ihr Ohr. Was sie ihr so lebhaft vormalte, bis das Mädchen anfang aufzumerken und ein helles Licht in ihre Augen kam, ist nicht nötig zu beschreiben. Auf der einen Seite Tod, oder ein Leben der Verzweiflung, das schlimmer war als der Tod; auf der andern Seite Glück und nie gekannte Liebe und ein neues, frisches Leben! Gangamma war ja so jung, noch nicht 15 Jahre alt! Unglück und Elend hatten ihr besseres Urtheil geschwächt! und nach nicht allzulanger Zeit eilte sie in der Dämmerung, ein kleines Bündel in der Hand, neben Sundramma dahin.

## II.

Suryanaraina saß neben Gangamma. Er hatte nun das Recht, seinen Arm um sie zu legen, und ihre zitternde Hand mit zärtlichem Druck in der seinen zu halten, während Sundramma in der Küche die Abendmahlzeit bereitete. „Oh, Abai,“ schluchzte sie, „du weißt, es ist Sünde; aber ich konnte nicht anders; oh, ich war so unglücklich; ich war wie tot!“ „Nein, nein, keine Sünde,“ sagte er beruhigend, „du bist meine Samitri, meine Nukmani, meine Radha; die Götter lieben auch und verstehen uns.“

Oh, Suryanaraina," seufzte Gangamma, seiner leidenschaftlichen Zärtlichkeit nachgebend, und das müde Haupt an seine Schulter lehrend, „du mußt mir nun Vater, Mutter, Bruder, Schwester und alles sein; denn du weißt, denen daheim bin ich nun tot, ob auch meiner Mutter das Herz bricht.“ — Und so zog Gangamma abermals in ein neues Haus, ein neues Leben ein. Ihr elastischer Schritt, ihr rundes Gesichtchen, ihre leuchtenden Augen zeugten von wiederkehrender Gesundheit. Sie war eine Ausgestoßene, eine Verfluchte ihrer Familie und ihrer Kaste; aber sie war ihrem Geliebten ein und alles. Lachend suchte er ihr abends, wenn er von der Schule heim kam, etwas von seinen Studien zu erklären und lehrte sie Englisch. Und doch! — im tiefsten Herzen war Gangamma nicht glücklich. War Suryanaraina daheim, war alles gut; sie liebte ihn, sie diente ihrem Helden, wie sie sich's einst geträumt hatte, und die kurze, schreckliche Vergangenheit war wie ein düsterer Traum. Aber die langen Stunden, wenn ihr Held abwesend war! Dann kamen die beängstigenden Gedanken; dann vergoß sie heimlich Thränen für Eltern und Geschwister, die so nah und doch so unerreichbar waren; dann fielen ihr die Worte der Bibellehrerin in der Schule ein, die so oft, die Versuchungen und das traurige Schicksal vieler ihrer Schülerinnen voraussehend, vor Sünde und Fall sie gewarnt.

Eines Abends hatte sie unerwarteten Besuch; als sie die heilige Tulspflanze begoß und bekränzte, fühlte sie sich umarmt, und sich schnell umblickend, sah sie Rotamma, ihre Freundin, die sie lachend anblickte. „Amai," rief Gangamma überrascht, „wo kommst du her? Und wie geht es zu — dies in leiserer Stimme — daß du mit Juwelen bedeckt bist? Wer erlaubte dir, herzukommen?“ und so jagte eine Frage die andere. „Hat dir's denn mein Bruder nicht erzählt," erwiderte sie mit einem seltsamen, halb scheuen, halb trohigen Blick ihrer dunkeln Augen. Gangamma wußte, es gab nur eine Lösung des Rätsels. Rotamma war eine der 280 000 Kind-Witwen Indiens. Als sie 9 Jahre alt war, starb ihr Mann an der Cholera, und sie hatte seitdem im Hause ihres Vaters gelebt. So lange die eigene Mutter lebte, erfuhr Rotamma nur Liebe und Freundlichkeit. Sie besuchte mit Gangamma zusammen die Schule, und obwohl niederer Kaste als die letztere, waren die beiden dort bald gute Freundinnen geworden und waren die besten Schülerinnen. Der Wettseifer um den ersten Preis, anstatt sie zu entzweien, befestigte ihre Freundschaft nur um so mehr. — Als Rotammas Mutter starb, änderte sich alles. Der Vater heiratete binnen weniger Monate ein junges

12jähriges Mädchen, infolge welches Ereignisses, wie wir schon erwähnt haben, Suryanaraina nach einem heftigen Streit mit dem Vater das elterliche Haus verließ. Damit war auch Kotammas glückliche Zeit beendet; sie war ungefähr eben so alt wie die Stiefmutter, und die täglichen unerquicklichen Zänkereien machten dem Vater das Haus verhaßt. Beide Mädchen suchten ihm klar zu machen, daß das Recht auf ihrer Seite sei; aber Gopala Krischnarya, der es mit den Verwandten seiner jungen, reichen Frau nicht verderben wollte, nahm die Partei der letzteren, und Kotamma, die ein stolzes, trotziges Mädchen war, machte die Sache durch ihre heftigen Launen und ihren ungezügelmten Eigensinn stets schlimmer. Üble Augen und Ohren sind immer wachsam in Hinduhäusern; um solche Gelegenheit wahrzunehmen, und üble Zungen sind geschäftig, um junge Seelen zu versuchen; und bald wurde Kotamma durch einige im Hause lebende Verwandte so aufgestachelt, daß sie beschloß, dem zuerst nur angedeuteten, aber immer deutlicher werdenden Rat zu folgen. „Wozu lebe ich denn,“ sagte sie sich, „um auch etwas Freude zu genießen! Soll ich mein Leben lang in dem weißen Witwentuch als Verfluchte einhergehen, wenn ich's so gut haben könnte. Es thun's ja so viele. Ist es Sünde, so kann ich dem nicht helfen; was andere thun, kann ich auch thun, und wenn ich reich werde, will ich den Göttern opfern, und den Tempeln Geld geben; so kann ich ja mein Unrecht leicht wieder gut machen.“ Einige Tage dauerte noch der Zwiespalt in Kotammas Seele; aber die Versuchung war zu groß; und wen hatte das arme Kind, der ihr Rat oder Hilfe hätte geben können. Und so geschah es, daß sie sich eines Abends, nachdem ein mehr als gewöhnlich heftiger Streit zwischen den beiden jungen Frauen stattgefunden hatte, heimlich entfernte, um nie wieder in das elterliche Haus zurückzukehren. Und so kam sie denn im Schmuck ihrer neuen Gewänder und Juwelen, mit einem neuen, seltsamen Ausdruck in den sonst so unschuldig, heiter blickenden Augen, zu der Schulfreundin. „Arree, Kotamma, warum hast du das gethan,“ rief Gangamma entsetzt, ihre eigene Schande vergessend im Kummer über die Freundin. „Du willst mich tadeln,“ rief Kotamma spöttisch; „nun, Gangamma, das steht dir kaum zu; wer ist wohl besser: du, die ihrem Manne fortgelaufen ist, oder ich, die ich keinen Herrn habe, und die man aus dem Hause getrieben hat.“ Gangamma schwieg; was sollte sie auch antworten. Sie ging in das kleine Kochhaus und bereitete die Abendmahlzeit, und als Kotamma kam und half, schreckte sie halb zurück; der alte Brahminienstolz regte sich. Aber warum doch? Waren sie doch jetzt beide Gedächtete, fastenlose, ge-

meiner als die Pariahs. Das Zwielficht mich bald der hereinbrechenden Nacht, und Gangamma zog, wie sie stets abends that, ihre kleidsamsten Gewänder an, um Suryanaraina zu empfangen. Aber ihr Herz war heut schwerer als sonst. Die Liebe und das Glück, die ihr noch vor einigen Wochen volle Befriedigung gewährt hatten, machten sie jetzt schaudern; und doch, hatte sie nicht diesen Schritt in Verzweiflung gethan; war es nicht besser, Suryanaraina zu lieben und ihn glücklich zu machen, als ihrem Leben ein Ende gemacht zu haben? Suryanaraina kam; er war nicht weniger liebevoll als sonst; aber er war schweigsam. Anstatt sich ihr zu widmen, wie er sonst abends that, ging er bald wieder aus, mit der Entschuldigung, daß der Prinzipal ihm ein Buch versprochen habe, das er jetzt holen müsse. So saßen die beiden Mädchen zusammen in dem kleinen Raum, dessen Wände ringsumher von grotesken Bildern aus der indischen Mythologie behängt waren, und der nichts enthielt, als zwei indische Bettstellen und einige Kisten, mit Suryanarainas Büchern und anderen Habseligkeiten. Die alte Frau saß vor der Hausthür und hielt eine gellende Unterhaltung mit einer Nachbarnsfrau über den Preis des Reises, der doch jetzt gar zu hoch gestiegen sei.

„Rotamma,“ sagte Gangamma, „wie konntest du nur so etwas thun; ich hätte es nie von dir gedacht.“ Rotamma lachte bitter, und ihre Augen blitzten ärgerlich, als sie antwortete: „Amai, denke zuerst an das, was du gethan hast; spricht man nicht in der ganzen Stadt von dir, der Brahminentochter? Aber deine Worte brennen wie Pfeffer und Salz, und in der Schule wolltest du immer besser sein wie andere.“ Anstatt scharf zu antworten, ließ Gangamma ihren Kopf auf die Kniee sinken und fing bitterlich an zu weinen, so daß Rotamma, die im Grunde gutherzig war, sich bemühte, sie zu trösten: „Oh komm', Gangamma, nimm es nicht so sehr zu Herzen; du hast ja alles, was du dir wünschen kannst, und Suryanaraina würde dich bald verlassen, wenn du anfängst zu weinen und dich zu grämen.“ „Mein Herr wird mich nie verlassen,“ antwortete Gangamma stolz, den hübschen, zierlichen Kopf erhebend; „davon verstehst du gar nichts. Wir handeln nur, wie die heiligen Götter vor uns gehandelt haben. Er sagt, daß das gar nicht Heirat ist, wenn zwei Kinder fürs ganze Leben aneinander gebunden werden; aber das ist Heirat, wenn zwei Menschen sich lieben und nicht anders können und aus freien Stücken einander stets treu zu bleiben versprechen.“ Nun war aber Rotamma entrüstet; „so, du weißt also alles besser als die Brahminen und unsere heiligen Bücher, die da sagen, daß die Seele einer Frau



Tausende und Millionen von Jahren wandern und leiden muß, wenn sie ihren rechtmäßigen Herrn verläßt.“ „Dann hättest du auch deinem toten Herrn treu bleiben und dich mit ihm verbrennen lassen müssen, wie's unsere Vorfahren thaten, und das war nicht nur thöricht, sondern unrecht; ich weiß jetzt vieles besser, seit ich bei Suryanaraina bin.“ „Als ob du nicht sehr gut wüßtest, daß mein Vater mich ausgestoßen hat,“ entgegnete Kotamma finster. „Was sollte ich wohl sonst anfangen? Jetzt bin ich reich und freier als andere Frauen. Wenn Permeschwer (Gott) so grausam ist, einem alles zu nehmen, dann thut man wohl, in den Abgrund zu springen. Es macht ja doch keinen Unterschied: wie unser Schicksal geschrieben ist, so muß es sich erfüllen. Wenn wir auch versuchten, gut zu sein, so nützt es ja nichts; und in unserer nächsten Geburt müssen wir doch dasselbe wieder durchmachen.“ „Oh, Kotamma, höre auf,“ rief Gangamma schauernd, „laß uns jetzt von andern Dingen reden; ich sitze nun schon so lange hier und höre nichts von der Außenwelt, oh, meine Mutter, meine Mutter!“ „Nein, ich will nicht aufhören,“ sagte Kotamma trozig; „du siehst aus, wie eine Blume, die welkt, und ich fühle ein Brennen im Herzen; aber ich weiß nicht, warum oder wonach.“ „Das ist, weil du Satti (Witwe) sein solltest, und doch nicht bist; und wenn die Worte wahr sind, die wir in der Schule gelernt haben, dann sind wir beide auf ewig verloren.“ „Arree Gangamma, wie seltsam du sprichst,“ rief Kotamma; „wer kann auch denken, daß die Worte der Christen wahr sind. Es klingt alles gut und schön; aber jemand hat mir gestern erst erzählt, sie sind ebenso schlecht und schlechter wie wir, und er sieht so viel von ihnen; er muß es wohl wissen.“ „Ich glaube aber sicherlich, daß unsere Dorrasanis (weißen Damen) gut sind,“ warf die Freundin ein, „und nicht nur gut, sondern auch glücklich und Suryanaraina sagt, daß er seinen Prinzipal liebt und viel von ihm lernt.“ „Aber sie können uns Hindus eben nicht verstehen,“ erwiderte Kotamma, die nachsprach, was sie von anderen gehört hatte, „sie sind wie ein Feuer, so ungestüm und rasch wie ein Sturmwind, und wenn sie in die Schule kommen und schelten, kann niemand sie lieben. Wenn wir uns ausruhen, nennen sie es Faulheit, wenn wir handeln, ist es voll Betrug, wenn wir uns entschuldigen und mit Klugheit und Verstand reden, ist es Lüge und Falschheit.“ „Wenn sie uns nicht verstehen, verstehen wir sie eben auch nicht, und wie ungerecht du bist, Kotamma,“ fuhr Gangamma, wärmer werdend fort; „wie sanft und gut war doch unsere Dorrasani; ach, wenn ich zu ihr hätte fliehen können, dann wäre wohl alles gut geworden.“

„Du sprichst wahnsinnige Worte, Amai,“ sagte Kotamma verweisend, „wenn du zu den Christen gehst, bist du unrein und verflucht für immer.“ — „Aber ohne Sünde,“ fiel Gangamma ein. „Sünde,“ rief Kotamma ärgerlich, „was meinst du nur mit Sünde; was ist wohl schlimmer für eine Hindufräule, ihrem Herzen zu folgen, als mit den Christen zu essen und Religion und Kaste zu verlieren?“ Gangamma schwieg. „Und sie sind vom sarkar (Regierung) angestellt, um uns zu Christen zu machen. Die Dorrasanis bekommen 100 Rupies für jede Frau, die sie einfangen und zur Christin machen.“ „Amai, wie kannst du nur solchen Unsinn glauben,“ rief Gangamma unwillig; „hast du nicht ihr Haus gesehen und die Lehrerinnen, die zu uns kommen und uns lehren.“ „Ja, sie reden süße Worte,“ rief Kotamma verächtlich, „um die Frauen und Kinder zu fangen; erinnerst du dich nicht, wie Norsingham, der Lehrer, uns warnte, nicht auf ihre Worte zu hören? Du weißt, seine Tochter ging zu den Christen; besinnst du dich nicht, wie sie die Totenlitanei für sie sangen und alle ihre Sachen verbrannten?“ „Aber sie ist jetzt sehr glücklich,“ unterbrach Gangamma, und sie sagen, sie hat einen christlichen Pandit (Lehrer) geheiratet.“ „Das ist ein großes Unrecht, daß sie die Witwen wieder verheiraten,“ widersprach Kotamma! „Wie unvernünftig du redest, Kotamma! Ist es wohl besser zu sein, was du bist, als rechtmäßig einen Christen zu heiraten.“ „Ich will deinen Worten nicht mehr zuhören, Gangamma,“ rief die Freundin ärgerlich, „gehe nur lieber selbst und werde Christin.“ In diesem Augenblick kam Suryanaraina herein, und die Unterhaltung verstummte.

Kotamma blieb bis zum andern Morgen; dann kam ein kleiner zweirädriger Ochsenwagen, um sie abzuholen, und die Freundinnen schieden. Beide fühlten, daß etwas zwischen sie gekommen war. Sie ahnten nicht, wo sie einander das nächste Mal treffen würden.

Die Zeit der Ferien war nun beinahe da. Suryanaraina pflegte zu dieser Zeit gewöhnlich zu Verwandten in einer andern Stadt zu gehen; dies Jahr jedoch, wo das entscheidende Examen so nahe bevorstand, beschloß er, daheim zu bleiben, zu Gangammās großer Erleichterung, die sich vor den langen, einsamen Wochen, allein mit der alten, geschwächigen Sundra gaute. Auch war es ihr aufgefallen, daß Suryanaraina in letzter Zeit oft zerstreut und einsilbig war. Nur selten kam es jetzt vor, daß er mit ihr in dem kleinen Hofraum unter dem üppigen Schlinggewächs saß, mit ihr lachte und scherzte und versuchte, ihr Englisch und Sanskrit beizubringen. Gangamma dachte, daß er müde und überanstrengt

von seinen Studien sei und nahm sich vor, in den Ferien ihn zu hegen und zu pflegen. Oft hatte er ihr erzählt von seinen Abenden auf dem tennies-Platz und im Hause von Mr. Clarke, wenn sie ihm staunend zuhörte und sich wünschte, ein weißes Mädchen zu sein, mit denselben Vorzügen und Vorrechten wie die Damen, die so heiter mit den Knaben spielten und sprachen und ein fröhliches, arbeitsreiches Leben führten. Es war ein heißer Tag gewesen; die Luft war voll von dem feinen roten Blut-Staub, der sich überall Eintritt verschafft und das Atmen erschwert. Der Himmel erstrahlte in wundervollem Farbenspiel vom klarsten Blau und goldigstem Rot zum matten Grün. Suryanaraina stand sinnend am Ufer des heiligen Teiches, dessen Oberfläche mit schimmernden Lotusblumen bedeckt war und in dessen klarem Wasser sich der alte, graue Schiw-Tempel spiegelte. Scharen von Frauen hockten und saßen auf den breiten Stufen, die zum Teich hinabführten, ihre Wasserkrüge füllend und die Tagesneuigkeiten besprechend, während einige Sannyasis (Heilige) inmitten des Teiches standen und ihre metallenen Gefäße füllend und erhebend, sie unter gemurmelten Gebeten der untergehenden Sonne als Abend-Libation ausgoßen. Aber die Gedanken des sinnenden Jünglings waren nicht hier. Er überdachte noch einmal die Unterredung, die er soeben mit dem Missionar gehabt hatte, und plötzlich mit einem halblauten: „Es muß sein,“ wandte er sich ab und schritt seiner Wohnung zu. Es dunkelte, als er durch den engen Hofraum schritt, wo eben Sundra die kleine Öllampe in die Nische neben den heiligen Tulzibaum stellte. Er ging durch die Halle in den kleinen, bilderbehängten Raum, der neben diesen grotesken Symbolen eines allmählich zerfallenden, aber doch noch mächtigen religiösen Systems viele Bücher der modernsten Wissenschaft des Westens enthielt. Ein seltsamer Kontrast, nicht nur sichtbar in der äußeren Umgebung, sondern mehr noch in den Gemütern vieler derer, die, kaum vom Traum der Kindheit erwacht, oft während ihrer ganzen Existenz ein Doppelleben führen, das eine im mystischen Halbdunkel ihrer von uralten Traditionen erfüllten Häuser, das andere im kalten, hellen Licht der Stätten europäischer Wissenschaft, Schulen, Universitäten und anderer ähnlicher Institute.

„Komm zu mir, mein Lieb, meine Sawitri,“ sagte Suryanaraina mit weicher Stimme, als er die schlanke Mädchengestalt in ihren graziösen Gewändern auf der Schwelle erscheinen sah. „Dama ist gekommen und giebt unserer Liebe den Todesstoß.“ Mit einem Schreckensschrei warf sich Gangamma ihm zu Füßen. „Was ist es? Bist du krank? sterbend?“

„Willst du deine Sawitri verlassen?“ rief sie aus, ihn mit wilden, verstörten Augen anblickend. „Sei ruhig, Kleine, oder die Alte hört uns,“ sagte Suryanaraina beschwichtigend; „höre, was ich dir sagen will. Du weißt, Gangamma, wir gehören nicht zueinander; du bist schuldlos; aber ich habe dein Leben zerstört, deine Unschuld geraubt.“ „Oh Herr,“ unterbrach ihn Gangamma schluchzend, „sprich nicht so; wäre ich nicht ohne dich längst im Elend gestorben, vielleicht getötet? Hast du mir nicht ein neues Leben geschenkt?“ Und ihr zarter Körper schauderte, als sie an die Vergangenheit dachte. „Oh, schicke mich nicht zu ihm zurück; aber wenn ich dir nicht mehr gefalle, wenn mein Herr meiner nicht mehr bedarf, will ich gern sterben.“ Es arbeitete in Suryanarainas Zügen; aber er beherrschte sich. „Still, still, Gangamma, höre erst, was ich dir sagen will; ich habe schon seit vielen Tagen gefühlt, daß ich dir schweres Unrecht gethan habe; aber ich wußte nicht, wie es gut machen; dann öffnete ich mein Herz dem Prinzipal, und das ist es, was du thun sollst:“ — er sprach gebieterisch, wie es die Weise indischer Männer den Frauen gegenüber ist — „du sollst zu den Christen gehen. Du weißt, die große Dorrasani hat ein Haus für solche, wie du; dahin sollst du gehen und ein neues Leben anfangen, und mich nimmer sehen“ — seine Stimme brach, und er wandte sich ab.

Eine lange Pause herrschte. — Das silberne Mondlicht strömte durch die Thür, und der kleine Raum war voll vom süßen, betäubenden Duft der Rorkblüte. „Amai, wir haben beide großes Unrecht gethan,“ begann der Jüngling endlich; „nun müssen wir versuchen, es gut zu machen.“ „Aber du sagtest,“ flüsterte Gangamma, „daß nach deinem Examen wir beide weit, weit fortgehen wollten, übers Meer nach Rangun, wo er“ — dies mit kaum hörbarer Stimme — „mich nicht erreichen und nicht quälen kann. Ich will dir überall hin folgen, auch durch den Tod; bin ich nicht deine Sawitri?“ flehte sie.

Suryanaraina zitterte vor leidenschaftlicher Erregung; aber er suchte ruhig zu antworten: „Pflicht ist höher als Liebe; denke nicht an die Götter, sondern an Gott. Wenn es wahr ist, was wir in den Missions-  
schulen lernen, — und es ist wahr — daß Gott ein reines, heiliges Wesen ist, der die Sünde haßt und straft, sind wir beide verdammungswürdig, und unser ganzes Leben muß hinfort eine Sühnung sein.“ „Sie sagen, daß Jesus Christus Sünden hinwegnehmen kann,“ sagte Gangamma. „Das glaube ich nicht,“ erwiderte Suryanaraina, „er war der Schönste unter den Menschenkindern und ein großer Prophet, wie Buddha und



Krishna, aber Sünden kann niemand hinwegnehmen. Du wirst gelehrt werden, ihn anzubeten und vor ihm die Kniee zu beugen, und ich bin's zufrieden; Kasten und Namen hast du verloren, und es ist besser für dich, Christin zu werden, als zu bleiben, was du bist!" Er wunderte sich im stillen, daß Gangamma nicht mehr Einspruch erhob; er wußte nicht, was sie schon schweigend in ihrem tapfern, kleinen Herzen seinetwegen durchkämpft hatte. Vielleicht wäre bald der Tag gekommen, an dem sie aus eigenem Antrieb das gethan hätte, was er jetzt von ihr forderte. „Wann?" fragte Gangamma mit halbersticker Stimme. „Was du thust, das thue bald," erwiderte Suryanaraina, halb unbewußt die Bibel citierend, die er so gut kannte. „Morgen in aller Frühe." — Gangamma zuckte zusammen. „Wenn mein Herr will," sagte sie demütig; aber sie regte sich nicht; in ihrem Herzen war nur der eine Wunsch, jetzt und hier sterben zu können. Ihr Herz bangte vor der dunkeln, leeren Zukunft, die vor ihr zu liegen schien. „Wirst du Sawitri vergessen," fragte sie, ihre schönen, sanften Augen auf ihn heftend. „Kann es zwei Sawitris für mich geben?" fragte Suryanaraina. „Das kleine Mädchen, welches meine Frau ist, wird meine Lebensgefährtin werden; aber Sawitri ist meine einzige Liebe und wird stets in meinem Herzen leben." „Und werden sie sagen, daß ich zu ihm zurückgehen muß?" „Gewiß nicht; er wird dich auch gar nicht zurückwünschen, nachdem du mit den Christen gegessen hast." „O, Scham, o Schande, mit Kastenlosen wird deine Sawitri leben und essen." „Hast du nicht mehr Verständnis, als all die thörichten Leute ringsum, Kleine?" fragte der junge Mann vorwurfsvoll; „eine unedle und gemeine That zu thun bringt Schmach und Schande; die Christen essen Dinge, die wir nicht essen; aber du wirst nicht gezwungen werden, zu essen, was du nicht willst. Und nun versprich, ja, schwöre mir, daß du nicht von ihnen fortlaufen oder zu mir zurückkommen willst. Du liebst ja die Dorrasanis und wirst gewiß mit ihnen glücklich werden." Und Gangamma erhob sich und schwor bei der Bhagvat-Gita, im heiligen Namen des Om, mit einer Eidesformel, die gewöhnlich von den Frauen nicht ausgesprochen werden darf. „Und nun sei tapfer, Kleine! Pack' deine Sachen und dann leg' dich zur Ruhe; ich gehe indes und theile Sundra die Sache mit." Er verließ die kleine Stube, die Gangamma und das Glück seines Herzens enthielt und schloß die Thür; er blickte nicht zurück; — er konnte sich selbst nicht trauen; er kämpfte den guten Kampf des Entsagens, und er siegte, obwohl er nur ein Hindu war, aber ein Hindu, durchdrungen von den Ideen des Christentums.

Gangamma blieb allein; es war ihr, als ob dies ein anderer Suryanaraina wäre, als ob plötzlich eine Kluft zwischen ihnen läge. — Die Hindus sind aus dem Material geschaffen, das Märtyrer macht; im Leiden und Entsagen sind sie Helden, wenn sie einmal verstanden haben, daß es keinen Ausweg giebt. „Was geschrieben ist, muß sein,“ ist ihr Lieblingswort in schweren Schicksalschlägen. Gangamma ging mit steinernem Gesicht daran, ihre Sachen zu packen; aber all ihre Juwelen band sie in ein Stück Muslin und verbarg sie in Suryanarainas Kiste. „Seine Frau wird sie tragen,“ dachte sie, und ihr Herz zog sich schmerzlich zusammen. Aber das goldene Halsband und die beiden goldenen Armringe, die er ihr am ersten Tage gegeben hatte, behielt sie. Nachdem sie ihre kleinen Vorbereitungen beendet hatte, legte sie sich gehorsam auf eine der flachen, hölzernen Bettstellen. Sundramma kam herein, mit einer Schüssel Reis in der einen und Süßigkeiten in der anderen Hand. „Iß, Kind, iß,“ sagte sie, und dann warf sie sich schluchzend über Gangamma. „Dh thu's nicht; geh' nicht zu den Christen; es ist schlimmer als Tod; eine Brahminentochter unter den Verworfenen, ein Diamant im Schmutz.“ „Sei still, Amai, du verstehst nichts davon,“ sagte Gangamma, ihr Gesicht der Wand zukehrend. Mit vielen Liebesworten überredete die alte Frau sie, etwas Nahrung zu sich zu nehmen; dann preßte sie die müden Glieder mit sanftem Druck, wie es unter den Frauen Indiens Sitte ist und sang leise und mit nieselnder Stimme eine eintönige Melodie, denselben melancholischen Charakter tragend, wie alle indische Musik.

Um 4 Uhr morgens, als die Natur noch im Schlafe lag und sich ausruhte von der Gluthitze des Tages, gingen zwei Figuren auf dem breiten, mit Bäumen bepflanzten Wege, der dem Senana-Missionshaus zuführt. Manchmal war Gangamma auf diesem Wege mit Freuden gegangen, wenn sie mit andern Kindern eine der Damen besuchte: sie saß dann in der äußeren Veranda des Hauses und versuchte von da aus das Innere zu sehen; aber sie ging nicht hinein, und wenn sie heim kam, schalt ihre Mutter, und sie mußte baden und reine Kleider anziehen. Sie hatte auch mit geheimnisvollem Schaudern das lustige, hübsche Haus gesehen, wo die Frauen lebten, die Christinnen geworden waren. Sie hatte auch einmal Gopie zugenickt, die ihrem Vater davongelaufen und zu den Christen gegangen war. Gopie hatte sehr glücklich ausgesehen und ihr lächelnd ein Salaam zugewinkt, nun sollte sie selbst eine Einwohnerin dieses geheimnisvollen Hauses werden. Heut war es gerade ein Jahr, seit sie in Narairao's Haus eingezogen war; heute sollten sie in ein anderes einziehen,

So schritten sie einher, der Mann voraus, das Mädchen mit ihrem Bündel Habseligkeiten auf dem Kopfe hinterher; Suryanaraina trug zwei neue Metallschüsseln. Das Wohnhaus der Missionarinnen war nur wenige Schritte von dem Haus der Frauen entfernt und die beiden Wanderer vermieden das Letztere sorgfältig. Nun schritten sie durch den mit Schlinggewächsen überwucherten Bogengang, nun stiegen sie 3 Stufen hinan und standen in der Veranda. Gangamma kauerte in eine Ecke, zog die Sari über den Kopf und steckte ihn zwischen die Kniee. Sie biß die Zähne auf einander und beschloß, nicht wieder aufzublicken, bis Suryanaraina fort war. Augenscheinlich kamen sie nicht ganz unerwartet; denn auf Suryanarainas leises Klopfen öffnete sich die Thür geräuschlos und Gangamma hörte eine geflüsterte Unterhaltung; dann hörte sie Suryanarainas Stimme zum letzten mal: „Ich gehe nun, Gangamma; betrage dich gut;“ o wie hart und fremd es klang! — und dann verhallten seine Schritte auf dem Kieswege. — Nun war alles vorbei; ihr ganzer Körper erbehte in krampfhaftem Schluchzen, und sie glaubte, ihre Sinne zu verlieren. Als sie sich etwas beruhigte, fühlte sie jemand neben sich sitzen, und einen Arm um sich geschlungen. „Nun, mein Kind, meine kleine Gangamma, stehe auf, und ich will dir ein Zimmer zeigen, wo du dich ausruhen kannst.“ Gangamma stand auf und folgte mechanisch, aber mit verhülltem Gesicht; dieselbe sanfte, aber starke Hand bettete sie auf eine Lagerstätte und machte es ihr bequem. Und dann stahl sich Gangammas kleine, kalte, zitternde Hand hervor und suchte die Hand der weißen Frau, die nun in Zukunft ihr Halt und ihre Stütze sein sollte. Geduldig saß die Missionarin, mit der Hand in der ihren, bis die fliegenden Pulse sich beruhigten und das Schluchzen nachließ, bis endlich die regelmäßigen Atemzüge verrieten, daß Schlaf den müden Körper umfing. So kam Gangamma unter die Christen.

---

Eben läutete die Glocke in dem Hause, das nun Gangammas Heimat war. Die große Schulhalle war voll vom Geseume der Stimmen. In der einen Abtheilung lernten die weniger befähigten Frauen die künstliche Gold- und Silberstickerei, die wir daheim mit Staunen und Entzücken betrachten; in der andern Abtheilung saßen auf netten Bänken die jüngeren und befähigten Mädchen und Frauen, für die es nicht zu spät war, eine gute und gründliche Ausbildung zu erhalten; unsere kleine Freundin, Gangamma, war unter ihnen. Sie ist nun bereits 6 Monate hier; die ersten Wochen waren schwere gewesen für alle, die mit ihr zu thun hatten. Sie war gleichgiltig und leblos, stumm vor sich hinbrütend, und kalt und stolz

gegen die andern Frauen. Aber dieselbe Liebe, die dies Haus gebaut hatte, die in der Stadt den Armen und Verlorenen nachging, die die Kinder in Schulen sammelte und sie zu vernünftigen, denkenden Wesen zu machen suchte, dieselbe Liebe hatte auch Gangamma besetzt. Allmählich war es mit ihr vorwärts gegangen; und jetzt war sie der Liebling nicht nur des Hauses, sondern auch der Missionarinnen, stets fröhlich und heiter, aber nie zügellos und wild, intelligent und wißbegierig, willig und gehorsam. Die Liebe Gottes hatte in ihr Herz geschienen mit einem hellen Schein. Es war kein Wunder, daß Gangamma nun so rasch vorwärts schritt; denn ein Mädchen, das 4 Jahre lang die Missionschule besucht und die Lehren und Geschichten der Bibel gehört hat, kann nicht dieselbe sein, wie eine, die nichts von alledem weiß.

„Gangamma,“ sagte Miß S. eben, sich auf den Stufen umwendend, „wenn du gekocht und gegessen hast, komme zu mir; es ist jetzt 12 Uhr; wenn die große Uhr 2 Uhr zeigt, werde ich dich erwarten; du kennst jetzt die Uhr,“ setzte sie lächelnd hinzu, eine kürzlich errungene Kunst, auf die Gangamma sehr stolz war. Sie nickte vergnügt; wie gern ging sie hinüber in das „große Haus“ zu Fräulein S., welche oft die Frauen einzeln zu sich rief, vorgeblich für eine Hülfsleistung, aber wirklich, um sie kennen zu lernen und mit ihnen in persönliche Berührung zu kommen. Gangamma eilte in ihre kleine Küche; denn jede der Frauen hatte eine solche, wo sie ihre Vorräte aufbewahrten, ihre Mahlzeiten bereiteten und einnahmen. Gangamma bereitete ihr Mahl gerade so, wie sie gewohnt war; niemand zwang sie, Fleisch oder andere Dinge zu essen, die sie verabscheute. Aber nach und nach schwanden die Vorurteile; sie lernte verstehen, daß Gott alles für alle gegeben hat, und daß es keine Sünde ist, Fleisch oder Eier zu essen. Die Mahlzeit war einfach und schnell bereitet, und nachdem Gangamma sie genossen hatte, reinigte sie die Gefäße — dieselben, die Suryanaraina ihr vor 6 Monaten mitgegeben hatte — und die kleine Küche, verschloß dieselbe und eilte hinüber ins andere Haus.

„Sieh, Gangamma,“ sagte Fräulein S., „alle diese Seide muß sortiert werden; wir brauchen sie morgen, und während du das thust, bringe ich den Bücherschrank in Ordnung, und wir können uns ein wenig unterhalten.“ Sie sprachen eine Weile über mancherlei: über Gangammass Fortschritte in der Schule, über den Besuch ihrer Mutter und Schwester, der ihr unaussprechliche Freude bereitet hatte u. s. w.; aber augenscheinlich hatte Gangamma etwas besonderes auf dem Herzen, und auf ihre



Bitte hin setzte Fräulein S. sich auf einen niedrigen Stuhl, und Gangamma saß vor ihr auf dem Boden in der üblichen indischen Art. „Als meine Schwester hier war“, sagte sie, „gab sie mir diesen Brief, lies ihn“, und ihn aus den Falten ihres Gewandes hervorziehend, reichte sie ihn der Missionarin. „Du kannst ihn mir vorlesen“, sagte Fräulein S. lächelnd; denn ein Hauptpunkt ihrer Pädagogik war, ihren Schutzbefohlenen, die sie einigermaßen kannte, Vertrauen zu schenken. Der Brief war von Kotamma; das arme Mädchen war sehr unglücklich und krank, und deshalb ausgestoßen und verlassen von allen, buchstäblich auf die Straße geworfen, und nun flehte sie um Hilfe; sie war augenscheinlich ganz gebrochen und in Verzweiflung. „Arme Kotamma“, sagte Fräulein S. mit einem Seufzer, „hierher darf sie jetzt nicht, Gangamma; denn sie ist sehr krank, und wir können solche Mädchen nicht aufnehmen. Aber heut abend, wenn es dunkelt, will ich mit Schaimma (einer alten, bewährten Christin) im geschlossenen Wagen hinfahren und sie ins Missionshospital bringen und wenn sie gesund wird, wollen wir sie hier aufnehmen, und du sollst ihr eine liebe Schwester sein.“ Nachdem dies besprochen war, sagte die Missionarin: „Ich habe dir auch etwas mitzuteilen, Gangamma“; sie nahm die kleine braune Hand fest in die ihrige, Gangamma sah sie ängstlich an. „Ist mein Vater tot?“ fragte sie leise. „Nein, Umai,“ war die Antwort; „noch kannst du für ihn beten, und sein Herz mag sich Gott zuwenden; aber jemand anders ist abgerufen, jemand, vor dem dir sehr graute.“ „Oh, ich weiß,“ rief Gangamma, und verbarg ihr Gesicht im Schoß der Missionarin; es gab nur einen, vor dem ihr graute; und sie scheute sich, ihr Gesicht zu ihrer mütterlichen Freundin emporzuheben, im Fall dieselbe den Freudenstrahl sehe, der sich über dasselbe ergoß. Aber andere Gedanken machten sich bald geltend, und während sie so da saß, zog die Vergangenheit an ihrem innern Auge vorüber, und sie dachte der kurzen, qualvollen Zeit, die sie im Hause des Verstorbenen verlebt hatte. „Oh Gott,“ sagte sie innerlich, „ich habe oft für ihn gebetet, und nun ist er in das dunkle Land gegangen, sei seiner Seele gnädig!“ Wie starb er,“ fragte sie leise. „Er ging gestern zu einem heiligen See, um zu baden. Das Kupfergefäß einer armen Frau fiel hinein, und in dem Bemühen, es für sich herauszuholen, ertrank er. Ist es nicht schön zu wissen, Gangamma, daß er sein Leben verlor, in dem Versuche, einem Nebenmenschen einen kleinen Dienst zu erweisen? Ich glaube, sein Herz war kürzlich weicher.“ „Ich bin froh, daß er so starb,“ sagte Gangamma, mit lächelnden, aber thränenvollen Augen aufschauend.“ Nach einer Pause:

„Geliebte Amma (Mutter), darf ich nun getauft werden?“ Gangamma hatte in den letzten Wochen oft hierum gebeten; aber man hatte gefürchtet, daß ihr Mann seine rechtmäßigen Ansprüche wieder geltend machen könne. Fräulein S. hatte sich beinahe entschlossen, eine Scheidung zu erlangen; aber nun war ihnen dieser Schritt erspart durch Narainraos plötzlichen Tod. „In 3 Monaten ist Weihnachten, sagte Fräulein S., „bis dahin sollst du, Subbhamma und Prieti noch vorbereitet werden, und wenn Devanandhams Prüfung (der eingeborene Pastor) dann gut ausfällt, darfst du dich am Weihnachtstag ganz dem Herrn übergeben, wie du es dir so wünschest.“ Als Gangamma am Abend dieses Tages zwischen den blühenden Büschen und leise wehenden Palmen stand, war ihr Herz voll stiller, tiefer Freude; denn: das Alte ist vergangen; siehe, es ist alles neu geworden, so jauchzte ihre zum Lichte gekommene Seele.

---

Die Leser wundern sich vielleicht über die Wahl des Stoffes; wahrscheinlich erwarteten viele eine detaillierte Beschreibung des bejammernswerten Zustandes der indischen Frau, ihrer Sklaverei, Unterdrückung, Rohheit und Unwissenheit; das alles umgiebt in der That die Missionarinnen in Indien wie eine tiefe Finsternis, die nur langsam und sehr allmählich dem christlichen Einflusse zu weichen scheint. Civilisation und europäische Bildung hat viel für Indien gethan; sie hat Eisenbahnen, Brücken und Kanäle gebaut, Handel und Landwirtschaft gehoben, eine neue Administration geschaffen, die Lage der Bauern und Pariahs gebessert — oder doch zu bessern gesucht; sie hat Schulen und Hospitäler in Mengen gebaut; aber sie hat nicht vermocht, und ist es nicht imstande, das Los der indischen Frau zu bessern. Es ist wahr, die Mädchen besuchen hier und da die Schulen; die Frauen fangen an, hier und da die Hospitäler und Kliniken zu benutzen, die für sie gebaut sind; aber das ist alles die Außenseite und berührt nicht den Kern der Sache. Die Übel liegen zu tief und sind zu innig mit dem ganzen sozialen und religiösen System der Hindus und Mohammedaner verwachsen. Wollten wir das traurige Los der indischen Frau nach allen Seiten hin beschreiben und unsere Behauptungen mit Beispielen bestätigen, so müßten wir Bände füllen, und das selbst würde unzureichend sein. Man muß jahrelang unter den Frauen Indiens leben, um zu verstehen, wie grausam die Ketten sind, die sie fesseln. Die indische Frau ist im Durchschnitt stumpf und gleichgiltig; sie selbst weiß nicht, was ihr fehlt. Reisende, die Indien

nur flüchtig und von der Außenseite kennen lernen, sagen oft: „Wir begreifen nicht, was die Mission vom Elend der indischen Frauen fabelt; sie scheinen sehr bequem und selbst glücklich zu leben.“ Doch unter dieser harmlosen Außenseite verbirgt sich der tiefe Krebschaden, ein Schaden, den nur das Christentum heilen kann, da es eine Religion der Liebe ist, und eine Religion, die dem weiblichen Geschlecht Freiheit und Veredlung bringt, während Hinduismus und Islam nur Knechtschaft und geistlichen Tod zur Folge haben. Kinder-Heirat und die Nichtwieder-Verheirathung der Witwen und Vielweiberei unter den Mohammedanern sind die Hauptpfeiler, auf denen das ganze Gerüst der Immoralität, Grausamkeit und Tyrannei beruht, unter dem die indische Frau lebendig begraben ist.

Gangamma und Rotamma sind wirkliche und zugleich typische Wesen; wir haben kurz an diesen beiden Beispielen zu zeigen gesucht, was die Folgen von Kinderheirat und Nichtwiederverheirathung von Witwen in tausenden von Fällen sind; wie natürlich und selbstverständlich es ist, daß diese armen Mädchen, oft noch Kinder, auf falsche Wege geraten, und Gott sei es geklagt, fast stets zu Grunde gehen. Wir haben auch kurz angedeutet, was die Mission für diese armen Wesen zu thun sucht.

Wenn diese kleine Skizze in einigen Herzen lebendige Liebe und ein thatkräftiges Mitleid für diese armen Schwestern des fernen Ostens anregt, so hat sie ihren Zweck erfüllt.

# Beilage

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

N<sup>o</sup> 4.

Juli.

1898.

## Biblische Ansprache vor der Hauptversammlung der sächsischen Provinzial-Missionskonferenz

am 15. Februar 1898.

Von Professor D. Sering.

Jerem. 16, 14—21.

14. Darum siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr, daß man nicht mehr sagen wird: So wahr der Herr lebt, der die Kinder Israel aus Aegyptenland geführt hat;

15. Sondern, so wahr der Herr lebt, der die Kinder Israel geführt hat aus dem Lande der Mitternacht und aus allen Ländern, dahin er sie verstoßen hatte! Denn ich will sie wieder bringen in das Land, das ich ihren Vätern gegeben habe.

16. Siehe, ich will viele Fischer aussenden, spricht der Herr, die sollen sie fischen; und darnach will ich viele Jäger aussenden, die sollen sie fangen auf allen Bergen und auf allen Hügeln und in allen Steinrizen.

17. Denn meine Augen sehen auf alle ihre Wege, daß sie vor mir sich nicht verhehlen können und ihre Missethat ist vor meinen Augen unverborgen.

18. Aber zuvor will ich ihre Missethat und Sünde zwiefach bezahlen, darum daß sie mein Land mit den Leichen ihrer Abgötterei verunreinigt und mein Erbe mit ihren Greueln voll gemacht haben.

19. Herr, du bist meine Stärke und Kraft und meine Zuflucht in der Not. Die Heiden werden zu dir kommen von der Welt Ende und sagen: Unsere Väter haben falsche und nichtige Götter gehabt, die nicht nützen können. Wie kann ein Mensch Götter machen, die nicht Götter sind? Darum siehe, nun will ich sie lehren und meine Hand und Gewalt ihnen kund thun, daß sie erfahren sollen, ich heiße der Herr.

Zwei Abschnitte zeigt das prophetische Wort, das Ihr vernahmt, und zu beiden stimmt der Ruf aus der Tiefe: Herr, du bist meine Stärke und Kraft und meine Zuflucht in der Not. Denn das ist die alte Losung der kämpfenden, wie der verbenden Kirche. Sie stehe an der Schwelle unserer Beratung über Missionsarbeit, erhebe die Herzen zu dem, der sie segnet und erfülle sie mit Vertrauen, Glaubens- und Arbeitsfreudigkeit. Wie ein Responsorium göttlicher Gnaden aber klingt auf jenen Ruf der Inhalt der beiden Abschnitte uns entgegen, in die der Text zerfällt:



Der Herr bringt sein Volk wieder zu seinem Erbe, und:  
Er bringt die Heiden zu seinem Volk.

Beides gehört zusammen. Denn die großen Gottesthaten sind Züge, die in die Tiefe gehen und da eine innere Verbindung haben. Handelt Gott gnädig an seinem Volk, öffnet er dem Verirrten neue Wege, um es zu seinem Erbe zurückzubringen, das es verloren hatte, dann leuchten die Zeichen seiner Gnade auch weiter, und die Heiden werden von ihnen zurechtgeleitet, um sich zu dem Gott des Heils zu finden, der sein Volk segnet und Segen hat auch für sie; dann geht ihnen auch die Erkenntnis auf: Unsere Väter haben falsche und nichtige Götter gehabt!

Also ist es vor Zeiten dem Israel in der Zerstreuung geweissagt, und also ist es Wirklichkeit geworden in dem Einen, in welchem alle Gottesverheißungen Ja und Amen sind. In der Fülle der Zeit, als Jesus erschien, ist das Wunderland neutestamentlicher Gnaden aufgethan, wo alle Seufzer und Bitttrufe des wahren Israel nach dem Geist sollten in göttlicher Befriedigung gestillt werden; da hat auch der neue Geisteszug, der die Welt damals zu bewegen anfang und bis heute bewegt, die Heiden angefaßt. Denn nicht in den Tagen der Heimführung Israels ins irdische Vätererbe ist's geschehen, was der Prophet im Geist erschaut, daß die Heiden zu ihm kommen würden von der Welt Ende; sondern als das Evangelium von Israel ausging in die Welt. Erst als vor dem erleuchteten Auge der Apostel ein geistliches Israel, eine gläubige Gemeinde aus den Juden gesammelt ward und sich schied von dem Israel nach dem Fleisch, da hat der werdende Ruf des Evangeliums auch die Heiden als Miterben und Zugehörige zum Samen Abrahams berufen.

Und fortan ist in der Christenheit, in welcher Juden und Heiden unter Ein Haupt versetzt sind, das Gesetz immer wieder in großen Epochen bestätigt worden: Bringt Gott sein Volk zu seinem Erbe, so bringt er auch die Heiden zu seinem Volk. Nicht immer in gleicher Zeit ist das geschehen, aber doch nach innerer göttlicher Folgerichtigkeit. Denn die Kraft Gottes ist so reich und stark, daß sie sich nicht in der Zeit-epoche auswirkt, in der sie einsetzt. Sie scheint zu verschwinden, vielleicht zu versagen: aber sie hält nur an sich, bereitet sich dienende Gefäße in der Stille, um dann, wenn die Weltregierung Gottes die Gelegenheit geschaffen, hervorzutreten, vorzudringen, werdend, siegreich.

So war's in den Tagen der Reformation. Gott hatte seine Christenheit aus babylonischem Gefängnis ausgeführt, die ungesälfchte Gnadenbotschaft auf den Leuchter gestellt, daß sie ihren Schein in die Herzen

gab also, daß es wieder geschah, wie in der Apostel Tagen, und der Gerechte lebte aus Glauben! Und das Evangelium ward nicht nur das neugewonnene Segenserbe einzelner frommer Seelen, sondern ganzer Völker, vor anderen auch unseres deutschen Volkes. Nicht sofort schloß sich an diese Reformation eine große Mission unter den Heiden. Zwei Jahrhunderte vergingen. Aber auch nur Aus- und Nachwirkung des Gotteswerkes der Reformation ist der Geisteszug, der in unseren Landen einen Spener erweckte. Und wie denn der Herr meist seine Jünger zu Zweien entsandt, so hat er zu Luther Melancthon gesellt, mit Spener August Hermann Francke verbunden zu gleichem Glaubens- und Heiligungsernst, zu gleicher Innigkeit des Gebets, und auch jeden gebraucht zu besonderem Werk. Wieder hieß es nun: Er wird die Heiden bringen zu seinem Volk, wie er sein Volk gebracht zu innigerer Aneignung seines Christenerbes. Der Mann, zu dessen Feier wir uns hier in Halle rüsten, der für die Nothstände daheim den geschärften Blick der Liebe besaß und durch Anhalten am Gebet Großes von Gott erlangte, um Anstalten fürsorgender barmherziger Liebe für die Kleinen zu gründen, deren Engel das Angesicht des Vaters im Himmel schauen: derselbe Mann hatte auch den Weitblick des Glaubens und der Hoffnung und erfaßte das Gesetz des Reiches Gottes, das der Herr im Senfkorn aufgezeigt mit gleicher Liebe und Thatkraft als Lebensaufgabe. So wurde Indien damals dem Evangelium aufgethan und der Gedanke einer Weltmission begriffen, und über das Meer gingen Boten, die den Heiden sagten: Das ist euer Gott!

Auch am Beginn unseres Jahrhunderts bis dessen Ende, zu dem wir gelangen durften, klingt das Doppelthema göttlicher Reichswirkungen durch die Geschichte. Zuerst hat Gott die Herzen für das alte biblische Gotteserbe des Evangelium wiedergewonnen, von dem dürre Verständigkeit mit altklugem Dünkel sie abwendig gemacht hatte. Er hat die Gnade der Vergebung im Blute Christi wieder theuerwert gemacht und in durchdringendem Lichte gezeigt, wie fadenscheinig der Tugendmantel war, in dem man so sicher stolzierte. Der Weg nach Kanaan, der verödet war, bedeckte sich mit Scharen Suchender, deren viele Gott in Christo fanden und priesen. Unter ihnen Segensmenschen, die andern den Weg des Lebens lehrten und deren Gedächtnis in unseren Herzen ist. Tholuck, körperlich früh gebrochen, im Geiste stark, ein Herold des Evangeliums, ist auch einer der ersten Anreger des Missionswerkes geworden. Er hat das große Wort in das Geschlecht seiner Zeit hineingerufen: Ein Christenherz, das in Christo seinen Heiland gefunden hat, kann sich nicht zufrieden

geben, so lange auf Erden noch Ein Mensch ist, der ihn nicht kennt! Und als dann vor 50 Jahren Wichern in schwerer gefahrvoller Zeit unter den Erschütterungen des Volkslebens die Evangelischen dazu aufrief, sich gegen die Mächte des Verderbens zu Phalangen rettender Liebe zusammenzuscharen, als er das Programm für die Werke der Inneren Mission entwarf, wiederholte sich, was zu Francses Zeit geschehen war: Die helfende Liebe im Inneren des Vaterlandes und der werbende Glaube jenseits seiner Grenzen reichten sich geschwisterlich die Hand; und darum hat die rettende Liebe ihr Werk können nach dem des werbenden Glaubens benennen. Darum hat dieser für sein Werk durch die Arbeit jener Förderung und Segen empfangen. Wer sieht nicht, daß im Laufe des halben Jahrhunderts, das hinter uns liegt, im Reich der Gnade, wie in dem der Natur eine Kette sich bildet, in dem ein Glied dem anderen die goldenen Eimer himmlischer Segenskräfte reicht, ein Hauch des Geistes die einen, wie die anderen beseelt, daß erfüllet werde, was geschrieben steht: Er bringt sein Volk wieder zu seinem Erbe, er bringt die Heiden zu seinem Volk.

Was lernen wir daraus? Nicht nur, daß es thöricht und unrecht ist, die Liebesarbeit im Inneren der Christenheit mit Anerkennung zu erheben, um sich der Missionsarbeit fremd, kühl und unthätig gegenüber zu stellen. So versündigt man sich an Gottes Weisheit und mißtraut dem Lauf seiner Regierung. Wir lernen mehr. Wer Gottes Grundsatz erkannt hat, soll sich prüfen, ob er für ihn auch mehr habe, als Anerkennung, nämlich Glauben, daß Gott seinen großen Weg nach jenem Grundsatz weiter geht, Zuversicht, daß er gegen alle Windströmungen des Zeitgeistes in Wissenschaft und Leben seinen Kurs innehält; Begeisterung für das hohe Ziel, daß Gott eine geheiligte Gemeinde und eine erlöste Welt dargestellt werde; Freude für die hierauf gerichtete Arbeit, die zwar schwer, doch nicht sauer, sondern köstlich ist, köstlich auch der Jugend, die sie früh liebgewinnt; einen rechten Dankessinn, dem die Erwägung immer nahe liegt: Hat Gott uns zum Erbe im Licht berufen und, wo wir's verloren hatten, abermals heimgebracht, wie sollten wir's nicht für eine heilige und selige Pflicht halten, ihm als Mithelfer zu dienen in dem anderen Werk, seinem Werk, zu bringen die Heiden zu seinem Volk!

Aus dem Wort des alttestamentlichen Propheten lernen wir dazu betend sagen: Herr, du bist meine Stärke und Kraft und meine Zuflucht in der Not! Und die Gemeinde des neuen Bundes ruft uns ermahnend zu: Darum, meine Brüder, seid fest, unbeweglich und nehmet immer zu in dem Werke des Herrn, sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn. Amen.

# Skizzen aus dem englischen Missionsleben.

Von Julius Richter.

## 5. Das Harley-Haus.

Je kirchlicher in England eine Mission ist, um so strenger wird der Unterschied, manchmal möchte man fast sagen, der Gegensatz von Geistlichen und Laien aufrecht erhalten. Die hochkirchliche Universitätenmission, nach deren Ansicht die Handauflegung der Bischöfe eine Art character indelebilis erteilt, verbietet ihren Laien ausdrücklich, nach dem geistlichen Amte zu streben.<sup>1)</sup> Selbst die doch streng evangelische schottische Staatskirche hatte im letzten Jahre ernste Bedenken, einen bewährten Lehrer in Blantyre die Ordination zu erteilen, weil er nicht den theologischen Bildungsgang durchgemacht hatte.<sup>2)</sup> Je weiter man nun aber auf der an Schattierungen so reichen Bahn englischen Kirchenwesens ins Freikirchentum gerät, zu Independenten, Baptisten, Quäkern u. s. w., um so mehr verschwimmen die festen Umrisse geordneter kirchlicher Ämter, ist doch auch das Pfarramt da weiter nichts mehr als eine nützliche Gemeindeinstitution, die zur Not jeder Christ verwalten kann, und bei der das Maß theologischer Vorkenntnisse je nach Zeit und Umständen recht willkürlich bestimmt wird. In dieser nivellierenden Atmosphäre gleichen sich auch alle Unterschiede des missionarischen Berufes aus, und es bleibt als charakteristische Erscheinung mit festen Umrissen eigentlich nur der Missionsarzt übrig; daß er eine gründliche, akademische Vorbildung braucht, daß sein Posten nicht schließlich von jedem anderen verwaltet werden kann, sieht der praktische Engländer ein.<sup>3)</sup>

Für das gesamte übrige Missionspersonal dieser independenten Kirchen giebt es wenigstens prinzipiell keine Unterschiede des geistlichen Berufes; aber die Missionsleitungen sind weiser als die öffentliche kirchliche Meinung, wenn sie für alle wichtigen Posten Kandidaten mit der vollen Qualifikation für den heimatlichen Kirchendienst fordern, die freilich auch nach unsern Begriffen noch recht mangelhaft ist. Sonst sind eben die Sendboten der China Inland-Mission, der nordafrikanischen, der Congo Balolo-Mission u. s. w.

<sup>1)</sup> Morshead, History of Un. Miss. S. 437 und 441.

<sup>2)</sup> Rep. 1897 der Est. Ch. of Scotl. S. 803 f.

<sup>3)</sup> Gerade in diesen Kreisen sind allerdings manche geneigt, selbst das in Zweifel zu ziehen. Sie möchten an Stelle der wissenschaftlichen Heilkunde lieber die „Glaubensheilung durch Handauflegung mit Gebet“ setzen, wozu kein Studium, sondern nur charismatische Begabung notwendig sei.



„Missionare“ in einer Unbestimmtheit dieses Ausdrucks, der z. B. selbst keinen spezifischen Unterschied der Aufgabe eines Missionars und einer Missionschwester anerkennt. Da fragt es sich nun, welches Mindestmaß von Vorbildung ist erforderlich um überhaupt „Missionar“ zu werden? Es hat sich in dieser Richtung auch in England eine ähnliche Entwicklung vollzogen wie in Deutschland. Auch bei uns forderten selbst Missionsleute wie Gögner und Harms anfangs nur ein sehr bescheidenes Maß von Vorkenntnissen, und erst die Weiterentwicklung ihrer Missionen hat unwiderstehlich zu einer immer sorgfältigeren Ausbildung der Sendboten gedrängt. So hat man auch in England anfangs die Ansprüche äußerst niedrig gestellt, um sie allmählich heraufzuschrauben, und fast jede neue Missionsgründung außerhalb der Staatskirche fängt denselben Prozeß wieder an. Erst die großen Aufgaben, welche die praktische Missionsarbeit stellt, müssen immer von neuem diese Kreise zu einer tieferen Erfassung und würdigen Ausstattung des Missionarsberufes erziehen.

In dieser Umgebung und aus diesen Gedankenzusammenhängen heraus muß man eine Stiftung beurteilen, die zu den eigentümlichsten Erscheinungen des englischen Missionslebens gehört, das Ost-London Institut oder Harley-Haus. Man erzählte mir in London, Grattan Guineß habe ebenso wie der berühmte Dr. Barnardo den Wunsch gehabt, unter Hudson Taylor in den Dienst der China Inland-Mission zu treten; Taylor aber habe mit seinem wunderbarem Scharfblick die Bedeutung beider Leute erkannt und habe ihnen geraten, daheim zu bleiben, sie würden dem Reiche Gottes daheim größere Dienste leisten. Grattan Guineß nahm sich vor, ein Institut zur Ausbildung von Missionaren zu gründen; er stiftete seine Anstalt im Jahre 1872 zunächst ganz klein — mit 7 Zöglingen — in Stepney Green in den Armenquartieren bei den Docks. Nach wenigen Jahren aber verlegte er dieselbe in ein fast noch verrufenerees Armenquartier in der Peripherie Ost-Londons an die Grenze der beiden Vororte Bow und Bromley. Dort an der Ecke der Bow-Straße, die eine Verlängerung des berühmten Whitechapel ist, und an der Harley-Straße kaufte er mehrere nebeneinander liegende Häuser, die nach der angrenzenden Harley-Straße die Harley-Häuser hießen. Der offizielle Name der Stiftung ist das „Ost-London Institut.“

Drei Merkmale geben derselben ihr Gepräge. Erstens stellt sich Grattan Guineß seine Aufgabe sehr weit, er will Arbeiter nicht nur für die Heidenmission, sondern auch für die innere Mission ausbilden, ja auch die Evangelisation in den katholischen Ländern und die Propaganda der

Sekten in den evangelischen Ländern sind nicht ausgeschlossen. Seiner Ansicht nach ist für alle diese Berufswege im wesentlichen dieselbe Ausrüstung erforderlich. Und er ist der Meinung, daß gerade die praktische Arbeit unter den Verlorenen ein wichtiges Stück dieser Ausrüstung sei. Deshalb hat er sein Institut mitten in die Armenquartiere Londons hinein verlegt, und das Ost-London Institut ist selbst der Mittelpunkt einer ausgedehnten Arbeit der inneren Mission geworden. Von allen Zöglingen wird erwartet, daß sie sich in weitem Maße an dieser barmherzigen Liebesarbeit, an Armen- und Krankenpflege, Hausbesuchen, Sonntagschulen, religiösen Meetings und Straßenpredigten beteiligen. Nach dem letzten Jahresberichte fanden im Jahre 1897 1100 Meetings, 100 Straßenpredigten, 11 000 Hausbesuche, an 137 Stellen Gottesdienste statt u. s. w. Allerdings muß ja diese Arbeit der innern Mission unter dem beständigen Wechsel der Studenten empfindlich leiden; sie erinnerte mich lebhaft an die Seelsorge, die wir vom Domkandidatenstift aus trieben, wo auch die besuchten Familien jedes Jahr einen neuen Seelsorger erhielten, und jeder derselben seine ersten Experimente machte, — mir thaten immer die lieben Leutelein leid, an welchen wir unsere ersten Erfahrungen sammeln sollten! Daß ferner eine in so ausgedehntem Maße betriebene Innere Missions-Arbeit die wissenschaftliche Arbeit der Vorbereitung auf den Missionsberuf auf das empfindlichste schädigen muß, liegt auf der Hand.

Der zweite charakteristische Zug ist die interdenominationelle Grundlage, das Institut ist „unsectarian“, d. h. es will keiner besonderen Kirchengemeinschaft angehören und für keine spezielle Propaganda treiben. Man muß sich den zerrissenen Zustand des englischen kirchlichen Lebens vergegenwärtigen, um die Bedeutung dieses Bestrebens zu verstehen. Ein Mann, der bei uns ein Institut für Lutheraner und Prädestinarianer, für Ritschlianer und Protestantenvereinler zugleich gründen wollte, würde keine schwierigere Aufgabe übernehmen<sup>1)</sup> als Grattan Guineß, der für Kirchenmänner und Methodist, Baptisten und Quäker zugleich Missionare vorbilden will. Man möchte auf den ersten Blick sagen, das ist unglaublich! Allein in der Wirklichkeit sind die Gegensätze oft nicht so groß wie sie auf dem Papier erscheinen. Es haben in England die speziell dogmatischen Interessen

<sup>1)</sup> Da ist doch ein Unterschied. Gr. Guineß, S. Taylor, G. Müller nehmen nur solche Leute an, die in einem lebendigen Glauben an den menschgewordenen, gekreuzigten und auferstandenen Jesus, als den Sohn Gottes und ihren persönlichen Heiland stehen und gegen die persönliche Erfahrung seines Heils treten ihnen die kirchlichen Unterschiede zurück.

nie so im Vordergrund gestanden wie bei uns; auch wo dogmatische Streitigkeiten vorzuliegen scheinen, handelt sich's im Grunde meist um Fragen der Kirchenverfassung und des kirchlichen Lebens. Auf Reinheit der kirchlichen Lehre legen die Engländer keinen besonderen Wert. So war es einer der Grundtöne, der durch sehr viele der von mir besuchten Jahresfeste der außer der Staatskirche stehenden Gesellschaften hindurchklang: was uns trennt, ist gering im Vergleich zu dem, was wir gemeinsam haben. Wir sind Brüder im Grunde eines Glaubens, und wir können an einander unsere Sondermeinungen tragen ohne uns zu entfremden. Oft fand dieser Verbrüderungsgedanke auch dadurch sichtbaren Ausdruck, daß die Kirchengemeinschaften ihre bedeutendsten Redner austauschten.

Es liegt nur in der Richtung derselben Unionsgedanken, wenn in der Reichs-Gottesarbeit die undenominationellen Bestrebungen willig unterstützt werden; „unsectarian“, d. h. ohne Zusammenhang mit einer Sekte, ist ein Schlagwort, welches neuerdings vielfach zur Reklame gebraucht wird. Im Harley-Haus wird Dogmatik und Ethik überhaupt nicht gelehrt, und wo in den biblischen Fächern die zwischen den Denominationen streitigen Punkte berührt werden, so sagte man mir, da wird objektiv das pro und contra jeder Lehre dargestellt und den Studenten die Wahl gelassen sich selbst für die eine oder die andere Meinung zu entscheiden. Es ist mit aus dieser unserer Ansicht nach allerdings unpädagogischen Vorbildung zu erklären, daß die Lieblingsmeinungen über alle möglichen Punkte der Lehre, besonders der Eschatologie, heute noch in England eine so große Rolle spielen wie im württembergischen Pietismus des vorigen Jahrhunderts. Zum Glück ist den Engländern eine so heilige Ehrfurcht vor der Bibel eingepflanzt, und sie sind in der Anschauung von ihrer absoluten Inspiration so fest gewurzelt, daß die Bibel ihnen alle systematischen Disziplinen<sup>1)</sup> ersetzt.

Drittens ist das Harley-Haus ein Glaubenswerk, Glaube nicht in dem allgemeinen, evangelischen Sinne des rechtfertigenden Glaubens Röm. 3, genommen, sondern in dem speziellen Sinne der charismatischen Begabung wie 1. Cor. 12, 9. Es hat sich in weiten Kreisen der englischen Christenheit unter dem Einflusse darbyitischer Frömmigkeit und bedeutender Männer wie Georg Müller und Hudson Taylor, der Gedanke festgesetzt, daß es ein besonderes, charismatisches Maß des Glaubens voraussetze, um für Arbeiten im Dienste des Reiches Gottes die erforderlichen Mittel ohne die erteilte Bitten zu erwarten. Gewiß ist der Mechanismus der

<sup>1)</sup> Nur Apologetik, eine Lieblingsdisziplin der Engländer, wird auch im Harley-Hause im Blick auf den praktischen Zweck des Unterrichts fleißig gepflegt.

vielen Sammlungen mit dem damit verbundenen Pochen auf den Geldbeutel eine Gefahr für das christliche Leben. Aber es heißt doch, das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn man infolgedessen die Sammlungen überhaupt verwirft und sich damit einem wichtigen und schwierigen Stück der seelsorgerlichen Pädagogik entzieht eine gebefreudige Gemeinde heranzuziehen. Gerade der Blick in den Betrieb des Harley-Hauses ist geeignet, um die Ungesundheit dieser Art des „Glaubens“ ans Licht zu stellen. Es ist begreiflich, daß die englischen Christen lieber für wirkliche Missionsunternehmungen als für die Ausbildung von Missionaren Geld geben. Es ist deshalb für das Harley-Haus nicht leicht, die erforderlichen, bedeutenden Geldmittel aufzubringen. Der Etat des Hauses beläuft sich jährlich auf etwa 220 000 Mk. Die Zöglinge sind zum weitaus größten Teile arm, die wenigsten können mehr bezahlen als die geforderten 80 Mk. für Bücher, Wäsche u. dgl. Woher soll das Geld kommen?

Da hat nun erstens das Harley-Haus selbständige Missionsunternehmungen angefangen, gleichsam um mit ihnen das Londoner Institut mit zu decken. So 1878 die später an die amerikanischen Baptisten abgetretene Mission am untern Congo, 1890 die Congo Balolo-Mission<sup>1)</sup>, 1897 die Evangelisation in Peru. Für diese Missionen wird mit großem Eifer und Geschick agitiert, um sie bekannt und populär zu machen, und die Mittel für sie fließen reichlich. — Sodann wird zwar vielleicht nicht in den öffentlichen Versammlungen, aber um so mehr in den Regions beyond, ihrer Monatschrift, und in der Flugblattliteratur immer und immer wieder auf die augenblicklichen und die laufenden Bedürfnisse hingewiesen und zwar mit einer Hartnäckigkeit, wie sie mir in keinem deutschen Missionsblatte begegnet ist. Es wird zwar immer wieder betont, man erwarte den vorher genau verzeichneten Betrag von Gott; Er werde zur rechten Zeit seine Haushalter anweisen, ihre Gaben zu entrichten; aber das ist doch auch eine indirekte, recht nachdrückliche Form des Bittens. — Und drittens hat sich auch das Harley-Haus nicht gescheut, von der Missionsbegeisterung der Centenarfeier 1892 Nutzen zu ziehen und einen Sammelverein, die Regions beyond helpers Union, zu gründen, der im Grunde mit dem Prinzip der „Glaubensmission“ im Widerspruch steht. Dieser jezt etwa 7000 Mitglieder zählende und in Zweigvereine organisierte Sammlerbund ist eine Nachahmung der Gleaner's Union der C. M. S., nur legt er viel größeren Wert als dieser auf die regelmäßigen, halb-

<sup>1)</sup> S. oben S. 40 f.



jährigen Büchsen-sammlungen. Alle Mitglieder verpflichten sich wöchentlich wenigstens einen Groschen, Careys penny, in die Carey-Büchse zu legen und die gesammelten Beiträge regelmäßig an das Missionshaus abzuliefern. Es wird in den Berichten mit Genugthuung mitgeteilt, daß die Gaben des Sammlerbundes im Wachsen begriffen sind und für 1897 schon 65 000 Mk. betrugen. Damit nicht genug; das Harley-Haus geht auch darauf aus, sich ein festes Hinterland zu schaffen, von dem ihm die Gaben zufließen; die Zweigvereine des Sammlerbundes werden deshalb eifrig gepflegt und mit Missionaren und anderen Rednern besetzt. Da haben wir also hinten herum den ganzen Betrieb der übrigen Missionsgesellschaften, nur daß die Geldbeiträge in den Listen nicht mit Namen, sondern mit Zahlen geführt werden.

Das Harley-Haus ist ein komplizierter Organismus, der eigentlich aus vier Instituten besteht. Das eigentliche Hauptgrundstück an der Ecke von Bow- und Harley-Straße enthält an der Straßenfront die gesamten Bureaux des weitverzweigten Werkes, die Empfangszimmer und die Wohnungen der Familien Guinneß Vater und Sohn. Der Vater Grattan Guinneß war zur Zeit meines Besuches gerade auf einer Missionsstudienreise durch die ganze Welt begriffen. Sein Sohn, der Arzt Dr. Harry Guinneß leitete inzwischen das Werk daheim. Ein Missionskomitee nach deutschem Muster steht ihm nicht zur Seite, das ganze Werk ist lediglich ein Privatunternehmen der Familie Guinneß, die demnach auch für die eingegangenen Geldbeiträge niemand Rechenschaft schuldig ist, etwa so wie Gofners Missionen zu der Zeit, als Gofner noch in der Vollkraft seines Lebens stand. Hinter der Straßenfront dehnt sich ein ziemlich großer Grasgarten. Hinten in demselben steht das College-Gebäude, wir würden sagen das Missionsseminar. Es ist so gebaut, daß der große Unterrichts-saal den Mittelpunkt bildet und durch zwei Etagen hindurchgeht; die etwa 40 Zimmer der Studenten — jeder hat sein eigenes Gemach — öffnen sich alle nach diesem Saal und dem im zweiten Stockwerke umlaufenden Umgang. Auch die Zimmer der beiden Dozenten, des Prinzipals und des Hilfslehrers, stoßen an diesen Saal. Dadurch wissen sich die Studenten immer unter einer gewissen Kontrolle, auch ohne daß sich die Lehrer zu zeigen brauchen. Denn jedes laute Geräusch, jeder Schritt eines Spätlings durch den schweigenden Saal bringt an das Ohr der Lehrer.

In diesem Saal findet der ziemlich kurze, offizielle Teil des Tageswerkes statt. Vormittags um 9 Uhr versammeln sich hier alle Studenten und Studentinnen, sie haben zuerst bis  $\frac{3}{4}$  10 Uhr Andacht, daran schließen

sich bis 1 Uhr die Lektionen. Es scheint aber kein Zwang zu bestehen denselben beizuwohnen; wenigstens nahmen an der Lektion, welcher ich beizuwohnte, kaum mehr als die Hälfte teil. Es ist nicht allzuviel, was den Studenten geboten wird. Die biblischen Fächer, biblische Geschichte, Exegese, Einleitung 2c. — aber alles nach der englischen Bibel — stehen durchaus im Mittelpunkt. Von den dogmatischen Fächern wird, wie schon erwähnt, nur Apologetik getrieben; an Stelle aller praktischen Fächer werden nur wöchentlich einige Stunden auf Predigtübungen verwandt. Von den historischen Fächern wird etwas Kirchengeschichte (die ersten 3 Jahrhunderte!) und Religionsgeschichte, — aber weder neuere Kirchengeschichte noch Missionsgeschichte vorgetragen. Lateinisch wird nicht gelehrt; griechisch ist fakultativ, und die Fortgeschrittensten bringen es so weit, daß sie das Neue Testament mit einigem Verständnis lesen können. In Hebräisch nehmen einige besonders Eifrige Privatstunden. Ein Abgangsexamen, welches etwa einen Abschluß bilden könnte, findet nicht statt. Man sieht, über Überbürdung haben sich die Studenten des Harley-Hauses nicht zu beklagen; den Zöglingen eines deutschen Missionshauses wird mindestens das Dreifache zu lernen zugemutet!

Man beginnt aber auch im Harley-Hause die Ansprüche höher zu stellen. Der Kursus im Harley-College war bisher zweijährig; das hieß nun allerdings nicht, daß jeder Student zwei Jahre bleiben mußte, sie gingen vielmehr, wie sich ihnen gerade Gelegenheit zum Missionsdienst bot. Aber zwei Jahre wurden als die normale Studienzeit angenommen. Vielen war dieser Kursus schon zu lang; Grattan Guineß gründete deshalb in der Grafschaft Derbyshire eine Dependence zum Harley-College, das Cliff-College mit nur einjährigem Kursus. Was die Kommiss und Handwerker, die zum großen Teil an harte geistige Arbeit gar nicht gewöhnt waren, innerhalb dieses einen Jahreskursus von 9 Monaten — die übrigen 3 Monate waren Ferien — gelernt haben, ist freilich etwas rätselhaft. Man kann sie nur bedauern, wenn sie mit einer so mangelhaften Vorbildung in die Mission hinausgegangen sind. Neuerdings hat man nun einen gleichzeitigen Wechsel in der Leitung beider Colleges benutzt, um an Stelle des zweijährigen und einjährigen Kursus einen einheitlichen dreijährigen zu setzen. Von jetzt ab sollen also alle Studenten das erste Jahr im Cliff-College und die beiden folgenden im Harley-College studieren. Das ist ja ein mit Freuden zu begrüßender Fortschritt; wenn nur die Studenten auch drei Jahre aushalten werden!

Harley-College und Cliff-College bilden den männlichen Teil der Arbeit; ihnen stehen Doric-Rodge und Bromley-Hall als der weibliche Teil

gegenüber. Das Zahlenverhältniß der männlichen zu den weiblichen ist wie 2 zu 1, etwa 60—70 Männer und 30—35 Frauen.<sup>1)</sup> Da aber von den Männern die Hälfte im Cliff-College untergebracht ist, Doric-Lodge und Bromley-Hall aber, das eine dem Harley-College gerade gegenüber, das andere kaum fünf Minuten davon entfernt liegt, so sind im Hauptquartier des Ost-London Institutes immer gleich viel Studenten und Studentinnen vorhanden. Nun haben die Studentinnen allerdings einige besondere Kurse, die aber nur fakultativ sind, sie haben Gelegenheit, sich zu Hebammen, Krankenpflegerinnen u. dergl. ausbilden zu lassen. Aber ihren gesamten wissenschaftlichen Unterricht haben sie mit den Studenten zusammen im Harley-College, wo sie deshalb an jedem Vormittag die Stunden von 9—1 Uhr in Gemeinschaft mit den Studenten zubringen. Über das Zusammen-Studieren von Studenten und Studentinnen gehen ja die Ansichten in England und Deutschland sehr auseinander. Thatsache ist jedenfalls, daß, soweit ich es verfolgen konnte, recht viele von den blutjungen Missionaren sich sehr bald nach ihrem Eintritt in den Missionsdienst oder wohl gar schon vorher verheiraten, und zwar fast ausnahmslos mit Kolleginnen aus der Doric-Lodge!

Bei einjährigem oder zweijährigen Kursus und 80 bis 100 Zöglingen muß ja die Zahl der „ausgebildeten“ Missionare sehr schnell wachsen. Da ist es kein Wunder, daß das Harley-Haus sich rühmen kann, in den 25 Jahren seines Bestehens schon mehr als 1000 „Missionare“ ausgeschied zu haben. Was wird nun mit diesen? Bei weitem die meisten treten in den Dienst der bestehenden Missionsgesellschaften ein, und zwar mit Vorliebe in solche, welche dem Harley-Hause geistesverwandt sind, wie die Congo-Balolo-, die China Inland-, die nordafrikanische Mission. Ein bedeutendes Kontingent verbrauchen auch die independentisch gerichteten Missionen, die Londoner, die Baptistische, die Quäker-Mission und ähnliche. Je weiter man nach rechts kommt, je mehr ein Verständnis für die Würde und Bedeutung des geistlichen Amtes sich geltend macht, also schon bei den Presbyterianern und Methodisten, um so seltener werden die Harley-Haus-Zöglinge. Und gar bei der C. M. S. finden sie sich höchstens noch als Laien-Missionare. „Es ist schwer, mit den Studenten aus dem Harley-Hause fertig zu werden,“ sagte mir einer der mehr rechtsstehenden Missionsleiter, „als geistliche Missionare sind sie wegen ihrer durchaus ungenügenden Vorbildung nicht zu brauchen; und um einfache Laienmissionare zu werden, sind sie zu anspruchsvoll.“

<sup>1)</sup> In diesem Jahre sind es 76 Männer und 39 Frauen.

# Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

N<sup>o</sup> 5/6.

Oktober.

1898.

## Was ein junger Kaufmann auf seiner Weltreise von der Mission erfuhr.

Von D. F. M. Zahn.

Der greise Simeon, mit dem uns der biblische Missionschriftsteller Lucas bekannt macht, hat einen tiefen und weit reichenden Blick gehabt. In dem Kind auf seinem Arme sah er das Heil Gottes, ein Licht, durch das Israel, wie die Völker zu ihrer Herrlichkeit kommen würden. Es ist der erste in neutestamentlicher Zeit, der von diesem großen, auch heute noch nicht völlig erreichten Ziele redet, und der auch schon die Einsicht hatte, daß dies Ziel nicht leicht und anstandslos werde erreicht werden. Er redete der Mutter des Kindes davon, daß es durch allerlei Kämpfe gehen werde und sagte von dem Lichte der Völker, es sei gesetzt „zu einem Zeichen, dem widersprochen wird“.

Eine bald zweitausendjährige Geschichte zeigt, daß Simeon richtig gesehen hat, als er in dem Christkind das Licht der Völker und ein Zeichen erblickte, dem widersprochen wird. Jesus selbst und sein Werk, insbesondere das, welches ihn als Licht den Völkern bringen will, haben immer Widerspruch gefunden. Wer eine Missionsgeschichte schreiben wollte vom Anfang bis heute, der müßte immer ein und mehrere Kapitel freilassen, um von dem Widerspruch zu erzählen, den die Mission zu allen Zeiten in Wort und That gefunden hat. Schon dem Paulus sind Leute entgegen getreten, „die ihm wehrten zu sagen den Heiden, daß sie selig würden“ (1. Thess. 2, 16.), und heute giebt's auch noch solche, und sie sterben auch nicht aus, bis der Heiland der Welt zu ihrer Beschämung sein Missionswerk vollendet haben wird.

Die Geschichte dieses Widerspruches geht freilich auf und ab. Nicht immer ist er gleich stark, und gerade in unseren Tagen, wo fast die gesamte Christenheit in einem früher ungeahnten Umfang sich an die Missionsarbeit gemacht hat, ist der Widerspruch weniger heftig als früher. Noch vor einigen Jahrzehnten wollten manche von der Mission gar nichts wissen, die sich jetzt freundlich zu ihr stellen. Aber verstummt



ist der Widerspruch nicht, und merkwürdigerweise da am wenigsten, wo man das meiste Verständniß für dieselbe erwarten dürfte. Wer sollte ein wärmerer Freund der Mission sein, als der Kaufmann, den sein Beruf zu den noch nicht vom christlichen Lichte erleuchteten Völkern führt, der Gelegenheit hat, den Missionar bei seiner Arbeit zu sehen? Oder der Seemann, der übers Meer fährt und der Reisende, der die ganze Erde erforscht? Und gerade hier findet man am meisten Widerspruch. Der Stille im Binnenlande, der nie vielleicht einen „leibhaften Missionar“, gewiß ihn nicht an der Arbeit gesehen hat und vollends von den Heiden und ihrem Treiben nur vom Hörensagen und aus Schriften weiß, liebt die Mission, betet und giebt für sie, dagegen die Augenzeugen wissen meistens nur Ungünstiges zu sagen von diesem Werke.

Ist das nicht fatal, daß gerade die Sachverständigen, sich gegen die Sache oder wenigstens gegen die Art und Weise, wie sie betrieben wird, aussprechen? Ja gewiß, es ist sehr fatal und hält manchen ab, sich an der Mission zu beteiligen. Der Widerspruch geht ja von dem Sachverständigen aus. Dafür halten sich wenigstens diese Kritiker meistens. Sie sind an Ort und Stelle gewesen, haben sich die Sache angesehen und urteilen auf Grund ihrer Erfahrungen. Es ist aber doch erlaubt zu fragen: Sind sie wirklich sachverständig? Die Mission ist ein christliches Werk, und wer es beurteilt, muß sich auf das Christentum verstehen. Der Missionar Paulus hat einmal gesagt: Wir richten geistliche Sachen geistlich. Können das diese Kritiker? Begegnet dir einer, so frage ihn einmal, was er vom Gebet, der Bibel, dem Kirchenbesuch, der Hausandacht, oder sonst über die Angelegenheiten des christlichen Lebens daheim urteilt, und du wirst bald wissen, ob du einen Sachverständigen vor dir hast. Ich fürchte, es werden manche aus der Liste gestrichen werden müssen. Aber nicht nur fehlt es am Sachverständniß, auch die Sachkenntnis ist in der Regel ungemein gering. Ja wohl, diese Herren sind in der weiten Welt gewesen und haben mancherlei gesehen und gehört, aber gerade in Bezug auf die Mission haben sie sich oft gar keine Mühe gegeben, sich wirklich zu unterrichten. Sie würden es nicht wagen über eine andre Sache zu urteilen, wenn sie so wenig davon wußten, als von der Mission, aber bei der armen Mission, da darf man's thun, wenn man auch gar nichts davon versteht. Der junge Mann, von dem wir etwas erzählen wollen, ist ein Beispiel, wie man ohne Sachverständniß und Sachkenntnis, doch über die Mission urteilt.

Vor einiger Zeit bekam ich von unbekannter Hand einen Zeitungs-

ausschnitt zugesandt, in welchem aus dem Buch eines jungen Hamburger Kaufmanns dessen Urtheil über die Mission in China mitgeteilt wurde. Ich hatte nicht gleich Zeit mich weiter um die Sache zu kümmern. Als ich dies später that, bekam ich ein Buch in die Hand, das den Tittel hat: „Wanderjahre eines jungen Hamburger Kaufmanns. Eine Reise um die Erde in 1000 Tagen von Oswald Kunhardt.“ Das Buch enthält nun freilich, wie wir sehen werden, mancherlei über die Mission und auch gelegentlich einiges über die chinesische Mission, aber die mir zugesandte Stelle fand ich nicht. Der Herr Oswald hat nämlich einen Bruder Egon, wenn ich nicht irre, noch jünger als er selbst, der gleichfalls eine Reise um die Erde gemacht hat, nur schneller als sein Bruder, in 777 Tagen nämlich, und, wie Oswald, seine Reisebeschreibung herausgegeben hat unter dem gleichen Titel, nur daß statt 1000 Tagen 777 genannt sind. Dies Buch habe ich leider noch nicht lesen können, aber schon Herrn Oswalds Buch ist lehrreich genug. Man kann an ihm sehen, wie wenig Sachkenntnis man bedarf, um über die Mission zu urtheilen, dies Urtheil drucken zu lassen und einen angesehenen Verleger für ein Buch mit solchen Urtheilen zu bekommen.

Aus dieser Vorbemerkung sehen die Leser schon, daß wir ihnen Herrn Oswald Kunhardt nicht als zuverlässigen Zeugen in Missionsfachen zu empfehlen gedenken. Aber sie würden dem Weltreisenden Unrecht thun, wenn sie aus diesem Urtheil schließen wollten, es sei auch sonst nichts an dem Verfasser und seinem Buche. Was der jugendliche Verfasser von seinem Elternhaus, der Erziehung, die er genossen, von den Erziehungsgrundsätzen seines Vaters, von seinen eigenen Bestrebungen, von dem, was ihm gefällt und mißfällt, mittheilt, ist nicht immer, aber oft recht anziehend. Der Reisende gehört nicht zu den widerwärtigen Menschen, die schon als Jünglinge Greise sind und kein höheres Streben mehr kennen. Er hat mit einem jugendlichen Herzen sich die Welt angesehen und mit jugendlicher Frische, was er gesehen und erlebt, beschrieben. Schon daß ein junger Kaufmann, wie es scheint, von Anfang an sich vornimmt, ein Buch über seine Reise zu schreiben, ist nicht gewöhnlich, und die Freude, die der junge Schriftsteller an seinem entstehenden Buche hat und mit der er aus demselben Männlein und Fräulein, Weißen und Braunen unter seinen Reisegefährten vorliest, ist ganz erfrischend.

Es würde freilich für den Büchermarkt gefährlich werden, wenn er viele Nachfolger finden sollte. Herr Oswald ist nämlich der Meinung, daß die jungen Kaufleute ihre Erlebnisse viel zu selten veröffentlichen, wie

er urteilt, „infolge einer gewissen Befangenheit am unrichtigen Platze“. Herr Oswald hat diese „Befangenheit“ gründlich überwunden und wie bemerkt, sein Bruder Egon auch. Wir möchten aber doch anheimgeben, ob für junge Kaufleute der Rat des lateinischen Dichters, das geschriebene Buch erst nach neun Jahren zu veröffentlichen, nicht doch empfehlenswert sein möchte. Vielleicht würde dann diese oder jene allzu große Jugendlichkeit verschwunden sein. Als der Reisende auf sein erstes Jahr zurück sah, ist er erstaunt über die „kindlichen Ansichten“, mit denen er ein Jahr zuvor landete. Nun, er hatte ein Recht kindliche Ansichten zu haben und auch mit den Jahren aus ihnen herauszuwachsen, denn er war wirklich noch sehr jung. Als er am 31. Oktober 1893 seine Vaterstadt verließ, war er erst 18 Jahre alt, und über der Reise ist er 21 Jahre geworden. Für die meisten Menschenkinder ist das ein Alter, in dem man noch nicht Bücher schreibt, sondern aus den Büchern anderer sich zu belehren sucht.

Dem Verfasser geht auch nicht das Gefühl ganz ab, daß er noch recht jung sei. Er schreibt: „Ich würde es für eben so anmaßend als geschmacklos erachten, wenn ich mir nach einem Aufenthalt von acht Monaten im Lande in meinem 19. bzw. 20. Jahre Urteile wie die vorstehenden auf Grund eigener Anschauung erlauben würde.“ Er berichtet nur, was er von anderen erfahren. Diese wohlthuernde Bescheidenheit kommt aber nur den Verhältnissen zu gute, in denen der junge Mann noch eher zu Hause sein könnte, als in der Mission, in deren Beurteilung ihn die „Befangenheit“ gar nicht beschwert. Und doch hat er mit lobenswerthem Eifer sich in den anderen Angelegenheiten unterrichtet, in der Mission, wie es scheint, ganz und gar nicht. Einen, sage einen Missionar erwähnt er, und den trifft er als Mitpassagier auf dem Schiff. Einmal erwähnt er, daß er eine Missionschule sich angesehen; was er davon berichtet, betrifft die Kleidung der Schüler. Daß er eine Missionsstation besucht, bei einem Missionar sich erkundigt habe, davon begegnet uns keine Spur. Als er von Australien nach Südafrika reist, hat er sich Bücher mitgenommen, um sich vorher zu unterrichten. Ob darunter ein Buch war, das von der christlichen Mission handelt? Einen Monat verweilt er in Südafrika, das er auf der Eisenbahn durchfliegt, und der eine Monat genügt ihm zu einem Verwerfungsurteil über die Mission, wie es schlimmer nicht gefällt werden kann. Er scheint gar nicht zu wissen, daß er ein paar hundert deutsche Landsleute in Südafrika hat, die dort als Missionare arbeiten. Die Eisenbahn führt ihn nach ihren Stationen, aber daß er die Landsleute begrüßt und sich bei ihnen erkundigt, wie es mit ihrer

Arbeit stehe, davon hört man nichts. Das hält ihn aber nicht ab, über die Lebensarbeit dieser Männer abzuurteilen. Es ist wie so oft, je weniger man von einer Sache versteht, desto „unbefangener“ ist man im Urteil.

Wenn man so nicht sieht, daß dieser junge Kaufmann sich sonderliche Mühe gegeben habe, die Mission kennen zu lernen, über die er so frei urteilt, so wird aus dem Buche auch ganz klar, daß ihm die inneren Vorbedingungen fehlen, um geistliche Dinge geistlich zu beurteilen. An einem Geburtstag schweifen seine Gedanken in die Vergangenheit, und er erzählt uns allerlei von seiner Familie, von seiner Erziehung, manches, wie schon bemerkt, sehr Gesunde, und wir erfahren auch, wie er religiös erzogen ist. Die Mutter hat versucht die Kinder im Glauben ihrer Kirche zu erziehen, aber sie hatte den Einfluß des Vaters gegen sich. Dieser, so erzählt der Sohn, bekümmerte sich um mein und meiner Brüder religiöse Bedürfnisse niemals. Evangelisch lutherisch erzogen, ein begeisterter Anhänger von Ernest Renan, nahm er ungefähr folgenden Standpunkt ein: *J'ai tant de religion que je ne suis pas de la vôtre*. Später, d. h. vor dem 18. Lebensjahr, gab der Vater den Söhnen Auszüge aus Kant, Schopenhauer, Fichte und Moses Mendelssohn, daneben Darwins Entstehung der Arten, und der Sohn gesteht, daß ihn Fichte und Mendelssohn gelangweilt haben, während Kant, Schopenhauer und Darwin ihn anzogen. Die Auszüge aus diesen Schriftstellern scheinen den Titel „Lichtstrahlen“ getragen zu haben. Das Licht, das sie in dem Geist des Jünglings anzündeten, leuchtete nicht gerade sehr klar. Als Resultat seiner religiösen Erziehung bezeichnet Kunhardt es, daß er als 18jähriger Jüngling in die Welt zog mit dem „Entschluß, mir die Kantische Ansicht: ‚Die Kritik verhält sich zur gewöhnlichen Schulmetaphysik gerade wie die Chemie zur Alchemie oder wie Astronomie zur wahrsagenden Astrologie‘ zur Richtschnur zu nehmen.“ Man kann nicht gerade sagen, daß der junge Mann viel von den Kantischen „Lichtstrahlen“ profitiert hatte, als er diesen Satz leistete, aber man versteht doch, daß er mit der „Schulmetaphysik“ d. h. wohl mit der christlichen Lehre gebrochen hatte, als er in die Welt zog. Daß, wer die christliche Lehre aufgegeben hat, ein berufener Kritiker des Werkes, welches die christliche Lehre verbreiten will, sein könnte, wird niemand behaupten.

Leider ist der junge Mann aber auch mit der christlichen Moral zerfallen. Zu manchen gesunden, sittlichen Grundsätzen bekennt er sich; gegen das wüste, geistlose Treiben so vieler Christen in überseeischen Ländern spricht er sich wiederholt entschieden aus. Aber in einem Punkte scheut er



sich nicht Dinge zu thun und zu erzählen, die ein Christ für unmoralisch ansieht. Bei Kant hat er diese seine Moral auch nicht gelernt, es sind faule Entschuldigungen, wenn man seine Unsittlichkeit mit den Worten zu rechtfertigen meint: „Wie man sieht, sind die Sitten auf den Südeinseln nicht dieselben, wie in unsrem lieben Europa.“

Wenn ein Missionsfreund sich durch einen Augenzeugen wollte unterrichten lassen über das Missionswerk, so würde er gewiß nicht einen wählen, der wie dieser junge Kaufmann mit Glaubens- und Sittenlehre der Christen zerfallen ist. Bei Herrn Kunhardt kommt aber noch etwas besonderes hinzu. Er ist auf seine Reise um die Erde, wie er selbst gesteht und erklärt, mit einem starken Vorurteil gegen Missionare gegangen. Die Kunhardts haben nämlich in der eigenen Familie entschieden Unglück mit Missionaren gehabt. Da war ein Familienglied in Bremen in einem Geschäft, das sich Unredlichkeiten hat zu schulden kommen lassen. Die Familie schaffte das räumige Glied nach Amerika zu einem „Goldonkel“ in Boston, der dasselbe aber auch abschob und nach Kansas City beförderte in der Hoffnung, da werde er in tüchtiger Arbeit ein ordentlicher Mensch werden. Allein dem verlorenen Sohn gefiel das nicht; so machte er sich davon, lief nach Chicago und trat in eine Missionschule ein. „Der Goldonkel schrieb darüber nach Hamburg: ‚Man lasse ihn. Entweder wird er Bischof von Borneo oder man wird ihn hängen.‘ Leider, so fügt unser Herr Kunhardt hinzu, hat man bisher nicht gehört, daß unser Familienglied Bischof von Borneo geworden ist.“ Aber das war nicht die einzige traurige Erfahrung, die man in der Familie machte, Ein anderer Verwandter sollte Apotheker werden, erwies sich jedoch ganz unfähig für „diesen ehrbaren Beruf“. So beschloß er denn Prediger zu werden. Allein der Unglückliche konnte es erst mit 25 Jahren so weit bringen, daß er die Universität besuchen durfte, und von da an fiel er immer in allen Prüfungen durch. Zum Prediger langte es also auch nicht, und so beschloß man ihn Missionar werden zu lassen. Das ist er denn auch geworden; so viel Herr Oswald weiß, verteilt dieser sein Verwandter „zur Zeit im innern Afrika baumwollene Hemdchen an Negerkinder“.

Der Erzähler meint, es sei ihm nicht zu verargen, wenn er nach diesen Erfahrungen „keine übermäßig hohe Meinung von der Zunft der Verbreiter des Christentums unter heidnischen Völkern haben konnte.“ Das war allerdings sehr menschlich, aber wer mit dem festen Entschluß in die Welt ging, daß Kritik seine Religion sein sollte, der durfte doch

nicht so kritiklos zwei Taugenichtse, wenn sie auch Verwandte waren, der ganzen Junft zur Last legen. Die „Junft“ der Missionare hat unwürdige Mitglieder, wie jede andre „Junft“, auch die der Kaufleute, aber gewiß nicht mehr, und ich wage es zu behaupten, daß sie mehr ausgezeichnete, verehrungswürdige Mitglieder hat, als irgend eine andre Junft. Sodann hätte der Kritiker von Überzeugung an diesen Familiengeschichten selbst ein wenig Kritik üben sollen. Sie sind mit Erlaubnis „löghast to vertellen“. Es sind eben Familiengeschichten. Herr Osmald weiß, daß was man sich so in der Familie erzählt, oft wiederholt wird, und es wird in seiner Familie wohl auch so sein, daß die Geschichten zwar künstlerisch immer schöner, aber historisch immer weniger richtig werden. Die beiden Geschichten haben gewiß einen historischen Kern, aber die Mythenbildung in der Familie hat den Kern mit einem sagenhaften Gewand umgeben. Was den Verwandten in der Chicago-Missionschule betrifft, so bin ich nicht gewiß, aber ich denke nicht zu irren, wenn ich behaupte, in Chicago giebt es keine Missionschule. Jedenfalls giebt es keine amerikanische Mission in Borneo, und konnte der Verwandte also auch nicht Bischof von Borneo werden, und der Familie bleibt der Trost, daß er, wenn er auch nicht Bischof geworden ist, doch auch nicht gehängt ist. Und der verunglückte Apotheker und Prediger ist wohl auch nicht Missionar geworden. Herr Kunhardt kann ganz gewiß sein, daß keine deutsche Missionsgesellschaft einen solchen Mann annehmen würde. Es ist ein klein wenig herzlos von ihm, daß er nicht einmal gewiß ist, ob dies Familienglied in Central-Afrika sich befindet. Sollte er dort sein, so ist er jedenfalls nicht damit beschäftigt „baumwollene Hemdchen an Negerkinder zu verteilen“. Wer einigermaßen mit dem Missionsbetrieb daheim wie draußen bekannt ist, kann dem Verfasser der Wanderjahre sagen, daß seine Geschichten so, wie er sie erzählt, nicht geschehen sein können.

Man gewinnt, wenn man den Augenzeugen so kennen lernt, nicht gerade das Vertrauen zu ihm, er werde ein zuverlässiger, sachverständiger Führer durch die Mission sein. Aber wir müssen ihm doch folgen und sehen, was er zu sagen hat. Seine Reise führt ihn zuerst nach Amerika. Die heidnischen Völker in diesem Erdteil, mit denen sich die Mission befaßt hat, sind die eingeborenen Indianer und die importierten Neger. Aber von der Mission unter diesen erzählt der Reisende nichts. Nur gelegentlich lobt er die Jesuitenmission in Paraguay; von der Mitte des 16. bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts, so behauptet er, „haben die Schüler Loyolas dies Land in einer für seine Entwicklung durchaus förderlichen

und wohlthuenden Art beherrscht.“ Die diese Jesuitenmission wirklich studiert haben, urtheilen sehr anders und halten vielmehr dafür, daß diese Mission ein weiterer Beweis ist für die Verkehrtheit der Missions-Praxis der römisch-katholischen Kirche. Aber wie bemerkt, weder über die Indianer- noch über die Negermission hören wir viel, dagegen ist der Aufenthalt in Amerika dem Erzähler die Veranlassung gewesen, über eine große asiatische Missionsfrage sich zu äußern oder vielmehr die Urtheile andrer wiederzugeben.

Den ersten längeren Aufenthalt nahm Kunhardt in der südamerikanischen Stadt Assuncion. Es liegt in den Verhältnissen, daß eine solche Stadt nicht so viel geistige Anregung bietet, wie eine Stadt im Vaterlande. Es ist gut, wenn die Europäer in dieser geistigen Öde nicht verkommen, sondern sich selbst zu beschäftigen wissen. So war aus Anregung eines Engländers in Assuncion eine „Gesellschaft der Freunde der Lehre des Buddha“ entstanden, der mit der Zeit ziemlich alle Einwohner beitraten, denen es Freude machte, selbständig zu denken über Gott, Ewigkeit und Unsterblichkeit. Natürlich trat Herr Kunhardt auch bei. Zwar hat er die Bücher von Oldenberg und andren über den Buddhismus, Bücher, die in der Gesellschaft zu haben waren, nicht studiert, aber mit Teilnahme den Unterhaltungen zugehört. Waren es doch, wie er versichert, „ohne Zweifel geistvolle Männer“, die sich in diesem Klub in Assuncion unterhielten. Insbesondere waren es zwei Fragen, die mehrfach erörtert wurden.

Die erste Frage war, wie man sich zu der christlichen Mission in Japan und China zu stellen habe. Es wurde besprochen, daß ungeheure Summen — aus den vereinigten Staaten von Amerika allein jährlich 20 Millionen Mark — für christliche Missionen ausgegeben würden und zwar zum größten Theile, „in China, einem Lande, das durch die Lehrsätze der buddhistischen Weisheit in religiöser Beziehung ganz auf der Höhe aller christlichen Staaten stehe“, welche 20 Millionen darum doch viel besser für darbenende Christen verwendet würden. Die Leser wollen gefälligst behalten, wie herrlich es unter den Chinesen steht nach dem Urtheil dieser Freunde des Buddha; wir müssen später uns daran erinnern. Für jetzt machen wir uns klar, daß wenn es so gut in China aussieht, eine Mission dort, d. h. unter fast einem Viertel der Menschheit eine ganz unnötige Sache ist, und der Verbrauch von 20 Millionen in diesem unnützen Unternehmen eine strafwürdige Verschwendung. Niemand wird die geistvollen Männer von Assuncion in Verdacht haben, daß von ihnen selbst ein Pfennig zu den verschwendeten 20 Millionen beigetragen ist. Als Schüler von Buddha

sind sie aber gehalten, „das Wohl anderer lebender Wesen zu befördern und ihre Leiden zu lindern“. So konnten sie es nicht mehr länger ansehen, daß Missionsfreunde ihr Geld, mit dem sie doch sich selbst und anderen so viele Freude bereiten könnten, nutzlos verschwenden. Es sind zwar nicht 20 Millionen, die in den Vereinigten Staaten überhaupt für Mission gegeben werden, sondern vielleicht 17, aber auch 17 ist viel zu viel, wenn die Chinesen gar keine Mission nötig haben. Es ist die reine Menschenliebe, die den Nächsten warnt, diese nutzlosen Opfer zu bringen. Es wäre erfreulich, wenn die „Freunde der Lehre Buddhas“ und ihre vielen Genossen einmal ihre Nächstenliebe auch auf andere erstreckten, z. B. auf die Trinker. Was an Branntwein, Bier und Wein jährlich verausgabt wird, ist so gewaltig, daß die gesamte Missionsausgabe der evangelischen Christenheit daneben eine Kleinigkeit ist. Es kann auch nicht bezweifelt werden, daß eine Minderung dieser Ausgaben in viel höherem Maße den Darbenden zu gute kommen würde, als wenn die Missionsausgabe unterbliebe.

Doch diese Männer hielten es nicht nur nicht für nötig, das Christentum den Buddhisten zu bringen, sie sahen es vielmehr kommen, daß der Buddhismus das Christentum in den jetzigen christlichen Ländern verdrängen werde. Es giebt ja schon Gemeinden von Buddhisten unter uns; abtrünnige Christen, die als Missionare des Buddhismus thätig sind. Ein buddhistischer Katechismus in deutscher Sprache hat viele Auflagen gefunden, und Herr Kunhardt findet seine Lehre so vortrefflich, daß er Auszüge dieses Katechismus als Anhang seinem Reisebuch beigegeben hat.

Das war die zweite Frage, mit der man sich in Assuncion beschäftigte, ob nicht das Christentum dem Buddhismus weichen müssen. Die Herren schlossen nämlich so: Die Menge bedarf einer Religion, das ist ein Naturgesetz. Unter „Menge“ ist vermutlich Herr Kunhardt sen. und jun. nicht einbegriffen. Senior kommt ohne Religion aus und junior behilft sich mit Lichtstrahlen von Kant und Schopenhauer. Also nur die Menge, die inferioren Menschen — das ist echt buddhistisch! — kommen nicht ohne Religion aus. Das Christentum aber genügt ihnen nicht, wenigstens nicht „in seiner, wenige Jahrzehnte nach dem Leben seines Begründers in Glaubenssätze gefaßten Unduldsamkeit.“ (Die Freunde des Buddha scheinen in der christlichen Kirchengeschichte nicht so ganz sattelfest zu sein.) Dazu kommt, daß die Christen in ihren Schulen die neueste Naturwissenschaft kennen lernen, in der Kirche aber noch nach wie vor nach dem ersten Buch Mose unterrichtet werden. Da geht natürlich die Religion in die Brüche, und der Sozialismus nimmt



überhand. Wenn die christlichen Lehrer sich nicht noch bei Zeiten besinnen, und das Christentum der neuesten Naturwissenschaft anbequemen, dann wird das Christentum unfehlbar dem Buddhismus weichen müssen. So sagen die geistvollen Männer von Assuncion.

Der Buddhismus als Heilmittel gegen die Sozialdemokratie, das ist wirklich ein origineller Gedanke! Vermutlich wird man sich in Hamburg um die Einführung des Buddhismus eifrig bemühen und dann bei einer zukünftigen Reichstagswahl den Sozialdemokraten die bisher siegreich behaupteten Reichstagsitze abgewinnen. Ich gestehe, ich habe einige Zweifel, ob sich gerade die Sozialdemokraten werden vom Buddhismus gewinnen lassen. Denn der Buddhismus ist eine Aristokratenreligion, seine höchsten Forderungen können nur wenige erfüllen; darum giebt er sich bei der Menge mit wenigerem zufrieden. Darauf kann sich ein Demokrat nicht einlassen. Dem paßt das Christentum doch besser, da es zwar nicht notwendig für die irdischen Verhältnisse, aber doch für das religiöse Leben allgemeine Gleichheit und Brüderlichkeit fordert.

Doch dem sei, wie ihm wolle, die Weisen von Assuncion sind der Meinung, den Chinesen und Japanesen das Christentum zu bringen, sei ganz unnötig, fintemal sie Buddha zum Lehrer haben, vielmehr sei zu erwarten, daß dieser auch der Religionslehrer der Christenheit werde, wenn nicht die Kirche sich besinne und das Christentum von den Entstellungen reinige, die allerdings zum Teil bis auf wenige Jahrzehnte eben so alt sind, wie das Christentum selbst. Das Zweite ist eine Frage der Zukunft, das Erste dagegen kann man schon jetzt prüfen. Herr Kunhardt hatte noch in Amerika Gelegenheit sich persönlich zu überzeugen, wie weit es denn die Chinesen in Buddhas Schule gebracht haben. Der letzte Ort in Amerika, wo er sich aufhielt, war San Francisco. Die Leser haben ohne Zweifel schon davon gehört, daß dort viele Chinesen wohnen, die eine Stadt für sich nach chinesischer Art gebaut haben, „die sich in keiner Weise von einer gleich großen Stadt in China unterscheiden kann.“ Diese Chinesenstadt gehört zu den Sehenswürdigkeiten San Franciscos. Man kann diese Stadt der Schüler Buddhas aber nur unter dem Schutz eines Polizeibeamten ungefährdet besuchen. Das hat denn auch Herr Kunhardt gethan und selbst die „Geheimnisse der chinesischen Stadt“ sich angesehen. Es gereicht ihm nur zur Ehre, daß er sie mit dem „Gefühl grenzenlosen Eckels“ verlassen hat.

Unter den Fragen aus dem buddhistischen Katechismus, die unser Buch im Anhang bringt, ist Frage 88 die nach einem Gott-Schöpfer. Die

Antwort lautet: „Es giebt keinen Gott-Schöpfer . . . . Einen Gott-Schöpfer hat nur die Unwissenheit der Menschen erfunden.“ Der Dichter in Israel meinte vielmehr, nur die Thoren leugneten ihn. Aber jedenfalls dürfte man erwarten, daß die Schüler Buddhas, wenn sie von keinem Gott etwas wissen wollen, auch keine Gotteshäuser bauen würden. Aber weit gefehlt; in keinem Lande giebt es so viele Heiligtümer, als wo Buddha geehrt wird. In Japan z. B. giebt es 71 991 buddhistische Tempel. Auch in der Chinesenstadt in San Francisco fehlt der Tempel nicht, und Herr Kunhardt hat sich einen angesehen. Er bestand aus zwei schmutzigen kleinen Zimmern mit allerlei häßlichen Gözen. Da stellte einer den Gott des Reichthums dar; zu dem wendet sich der Chineser, wenn er Geld bedarf; er sagt es dem Gotte, und dann wird mit einem Becher, der mit Zahlen versehene Stäbe enthält, „gewürfelt“. Die Zahl, welche der herausfallende Stab trägt, sagt, wie viel der Gott dem Bittenden verwilligt. Erwerben muß er sich aber die Summe selbst. Bei einem anderen Gözen sucht man Heilung; die herausfallende Zahl sagt dem Kranken, wie viele Arzneien er in der Apotheke zu fordern hat. Andere Gözen stellten einen Lehrer, eine Lehrerin und einen Tigermenschen vor. Man hatte ihnen Schalen vorgesetzt, die einen mit Thee, die anderen mit Brantwein gefüllt. Der Priester behauptete, die Gözen tranken zuweilen, Herr Kunhardt aber glaubt bemerkt zu haben, daß die mit Thee gefüllten Schalen voll, die mit Brantwein dagegen leer gewesen seien. Das wären also die Chinesen, die nicht nötig haben, von Jesu zu lernen, weil sie an Buddha einen so ausgezeichneten Lehrer haben. Hoffentlich hat der Verfasser sein Buch der Bibliothek der Freunde der Lehre des Buddha in Assuncion geschenkt, und die „geistvollen Männer“ vervollständigen ihre Buddhistudien in Oldenberg und anderen, indem sie Wanderungen eines jungen Kaufmannes Seite 200 ff. lesen.

In San Francisco bestieg Herr Kunhardt ein Schiff, das ihn nach Australien, zunächst nach Honolulu bringen sollte. Jetzt endlich hatte er Gelegenheit, einen Missionar kennen zu lernen und seine Gedanken über die „Zunft“ derselben zu corrigieren. Leider führte sich derselbe nicht günstig ein; er wurde von einem Kreise von Damen auf das Schiff begleitet, und diese erlaubten sich in der Kajüte ohne Rücksicht auf die anderen Passagiere ihre geistlichen Lieder anzustimmen. Das kann uns nicht gefallen. Wir sind nicht damit zufrieden, wenn andere laute Lieder, deren Inhalt uns nicht gefällt, auf Dampfschiffen und in Eisenbahnen oder sonst an öffentlichen Orten singen, da sollten wir ihnen auch nicht

unsere N ieder aufnötigen. Aber dem Missionar, der früher in Bangkok gearbeitet hatte und jetzt an der Westküste der Halbinsel Malakka wirkte, gelang es doch, seinen jungen Mitreisenden für sich und beinahe auch für seine Kunst zu gewinnen. Ich kann nicht gerade sagen, daß mir sehr imponiert, was von ihm erzählt wird. Er war aber kein Spielverderber; das hat ihn wohl den Mitreisenden empfohlen. Am Sonntag hat er den Gottesdienst gehalten „kurz und in zweckentsprechender Weise“. Ehe die Gesellschaft auseinander ging, haben sie auf Antrag von Kunhardt ihm einen Dank ausgesprochen „für seine interessante Abendunterhaltung“.

Der Missionar hätte unseren jungen Kaufmann wohl zu Gunsten der Mission umstimmen können; es wäre auch fast geschehen, aber es herrscht ein Unstern über Herrn Oswald Kunhardt in Missionsfachen. Es wurde wieder verdorben. Wie es scheint, hat es Herrn Kunhardt schon nicht recht gefallen, daß dieser ungenannte Missionar im letzten Oktober 1895, als das jüngste seiner Kinder den Keuchhusten hatte, mit seiner ganzen Familie für einige Monate in Dardschiling hatte zubringen dürfen. Jetzt machte er wieder eine Reise mit bedeutenden Umwegen, und angeblich pflegte er alle zwei Jahre nach Philadelphia zu mündlicher Berichterstattung zu reisen. Vermutlich hat Herr Kunhardt seine Bedenken gehabt, ob das eine sparsame Verwendung der Missionsgelder sei. Und ein anderer Mitreisender bestärkte ihn in seinem Mißtrauen und verdarb alles wieder, was etwa der lebenswürdige Missionar bei ihm gewonnen hatte. Es war ein gleichfalls nicht genannter Amerikaner, in Shanghai angestellt, der ihn belehrte, daß die Missionare für sich und ihre Familien ganze Vermögen verbrauchten. Sie bildeten nie wahre Christen heran. Die meisten Gemeindeglieder gehörten zu dem heillosesten Gefindel; nur um des Vorteils willen ohne Ahnung vom eigentlichen Christentum würden sie Christen. Die Missionare hüteten sich darum zu ihrer „reichlichen Dienerschaft“ Christen zu nehmen, sie zögen die unverdorbenen Heiden vor. Zahllose Chinesen leben davon, daß sie von einer Missionsstelle zur anderen ziehen und sich immer wieder taufen lassen. Unter den Malagen, Siamesen und anderen Völkern sei es „voraussichtlich nicht viel anders“.

Es ist arg, daß einer, der die Kritik auf sein Panier geschrieben, sich solch, mit Verlaub zu sagen, albernes Zeug aufschwätzen läßt. Er wußte, daß Nordamerika, wo doch genug scharfe Geschäftsleute leben, fast 20 Millionen für China ausgiebt; kann er denn sich vorstellen, daß die Jahr für Jahr dies weiter gehen lassen, für Nichts und wieder Nichts, nur um einige Missionarsfamilien Vermögen verzehren zu lassen, das

heillosen Gefindel in die Kirche zu sammeln, und zahllosen Chinesen den Lebensunterhalt zu geben, wenn diese sich nur immer aufs neue taufen lassen? Wenn keiner von den Gebern sich umgesehen und versichert hat, was mit den Millionen ausgerichtet wird, so werden doch der Gewährsmann des Herrn Kunhardt und andere, die an Ort und Stelle diesen Unfug kennen lernen, dafür sorgen, daß die Lage der Dinge bekannt wird. Es wird doch nicht in der Christenheit eine Verschwörung von schlechten Menschen sein, Millionen den Taschen oft armer Christen zu rauben, um sie in China nutzlos zu verschwenden? Ein bißchen gesunder Menschenverstand hätte dem jungen Kaufmann sagen müssen, daß die Sache nicht so sein könne, wie der Amerikaner von Shanghai ihm vorgemacht hat.

Was nun den ersten Vorwurf betrifft, daß die Missionare mit ihren Familien „große Vermögen“ verbrauchen, so ist er sehr alt und auch nicht so leicht zu widerlegen. Es sind zweierlei Schwierigkeiten da. Einmal giebt es viele, die den Unterschied zwischen dem Leben daheim und in den heidnischen Ländern nicht begreifen können. Welterfahrene Kaufleute sollten das freilich verstehen und bei einiger Erforschung und Vergleichung mit anderen Weißen würden sie finden, daß unter den Weißen in überseeischen Verhältnissen keiner so wenig braucht, als der Missionar. Ich bin überzeugt, daß der ungenannte Angestellte in Shanghai noch einmal und mehrmal so viel Gehalt empfängt als ein Missionar. Die andere Schwierigkeit ist, daß unerfahrene Beurteiler nicht den Unterschied der Nation beachten. Die deutsche evangelische Mission ist vielleicht die sparsamste. In unseren deutschen Kolonien bekommt ein Unteroffizier von der Regierung bedeutend mehr Gehalt, als ein Missionar von seiner Gesellschaft. Das ist wohl auch etwas Tugend, aber viel mehr ist es die Folge der heimatlichen Zustände. Wir Deutschen leben auch daheim billiger, als die anderen Völker, und insbesondere die Geistlichen müssen mit weniger auskommen, als andere Leute von gleichem Bildungsstand. Danach regelt sich auch die Lebenshaltung der Missionare, während bei englischen und amerikanischen Missionaren der dortige reichere heimatische Maßstab bestimmend ist. Da kann man nur mit großer Vorsicht urteilen, was Übermaß ist und was nach den Gewohnheiten für billig erachtet werden muß.

Am besten ist es, man sieht sich die einzelnen Verhältnisse an. Herr Kunhardt hätte seinen Mitreisenden einmal fragen können; der würde gewiß ihm Auskunft gegeben haben. Oder auch hätte er ihm einen Bericht seiner Gesellschaft gegeben, in dem zwar nicht der Gehalt der Missionare



angegeben ist, aber doch so viel mitgeteilt wird, daß jeder halbwegs verständige Leser erkennt, ganze Vermögen können die Missionare nicht verbrauchen. Nach allem, was mitgeteilt wird, gehört dieser Missionar, der leider nicht genannt ist, der Mission der Presbyterianischen Kirche in den Vereinigten Staaten an, deren Board in Philadelphia seinen Sitz hat. Ich weiß nicht, wieviel Gehalt die Gesellschaft ihren Missionaren giebt, nur weiß ich, daß sie nicht so viel bekommen, um für ihr Alter oder die Zeit ihrer Invalidität für sich und ihre Familien etwas zurückzulegen. Das ist allerdings eine große Gesellschaft, die ein jährliches Einkommen von etwa 4200000 Mark hat. Aber davon hat die Gesellschaft auch 623 Missionare, Männer und Frauen zu unterhalten. Die Frauen der Missionare sind dabei nicht mitgezählt. Wir wollen einmal annehmen für einen Augenblick, die Missionare verteilten sich diese 4 Millionen jährlich. Dann bekäme jeder 6850 Mark. Das ist eine nette Summe, aber wenn man bedenkt, daß die deutsche Regierung einem seminaristisch gebildeten Lehrer in Klein-Popo über 5000 Mark Gehalt giebt, so wäre 6850 Mark nicht so außerordentlich viel. Aber es ist ja keine Rede davon, daß der Vorstand sein Geld nur für die Gehälter der Missionare verwenden könnte. Er muß sie ausbilden, ausrüsten, aussenden. Herr Kunhardt hat sich von dem amerikanischen Missionar erzählen lassen, daß er alle zwei Jahre nach Philadelphia reise um dort zu berichten. Das muß ein Mißverständnis sein; es ist nicht möglich, daß der Mann so oft seine Arbeit verlassen darf, am allerwenigsten nur um zu berichten. Aber es müssen natürlich Reisen gemacht werden, erste Reisen und Urlaubsreisen hin und her. Nehmen wir einmal an, daß alles in allem jeder Missionar das dritte Jahr eine Reise hin und her machte, was allerdings unwahrscheinlich ist, so wären das bei 673 Missionaren jedes Jahr 224 Doppelreisen, also 448 Reisen. Das sind kürzere und längere Reisen. Von Philadelphia nach dem Gabun, nach Kleinasien, nach Südamerika, nach China, die Reisekosten werden sehr verschieden sein; nimmt man als Durchschnitt 300 Mark, so ist man sehr mäßig. Das wären 134400 Mark für Reiseunkosten. Aber diese Missionare sind nicht allein zu unterhalten. Die Gesellschaft hat auf ihren Missionsgebieten in drei Erdteilen 1647 eingeborene Gehilfen, darunter 187 ordinierte. Manche davon werden ganz oder zum Teile von den Gemeinden selbst unterhalten werden, aber ein Teil, sagen wir einmal 1000, bleiben der Gesellschaft. Es ist schwer zu sagen, wieviel diese 1000 Männer wohl an Gehalt beziehen; in jedem Lande wird es verschieden sein. Die Baseler Gesellschaft hat eine ziemliche Anzahl solcher eingeborenen Pastoren, Katechisten und Hilfskatechisten an

zwei verschiedenen Stellen in West-Afrika, in Ostindien, in China. An jedem dieser Gebiete ist der Durchschnittsgehalt verschieden. Im Gesamtdurchschnitt ist der Gehalt eines eingeborenen Gehilfen 333 Mark. Wollen wir so den Gehalt der 1000 Angestellten berechnen, so giebt die presbyt. Mission jährlich 333 000 Mark an Gehilfen=Gehältern aus. Die beiden genannten Posten reduzieren die zur Verfügung stehende Summe schon so, daß nur noch 5550 Mark für den einzelnen Missionar überbleibt. Wenn ein Missionar mit Familie diese Summe in China zu verzehren hat, so darf er auch noch lange nicht eine „reichliche Dienerschaft“ halten, um damit fertig zu werden. Selbstverständlich bleibt aber auch nicht einmal so viel für Missionsgehälter übrig. Diese Gesellschaft hat nicht weniger als zehn verschiedene Missionsgebiete, auf denen sie thätig ist. Sie arbeitet in Asien, in Syrien und Persien, in Indien, Siam und Laos, in China, Japan, Korea, in Afrika auf Corrisco und am Gabun, in Amerika im Süden, in Mexiko, unter den Indianern. Wie jedermann weiß, muß eine Missionsgesellschaft, diese also in zehn Gebieten Stationen anlegen, auf denen sie für ihre 623 Missionare Wohnungen erbaut, wahrscheinlich auch für einen nicht kleinen Teil der 1647 einheimischen Gehilfen, dergleichen Gebäude für die niedrigen und hohen Schulen, die sie gegründet, und Kapellen und Kirchen. Es ist leicht zu sehen, daß es Tausende jährlich kostet, um alle diese Gebäude zu errichten und zu erhalten, und diese Summen gehen auch noch ab von dem, was für die Missionare verwendbar bleibt. Es sind aber damit doch nur einzelne Ausgaben genannt, es kommt noch vieles sonst dazu, doch das Gesagte genügt um zu zeigen, wie unmöglich es ist, daß diese Missionare ganze Vermögen für sich und ihre Familien verbrauchen. Der Angestellte aus Shanghai hat dem kritiklosen jungen Kaufmann maßlos vorgeflunkert.

Doch wir haben bei unsrer Rechnung ganz vergessen, daß nach diesem Zeugen auch noch zahllose Chinesen von der Mission leben, indem sie von Station zu Station ziehen und sich taufen lassen. Da bleibt vollends nicht viel übrig für die Missionare selbst. Ich weiß nicht, wie sich der Amerikaner das vorgestellt hat, ob er meinte, die Missionare bezahlten den Chinesen etwas, die sich taufen lassen, oder daß sie vielleicht die Täuflinge auf Missionskosten leben ließen, so lange dieselben den Taufunterricht besuchen. Das erstere ist selbstverständlich ganz unrichtig; es kommt nie vor. Das andere mag vorgekommen sein, aber es kommt gewiß nicht mehr vor. Die Missionare der ersten Zeit haben oft ein später durch bittere Erfahrungen getrübbtes Vertrauen zu den Heiden gehabt und

haben ihnen manches geschenkt. Es ist wohl z. B. geschehen, daß sie einen Heiden, der auf die Station kam um sich taufen zu lassen, gastfrei aufnahmen, und das haben zwar nicht „zahllose“, aber doch einige Heiden mißbraucht. Allein man ist davon abgekommen, und die Strömung in der evangelischen Mission geht gegenwärtig vielmehr nach der Richtung, daß man so viel als möglich die Heiden oder Christen aus den Heiden bezahlen läßt und fordert, daß sie für ihre kirchlichen Bedürfnisse selbst aufkommen. Ich glaube, man kann sagen, daß die Heidenchristen in den evangelischen Missionen sich durchschnittlich ihr Christentum mehr, auch an Geld kosten lassen, als die Christen daheim. Z. B. in China gab es 1890: 37287 zum Abendmahl berechnigte Christen (protestantische) und die brachten 146000 Mark kirchliche Beiträge auf, freiwillig. Die konfirmierten Evangelischen in Hamburg oder Berlin werden kaum sich damit messen können. Meines Erachtens geht dieses Bestreben, die jungen Christen heranzuziehen, sogar zu weit. Einige Missionen stellen keinen eingeborenen Gehilfen an, der nicht entweder seine Arbeit umsonst thut oder von seinen Landsleuten und Glaubensgenossen unterhalten wird. Sogar die Forderung hat man erhoben, daß die eingeborenen Christen auch den weißen Missionar unterhalten sollen. Wer ein klein wenig sich um die Mission unserer Tage bekümmert hat, der weiß, wie unbegründet dies Gerede ist, daß zahllose Chinesen aus dem Christwerden ein Geschäft machen.

Aber wie ist es mit dem „heillosen Gesindel“, das in China und „voraussichtlich“ auch anderswo die Missionskirchen füllt? Das ist ein uralter Vorwurf. Schon dem Stifter der christlichen Religion selbst hat man vorgeworfen, daß er mit Zöllnern und Hurern sich abgebe und gehöhnt, daß nur der ungebildete Plebs, der „verfluchte“, sich um ihn schare. Auch in den ersten Zeiten, in denen das Christentum sich ausbreitete, haben seine Gegner so darüber gespottet. Wenn die Priester Buddhas dies heillosste Gesindel vernachlässigen, die Missionare Jesu aber sich seiner annehmen, so ist meines Erachtens der Ruhm ganz auf der Seite der Missionare und ihres Meisters. Eine Unehre wäre es nur, wenn die Heillosen nicht geheilt würden. Das geschieht aber. Ein Beweis dafür ist, daß ihre Zahl stetig wächst. Man denke sich eine Gemeinschaft von heillosen Gesindel, sagen wir, tausend Menschen, Faulenzer, Diebe, Lügner, Unreine u. s. w. Es ist nicht möglich, daß die zusammen bleiben oder gar wachsen. Die evangelische Kirche in China dagegen ist zwar langsam, aber stetig und immer schneller gewachsen. 1844 gab es noch keine zehn evangelische Chinesen. 1853 zählte man

chinesische evangelische Abendmahlsberechtigte 351, 1863: 1974; 1873: 9715; 1883: 21560; 1893: 55093; heute fast 80000. Heillosstes Gefindel wächst nicht also.

Doch wir haben unseren jungen Freund wohl nur zu bedauern, daß er an einen so unzuverlässigen Gewährsmann geriet; selbst gesehen hat er China ja nicht. Seine eigenen Augen sehen gewiß besser. Das Schiff, auf dem er den presbyterianischen Missionar und den Amerikaner von Shanghai kennen lernte, brachte ihn also nach Hawaii. Da konnte er selbst sehen, wie es mit der Mission steht. Leider bekommen wir aber nicht zu hören, was Herr Kunhardt selbst gesehen, sondern nur, was er von anderen gehört hat. Wir müssen uns auch hier mit Nachrichten aus zweiter Hand begnügen. Übrigens versichert er, aus „den zuverlässigsten Quellen“ geschöpft zu haben. Denen erzählt er denn nach, daß es auf den Hawaiiinseln am Ende des vorigen Jahrhunderts ganz herrlich gewesen sei. Die „wahrhafte Nächstenliebe“ stand in einer Blüte, wie man sie in den christlichen Völkern „niemals gekannt“ hat. Es steht zu befürchten, daß dieser junge Kaufmann auf seiner Reise über die Erde die Entdeckung machen wird, daß für die Mission nirgendwo etwas zu thun übrig bleibt. Vor ein paar Jahrzehnten hat ein liebenswürdiger Gegner der Mission geurteilt, die Mission sollte die gebildeten Völker in Ruhe lassen, aber an Raffern, Hottentotten und andere ungebildete Völker könnte sie sich machen. Herr Kunhardt aber ist so grausam auch da keine Mission zu gestatten. Mit seinen geistvollen Freunden von Assuncion verschließt er der Mission die Thür, wo Buddha herrscht, und nun hier diese Naturkinder haben es ohne Buddha auch so weit gebracht in der Nächstenliebe, daß sie die Christen weit übertreffen. Allein die Missionare sind zudringlich und sind dennoch auch nach Hawaii gekommen, und was für welche! Die Geschichte lehrt, daß Missionare des amerikanischen Board nach Hawaii gekommen sind und in einem halben Jahrhundert diese Inseln christianisiert und, wie einsichtsvolle Männer urteilen, leider zu früh die junge Kirche sich selbst überlassen haben. Herr Kunhardt dagegen hat aus seinen zuverlässigsten Quellen geschöpft, daß diese Männer ihr Werk mit einer „Überzeugungsstärke“ begannen, die „jede von ihrer Ansicht abweichende Meinung für unsittlich und menschenunwürdig hielt“. Die Kanakas, wie die dortigen Einwohner heißen, waren in paradiesischer Unschuld nackt. Die Missionare aber erklärten das für Sünde und zwangen sie sich zu Kleidern zu befehlen. Sie hätten doch wissen müssen, daß Kleider Naturvölker langsam, aber sicher der Vernichtung entgegen-



führen. „Mit jedem Jahre“ wurden die Kanakas „widerstandsloser gegen die Krankheiten und Laster, welche die weiße Menschenrasse im Gefolge der Mission einschleppte.“

Daß Kleider Leute machen, wußte man schon lange, daß sie unter Umständen Leute krank machen können, läßt sich auch begreifen. Daß aber ein gekleideter Mensch mit jedem Jahr schwächer gegen die Laster werden mußte, ist schwieriger einzusehen. Charakteristisch ist auch das: „im Gefolge der Mission“. An einigen Orten kamen Weiße vor, an anderen nach den Missionaren und mißbrauchten die Eingeborenen und brachten ihnen schimpfliche Krankheiten und das nennt man: im „Gefolge der Mission“. In Hawaii kamen französische Kriegsschiffe und zwangen die Kanakas ihren Branntwein aufzunehmen, und das heißt: im Gefolge der Mission. Doch wir bitten nur zunächst die Leser im Gedächtnis zu behalten, daß nach Herrn Kunhardt die Kanakas an den Missionaren zu Grunde gegangen sind und noch gehen.

Wie sah es nun in Wirklichkeit auf Hawaii aus, ehe die Missionare kamen? Herr Kunhardt hat das nicht gesehen, aber ein Überbleibsel der alten Zeit hat er doch noch zu sehen bekommen, einen Tanz, wie er früher getanzt wurde, jetzt aber verboten ist. Herr Kunhardt sah ihn sich an, gesteht aber, daß er doch „in Verlegenheit“ gesetzt wurde. Dennoch empfiehlt er „allen Herren unbedingt“ sich diesen Tanz anzusehen. Er wird wohl eine der zuverlässigen Quellen bilden, aus denen der junge Kaufmann geschöpft hat, als er von der unschuldigen Missethat der Kanaka früherer Zeiten erzählte.

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, wo die Nächstenliebe in Hawaii so herrliche Blüten trieb, war dort Kamehameha I. am Regiment. Der war wie Bismarck in unserem Vaterland, der Einiger Hawaiis, und wie bei uns, ist das Einigungswerk nicht anders als mit Blut und Eisen zu stande gekommen. Das ist der Weltlauf, aber daß unter einem kläglich zerrissenen oder mit eiserner Faust geeinigten Volke die Nächstenliebe ungeahnte Blüten getrieben habe, ist doch nicht sehr glaubhaft. Unter diesem Könige kam nämlich der berühmte Reisende Cook nach Hawaii, und die Nächstenliebe der Kanaka war so groß, daß sie den Mann totschlugen. Es war im Jahre 1779, also gerade in der von Kunhardt nach zuverlässigsten Quellen gepriesenen Zeit.

Nebenbei bemerkt hatten die Kanakas damals noch keine Kleider, aber leider konnten sie dennoch den Lastern der Matrosen, Lastern verschiedener Art, schon damals nicht widerstehen. Die Nächstenliebe, die einheimische,

war so groß, daß Mütter häufig Kinder bei der Geburt zu töten pflegten, weil es ihnen zu unbequem war, für sie zu sorgen. Eine besondere Blüte der Nächstenliebe waren auch die unter den Kanakas üblichen Menschenopfer. Ein Kritiker, wie Herr Kunhardt, muß doch bei seinen zuverlässigen Quellen vom Schläfe überwältigt worden sein, daß er ein solch' idyllisches Bild geträumt hat, wie er es von den Kanakas zeichnet.

Dieser Traum verläßt den jungen Kaufmann nicht, so lange er in der Südsee reist. In Tonga kommt es einmal zu einem ganz heftigen Ausfall gegen die Missionare. Vom Schiffe aus sieht er badenden Tonganern zu und kann sich an diesem Bilde der Glückseligkeit nicht satt sehen. Diese Menschen scheinen Kummer und Sorge nicht zu kennen; sie thun nichts als singen, scherzen, laufen, essen und trinken. „Ganz unwillkürlich fragte ich mich: Was wollen die Missionare unter diesen Überzufriedenen? Haben diese Menschen, die sich Priester Christi nennen, keine Ahnung von der eigentlichen Lehre ihres großen Meisters, von dessen Leben und Neigungen, daß sie es unternehmen, ihren eifernden Ansichten zu liebe, ganze Völkerschaften Glücklicher in Unglückliche zu verwandeln? Findet sich für diese Leute in der Heimat kein Feld, segensreich zu wirken, wenn sie ernstlich die Ansicht haben, uneigennützig Gutes zu stiften?“ Die Missionare müssen doch recht verkehrte Leute sein. Man redet oft von ihnen mit biblischem Bilde als den Boten, deren Füße lieblich sind, weil sie herannahen um Frieden zu verkündigen, und die Botschaft, die sie weiter tragen, heißt doch Evangelium d. i. gute Botschaft. Glaubt man aber dem jungen Kaufmann, so sind sie Zerstörer von Freude und Friede. Man kann ihnen gar nicht zutrauen, daß sie uneigennützig Gutes stiften wollen.

Wir wollen mit Herrn Kunhardt nicht darüber reden, ob es nicht eine höhere Glückseligkeit giebt, als die er unter den Tonganern gesehen hat, und ob der „große Meister“ nicht doch etwas Größeres gemeint hat, wenn er davon redete, daß er den Menschen Friede, Freude und Erquickung bringen wolle. Wir können bei gröberen Dingen bleiben. Wenn Herr Kunhardt nicht so sehr jung gewesen, so hätte er vielleicht gedacht, der Schein kann auch trügen; es kommt vor, daß ein Mensch lacht und springt, und darunter birgt sich doch ein tiefes Leid. Aber es ist wahr, auch die, welche die Tonganer nicht nur beim Baden, dem auch minder heitere Menschen nicht gerade mit der Miene eines Leichenbitters obliegen, sondern länger und näher haben kennen lernen, bezeugen, daß die Tonganer ein ausnehmend heiteres, lebenswürdiges Völkchen sind. Aber kennen sie

darum keine Sorge, keinen Kummer? Unter diesem frohen Geschlecht hat man Menschen geopfert. Das ist abgekommen, aber doch opferte man noch Glieder der Hand. Da muß doch wohl ein Kummer da sein, und es lohnt sich wohl ihnen zu sagen, daß Gott weder den ganzen Leib noch eines seiner Glieder begehrt, sondern die Herzen, nicht um sie traurig zu machen, sondern so fröhlich, daß keine Traurigkeit der Welt die Freude töten kann. Auch auf diesen Inseln der Glückseligen giebt es Trauerfälle. Die Tonganer sterben auch. Da haben sie wohl, wenn ein Häuptling starb, eine seiner Frauen in sein Grab gebettet, und die Überlebenden haben ein jämmerliches Klagegeschrei erhoben und dabei sich grausam verwundet. Dies Bild am Grab ist das Pendant zu dem Bild von den lustigen Badenden, das Herr Kunhardt zeichnet. Da hat der Missionar doch wohl etwas zu sagen, das dem Tonganer gut thut. Die hätten es sonst wohl auch nicht angenommen und wären nicht Christen geworden, das Volk mit seinem Könige Georg, der freilich Herrn Kunhardt zu fromm ist.

Doch wir müssen weiter. Wir können nicht alles erwähnen, aber den Besuch auf Neuseeland und was der Reisende über die dortige Mission sagt, dürfen wir doch nicht übergehen. Es ist das nämlich eine Karität. Hier hat Herr Kunhardt doch etwas an den Missionaren zu loben. Sie haben als „wertvollstes Geschenk“ den Maori gebracht . . . das Schwein. Nun das ist nicht gerade das, wozu die Missionare in die weite Welt gehen, aber den Männern, die in den Augen des Verfassers so wenig Verdienste haben, kann man es gönnen, daß sie doch dieses Glück mit dem Schwein in Neuseeland gehabt haben. In Neuseeland waren übrigens in der ersten Hälfte des Jahrhunderts eine „große Anzahl vortrefflicher Männer“ in der Mission thätig. Allerdings hatten sie es auch besonders leicht. „In einem Lande, so philosophiert Herr Kunhardt, in dem keine reißenden Tiere, giftige Amphibien oder schädliche Pflanzen vorkamen, mußte die Bevölkerung im großen und ganzen von gut gesitteter Art sein.“ Die Missionare hatten also „leichte Arbeit“; sie hatten sich ja auch so gut eingeführt mit dem wertvollen Geschenk des Schweines. Freilich ist ihnen doch auch hier nicht mehr gelungen, als nur die äußeren Sazungen den Maori beizubringen. „Den eigentlichen Begriff der Nächstenliebe haben die Maori ebensowenig wie andere in diesem Jahrhundert bekehrte Völker auch nur annähernd erfaßt, geschweige sich zu eigen gemacht.“

Was die „gut gesittete Art“ der heidnischen Maori betrifft, so hätte Herr Kunhardt, das als Hamburger besser wissen können. Auch aus seiner

Waterstadt sind in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts Missionare nach Neuseeland gegangen. Einen von ihnen, Bölkner, haben die Maori getödet und sein Herz gefressen. Das geschah in einem Rückfall in ihr heidnisches Wesen, aber zur Zeit des Heidentums war der Kannibalismus allgemein. Herr Kunhardt wird nicht behaupten, daß es sich mit gutgesitteter Art verträgt, wenn die Menschen einander auffressen. Ob es leichter ist einen gut gearteten Heiden, wie den Tonganer, oder einen Kannibalen wie den Maori, zum Christentum zu bekehren, wäre interessant zu untersuchen. Aber wenn Herr Kunhardt die Lebenserinnerungen des Missionars Wohlers, der auch in Hamburg zum Missionsdienst ausgebildet und von da nach Neuseeland gesandt wurde, lesen wollte, so würde er lernen, daß diese Missionare keine leichte Arbeit gehabt haben, daß es ihnen aber doch gelungen ist, ein klein wenig Verständnis für die Nächstenliebe zu wecken. Wenn das übrigens auch nur „äußere Sägung“ ist, daß die Maori sich nicht mehr wie die heidnischen auffressen, so ist diese Sägung doch wenigstens ein fast ebenso wertvolles Geschenk als das Schwein.

Man muß sich übrigens wundern, daß der junge Kaufmann nicht nur allen in diesem Jahrhundert bekehrten Völkern, sondern insbesondere auch den Maori jedes Verständnis der Nächstenliebe abspricht. Er glaubt nämlich, daß die Maori von Hawaii stammen, also mit den Kanakas verwandt seien. Nun fand Herr Kunhardt es so unnötig, daß die Missionare nach Hawaii gingen, denn da war schon gegen Ende des letzten Jahrhunderts die Nächstenliebe so in Blüte, wie nie in christlichen Ländern. Das ist ein ethnographisches Rätsel; von zwei verwandten Völkern zeitigt das eine ganz aus sich heraus eine Tugend in ungewöhnlicher Schöne, während das andere auch nicht einmal die importierte Tugend im geringsten verstehen kann.

Das ist aber nicht das einzige ethnographische Rätsel, das über diesen verwandten Völkern schwebt. Ich hat nicht zu vergessen, daß nach Herrn Kunhardt die Kanakas durch Schuld der Missionare ausstarben, weil diese ihnen Kleider aufgenötigt haben. Die Maori zeigen auch darin ihre Verwandtschaft, daß sie gleichfalls aussterben. Wie erklärt der Verfasser sich hier bei den Maori das Aussterben? Er citiert Herrn von Hochstetter, der dies aus dem Kampf ums Dasein erklärt. Nach ihm ist es ein Naturgesetz, daß in allen Weltgegenden die Eingeborenen beim Erscheinen der Europäer mehr und mehr sich vermindern und allmählich aussterben. Also nicht die Kleider haben es gethan, sondern das allerdings unerklärte Naturgesetz. Es ist nicht billig, daß man in Hawaii den Missionaren



Schuld giebt, was man in Neuseeland aus einem allgemeinen Naturgesetz erklärt. Wenn die Wanderungen eine neue Auflage erleben, so würden wir Herrn Kunhardt vorschlagen, dieses polynesishe Geschlecht entweder überall an den Kleibern oder überall an dem Naturgesetze sterben zu lassen und sie entweder überall für unfähig zu erklären, die Nächstenliebe zu verstehen oder überall fähig die schönste Blüte derselben hervorzubringen. Beides mit einander geht keinesfalls, aber besser wäre es noch, wenn er weder das eine noch das andere behaupten wollte, denn beides ist unrichtig.

Das Naturgesetz, das Herr von Hochstetter aufstellt, ist ein abergläubisches Dogma einiger Naturforscher, das man angesichts entgegenstehender Thatfachen längst hätte aufgeben sollen. In Ostindien, in West-Afrika und im Süden Afrikas mehren sich die Eingeborenen neben dem Europäer so, daß hier und da den Europäer ein Grauen antommt, wie den Pharao, als er Israel sich so mehren sah. Einige Nationen allerdings sterben aus, und die Berührung mit den Weißen, besonders mit seinen Lastern, ist wohl ohne Zweifel ein Faktor, der mitwirkt. Aber z. B. Missionar Wohlers und auch andere haben gute Gründe dafür angeführt, daß dieser Prozeß bei den Maori schon vor sich ging, als die Weißen noch nicht da waren, daß der Übergang zum Christentum diesen Prozeß aber zum Stillstand gebracht habe, und daß der Rückfall ins Heidentum durch die Hau-hau Bewegung leider diese Besserung wieder habe verschwinden lassen. Auch unter anderen aussterbenden Völkern hat man partiell diese Beobachtung gemacht und den Beweis bekommen, daß wenn die Weißen an dem Aussterben schuld sind, es am allerwenigsten die Missionare sind.

Wenn man so diesem jungen Kaufmann um die Erde folgt und seine Urteile hört über die Mission, so bekommt man kein großes Vertrauen zu seinem Urteil. Aber ein Zeugnis von ihm müssen wir doch noch hören aus dem letzten Heidenlande, das er vor seiner Heimkehr besucht. Wie wir schon bemerkten, war er auch in Südafrika. Hier wie überall erzählt er manches Interessante. Es ist auch sehr anerkennenswert, daß er nicht davor zurückscheut Dinge zu sagen, die augenblicklich in Deutschland gar nicht populär sind. So stimmt sein Bild von den Buren durchaus nicht mit dem falschen Bild, das man seit ein paar Jahren in Deutschland sich aus angeblichem Patriotismus von ihnen glaubt machen zu müssen. So wie er von der Mission redet, fällt er aber in die Schwächen zurück, die wir an so manchem Orte an ihm wahrnehmen.

Wir erwähnten schon, daß er auch hier anscheinend sich gar keine Mühe gegeben hat, die Mission wirklich kennen zu lernen, und daß auch seine deutschen Landsleute ihn nicht reizten sich ihre Arbeit einmal anzusehen. Er war in Prätoria und hat sich vieles angesehen. Wie leicht wäre es gewesen den dortigen Berliner Missionar und seine Gemeinde von fast 2000 Seelen kennen zu lernen! Aber nein, davon hört man nichts, dagegen erlaubt sich der junge Mann doch über das Werk dieser Männer zu urtheilen. Er hört allgemein, daß Kaffer und Zulu von Natur „so lange sie ohne Einfluß der Missionare sind“ ein angeborenes Gefühl der Redlichkeit haben. „Die nicht christlich geschulten Zulus,“ so behauptet er, sind anhänglich an ihre Herrschaft. Also hier stören die Missionare nicht nur die Fröhlichkeit der Eingeborenen, wie auf Tonga, oder verderben deren Körper, wie auf Hawaii, sondern selbst die Moral der Eingeborenen ist vor diesen unglücklichen Menschen nicht sicher. Da werden die Missionare in Südafrika es wohl so machen, wie nach dem Herrn von Shanghai die in China, daß sie, wenn sie einen Dienstboten annehmen, um alles nicht einen durch die Mission verdorbenen Christen, sondern lieber einen unverdorbenen, von Natur ehrlichen, anhänglichen Heiden dazu nehmen.

Das ist selbstverständlich eine thörichte Rede, daß die Missionare selbst sich wohl hüten einen Christen als Dienstboten anzustellen. Überall in den Missionarshäusern findet man christliche wie auch heidnische Dienstboten. Wie sollten sie ihren Christen das Geringere des Dienstes in ihrem Hause nicht anvertrauen, da sie Tausende doch mit dem größeren, mit dem Dienst in Kirche und Schule betrauen? Auch in China hat man ein viertel Tausend einheimischer Pastoren und mehr als 3000 andere Missionsbeamte. Aber es ist sehr wohl möglich und psychologisch gut zu erklären, daß die Eingeborenen, die durch die Mission nicht besser werden, schlechter werden, als sie waren. Ein geschulter Taugenichts ist immer schlimmer als ein ungebildeter. Und die außerhalb der Mission stehenden Weißen bekommen gerade sehr häufig diesen Abfall der Christen. Wenn einer der vielen Angestellten in der Mission sich etwas zu schulden kommen läßt, so wird er entlassen und läuft zu den Europäern, die ihn unbesehen nehmen, um nachher über die Zöglinge der Mission zu schimpfen. In den Küstenstädten sind die Missionare oft ängstlich den Knaben und Mädchen eine bessere Bildung zu geben, weil die Europäer dann mit höheren Löhnen die Schüler an sich locken. Ein Kaufmann begründete sein schamloses Begehren nach einem in der Mission ausgebildeten Mädchen

damit, daß man es ihm nicht verdenken könne, wenn er ein gebildetes Mädchen einem ungebildeten vorzöge. Mit Ausnahmen ist es zum Theil der Abfall der Missionsarbeit, den die Europäer bekommen, aber auch den ziehen sie den von der Mission unberührten Heiden so weit vor, daß selten ein weggelaufener oder weggejagter Missionszögling ohne Anstellung bleibt.

Bis zuletzt zeigt sich unser Weltreisender schlecht unterrichtet, ohne Verständnis für die Mission und bereit — mit Verlaub gesagt — den Klatsch, der unter den Weißen über die Mission herumgetragen wird, als wohlbegründetes Zeugnis eines Augenzeugen weiter zu geben. Und er ist keineswegs der Schlechtesten einer. Auch jene widerwärtige Überhebung des weißen Mannes über den farbigen zeigt sich nicht bei ihm. Und doch so viel Unkenntnis, Oberflächlichkeit und Verständnislosigkeit! Wieviel könnten unserer Mission die Kaufleute, Seeleute und Reisenden nützen, wenn sie, auch ohne innerlich derselben zugethan zu sein, nur als gerechte Augenzeugen, die sich Mühe gegeben die Verhältnisse kennen zu lernen, von ihrem Standpunkte aus berichten und auch kritisieren wollten! Besser freilich noch wäre es, wenn sie mit dem Glauben und der Sittlichkeit der missionierenden Kirche im Einklang ständen. Es wäre doch in der heimatlichen Kirche zu erwägen, woher es kommt, daß von den in ihr Getauften und Konfirmierten so ungemein wenige, wenn sie über das Meer fahren, Christenglauben und Moral bewahren und im stande sind ein Werk, das der Herr seiner Kirche befohlen hat, auch nur zu verstehen. Es muß doch in der Kirchenarbeit etwas nicht ganz in der Ordnung sein.

# Inhalt.

## I. Missionsgeschichte.

Seite

Das Missionswerk der Vereinigten Presbyterianer von Schottland. Von P. Strümpfel . . . . .	3, 49
Die Neufirkhener Missionsanstalt. Von J. Stursberg . . . . .	12, 67, 117
Professor Legge †. Von Hartmann . . . . .	19
Die fünfte nordisch-lutherische Missions-Konferenz. Von Pastor Berlin . . . . .	26
Ein Brief des Freiherrn von Welz. Von P. Erdmann . . . . .	74
Übersicht über den Stand der deutschen evangelischen Missionen Ende 1896. Von P. Döhler . . . . .	76
Die Mission der Brüdergemeine und die Mortonsche Erbschaft. Von Buchner . . . . .	84
Die Entwicklung der Batamission im letzten Jahrzehnt (1886—1896). Von Joh. Warned . . . . .	97, 145
Alaska und die Mission daselbst. Von D. G. Kurze . . . . .	108, 153
Eine australische Professorsfrau und die Londoner Südseemission. Von D. G. Kurze . . . . .	181
China und die chinesische Mission. Von D. Warned . . . . .	193
Politik und Mission in China. Von D. Warned . . . . .	207
Ein japanisches Symposion. Von Rev. Speer . . . . .	217
Die Bedeutung A. G. Franckes und des Halle'schen Waisenhauses für die evangelische Heidenmission. Von D. W. Germann . . . . .	241
Die 3. internationale Studenten-Missions-Konvention. Von W. Behrendt . . . . .	278
Propst Jens Vahl †. Ein Wort der Erinnerung. Von D. G. Kurze . . . . .	316
Die Schleswig-Holsteinsche evang.-lutherische Missionsgesellschaft in Breklum. Von Missionsinspektor P. Bahnsen . . . . .	403
Die Mission auf der Insel Nias von 1884—97. Von Missionar H. Sundermann . . . . .	446
Die katholische Mission auf dem deutschen Katholikentage zu Krefeld. Von D. G. Warned . . . . .	481
Die Kaiserswerther Diakonissenarbeit im Morgenlande eine Missionsarbeit. Von P. A. Schreiber . . . . .	491

## II. Missionstheorie.

Mein Sammelbuch. Von P. Kähler . . . . .	79
Verderbliche Volksitten auf Nias. Von Missionar H. Sundermann . . . . .	172
Die heimatlische Missionsarbeit in England und Deutschland. Von Julius Richter . . . . .	261



	Seite
Die Entwicklung und Organisation des englischen Missionslebens. Von Julius Richter . . . . .	289
Die Bedeutung der Apostelgeschichte für unsere heutige Missionszeit. Von Missionsdirektor C. Buchner . . . . .	304, 337
Einige Blicke in die katholische Missionspraxis in China. Von D. Warneke . . . . .	345, 415
Giebt das Neue Testament für alle Zeiten bindende Vorschriften über die Methode der christlichen Mission. Von D. F. M. Zahn . . . . .	385
Die christliche Mission und der soziale Fortschritt. Von Dr. W. Schott . . . . .	433, 529
Die sprachlichen Verhältnisse der Himalayamission der Brüdergemeine. Von Missionar Francke . . . . .	439
Ein schweizerisches Missionsfest. Von D. Grundemann . . . . .	474

### III. Missionsrundschan.

Der Kongo. Von P. Berlin . . . . .	26
Westafrika I., II., III., IV., V. Von F. M. Zahn . . . . .	86, 127, 226, 283, 320, 358
Niederländisch-Indien. Von Dr. Schreiber . . . . .	417
China I., II. Von D. Grundemann . . . . .	508, 566

### IV. Missionsliteratur.

Bräunlich: Bilder aus dem heiligen Lande . . . . .	527
Brune: St. Paulus als Missionar . . . . .	383
Burkhardt: Die Mission der Brüdergemeine in Missionsstunden. Heft 3 . . . . .	479
Cooper: Aus der deutschen Mission unter dem weiblichen Geschlechte in China . . . . .	288
Correvoon: Am Sambesi. Eine afrikanische Reise . . . . .	45
Dalton: Johannes Gopner. Ein Lebensbild aus der Kirche des 19. Jahrhunderts . . . . .	190
Dennis: Christian Missions and Social Progress . . . . .	143
Eppler: Wie wecken und pflegen wir das Missionsinteresse in unseren Gemeinden? . . . . .	383
— Ein Gang durch die Missionsliteratur mit besonderer Berücksichtigung der Basler . . . . .	383
Falke: Buddha, Mohammed, Christus II . . . . .	238
Fries: Geschichten und Bilder aus der Mission. Heft 16 . . . . .	191
— Die Franckeschen Stiftungen in ihrem zweiten Jahrhundert . . . . .	384
Fritschel: Geschichte der lutherischen Kirche in Amerika II . . . . .	44
Gehring: Land und Volk der Tamulen und die Missionsarbeit unter denselben . . . . .	384
Geschichte der deutschen evangelischen Kirche und Mission im heiligen Lande . . . . .	526
Giesebrecht: Die Behandlung der Eingeborenen in den deutschen Kolonien . . . . .	47
Grössel: Die Mission und die evangelische Kirche im 17. Jahrhundert . . . . .	43
Gründler: Geschichte der Bawenda-Mission in Nordtransvaal . . . . .	383
Handmann: Überblick über das Gebiet der ev.-luth. Mission im Tamulenlande . . . . .	383
Hertzberg: Aug. Herm. Francke und sein Halle'sches Waisenhaus . . . . .	240
Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1898 . . . . .	142

<b>Krupabai Sattthianadhan: Ramala. Eine Geschichte aus dem Hindu-</b> <b>leben . . . . .</b>	<b>Seite</b> <b>527</b>
<b>Rühne: Tagebuchblätter beschrieben während der Jahre 1891—1895 in Süd-</b> <b>afrika . . . . .</b>	<b>382</b>
<b>Leipziger Traktate . . . . .</b>	<b>142</b>
<b>Dhler: In der Einsamkeit einer Südseeinsel . . . . .</b>	<b>288</b>
<b>Paul: Die Mission in unseren Kolonien. Heft 1 . . . . .</b>	<b>140</b>
<b>— Missionsstunden von Dietel. Heft 2 . . . . .</b>	<b>527</b>
<b>Richter, J.: Evangelische Mission im Nyasalande . . . . .</b>	<b>94</b>
<b>— Aus dem kirchlichen und Missionsleben Englands und Schottlands . . . . .</b>	<b>479</b>
<b>Schneider: Theologisches Jahrbuch auf das Jahr 1897 . . . . .</b>	<b>44</b>
<b>— Theologisches Jahrbuch für das Jahr 1898 . . . . .</b>	<b>142</b>
<b>Schneider, H. G.: Eine Magd des Herrn . . . . .</b>	<b>527</b>
<b>— Mapoon oder wie man den Grund zu einer Mission legt . . . . .</b>	<b>527</b>
<b>Schürmann: Zur Geschichte der Buchhandlung des Waisenhauses und der</b> <b>Gansteinschen Bibelanstalt in Halle a. S. . . . .</b>	<b>240</b>
<b>Steinecke: Georg Müller, Prediger zu Bristol. Ein Abriß seines Lebens</b> <b>und eine Auswahl seiner Reden. . . . .</b>	<b>384</b>
<b>Straelen, C. van: Missions catholiques et protestantes au Congo . . . . .</b>	<b>428</b>
<b>Strümpfel: Wegweiser durch die wissenschaftliche und pastorale Missions-</b> <b>litteratur . . . . .</b>	<b>142</b>
<b>Stursberg: Gedendblätter aus der Geschichte der Waisen- und Missions-</b> <b>anstalt in Neufkirchen I. . . . .</b>	<b>95</b>
<b>— J. Hudson Taylor und die China-Inland-Mission . . . . .</b>	<b>141</b>
<b>Thornton: Africa waiting- or the problem of Africas evangelization . . . . .</b>	<b>45</b>
<b>Uhlhorn: Kämpfe und Siege des Christentums in der germanischen Welt . . . . .</b>	<b>46</b>
<b>Vahl: Missions to the Heathen in 1895 and 1896 . . . . .</b>	<b>188</b>
<b>Voskamp: Zerstörende und aufbauende Mächte in China . . . . .</b>	<b>383</b>
<b>Warneck: Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen von der Re-</b> <b>formation bis zur Gegenwart . . . . .</b>	<b>237</b>
<b>— Christiane Kähler. Eine Diakonissin aus dem Missionsfelde . . . . .</b>	<b>528</b>
<b>Würz: Soll ich Missionar werden . . . . .</b>	<b>288</b>
<b>Wendebourg: Die freie Mission, ein Werk der Kirche . . . . .</b>	<b>480</b>

### V. Beiheft.

<b>Blicke in den Gedankengang der Apostelgeschichte als Missionsgeschichte. Von</b> <b>A. Frid . . . . .</b>	<b>1, 17</b>
<b>Skizzen aus dem englischen Missionsleben. Von Julius Richter . . . . .</b>	<b>6, 25, 65</b>
<b>Wie wir den Papua das Evangelium bringen. Von Missionar G. Runze . . . . .</b>	<b>13</b>
<b>Ein Fall aus Tausenden. Von Hanna Rhiem, Senanalehrerin . . . . .</b>	<b>33</b>
<b>Biblische Ansprache auf der Hauptversammlung der sächs. Provinzial-Missions-</b> <b>konferenz. Von Prof. D. Sering . . . . .</b>	<b>61</b>
<b>Was ein junger Kaufmann auf seiner Weltreise von der Mission erfuhr. Von</b> <b>D. F. M. Zahn . . . . .</b>	<b>73</b>







Algemeine Missions-Zeitschrift

v.25  
1898

CBPaG

GTU Library



00251 3467



